P
Za Slav
A

ARCHIV

FÜR

SLAVISCHE PHILOLOGIE.

UNTER MITWIRKUNG

VON

A. BRÜCKNER, BERLIN,
A. LESKIEN, LEIPZIG,
W. NEHRING, BRESLAU,
F. FORTUNATOV, ST. PETERSBURG,
J. GEBAUER, PRAG,
C. JIREČEK, WIEN,
ST. NOVAKOVIĆ, BELGRAD,
A. SOBOLEVSKIJ, ST. PETERSBURG.

HERAUSGEGEBEN

VON

V. JAGIĆ.

ACHTUNDZWANZIGSTER BAND.

530887
4 12. 51

BERLIN,
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG.
1906.

PG
1
.R8
Ov.28

Inhalt.

Abhandlungen. Seite

Ein urslavisches Entnasalierungsgesetz, von Norbert Jokl 1
Einige Streitfragen, c. 7—9, von V. Jagić 17
Wortdeutungen, von Evald Lidén 36
Zur Präsensfrage perfektiver Verba im Slovenischen, von J. Mencej 40
Marko Bruère Desrivaux als ragusanischer Dichter, von J. Nagy . . 52
Die böhmische Paraphrase der Distichen des Johannes Pinitianus zu Petrarka's »De remediis utriusque fortunae«, von Oskar Donath 76
Volksetymologische Attribute des heil. Kyrikos, von Em. Kałużniacki 84
Wann wurden die Reliquien des serbischen heil. Sava verbrannt?, von Aleksa Ivić 90
Prosodisches und Metrisches bei Karel Jaromir Erben, mit besonderer Berücksichtigung des Gedichtes »Záhořovo lože« (Fortsetzung), von Jaroslav Sutnar 94, 292
Cyrillo-Methodiana, eingeleitet von V. Jagić. 161
I. Vita Cyrilli, von V. Lamanskij 162
II. Thesen zur Cyrillo-Methodianischen Frage, von A. Brückner. 186
III. Beiträge zur Quellenkritik der cyrillo-methodianischen Legenden, von Iv. Franko. 229
Zur Frage nach dem Verhältnisse der Freisinger Denkmals zu einer Homilie von Klemens, von W. Vondrák, mit Zusatz von V. J. 256
Bemerkungen zu Prof. Baudouin de Courtenay's »Kurzem Resumé der kašubischen Frage«, von Julius Koblischke 261
Die älteste böhmische Sprichwörtersammlung, von V. Flajšhans .
Urkundliche Beiträge zur Biographie des Dichters Relković, von Aleksa Ivić 345
Nicolaus Krajačević — Peter Petretić, von Martin Hajnal 315
Prosper Mérimée's Mystifikation kroatischer Volkslieder, von T. Matić (Fortsetzung folgt 321
Vermischte Beiträge zum slavischen etymologischen Wörterbuch, von K. Štrekelj 481
Polonica, von A. Brückner 539
Rumänische Beiträge zur slavischen Götterlehre, von M. Gaster . . 575

Seite

Wer ist der Übersetzer der »Neunzehn serbischen Lieder« in Försters Sängerfahrt?, von Stjepan Tropsch 584
Paul Ritter Vitezović, Beiträge zu seiner Biographie, von Fr. Snopek 593
Badňak und Kolenda in den ungarischen Quellen, von Milan von Šufflay 601
Einige Bemerkungen zu diesem Aufsatz, von Oskar Asbóth 610

Kritischer Anzeiger.

Ljapunov, Die Formen der altkirchenslav. Deklination, angez. von V. Jagić 117
Hirt, Der ikavische Dialekt im Königreich Serbien, angez. von A. Belić 125
Brückner, Geschichte der russischen Literatur, angez. von Alexis Wesselofsky 128
Brückner, Über Nikolaus Rej. Kritische Studien, angez. von W. Nehring 139
Grabowski, Literarische Studien über das heutige Kroatien, angez. von D. Prohaska 142
Łepki, Polnische Übersetzung des Igorliedes, angez. von Bohdan Lewickyj 145
Wallner, Deutscher Urmythus in der tschechischen Ursage, angez. von G. Ad. Thal 150
Sket, Chrestomathie der sloven. Literatur, angez. von Fr. Kidrič . 152
Die serbokroatische Volkspoesie in der deutschen Literatur (Ćurčins Werk), angez. von M. Murko 351
Zur slavischen Runenfrage (Leciejewski's Werk), angez. von V. Jagić 385
Anna Meyer, Russische Volksmärchen in deutscher Übersetzung, angez. von G. Polívka 392
Über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der böhmischen Literaturgeschichte, angez. von Oskar Donath 400
Zamotin, Romantik in der russ. Literatur, angez. von D. Prohaska 409
Mitrović Studi sulla letteratura serbo-croata, angez. von J. Nagy . . 416
Nikolić, Il Serto della Montagna, angez. von J. Nagy 418
Wilpert, Le pitture della basilica primitiva di San Clemente, angez. von M. Rešetar 421
Ivanišević, Poljica; Bratić i Dedić, Igre, angez. von M. Rešetar . . 430
Kleinere lexikalische Hilfsmittel für die slavischen Sprachen, angez. von V. Jagić 431
Die slavische Liturgie in Polen (auf Grund des Werkes von Szeześniak, einer Anz. von Ptaszycki und einer Abh. von Sobolevskij), angez. von Fr. Kidrič 614
Bartocha, Böhmisches an der Olmützer Hochschule, angez. von Mil. Hýsek 623

Seite

Kleine Mittheilungen.

Поша јаньичарска — Poša jańičarska, par St. Novaković 158
Čech. kostel, von P. Kretschmer. 159
Slavische Etymologien, I., von G. Iljinskij 160
Drawäno-Polabisches, von Julius Koblischke 433
Das sogenannte Müller'sche Vaterunser — eine plumpe Mystifikation, von Julius Koblischke 444
γ in skythischen Wörtern bei Herodot, von A. Sobolevskij . . . 449
Slavische Ftymologien, II.—VI., von G. Iljinskij 451
Параспор-*Παρασπορά*, par St. Novaković. 463
Dĕbrc et Kocèļeva en Serbie, au sud de la Save, par St. Novaković 464
Einige Lehnwörter im Kroatischen, von P. Skok 467
Zur serbokroatisch-protestantischen Literatur des XVI. Jahrhunderts, von M. Rešetar 468
Über die Provenienz der Kiever Blätter und der Prager Fragmente, von W. Vondrák 472
Wie soll man I B. 4—5 der Prager glagolitischen Fragmente lesen?, von B. Ljapunov 478
† Professor Anton Kalina, von V. Jagić. 480
Ein Brief Palacky's, von Aleksa Ivić. 628
Serbische Volkslieder über den Abgang des heil. Sava zu den Mönchen, von Vladimir Ćorović. 629
† Alexander Nik. Wesselofsky, von V. Jagić. 634
† Marin St. Drinov, von B. Ljapunov 637
† Martin Hajnal, von V. Jagić 640

Sach-, Namen- und Wortregister, von A. Brückner 641

Ein urslavisches Entnasalierungsgesetz.

Dieser Lautwandel wird durch folgende Etymologien erwiesen:

1) ksl. *blaznъ* error, scandalum, *blaznъ* scandalum, russ. *blazenъ* junger, leicht verführbarer Mensch, Spaßmacher, Spaßvogel, *blaznь*, *blaznъ* Verführung, č. *blázen* Narr, Tor, Spaßmacher u. s. w.: ksl. *blęsti*, *blędą* errare, delirare, nugari, das also die gleichen Bedeutungsnuancen wie *blaznъ* im Ksl., bezw. in den modernen Slavinen zeigt. Miklosich Lex. pal.-sl. S. 30 (zweifelnd im E. W. s. v.) und Joh. Schmidt, Vocal. 2, 117 stellen *blaznъ* zu russ. *blagój* starrköpfig. — Als Grundform für *blaznъ* u. s. w. hätten wir demnach **blęd-zn-* anzusetzen. Was nun das *ę* anbelangt, so besteht für **blęd-zn-* wie für *blędą* an sich die Möglichkeit, es als *e* + *n* oder als sg. nasalis sonans, die konventionellermaßen mit *n̥* bezeichnet sei, aufzufassen (Brugmann, Grdr. I², 390). Die folgende Darstellung wird nun zeigen, daß die erste der beiden angeführten Möglichkeiten entfällt, wir demnach *blaznъ* aus *blnd-zn-* abzuleiten haben. Ebenso wird sich uns eine Zwischenstufe zwischen *n̥* und *ę*, mit andern Worten eine Vorstufe des *ę*, soweit es aus *n̥* entstanden ist, ergeben. Das suffixale Element *-zn-* in der angesetzten Form ist dasselbe wie in *bojaznь*, *čajaznь*, *žizn̥* u. s. w. Russ. *blaznъ* zeigt faktitive Bedeutung, wie ja auch slov. *bluditi* (Miklosich, Gramm. 2, 437) transitiv, ksl. *bląditi* intransitiv ist.

2) russ. *glazъ* das Auge: ksl. *ględati*, *ględĕti* videre, russ. *gljadĕtь* sehen. Neben *glazъ* findet sich im russ. das gleichbedeutende *gljadělka*. Matzenauer, Cizí slova S. 167 hält *glazъ* für fremd und zieht anord. *glaezi* heran, ähnlich stellt es Nehring I. F. 4, 402 zu mhd. *glaren*, während Zupitza K. Z. 37, 398 Urverwandtschaft zwischen dem russ. und mhd. Wort annimmt. — Als Grundform erhalten wir also *ględ-z-*. Den suffixalen Charakter des *-z-* zeigt das Nebeneinander der beiden gleichbedeutenden Denominativa russ.

verchogljádničatь und *verchoglázitь* gaffen, Maulaffen feil haben; *verchogljadničatь* gebildet wie *nachlébničatь* Kostgänger sein. — Das Suffix *-z-* zeigt sich auch in: russ. *náslǔzъ sluzъ* Aufwasser neben *náslǔdъ sludъ*; *sluzy* (Tver) eingefrorene Pfützen neben *sludy* versumpfte Wiesen; russ. *gruzъ* Last < *grąd-z-* neben *grustь* Kummer < *grąd-t-*: lit. *grimstù*, *grimzdaũ*, ksl. *gręznąti*. Über das Suffix in diesem slav. Worte sowie darüber, daß auch für das slav. von einem **gremd-* auszugehen sei, vgl. Zupitza, K. Z. 37, 398 gegen Walde, K. Z. 34, 518, der ein sl. *greng-* angesetzt hatte; ferner *kolozina* = *kolóda* (Dalь), russ. *rymzá* der Greiner, Plärrer, *rymzátь* neben *rymónitь*; russ. *golьjá* Zweig, č. *haluz*, poln. *gałąź*, gen. *-ęzi*. Weitere Beispiele für dieses Suffix werden wir im folgenden kennen lernen.

3) Genau wie russ. *glazъ* erklärt sich das über die meisten slav. Sprachen verbreitete *laz-*: p. *łazy* urbar gemachte Fläche, Sumpffläche, č. *laz* Lehde, Bergfläche, slov. *laz* Neubruch, Rodeland, s.-kr. *lȁz* (= *kao mala njiva, mjesto, gdje je mnogo šume isječeno*), russ. *lazína* lichte Stelle im Walde, klr. *laz* kleine Waldwiese, also < *lęd-z-*: ksl. *lędina* terra inculta, russ. *ljádá* ein mit jungem Holz bewachsenes Feld, Neubruch, Rodeland, nasser Boden, Sumpffläche, č. *ladem ležeti* brach liegen, slov. *ledina*, s.-kr. *lèdina* ungeackertes Land; deutsch *Land*. Die Stufe, die wir gemäß dem bei *blaznь* Bemerkten für das vorauszusetzende **lęd-z-* anzunehmen haben, nämlich *ą* findet sich auch im anord. *lundr* Hain, apr. *lindan* Tal.

4) ksl. *naprasьno* subitus, praeceps, russ. *naprásno* unnütz, vergebens, Nordrußl. unerwartet, plötzlich: ksl. *naprędati* insilire. Zur Bedeutungsentwicklung ist zu vergleichen: russ. *nabégomъ* mit einem Ansatz, Anlauf, plötzlich. Die Grundform ist sohin: **na-pṛnd-s-*. Dieser Fall stellt sich den vorigen an die Seite, da ja im Slav. die Gruppen *tṛnt-* und *trṇt-* den Lauten nach zusammenfielen. Zupitza, K. Z. 36, 54 ff.

5) č. *tasiti* (das Schwert) ziehen, zücken, schwingen, stoßen; russ. *táska* das Ziehen, Schleppen, *tazátь* an den Haaren ziehen, zausen: gr. *τείνω*, ai. *tanóti* dehnt, spannt, lit. *tį̃sis* der Zug, Fischzug, also Grundform *tn̥-s*. Miklosich, Et. W. S. 347 gibt als Bedeutung für č. *tasiti* bloß »schwingen, stoßen« an. Eine Widerlegung dieser Ansicht mit Belegstellen gibt Kott s. v. Cf. übrigens auch schon Jungmann bei dem Compos. vytasiti (5, 368) = *vytáhnouti* heraus-

ziehen. *tasavý* = *trhavý*. Zur Bedeutungsentwicklung von *tasiti* ist deutsch *zücken*, Intensivum zu *ziehen* zu vergleichen.

6) č. *hasák* Sense, Rechensense: ksl. *žęti*, *žьnją* demetere, also *gn̥-s-*. Das Wort ist beweisend für die relative Chronologie unseres Lautwandels, der demnach vor die Zeit des ersten Palatalismus fällt. Ebenso ist zu beurteilen

7) russ. *gasátь* ein Pferd tummeln, č. *hasati* sich herumtummeln, *hasák* der Unbändige: ksl. *gnati*, *ženą* pellere < *gn̥-s-*. Hieher gehört auch č. *hastroš* Vogelscheuche < *gn̥-s-(t)-r-oš-* (mit einem zwischen *s-* und *r-* suff. entwickelten *t*): Miklosich, Gramm. 2, S. 85. — Dieselbe Funktion des *s*-Determinativs wie in *gasátь*, nämlich Verwendung zur Intensivbildung, sehen wir in č. *drásati* ritzen: ksl. *dьrati*, *derą* (Miklosich, Gramm. 2, S. 475), in slov. *plasati* potenter ardere: ksl. *planą* (a. a. O. S. 471), ferner in russ. *kromsátь* zerstücken, zerfetzen: *kromitь* abteilen. Von einem solchen Verb ist auch für č. *hasák* Sense auszugehen.

8) russ. (veraltet u. Westrußl.: Pavlovskij) *pasъ* ausgetretene Spur (des Wildes): Nordruss. *pjatnikъ* Spur, Fährte, *penь* Hasenspur, *pnutь*, *pinátь* einen Fußtritt geben, mit Füßen treten. Die ganze Sippe gehört zu gr. *πάτος*, lt. *pons*, sl. *pątь*. *pasъ* geht also auf *pn̥t-s-* zurück (das Suffix *-s-* wie in *kąsъ*: lit. *kandù*, russ. *prusъ* Wander-, Zugheuschrecke < *prąd-s-*: *prędati*). Für die Erkenntnis der Lautgestalt der nasalis son. im Slav. wichtig ist russ. *penь* < *pьnь*. **pьnь* vereinigt sich mit dem aus den verwandten Sprachen erschließbaren *pn̥t-* nur als *pьnt-nь*, enthält demnach ein *n*-Suffix. Die Assimilation des dentalen Verschlußlautes an das folgende *n* (cf. ksl. *povonь* diluvium: *vodo* : *vẽnd*, *ἔδνα*) trat also hier ein, bevor im slav. Nasalvocale entstanden. **pьnt-nь* zu dem aus *pjatnikъ* erschließbaren **pęt-ьn-*, **pьnt-ьn-* wie *povonь* < *povod-nь* : *povod-ьnь*. Genau dieselbe Behandlung der Gruppe Vocal + *ntn*, *ndn* wie *penь* zeigt č. *proný* rasch, ungestüm neben dem gleichbedeutenden *prudký*, also < *prond-n-*, ferner russ. *krony* Haspel, Winde: ksl. *krątiti*, < *kront-n-*, cf. d. *Winde*, s.-kr. *vîtao* Winde, endlich magy. *bolony* Tollkirsche, was auf ein slav. **blonь* als Quelle weist < *blond-n-*. Der inlautende Vocal im č. und russ. zeigt, daß hier niemals der Nasal *ą* gestanden haben kann. Das inlautende *ь* in **pьnь* lehrt nun, daß die von Pedersen, K. Z. 38, 323 vorgetragene Ansicht, wonach *n̥* im slav. direkt zu *ę* geworden sei, zu modifizie-

ren ist: dem *ę* muß eine Stufe *en* voraufgegangen sein. Zuzustimmen ist jedoch Pedersen, wenn er bestreitet, daß der lit. und der slav. Reflex der nasalis son. von *in* als gemeinsamer Vorstufe ausgegangen seien. Denn in der Tat hätte *in* im slav. nur *ъ* ergeben können, so z. B. im accus. sing. der *i*-Stämme, *kostь*. Hält man den accus. *kostь* mit **pьnь* zusammen, so ergibt sich die Konsequenz, daß in *in n* schwand, noch bevor idg. *i* zu *ъ* geworden war. Es fragt sich noch, wie das erwähnte Verbum *pnuti* mit *pęt-* zu vereinbaren sei. *pnuti* ist natürlich Neubildung, wie *tnuti* gegenüber ksl. *tęti*, č. *títi* hauen; die ursprüngliche Form ergibt sich noch aus dem iterat. *pínáti* und aus ksl. *zapęti* impedire. Aber auch **pęti* kann nicht die lautgesetzliche Form sein; wir erwarten vielmehr *pęsti*, das auch tatsächlich im russ. *zapjásti* (neben dem analogischen *zapjáti* und *zapnúti*) vorliegt. *pęti* ohne *s* erklärt sich daraus, daß das Verbum im aor. mit *pęti* spannen zusammenfiel: *pę(t)s*; vom aor. aus wurden dann *t*-lose Formen neugebildet. Im Inf. *zapjásti* konnte sich das *s* nach Fällen wie *zębsti* halten, anderseits auch zur Bildung von *kljásti* für *kljáti* beitragen.

9) ksl. *krasьnъ* pulcher, formosus, *krasьno* adv. ornate, r. *krasá* Schönheit, Zierde, Schmuck, russ. (usw.) *krásnyj* schön, rot: ksl. *kręnąti* deflectere, *krątiti* torquere. Die Zugehörigkeit von *krasa* und seiner Sippe zu *kręnąti* zeigt sich in folgenden Bedeutungsparallelen: russ. *krasítь* schmücken, zieren — *krutá* Einfassung, Verzierung an Heiligenbildern, *krutítь* neben drehen, winden auch ankleiden, aufputzen, *kručélьščina* das Weib, welches die junge Frau nach der Trauung kämmt und ankleidet; *pokrása* Verzierung, Putz, Schmuck, Brautschmuck — *pokrutítь nevěstu* die Braut zur Trauung ausschmücken; *okrása* Schmuck, Ausschmückung — *okrúta* Kleidung, Frauenkleid, Kopfputz, *okručátь* umwinden, schmücken; *skrasítь* verzieren, ausschmücken, subst. *skrasъ* — *skrutítь* aufputzen, ankleiden usw. Aus diesen Tatsachen soll nicht gefolgert werden, daß zur Zeit der Bildung der erwähnten Komposita der Zusammenhang zwischen *krasá* und *krutítь* noch gefühlt wurde, wohl aber erhalten wir einen Fingerzeig, wie *krasa* zu seiner Bedeutung gelangt ist; die Bedeutungsentwicklung ist also ähnlich wie in gr. *στέφω* umgeben, umschließen, kränzen, zieren, schmücken. So zeigt auch russ. *věnecъ*: ksl. *viti* circumvolvere Kranz, Krone, dann (ksl. Pavlovskij) Ehre, Zierde, wie *krasa* Übergang von

einer ursprünglich konkreten zur abstrakten Bedeutung. Die für *okrúta*, *skrutítъ*, *krutítъ* angeführte Bedeutung des Kleidens vereinigt sich gut mit der des Schmückens, wie eben deutsch *schmücken*, mhd. *smücken* = kleiden, schmücken zeigt. Auch an die Bedeutungsentwicklung von ksl. *lěpъ* aptus, decorus, s.-kr. *lȅp* (*lȉjep*) schön (»der sich anlegende, anschmiegende« Mikl. E. W. S. 178: *lьpěti*, č. *lnouti* usw.) sei hier erinnert. — Anders etymologisiert *krasa* Bezzenberger K. Z. 22, 478: anord. *hrós* Lob, Ruhm, welche Erklärung aber den dargelegten Bedeutungsverhältnissen des Russ. nicht gerecht wird. Dasselbe gilt von der Zusammenstellung mit ai. *kŕp* Bild, lt. *corpus*. — Aus der Bedeutung schmücken konnte sich über den Begriff des Schminkens auch leicht der der Röte ergeben. Dazu ist zu vergleichen: lit. *gražýlas* die Schminke: *gražùs* schön. — Wenden wir uns nun der Lautgestalt der Gruppe zu, so gehört *krę̀nąti* < *krętnąti* zu ai. *kŕnt-ánti* »sie drehen den Faden, spinnen«. Die Frage, ob *kŕnt* oder *kŕt* anzusetzen sei, ist wegen des Zusammenfallens dieser Lautkomplexe im slav. für uns irrelevant (Näheres hierüber Zupitza, K. Z. 36, 54 ff.); auf jeden Fall aber haben wir nach dem zu **pьnъ* = russ. *penъ* Bemerkten für *krasa* von einem **krьnt-sa* auszugehen. Da nun in *krę̀nąti* ursprünglich die Gruppe *ntn* nach Vocal vorlag, so kann nach dem Früheren in *krę̀nąti* nicht die lautgesetzliche Form erblickt werden; vielmehr wurde der inlautende Nasal aus Formen wie *krętati* verschleppt; wir würden ein **krьnąti* erwarten. Sollte nicht ein Reflex dieser Form in ksl. *krinica* olla, r. *krínka* irdener Topf, č. *okřín* Napf, slov. *krnica* rundes Holzgefäß, Wasserwirbel (cf. r. *krútenъ* Wasserwirbel), Kesseltal, s.-kr. *Krìnjice* (Flurname) vorliegen? Zu den Bedeutungen des slov. Wortes ist gr. *δῖνος* rundes Gefäß, Wasserwirbel, zur gem.-sl. Bedeutung rundes Gefäß č. *okrouhlík* Milchnapf: *kruh* zu vergleichen. Gründe gegen die Annahme Miklosichs, daß die Sippe aus lt. *scrinium* stamme, s. bei Matzenauer, Cizí sl. S. 52. Wegen des inlautenden *i* gegenüber *ъ* von **krьnąti* vergleiche man klr. *zahyn*, *vyhyn* Bug, *ohynaty śa* sich sputen (Mikl. Gramm. 2, 466), r. (Nordr.) *výginъ* Krümmung, ausgebogener Gegenstand, s.-kr. *nàginjati* inclinare (a. a. O. 2, 464): ksl. *gъnąti*, *gъb-n-*, also *y* gegenüber *ъ*, ferner ksl. *uśidъ* fugax : *śъd-*.

10) russ. *machnútъ* eilig wohin reisen, *smachátъ*, *smachnútъ* schnell hinlaufen, hingehen: ksl. *męti*, *mьnq*, russ. *mjátъ* kneten,

treten, lit. *minù*, *mìnti* treten, demnach $<$ *mę-ch-*, *mьn-ch-*. Zur Bedeutungsentwicklung ist zu vergleichen mhd. *trotten* = laufen, Intensivum zu *treten*. Das *ch*- Determinativ hat also die Bedeutung, die wir für *s*- bei russ. *gasátь*, č. *hasati* (Nr. 7) kennen gelernt haben. *machati* schwingen neben *majati* ist von dem genannten Verbum zu trennen.

11) russ. *zapáska* Frauenschürze. Das gleichbedeutende *zapónь* zeigt deutlich den Zusammenhang mit *pęti* spannen. Hierher gehören ferner: russ. *naótpašь* aufgeknöpft gegenüber č. *odepnouti* aufknöpfen, russ. *otpáchь* das Zurückschlagen; russ. *naraspášku* auf-, losgeknöpft, *raspáška* Aufschlagen der Kleider — čech. *rozepnouti* aufknöpfen; russ. *zapachnútь*, *zapáchivatь* einen Schoß des Rockes über den andern legen — č. *zapnouti* zuknöpfen, zuheften (Pedersen, K. Z. 38, 345 bringt das genannte russ. Wort mit *pachátь* pflügen in Zusammenhang, was begrifflich fern liegt); russ. *zapásъ* der Einschlag usw. in zahlreichen andern Zusammensetzungen, ferner das gem.-slav. *pasmo* Gebinde Garn, poln. auch Kette, Reihe. Der Begriff des Bindens tritt auch in *pąto* hervor. Bisher verband man *pasmo* mit deutsch *Faser*, ahd. *faso*.

12) russ. *surázina* gute Ordnung, guter Fortgang, *surázn'yj* ansehnlich, stattlich: ksl. *rędъ* $<$ *rę̥d-* (Pedersen, K. Z. 33, 53 und K. Z. 38, 310); russ. *surázica* der mit einem andern ein Paar ausmachende Gegenstand (eigentlich der Gegenstand, der einem andern »koordiniert«, ihm »zugeordnet« ist), ferner russ. *rachovátьsja* übereinkommen, in den Bedingungen einig werden, cf. russ. *rjáda* Abmachung, Vertrag, *srjáda* (Novgorod) Abmachung, Übereinkunft, *zarędъ* (Miklos., Lex. Palaeosl.) pactum.

13) russ. *prazgá* (veraltet. Nordrußland, Sreznevskij, Materialy, s. v.) Pacht, Arrende: ksl. *pręgą* intendere, iungere, *saprągъ* iugum, s.-kr. *prégnuti*, demnach $<$ *prn̥g-zga*, *prьng-zga*. Das Bild des Bindens, Aneinanderfügens kehrt in Bezeichnungen vertragsmäßiger Rechtsgeschäfte oft wieder, z. B. lat. *obligatio*, *contractus*, *pactum*[1]).

---

[1]) Das in Olonecъ übliche *brozgá* kann gegenüber den Zeugnissen des aruss. und des heutigen Dialekts von Archangelsk für die Etymologie nicht in Betracht kommen. Wegen des inlautenden *o* cf. Sobolevskij Opytъ russk. dial. S. 32. Das anlautende *b* beruht wohl auf Anlehnung an *brátь* (cf. *imačka* Pächterin).

14) russ. *rachátъ*, *rachnútъ* schleudern, werfen: ksl. *vrěšti vrъgą*, ai. *vṛj*, *vṛṇakti*, deutsch *werfen* (Kluge, E. W.[6], S. 421, Uhlenbeck, Got.W., S. 162) $<$ *vrn̥g-*, *vrъng-s-nąti*. Das inlautende *a* des russ. Verbums weist also auf Nasalinfix auch im slav.; die Ersetzung des Nasalinfixes durch das Nasalsuffix (č. *vrhnouti*, s.-kr. *vr̂gnuti*, russ. *vergnútъ*) stimmt zu den in historische Zeit fallenden Veränderungen: cf. ksl. *sędą*, *lęgą*: č. *sednu*, *lehnu*. Das anlautende *r* von *rachátъ* erklärt sich aus ursprünglichem *vr* nach Lidén's Gesetz (Göteb. hogsk. Årsskr. 5/4), wonach anlautendes *vr* im slav. nicht geduldet wird. Hierher gehört auch slov. *rahel* locker, klr. *rachal* laxus, solutus. *rahel* verhält sich also zu r. *rachnútъ* wie r. *ruchlyj* locker, mürbe: *ruchnútъ* umwerfen, umstürzen.

15) russ. *strastь* Schrecken: ksl. *trędą*, demnach Präpos. *s* + *trn̥s-tь*, *trъns-tь*, wie ja die Abstracta auf *-ti-* meistens Verbalbildungen sind und am häufigsten die Tiefstufe aufweisen. — Ebenso erklärt sich ksl. usw. *strachъ* tremor, timor: russ. *trjachnútъ* = *trjastí*, poln. *natrząchać* (Karłowicz, Słownik gwar polsk. 3, 272). Daß sich in den Denkmälern nur die Schreibung *strachъ* und nicht etwa *sъtrachъ* findet, wird dieser Deutung wohl kaum entgegengehalten werden dürfen. Hat ja doch auch das Ostromirsche Evangelium des öfteren *stvoriti*, was nach dem von Leskien (J. A. 27, 13) zu der analogen sehr häufigen Schreibung der Sav. kn. Bemerkten dahin zu erklären ist, daß die Bedeutung des *sъ* hier völlig verblaßt war. Nicht anders lag aber die Sache bei *strachъ*. Hiezu kommt noch, daß durch den Lautwandel das Gefühl des Zusammenhanges mit dem zugehörigen Verbum notwendig beeinträchtigt wurde, während bei *sъtręsti* neben *trędti* die traditionelle Orthographie sich leichter geltend machen konnte (cf. auch Jagić, J. A. 2, 221). Nebenbei sei hier an *strava* Totenmahl (Jordanes, c. 49) erinnert, das bereits Šafařík, Über die Abkunft der Slaven S. 131 in die Präp. *s* + *traviti* zerlegt, demnach mit č. usw. *strava* Nahrung, Kost identifiziert hatte. Cf. poln. *potrawa*, č. *otrava*. Sollte dies auf so frühen Schwund des *ъ* in dieser Stellung und Lautgruppe weisen? Hingegen ist noch bei Constant. Porphyrogen. *Νεσσουπή* = *nesъpi* (also *ъ* in anderer Stellung und Lautgruppe) überliefert. — Anders urteilt über *strastь*, *strachъ* Pedersen, I. F. 5, 49 (lt. *strāges*).

16) Mehrere zu *jęti* gehörige Wörter:

a) ksl. *najaznь* praeceptum; zur Bedeutungsentwicklung ist

das eben genannte lt. Wort zu vergleichen. *j* ist hiattilgend wie in ksl. *nezajapъ*, russ. *vnezapno* plötzlich: lt. *opinor*.

b) russ. (veraltet) *bazló* Kehle, Schlund, Rachen: č. *jícen* Kehle, Schlund, *jícný* gefräßig, poln. *jęcy* und *jecy* (Słownik jęz. polsk. pod red. Karłowicza II, 176), bei Linde nur *jęcy* angenehm zu essen, *objecy* vorax, daneben in gleicher Bedeutung apoln. *jeńcy*, dial. *jecy* (a. a. O. 151). Das anlautende *b* von *bazló* ist zu beurteilen wie russ. *buženína* gebackener Schinken, č. (dial.) *bouzené* maso = *uzené* maso, č. *bahniti se* lämmen (weitere Beispiele, Gebauer, Hist. mluv. I, 424), ksl. *bręšta*, slov. *barati*, slovak. *byskati* (Malinowski, Prace fil. 3, 757), sämtlich aus der Präp. *ob* + Verbum. Was endlich das Suffix in *bazló* anbelangt, so stellt sich *bazló* neben *najaznъ* mit *zn*-Suffix zu *jęti* wie russ. *kuzló* Schmiedearbeit neben ksl., r. *kuznь* zu č. *kuti*, p. *kuć* schmieden.

c) ksl. *jazъ* stomachus, canalis, russ. *jazъ* (daneben *ězъ*, *ëzъ*) Fischzaun, Fischwehr (quer durch den Fuß gezogen, um Fische zu fangen), s.-kr. *jâz* Ableitkanal neben dem Wehr, slov. *jêz* Damm, blg. *jaz*, č. *jez* Wehr, p. *jaz*, bei Linde auch *jęs*. Pedersen, K. Z. 38, 312 stellt *jazъ* ebenso wie *jazva* foramen, vulnus wohl mit Recht zu lit. *aižýti* aushöhlen, gibt jedoch die Möglichkeit der Vermischung mit einer andern Sippe zu: lit. *ežẽ* Feldrain; so auch schon Fortunatov J. A. 11, 101 und Bezzenberger, B.B. 23, 298, die auch noch lett. *eſcha* Rain, pr. *asy* heranziehen. Näher als diese baltische Sippe, die sich mit sl. *jaz* in der Bedeutung keineswegs deckt, liegt č. *jímka* Fanggrube, Notdamm, Bedeutungen, die sich zu sämtlichen angeführten: Wehr, Damm, Kanal recht wohl fügen. Über den Anlaut des aböhm. *jěz* s. Gebauer, Hist. mluv. I, 96. Pol. *jęs* zeigt einen nach *jąć* wiederhergestellten Nasal, läßt demnach erkennen, daß auch später noch unser Substantiv mit dem genannten Verbum assoziiert wurde.

17) russ. *ulaznyj* in *ulaznyj mëdъ* Jungfernhonig, Glashonig, der weiß und klar von selber aus den Waben fließt: ksl. *ulij* alveus, russ. *uléj* Bienenstock usw. Die »nasalis sonans«, als deren Reflex wir das *a* ansprechen, zeigt sich noch in pr. *aulinis* Stiefelschaft.

18) ksl. *dražiti* irritare usw. siehe weiter unten.

Prüft man nun die Fälle, in denen *ę* + *s*, *z*, *ch* vorliegt, so ergeben sich mehrere Gruppen:

I. *čęstъ*, densus: lit. *kiñsztas*, *kemszù*; *językъ* lingua: lit. *lëžùvis*, pr. *insuwis*. *vęzati* ligare: gr. *ἐγγύς* (Walde, K. Z. 34, 518 *vęzati* idg. *ŋ̊ĝ*), p. *wiąz*, russ. *vjazъ*, č. *vaz* Ulme: alb. *viδ*, lit. *vinkszna*, demnach *ĝ* (Pedersen, K. Z. 36, 335, Mikkola, B. B. 22, 247), p. *klęsnąć*, č. *klesati* hinsinken: lit. *klemszióti* ungeschickt gehen (Mikl., E. W. S. 118). Während wir es also in den obigen Fällen mit einem ursprünglichen *s*, *z* zu tun hatten, liegt in allen diesen Beispielen deutlich ein palataler Guttural vor. Diese Tatsache läßt darauf schließen, daß auch in *nejęsytъ* vultur, pelecanus, das zu *sytъ* gestellt wird, ein gutturales *k* enthalten ist, ein weiterer Beleg für den verschiedenen Ursprung von *sytъ* und deutsch *satt*, lit. *sotùs*; auch bisher wurden diese Wörter, wenn auch nicht allgemein, wegen des inlautenden Vokals auseinander gehalten, so Kluge, Et. Wörterb.[6], S. 328, Vondrák, ksl. Gramm. S. 55 (gr. *ἐγκύμων*). Anders allerdings Geitler, Listy fil. 2, 272.

II. In andern Fällen entstand *z* erst auf slav. Boden (Baudouin de Courtenay, I. F. 4, 45 ff.): *tęzati* obtrectare, rixari neben *tęgati* rixari, *dosęzati* assequi neben *dosęšti*, *dosęgą*; *jęza* morbus: lit. *éngiu* etwas mühsam tun, *nuénkti* abquälen. Hierher gehören auch die Lehnwörter aus dem germ. wie *kladęzъ*, *kъnęzъ*, *pěnęzъ*, *sklęzъ*.

III. In einer weitern Gruppe von Fällen ist *ę* vor *s*, *z*, *ch* = *en*. Hierher gehören: ksl. *męso*, *mędro*: got. *mimz*, lat. *membrum*; *tręsą*: lt. *tremere*, ai. *trasati*. In diesem Verbum sind also 2 Stämme zusammen geflossen (Persson, Wurzelerweiterung S. 153). Ksl. *plęsati* saltare: *e* zeigt noch *pleskati* plaudere, saltare. (Zupitza, K. Z. 36, 55 < *plents*: *πλαταγή* das Klatschen. Anders G. Meyer, B. B. 14, 55, der das *s* des sl. Wortes auf palatales *k* zurückführt.) Ksl. *istęsknąti* emacerari, *istęsklъ* emaceratus < *istęg-sk-nąti*, wozu *istęsklъ* part. prät. II. ist. Der ursprüngliche Verbalstamm tritt noch deutlich hervor in russ. *istjažnój* ausgedehnt, langgestreckt, mager, č. *výtažek*, *vytaženec* aufgeschossener Mensch, somit zu *tęgati*. Das dazu im Ablautverhältnis stehende *tąga*, p. *tęga*, č. *touha* macht *e* in *istęsknąti* ebenso wahrscheinlich wie russ. *toská* < *tŋg-ska* (Pedersen, K. Z. 38, 395, Mikkola, B. B. 22, 254). Über den verschiedenen Ursprung dieser Sippe und der oben (Nr. 5) behandelten: Zupitza, BB. 25, 89. Ksl. *ręsa* inlus, s.-cr. *résa* Kätzchen am Baume, Lappen, Fetzen, dann Zäpfchen, Fransen; slov. *resa* Spitze der Ähre, č. *řasa* Augenwimper, Falte am Kleide, Haselnußblüte,

Meergras, Seegras, p. *rzęsa* Augenwimper, Zirbel der Haselnuß. Aus dem Slav. entlehnt sind alb. *rets̈kë* Lappen, Fetzen, ngr. *ῥέντσα*. Daß wir es hier mit *en* zu tun haben, zeigt deutlich russ. *remьë*, *remókъ* Fetzen, Lappen, *romónьe* Lappen, Lumpen, *uróma* Haufen, Menge, Masse, Floßholz. Wurzelverwandt mit allen genannten Wörtern und nur um das »Determinativ« *bh* erweitert ist *rąbiti* secare, *rąbъ* pannus, wie denn auch russ. *rúbiśće* grobe Kleidung, Lumpen, Fetzen mit *remьë* in der Bedeutung übereinstimmt. Man vergleiche weiter russ. *rjásina* Knüttel, Prügel $<$ *rem-s-* mit ksl. *rąblъ* massula, klr. *rubelj* Stange, russ. *rjásnutь* einen derben Schlag versetzen mit *rubítь* fällen, hauen, dreinschlagen. Eine Wurzel *rem-* ohne das genannte Determinativ zeigt auch das germanische in deutsch *Rand*, ags. *rīma*, *reoma*. — Hierher gehört ferner russ. *rjása* Schnur, Reihe. Zur Entwicklung der Bedeutung Schnur aus dem Begriff des Hauens, Schlagens, Schneidens ist zu vergleichen lt. *fimbria*, der an einem Gewebe gelassene Kettenfaden, Faden, Troddel: *findo*, ferner *fibra* (Walde, Lat. Et. Wörterb. S. 224, 221). Auch russ. *rubáška* zeigt im provinziellen Gebrauche (am Kaspischen Meere) eine ähnliche Bedeutungsentwicklung: Hauptleine und Schnur der Zugangel. Cf. auch russ. *bičëvka* Schnur, Bindfaden. Bei *rjása* konnte dann allerdings leicht Verknüpfung mit *rjadъ* eintreten (r. *nerjácha* unsauberer Mensch : *rjadъ*, č. *neřest* Unrat = *neřád* sind Analogiebildungen). Zu *résa* gehört ferner s.-kr. *ȕrês* (in Ragusa) der Schmuck. Bei der Erklärung der Bedeutung hat man von der Bedeutung Franse auszugehen, wie das mit *ȕrês* gleichbedeutende *nákit*: *kȉta* Strauß, Buschen, Quaste zeigt. Ähnlich erklärt sich russ. *rjásno* Geschmeide, Halsschmuck, Halsband. Daß endlich auch russ. *rjásnyj* dicht, in dichten, vollen Trauben hängend hierher und nicht etwa zu *rjadъ* gehört, zeigt die poln. Entsprechung *rzęsisty* zahlreich, häufig, dicht, deren Zugehörigkeit zu *rzęsa* Augenwimper wohl keinem Zweifel unterliegt.

lęchъ nach Ausweis von russ. *ljachъ*, lit. *lénkas* wird sohin gleichfalls als *lend-chъ* aufzufassen sein.

In russ. *drjazgъ* 1) Auskehricht, Schutt, Schmutz, Fegsel, 2) Reisholz, 3) leeres Geschwätz, Geklatsch, Gezänk sind 2 Worte zusammengeflossen, deren Scheidung wegen der vielfach in einander fließenden Bedeutungen nicht leicht ist. *drjazgъ* Reisholz

steht im Ablautverhältnis zu dem gleichbedeutenden *druzgъ*, was also ursprünglich *en* wahrscheinlich macht und gehört zu *drjagátь* zucken, zappeln; zur Bedeutungsentwicklung ist zu vergleichen deutsch *Reis*: got. *hrisjan* beben, zittern (ähnlich ksl. *větvь* ramus: čech. *viti, váti* wehen, fächern). Aus dem Ksl. gehört hierher *dręzga* silva, aus dem apoln. *drząždżu* (gen. sing. eines kollekt. Neutrums) Reisig (Brückner, J. A. 11, 126; cf. auch Słownik jęz. polsk. p. red. Karłowicza I, 570 sub *drząždź*). Eine semasiologische Parallele zur Bedeutung des ksl. *dręzga* gegenüber der Bedeutung des russ. und poln. Wortes bietet russ. *goljá* Zweig, *golьë* Reisig, č. *hůl* Stock: o.-l.-s. *hoľa* Wald. — Auch die Bedeutung Schutt vereinigt sich gut mit der Bedeutung der raschen Bewegung, die für den zugrunde liegenden Verbalstamm slav. *dreng-* anzunehmen ist. Vgl. deutsch *Schutt*: ahd. *scuten, scutten* schütteln, schwingen. Zu derselben Sippe gehören: russ. *vdrugъ* plötzlich (zur Bedeutung ist das oben erwähnte *naprásno* und *nabégomъ* zu vergleichen, ferner mähr., slovak. *včil* jetzt, eigentlich augenblicklich zu *čilý* regsam), ferner ksl. *drągъ* tignum, č. *drouh, drouk* Hebebaum, Hebestange, Schlagbaum, Klotz, russ. *drukъ* Stange, Hebel, Heubaum, poln. *drąg* Stange, Hebebaum, Klotz. Wir sehen also hier einen Wechsel von *g* und *k* (die Bedeutungsentwicklung ist ähnlich der von č. *hůl*). Weiter russ. *drjágva* Morast (zur Bedeutung ist das gleichbedeutende *trjasína*, das zu *trjastí* gehört, zu vergleichen), russ. *drjagá* Krampf (eigentlich »das Zucken«), russ. (prov.) *drjaníšča* Fieber (cf. *trjasúčka* kaltes Fieber). Zu dem erwähnten *drąk-* stellt sich a) ksl. *drąčiti* vexare, affligere, lacessere, p. *dręczyć* quälen, peinigen, plagen, russ. *dručitь*. Die Bedeutungsentwicklung ist dieselbe wie in lt. *vexare*, eigentlich stark bewegen, schütteln, erschüttern, dann quälen usw. b) *drąčenije* fastidium. Die Bedeutungsentwicklung von rascher Bewegung über »Furcht«, »Schrecken« zu »Abscheu«, also wie in dem eben genannten deutschen Wort. Zu dieser Sippe gehören auch die öfter behandelten Wörter: *dręs(e)lъ* morosus, *dręsъkъ* tristis, *dręchlъ* morosus, tristis, languidus, russ. *drjáchlyj* hinfällig, altersschwach, gebrechlich, klr. *drjachlyj* zitternd. Besonders deutlich zeigt sich die Grundbedeutung in der zuletzt genannten klr. Die *o*-Stufe zeigt aruss. *druchlъ*. Die ursprüngliche Bedeutung von *dręs(e)lъ* schimmert in slov. *dreseliti* (Miklos.) irritare hindurch, wo wir also dieselbe Bedeutungsentwicklung wie in

dem oben erwähnten *drąčiti* vexare, lacessere sehen. Über *dręselъ*, *dręchlъ* hat zuletzt Pedersen, I. F. 5, 56, 57 gehandelt. Er stellt die Wörter zu gr. θρασύς kühn. Dabei bleibt aber die lautliche Schwierigkeit, daß das *s* der Gruppe *nsl* einmal sein *s* behält, das andremal in *ch* übergehen läßt. Auch morphologisch ist *dręselъ*, *dręchlъ* neben *dręsъkъ* bei Pedersens Erklärung nicht durchsichtig. In der Tat sind *dręs(e)lъ*, *dręchlъ* eigentlich participia pract. II. Der verbale Charakter von *dręchlъ* (adjektivisch gebraucht wie ksl. *smělъ* audax: *směti* audere, russ. *unýlyj* verzagt, traurig) geht deutlich aus ksl. *dręchnovenije* tristitia, ferner aus russ. *drjáchnutь* hinfällig werden, vor Alter schwach werden, apoln. (Sophienbibel) *sdrǫchnǫcz* (*zdręchnąć*) verschmachten (Ogonowski, J. A. 4, 374) hervor. Für *dręslъ* werden wir von einem *dręsknąti* < *dreng-sk-nąti* auszugehen haben. Die Bildung dieses Verbums gegenüber russ. *drjagátь* zucken entspricht genau dem bereits erwähnten *istęsknąti* < *isteng-sk-nąti* gegenüber *tęgati*. In *dręslъ* also erhielt sich das *s* wegen des nachfolgenden *k*, welches *k* in *dręskъ* noch erhalten ist. *dręskъ* ist ein mit *ъ*-suff. neben dem Verbalstamm stehendes Adjektiv wie *pleskъ* strepitus neben *pleskati* steht (ein formantischer Unterschied zwischen Adjektiv und Substantiv ist den idg. Sprachen fremd), wie russ. *lásyj* schmeichlerisch: *lásitь*, p. *łasy*, p. *ślizki* schlüpfrig: *ślizkać*. Demnach wäre *dręskъ* und nicht *dręsъkъ* zu schreiben. Die Schreibung ohne das erste *ъ* findet sich auch tatsächlich in Handschriften. — Das *ch* von *dręchlъ* aber kann recht wohl dadurch erklärt werden, daß wir ein **dreng-s-nąti* zugrunde legen. Das eine der beiden Verba zeigt also *sk*-Suffix, das andere *s*-Suffix, was auch sonst bei Verben derselben Wurzel vorkommt. Man vergleiche *plęsati*, *pleskati*, < *plent-s-*, *plet-sk-*.

Auf Grund der bei *drąčiti*, slov. *dreseliti* beobachteten Bedeutungsentwicklungen wäre man versucht, auch ksl. *dražditi* in *razdražditi* und *dražiti*, č. *dráždditi* und *dráżiti* (Gebauer, Hist. mluv. I, 400, 409), russ. *draznitь*, p. *drażnić*, slov. *draščiti* und *drastiti* zu derselben Wurzel zu stellen, wobei dann ein Ablautsverhältnis anzunehmen, d. h. das *a* wie in den oben besprochenen Fällen zu erklären wäre. Demnach: *drǫg-*, *drъng-* + verschiedenen *z*-Suffixen (*z-*, *zd-*, *-zn-*, *-zt-*) *dražditi*: slov. *draščiti* = russ. *doždь*: p. *deszcz*. (Die Verba sind Denominative.) Eine Stütze findet diese Ansicht in der Bedeutung, die russ. *draznitь* nebst der schon an-

geführten hat: *draznénie kupferštéjna* das Durchrühren des Kupfersteines, *draznítъ mědь* das Kupfer einrühren. Hier zeigt sich noch die ursprüngliche Bedeutung in (rasche) Bewegung setzen, wie denn auch deutsch *rühren*, ahd. *ruoren* in Bewegung setzen bedeutet. Die Entwicklung der faktitiven Bedeutung von *draznítъ* gegenüber der intransit. von *drjagátъ* wie in *blaznítъ* verführen: *blęsti*.

Nasallose Formen der allen bisher genannten Wörtern zugrunde liegenden Wurzel *dreng* (mit slav. *d*) sind dargestellt durch russ. *drogá* Schwung: Lang-, Lenk-, Wagenbaum, Verbindungsstange der Vorder- und Hinterachse am Wagen, russ. *drógnutъ* zittern, beben; č. *drhati* beben und *drkati sebou* zucken; s.-kr. *dr̀kat* das Zittern, der Schauder. Somit kehrt auch hier der Wechsel von *g* und *k* wieder, der bei den Formen mit Nasal beobachtet werden konnte (s.-kr. *dr̀hat* zeigt eine etwas abweichende Bildung, cf. kroat. *splahnuti* : ksl. *plaknąti* Geitler, Rad, 41, 181), lit. *drugỹs* das Fieber; zur Bedeutung ist das oben angeführte r. *drjaníšca* zu vergleichen. In russ. *drygátъ* fand Übergang in die *u*-Reihe statt wie bei russ. *prýgatъ* : *pręg-*.

Aus dem Germ. ist hierher zu stellen norw.-dän. *dreng* Stock, Stütze, anord. *drengr* dicker Stamm, Stock (Johannson, K.Z. 36, 374), aus dem Gr. *ταθορύσσω*, *ταναραρύζω*· hes. *σείω* (Meillet, M. S. L. 10, 279: l'élement radical; *dh* + *voyelle* + *r*-). Dies beweist aber für alle genannten mit *d* anlautenden slav. Wörter idg. *dh* als Anlaut. Wir haben somit für das Slav. von einer Basis *dhrengh*, *dhrenk*, *dhṛgh*, *dhṛk* auszugehen.

Hingegen gehört russ. *drjazgъ* in der Bedeutung: leeres Geschwätz, Klatscherei, Gezänk zu ksl. *dьrati*, *derą* reißen, schinden, schlagen. Dies beweist die Parallele *drjazgá* zänkisches Wesen neben dem gleichbedeutenden *dračlívostь*. Hierher auch *drjazgá* schlagendes Wetter neben *drjápnja* : *drjápatь* reißen, kratzen. Da aber *dьrati* nach Ausweis von gr. *δέρω* idg. *d* im Anlaute hat, so ist diese Sippe schon darum von der oben behandelten gänzlich verschieden. Dazu kommt aber noch eine Verschiedenheit des Inlauts. Denn das *ja* ist in russ. *drjazgъ* Gezänk, *drjazgá* schlagendes Wetter eben so wenig Reflex von *ę* wie in dem ganz gleich gebildeten russ. *brjázgi* leeres Geschwätz, Geklatsch, Zänkerei: ksl. *brati*, *borją*, russ. *boróťь*, *borjú* kämpfen, streiten, welches Subst. auch in der Bedeutung mit *drjazgъ* übereinstimmt. Der Bildung nach

ist nämlich *drjazgъ* Gezänk mit poln. *drobiazg* Kleinigkeit (cf. russ. *drobjáznikъ* Kurz-, Detailware, klr. *dribjazok*) zu vergleichen. *drjazgъ* steht neben *dráka* wie poln. *drobiazg* neben č. *drobka*. Allerdings sieht Sobolevskij, Lekcii[3], S. 71 in p. *drobiazg* altes *ě*. Dagegen vergleiche man aber die dazu angeführten russ. Wörter. Ob auch p. *drzazga* Kienspan, Splitter, č. *dřízha* Span hierher gehören, wofür p. *dranica* Dachspan, Legschindel, č. *dračka* Leuchtspan, r. *dranoščepina* Kienspan sprächen, oder mit Miklosich, E. W. sub trêsk 1 als Doubletten von *trzaska*, *tříska* mit tönend gewordenen Konsonanten anzusprechen sind, läßt sich wohl kaum mit Sicherheit bestimmen. Wieder anders über *drzazga* Nehring, I. F. 4, 399, Anm. 3.

Ferner gehört hierher das von Miklosich, Lex. pal.-sl. und von Amphilochius, Slovarь izъ pandekta Antiocha auf Grund der russ. Handschriften mit *ę* geschriebene *dręzgnąti* vorare. Die Handschriften, denen Miklosich und Amphilochius das Wort entnehmen, verwechseln *ę* und *ja*. Das Verb gehört zu *drjazg-*, mittelbar also zu *dratь*. Die Bedeutungsentwicklung ist ähnlich wie in deutsch *zehren*, das eigentlich mit *zerren* identisch ist, in russ. *lupítь* schälen, hauen, gierig essen, gr. *δαίω* zerteilen, zerlegen, zerfleischen, verzehren.

ę vor *s* zeigen ferner ksl. *chręstъkъ* cartilago, *chręstavьcь*, russ. *chrjaščь* Knorpel, *chrjastь* Knistern, Knacken, č. *chřast* Gerassel, Geklirr usw. Den ursprünglichen *e*-Vokal zeigt deutlich lit. *kremslẽ* Knorpel (Miklosich, E. W. S. 90, Pedersen, K. Z. 38, 394). Die *o*-Stufe zeigen russ. *chrustъ* Geknister, Knorpel, Reisig, č. *chrust* Knorpel, Reisig. *gręznąti* erklärt Zupitza, K. Z. 37, 398 wegen p. *grędzidło* Gesenke am Grundgarn und lit. *grimstù*, praet. *grimzdaũ*, welches auf ein ursprüngliches praes. **gremdu* weist, aus *gremd-z-*. Eine ältere Ansicht (Prellwitz, E. W[1]. 54, Petr, B. B. 21, 215) knüpfte an gr. *βρέχω* an, sah also in sl. *z* palat. *gh*.

bręzdati, *bręznąti* sonare vergleicht Nehring, I. F. 4, 400 mit lit. *brizgėti* brummen, blöken, murren unter Annahme eines Wechsels von *brezd*, *brezg*. Doch könnten auch lt. *fremere*, gr. *βρέμω*, ahd. *brëman* herangezogen werden. p. *brzmieć*, das Bezzenberger, B. B. 27, 183 zu den genannten Verben stellt, ist zu beurteilen wie p. *grzmieć* (Miklosich, Gramm. 1, 522: Gruppe *tret*). *zd*-Determinativ wie in *jazditi*: Wurzel *ja* in aksl. *prějavьše* (Miklosich, E. W.

S. 99), ferner in russ. *gromozditъ* aufschichten: s.-kr. *grȍmȏran* (Miklosich, Gramm. 2, 206). Eine andere Bildung ist *brękati*; mit *k*-Suffix wie russ. *zvjákatь* klirren, klappern: *zvenětь* klingen, klirren. Da nun das Zeugnis der verwandten Sprachen auf *e* in dieser Sippe hindeutet, p. *brzmieć* hingegen *brъm-* voraussetzt, da weiter aus *brъnzd-* nach dem obigen *brazd-* entstünde, so ergibt sich die Schlußfolgerung, daß *bręzdati* auf Wahrung des ursprünglichen *e*-Vokals zur Zeit der oben besprochenen Entnasalierungsvorgänge weist. S.-kr. *jȅzgra* der Kern gehört zu aksl. *jędro*, welches Wort nach Ausweis von ai. *aṇḍam en* enthält.

Nach all diesen Beobachtungen wird es wohl auch berechtigt erscheinen, in *pęstь*, dessen *ę* man bisher allgemein wegen lit. *kùmstė* als Reflex von Nasalis son. auffaßte, *en* anzusetzen. Das Wort stimmt demnach in der Vokalstufe zu ai. *pañktiṣ*, das auf **penktis* oder *penkstis* zurückgehen kann (Saussure, M. S. L. 7, 93).

In éine Kategorie gehören ksl. *čęstь* pars, *pręslica* fusus, s.-kr. *prȅslica* (daneben auch *prȅšljēn* und *prȅšljen*), russ. *prjáslica*, č. *přeslice* usw., ferner ksl. *pręslo* gradus, russ. *prjáslo* Teil eines Zaunes zwischen zwei Pfosten, Pflasterquadrat, Spindelwirtel, Stangengerüst, Stockwerk, č. *přáslo* Strecke, Gebiet, s.-kr. *prèslo* Tal zwischen zwei Bergen. (Im Akzente stimmen also die sl. Wörter untereinander nicht überein.) In allen diesen Fällen ist das *s* in der Gruppe *dt* entstanden. Während nun Miklosich, E.W., S. 32 *čęstь* auf **kend-ti* zurückführte (ähnlich Fortunatov, J. A. 11, 573) stellt gegenwärtig Baudouin de Courtenay, Prace fil. 3, 471, Solmsen, K. Z. 34, 547 und mit ihm Pedersen, Materyały i prace kom. jęz. I, 167 das Wort zu lit. *kandù* beißen, ksl. *kąsъ*, indem sie *ę* als Reflex von Nasalis sonans fassen. Da nun auch *pręslo*, *pręslica*, die zu *prędą* gehören, Nasalis sonans enthalten können, so könnte man zu der Ansicht gelangen, daß die Behandlung der Nasalis sonans im Slav. vor dem aus dentalem Verschlußlaut entstandenen *s* anders war als die der Nasalis son. vor idg. *s*. Doch sind die genannten Fälle keineswegs eindeutig. Denn *čęstь* kann tatsächlich auch *e* enthalten: gr. *σχεδάννυμι*; ebenso kann *pręslica* in der Vokalstufe mit lit. *sprę́ndžiu* übereinstimmen. Wegen č. *nevěst* cf. S. 10.

Endlich seien noch die Aoriste wie *pęsъ*, *męsъ*, *jęsъ* hervorgehoben. Nach Ausweis von ksl. *věsъ*, lt. *vēxi*, ai. *a-vākṣ-am* haben wir hier ein *ē* anzusetzen. *ēn* auch in č. *dáseň*, p. *dziąsło* Zahn-

fleisch, Lange Voc. S. 55). Das *ę* der Infinitive wie *pręsti*, *tręsti*, in denen Leskien, J.A. 5, 526, 527 Tiefstufe erblickt, ließe sich leicht durch Systemzwang erklären. Doch vermutet Zupitza, K.Z. 36, 69 im *ę* von *pręsti* wegen des Akzents s.-kr. *prèsti* : *prédêm* *e*-Stufe.

Überblickt man das vorgeführte Material, so bleiben für die oben besprochenen Beispiele eines Wechsels zwischen *ę* und *a* nur solche Fälle übrig, wo idg. »Nasalis sonans«, sl. *ъn* zugrunde liegt und slav. *s*, *z* einem idg. *s*, *z* entspricht.

Das Lautgesetz ist demnach zu formulieren:

Idg. *n̥*, bezw. sl. *ъn* ging vor sl. *s*, *z*, insofern diese Laute idg. *s*, *z* entsprechen, ferner vor *ch* in *a* über.

Fragt man nun nach der Ratio dieses Lautwandels, so ist vor allem hervorzuheben, daß er ein doppelt bedingter ist; denn weder geht jedes sl. *ъn* in *a* über, noch wird jeder Nasal vor *s*, *z*, *ch* entnasaliert. Die Beseitigung des Nasals vor Spiranten, wie es die in Rede stehenden sind, ist eine auch andern Sprachen wohlbekannte Erscheinung. Man denke an schweiz. *gās* = hochd. *Gans*, *trîche* = hochd. *trinken*, an das altsächs., altfries., altnord. (Brugmann, Grdr. 1^2, 807), das lt. und rom., das gr. Wenn nun der in der slav. Vertretung der Nasalis son. enthaltene Vokal einerseits *a* ergab, anderseits den nasalen Klang verlor, während dies bei ursprünglichem *e* nicht der Fall war, so schließen wir daraus, daß der im Reflex der Nasalis son. enthaltene Vokal eine velarere Aussprache hatte als das ursprüngliche *e*. Dies stimmt gut zu der in französischen Dialekten zu beobachtenden Erscheinung, daß velare Vokale der Entnasalierung viel leichter unterliegen als palatale (Meyer-Lübke, Gramm. d. Rom. Spr. 1, 310), stimmt ferner auch zu der physiologischen Natur solcher velaren Vokale. Czermak zeigte nämlich (Sitzungsber. d. Wiener Ak., math.-nat. Kl., 24, 4—9, 28, 575—578), daß, wiewohl bei nicht nasaliert gesprochenen Vokalen das Gaumensegel anliegt, die Höhe seines Standes und die Dichtigkeit seines Verschlusses doch für die einzelnen Vokale verschieden ist. Am höchsten steht das Velum und am dichtesten schließt es bei *i*, weniger bei *u*, noch weniger bei *o*, *e*, am wenigsten dicht ist der Verschluß und am tiefsten steht das Velum bei *a*. Praktisch gesprochen: Das *a* nähert sich seiner Natur nach am meisten den nasalen Vokalen. (Dies zeigt sich auch darin, daß

näselnde Aussprache infolge habituellermaßen nicht absolut luftdichten Verschlusses des Gaumensegels am leichtesten bei *a* eintritt.) Ist nun, wie dies vor Spiranten begreiflich ist, die Nasalierung schwach, so konnte der in Rede stehende velare Vokal sehr leicht mit *a* zusammenfallen, eben weil *a* einem solchen schwach nasalierten velaren Vokal phonetisch nahe steht. So begreift man also, daß gerade die beiden genannten Bedingungen zusammen zu dem im obigen Gesetz ausgesprochenen Ergebnis führten.

Endlich wäre noch die Frage zu beantworten, warum ursprüngliches *a* + Nasal nicht analog behandelt wurde, sondern *ą* ergab, zumal ja, wie Kretschmer, J.A. 27, 228 dargetan hat, auch für slav. *o* von *a* auszugehen ist. Dieser Einwand erledigt sich dahin, daß offenbar *a* in der Stellung vor Nasal frühzeitig anders behandelt wurde als in sonstiger Stellung, eine weitere Parallele zwischen Slav. und Lett., welche Sprache entsprechend slav. *o*, *a* *a*, *ā*, für *an* aber *û* hat (Bielenstein I, 139).

Wien. *Norbert Jokl.*

Einige Streitfragen.*)

7. Klassifikation des slavischen Verbums.

Es ist kein Zufall, sondern ein in Verhältnissen begründeter Kausalnexus, daß der Begründer der wissenschaftlichen Grammatik bei den Slaven — Dobrovský — ein geschulter Orientalist war, wenigstens soweit für das wissenschaftliche Bibelstudium die Kenntnis des Hebräischen und Syrischen schon im XVIII. Jahrhundert als unentbehrlich galt. Will man wissen, worin sich seine Einsicht in den Organismus der orientalischen Sprachen auf dem Gebiet der slav. Grammatik kund gab, so braucht man nur das große Werk »Institutiones linguae Slavicae« nachzuschlagen. Nach den vorausgeschickten orthographischen Bemerkungen folgt als erster Teil der Grammatik »de vocum formatione« S. 79—458, ein ganz neuer Bestandteil der grammatischen Disziplin,

*) Vergl. Archiv XXIII, 113 ff.

der früher, so lange man sich auf Orthographie, Deklination, Konjugation, unflektierte Redeteile und Syntax beschränkte, ganz unbekannt war. Nicht weniger als 178 Seiten dieser Lehre von »de vocum formatione« sind den »syllabae radicales« gewidmet, die er in verschiedene Klassen einteilt: I. Wurzeln aus reinen Vokalen oder aus Konsonant und Vokal. II. Wurzeln aus zwei Konsonanten, in der Mitte Vokal, oder aus Vokal und Konsonant. III. Wurzeln aus drei und mehreren Konsonanten. Die Konsonanten spielen, wie man sieht, die Hauptrolle, die Vokale sind etwas Nebensächliches. Nach Konsonanten werden weiter die einzelnen Wurzelklassen gruppiert, wobei schon wieder die Vokale wenig in Betracht kommen. Darin spiegelt sich deutlich der orientalische Einfluß auf die slav. Grammatik ab. Diese »orientalische« Vernachlässigung der Vokale ließ natürlich die Bedeutung des Vokalismus nicht aufkommen. Dobrovský schreibt nicht nur ohne Vokale пнв, мнв, жнв, чнв (S. 83), мкнв-мче (S. 89), bei den Pronominalformen мд, ми, мои (S. 89) genügte ihm das einfache м, ebenso дх bei дхнв (S. 94), жв bei жвати (S. 95), мк, тк, сх bei мкнв, ткнв, схнв (S. 108), вр бд пр мн мр рд тр зр жр für die Ableitungen врѣти бдѣти прѣти мнѣти мрѣти рдѣти трѣти зрѣти жрѣти (S. 108—109), und рж др тк зд жд сп сл сс гн für ржати драти ткати здати ждати спати слати ссати гнати. Wenn er auch wußte, daß возити mit везв, напой mit пити, покой mit почію im Zusammenhange steht, so fragte er doch nicht weiter nach diesem Vokalwechsel. Er wußte allerdings, daß in formatione verborum iterativorum o zu a wird (S. 36): понти-напанти, ломити-ламати, помогв-помагати, бодв-бадати; er wußte, daß »in formandis iterativis et factitivis« e zu o wird: ведв-водити, везв-возити, текв-точити, und auch и zu о »si sequitur п«: пію-напонти, гнію-гнопти, selbst ы zu о, sequente в: крыю-кров (S. 37). Der orientalische Einfluß, der im ganzen sichtbar ist, wird nur einmal ausdrücklich erwähnt; море läßt Dobrovský aus мо aqua und »syllaba servili« ре entstanden sein, »si orientales linguae consulantur«.

Durch diese Anlage des ganzen Werkes kam Dobrovský nicht dazu für die Deklination etwas Erhebliches zu leisten, weil er überall nur Konsonanten berücksichtigte, dagegen galt ihm ъ gar nichts, und die übrigen Vokale, die bei den consonantes serviles, d. h. bei den Suffixen sich zeigen (z. B. bei н zählt er sie auf: ан он оун ын ен ин ан), läßt er in ihrem Wechsel »ab euphoniae legibus« abhängen (S. 266). Dagegen für die Konjugation gilt er, im Gegensatz zur Sterilität der

Deklination, als der Begründer der Klassifikation nach dem Infinitiv in sechs Klassen (Inst. 348—374). Auch hier konnte er sich auf Konsonanten stützen (auf *t* des Infinitivs und den Konsonanten der Wurzel), mußte aber doch auch dem vor *-ti* erscheinenden Vokal gerecht werden. Manches machte ihm bei der vorgenommenen Klassifikation Schwierigkeiten. Von den Verben wie дѣти, лати, сѣти, тати, чати, кати са, смити са, die er in die fünfte Klasse einreihte, mußte er bei der Zusammensetzung mit der Präposition solche, wie воздѣти-воздѣю, in die erste Klasse setzen, weil es im Aoriste lautet: воздѣ, задѣ. Auch коую, сноую, блюю, плюю, клюю machten ihn stutzig, er rechnete sie zur ersten Klasse, weil er die radikale Präsensform berücksichtigte. Miklosich zählt bekanntlich бльвати, кльвати, ковати zur fünften Klasse (II. 454), doch коу-, рю-, сноу- auch zur ersten Klasse (II. 421). Die nasalierten Infinitive waren Dobrovský unverständlich, weil er den nasalen Charakter des Vokals vor *-ti* nicht erkannt hatte: пнѫ, тнѫ, жнѫ, чнѫ und кленѫса nannte er anomala formatio. Unklar war ihm auch одеждѫ und *шедѫ, das er wegen идѫ von *ше ablauten zu müssen glaubte, obschon er den Zusammenhang zwischen шед- und ходити erkannt hatte. Auch betreffs der Verba рвати, звати, жвати, брати, прати, драти, срати, гнати, ждати, съсати drückte sich Dobrovský ganz vorsichtig aus, daß sie im Aorist und Infinitiv ein *a* einschalten »formam quintam imitando«. Miklosich hat alle diese Verba unbedenklich in die fünfte Klasse versetzt (II. 454). Man kann also sagen, daß die Einteilung Dobrovský's mehr Rücksicht auf Präsens nahm, als die spätere Miklosich's.

Die Klassifikation Miklosich's kann als allgemein bekannt vorausgesetzt werden. Doch einiges zu ihrer Geschichte. Im Jahre 1850 (in der Formenlehre der altsloven. Sprache) stellte er 6 Abteilungen der I. Klasse auf: 1. т-д, 2. з-с, 3. п-б-в, 4. к-г-х, 5. и-м, 6. а-и-ѣ-оу-ъ. Schon in der zweiten Auflage (1856, zugleich erste Auflage der vergl. Grammatik) fügte er noch eine siebente Abteilung hinzu, 7. мр. In der ersten Auflage (1850) hatte er Verba dieser Gruppe zur III. Klasse gerechnet und daraus die erste Abteilung gemacht, während er горѣти als das Paradigma der zweiten und грѣти als das der dritten Abteilung dieser Klasse aufstellte. Diese Lehre Miklosich's erscheint gegenüber Dobrovský insofern als Rückschritt, als dieser in Institutiones S. 353 мрѫ, трѫ, жрѫ doch zur I. Klasse rechnete und nur vom Infinitiv sagte, er gehe nach der III. Klasse. Später hat Miklosich innerhalb der

7 Abteilungen der I. Klasse nur die Reihenfolge ein wenig geändert. Das Paradigma тр wurde zum sechsten, und das frühere sechste би zum siebenten gemacht. II. Klasse blieb immer unverändert. III. Klasse hatte, wie gesagt, ursprünglich drei Abteilungen мрѣ, горѣ und грѣѣ, das letzte von M. in гр-ѣ-ѣ getrennt. Nachdem er jedoch die erste Abteilung ausgeschieden und als siebentes Paradigma in die I. Klasse eingereiht hatte — so als siebentes Paradigma steht мрѣ noch in der Formenlehre in Paradigmen 1874, erst 1876 in der vergleichenden Wortbildungslehre stellte er mit richtiger Konsequenz die Gruppe мр als das sechste Paradigma auf, d. h. 6 und 7 tauschten ihre Reihenfolge — entfernte er auch das Beispiel грѣѣ aus der III. Klasse, das er einst гр-ѣ-ѣ getrennt hatte, und stellte es 1856 zum sechsten (später siebenten) Paradigma der I. Klasse neben бити, пити usw. Das ist auch richtig, denn das Verbum hat aktive Bedeutung (vergl. Supr. 399 грѣаше ѣ). Dafür scheint mir das Verbum зрѣѣ wegen seiner passivneutralen Bedeutung »reifen«, »reif werden« besser in die III. Klasse zu passen. Allerdings schreibt man es in den späteren Belegen (in den ältesten kommt das Wort nicht vor) ohne schwachen Vokal zwischen з und р, aber das tut nichts zur Sache, da auch зрѣти (зьрѣти) -зрѣти häufig so geschrieben wird und doch rechnet man es zur III. 2-Klasse. Daß nicht alle Verba der III. 1-Klasse denominativ sein müssen, zeigt одолѣти, гонѣти, говѣти, измъждати. Die IV. Klasse blieb unverändert. Die V. Klasse hatte 1850 bei Miklosich nur zwei Abteilungen. Die erste umfaßte братиберѣ neben писати-пишѣ, ebenso клати-колѣ oder брати са-борѣ са neben зовѣ, жидѣ. Zur zweiten Abteilung gehörten дѣлаѣ u. ä. Schon 1856 machte er jedoch aus dieser Klasse vier Gruppen: 1. дѣлаѣ, 2. пишѣ, 3. берѣ-женѣ, 4. дѣѣ. Die Verba колѣ, стелѣ, борѣ са, порѣ wurden jetzt nicht mehr zur dritten, sondern zur zweiten Abteilung gerechnet. Dafür schließt er ковати-ковѣ an зъвати an, während пловѣ-тровѣ wegen des Infinitivs in der I. Klasse bleiben.

Daß gegen diese Klassifikation Miklosich's und seiner Anhänger vom Standpunkte des Präsens, um das es sich dort hauptsächlich handelt, sehr viel eingewendet werden kann, liegt klar auf der Hand. Es gab auch sowohl verschiedene Verbesserungsversuche wie auch prinzipielle Einwendungen. Einen kleinen Verbesserungsversuch machte schon 1856 Hattala, indem er in der II. Klasse zwei Gruppen unterschied: *minu*, *trhnu*, und in der III. Klasse drei Gruppen aufstellte: *umím*

(3. pers. pl. *uměji*), *hořím*, *držím*[1]). Prinzipiellen Standpunkt nahm gegen die Miklosich'sche Klassifikation Schleicher ein. Nachdem er bereits 1850 in der Zeitschrift für öst. Gymn. 10. Heft 726—749 den Gegenstand besprochen hatte, führte er in seiner 1852 erschienenen altkirchenslavischen Formenlehre die auf der Basis der Präsensbildung beruhende Klassifikation so durch:

A. Primitiva. I. Klasse. Reiner Verbalstamm in Präsens: a) derselbe in allen Formen: несѫ, плетѫ, гребѫ, пекѫ, кльнѫ, словѫ, мрѫ; b) der zweite Stamm auf *a*: берѫ. II. Klasse. Präsens mittels *j*: a) der zweite Stamm ist der reine Verbalstamm: биѭ; b) der zweite Stamm mit *a*: коуѭ, плюѭ, борѭ, пишѫ, сѣплѭ, глождѫ, плачѫ. III. Klasse. Präsensstamm *nu*: двигнѫ. B. Derivata. IV. Klasse durchgehends auf -и: хвалити. V. Klasse mit -ѣ im zweiten Stamme: горѣти. VI. Klasse im Präsens auf ѣ mit *j*. VII. Klasse durchgehends im Präsens *a* mit *j*. VIII. Klasse auf *ov-*: коуповати. Dann folgt noch die bindevokallose Konjugation.

Die Klassifikation Schleicher's hatte das Gute, daß sie fürs Präsens von der Präsensbildung ausging. Allerdings konnte er nicht umhin auch den zweiten, d. h. Infinitivstamm zu berücksichtigen. Obgleich er meinte, seine Einteilung sei im ganzen und großen allgemein angenommen, war das faktisch wenigstens bei den slavischen Grammatikern nicht der Fall. Leskien versuchte das Schleicher'sche Einteilungsprinzip mit dem bei den slavischen Grammatikern üblichen Dobrovský-Miklosich'schen nicht gerade in Einklang zu bringen — das wäre ja unmöglich — sondern sie etwas näher aneinander zu rücken. Das geschah in folgender Weise, die man nur loben kann: Schleicher hatte die Präsensklasse mit *nu* (slav. *no-ne*) als III. angesetzt, Leskien stellte die den slav. Grammatikern geläufige II. Klasse wieder her. So fallen die I. in II. Klasse nach beiden Klassifikationen, wenigstens zum großen Teil, zusammen. Die Schleicher'sche II. Klasse umfaßte die Miklosich'sche I. 7 und V. 2, bei Leskien gelangen diese Verba in die III. Klasse. Die IV. Klasse bei Schleicher fiel mit der Miklosich'schen IV. Klasse zusammen. Dagegen bildete er eine besondere V. Klasse aus den Verben

[1]) Prof. Gebauer stellt in seiner Historická mluvnice III. 2 (1898) auch bei II zwei Gruppen auf, und bei V unterscheidet er vier Gruppen, ganz nach Miklosich, die dritte ist bei ihm durch *bráti-beru* und *kovati-kuju* und die vierte durch *láti* vertreten. Das Nebeneinandersetzen in dieselbe Gruppe der Paradigmen *beru* und *kuju* gefällt mir nicht.

wie горѣти-горимъ (Miklosich III. 2), Leskien schlug diese Verba zur IV. Klasse, als zweite Abteilung derselben, wegen der gleichen Bildungsart des Präsens mit der ersten Abteilung. Verba auf -ѣти, die im Präsens -ѣ wahren, bildeten bei Schleicher eine besondere (VI.) Klasse. Leskien stellt sie den übrigen mit *j* das Präsens bildenden Verben zur Seite, und macht daraus eine sehr umfangreiche III. Klasse, die er in zwei Gruppen einteilt: A. in primäre Verba, die im Präsens *-je* haben, und B. in abgeleitete Verba. Zu III A gehören also: знати, пити, писати usw., zu III B дѣлати, оумѣти, коуповати. Schleicher hatte aus III B nach der Leskien'schen Einteilung nicht weniger als drei besondere Klassen gemacht: VI оумѣѭ, VII дѣлаѭ, VIII коупоуѭ.

Man braucht der lieben Theorie nicht gerade alle Rücksichten auf die Übersichtlichkeit zu opfern. Ich kann mich nicht befreunden mit der Klassifikation, nach welcher пити-пьѭ, писати-пишѭ und дѣлати-дѣлаѭ in dieselbe Klasse eingereiht werden. Mir würde es besser zusagen, in die Leskien'sche III. Klasse nur die Hälfte, d. h. die primären Verba zu rechnen. Dagegen würde ich die andere Hälfte der dritten Klasse, d. h. die abgeleiteten Verba in eine besondere V. Klasse einreihen. Nicht bloß um die übliche Zahl von VI Klassen aufrecht zu halten, würde ich außerdem die Verba auf -оуѭ, -овати aus der V. Klasse (oder nach Leskien III B) ausscheiden und sie in der bisher üblichen Weise als besondere VI. Klasse aufstellen. Es sprechen dafür Erwägungen lautlicher Art. Einmal ist коуповати-коупоуѭ näher dem Verbum дѣити-дѣѭ, als dem Verbum дѣлати-дѣлаѭ, also zu den für die V. Klasse reservierten Verben stimmt es nicht. Aber auch mit дѣити, лаити u.s.w. haben Verba auf -овати durch ihren offenkundig denominativen Charakter nicht viel gemeinsames. Darnach würde das Schema, unter Anlehnung an die Leskien'sche Klassifikation, so aussehen.

Primäre Verba.

I. Klasse. Präsensstamm auf *e-o*:

A. Der zweite Stamm die reine Verbalwurzel:

. ведѭ, плетѭ; несѭ, везѭ; гребѭ. тепѭ; живѭ, пловѭ; пекѭ, жегѭ; дъмѭ, пьнѭ; вьрѭ, мьрѭ.

B. Der zweite Stamm hat die thematische Erweiterung auf *-a*:

берѭ-бъ́рати, женѭ-гънати, жидѭ-жьдати, тъкѭ-тъкати, съсѭ-съсати, ръвѭ-ръвати, зовѭ-зъвати.

II. Klasse. Präsensstamm auf *ne-no*:

двигнеши, минеши, тънеши, съхнеши etc.; станеши (ohne станѫти), дѣнеши (ohne дѣнѫти).

III. Klasse. Präsensstamm auf *je*.

A. Der zweite Stamm die reine Verbalwurzel:

a) Vokalisch: знаѫ-знати, пыѫ-пити, дѣѫ-дѣти, спѣѫ-спѣти, мыѫ-мыти.

b) Konsonantisch: мелѫ-млѣти (**melti*), колѫ-клати (**kolti*), борѫ са-брати (**borti*) са, жьнѫ-жати.

B. Der zweite Stamm hat die thematische Erweiterung auf *-a*:

a) Vokalisch: каѫ-каити, чаѫ--чаити, вѣѫ-вѣити, сѣѫ-сѣити, плюѫ-пльвати, блюѫ-бльвати.

b) Konsonantisch: алъчѫ-алъкати, важѫ-вазати, орѫ-орати. пишѫ-пьсати, клеплѫ-клепати, жаждѫ-жадати, иштѫ-искати. Dazu gehören auch viele abgeleitete Verba, bald denominativa, wie трепетати (von трепетъ)-трепештѫ, bald deverbativa, wie скакати (von скочити), двизати (von двигнѫти).

IV. Klasse. Präsensstamm auf *-i*.

A. Der zweite Stamm auf *-é* (nach Palatalen *-a*):

бъдиши-бъдѣти, гориши-горѣти, летиши-летѣти, лежиши-лежати, кричиши-кричати, боиши са-боити са.

Abgeleitete Verba.

B. Der zweite Stamm bleibt auf *-i* auslautend:

боудиши-боудити, хвалиши-хвалити, сѫдиши-сѫдити.

V. Klasse. Präsens auf *-je*, das sich an den vollen zweiten Stamm, der auf *-a* oder auf *-é* auslautet, anlehnt:

A. Der zweite Stamm auf *-a* auslautend:

дѣлаѫ-дѣлати, копаѫ-копати, знаменаѫ-знаменати.

B. Der zweite Stamm auf *-ѣ* auslautend (nach Palatalen *-a*):

желѣѫ-желѣти, оумѣѫ-оумѣти, питѣѫ-питѣти; ветъшаѫ-ветъшати, обиштаѫ-обиштати.

VI. Klasse. Präsens auf *-uje* (*-juje*), der zweite Stamm *-ovati* (*-'evati*):

коупоуѫ-коуповати, горюѫ-горевати.

Die wenigen themavokallosen Verba können als Anhang zu diesen VI Klassen behandelt werden.

Während der vorgelegte Entwurf sich an die Leskien'sche Einteilung anlehnt, aber zugleich der üblichen Miklosich'schen Klassifikation nahe zu bleiben trachtet — daher auch VI Klassen —, befolgt Vondrák die Miklosich'sche Einteilung, sucht sie aber noch konsequenter mit Rücksicht auf den Infinitiv durchzuführen. Diese Konsequenz ist zwar sehr lobenswert, allein darunter leidet doch das Präsens, um das es sich zunächst handelt. Also Vondrák beläßt брати, зъвати wegen des Infinitivs in der V. Klasse, wenn auch das ganze Präsens берѫ, зовѫ zur I. Klasse hinstrebt. Dagegen versetzt er колѫ, борѫ сѧ, мелѫ, порѫ, жьнѫ wieder wegen des Infinitivs in die I. Klasse, mag auch die Präsensbildung auf *-je* diese Verba anderswohin ziehen. Das Präsens колѫ, жьнѫ, борѫ сѧ steht doch näher den Verben зиждѫ, стелѫ, стенѫ, als dem Präsens берѫ, зовѫ.

Mag die Klassifikation nach dem Infinitiv noch so praktisch scheinen, was zum Teil nur die Folge der Angewöhnung ist, vom Standpunkt der geschichtlichen Entwickelung gebührt dem slavischen Infinitiv die Vorherrschaft über das Präsens ganz und gar nicht, weil man durch die Vergleichung mit dem Litauischen leicht konstatiren kann, daß oft in der slavischen Infinitivbildung neue thematische Erweiterungen auf *-a*, zuweilen auch auf -ѣ vorliegen. Das ist ein mit der Vorherrschaft der vokalischen Stämme in der Deklination parallel laufender Hang der Sprache. Man findet volle Übereinstimmung der beiden Sprachen in *kèpti* und пешти (*pekti*), in *tèpti* (schmieren) und тети (aus *tepti*, auch тепсти), zwischen *iñti* und ѩти, *miřti* und мрѣти (näher eigentlich мрѣти), *mìlszti* und млѣсти (näher wäre млѣсти, vergl. das heutige serbokroatische *músti*). Allein im Litauischen steht der Infinitiv auf älterem Standpunkt in solchen Beispielen, wie *álkti* gegenüber алкати, *árti* gegenüber орати, *beřti* gegenüber бьрати, *peřti* gegenüber пьрати, *kąsti* (*kándu*) gegenüber кѫсати, *jùsti* gegenüber по-ысати, *làkti* gegenüber локати, *rěszti* gegenüber рѣзати, *szókti* gegenüber скакати, *braũkti* gegenüber брѫсати, *liẽszti* gegenüber лизати, *mèsti* gegenüber метати, *riẽsti* gegenüber ритати, *smùkti* gegenüber смъкати, *surpti* gegenüber сръбати, *sùkti* gegenüber соукати, *spiáuti* gegenüber пльвати. Oder man vergleiche *bėkti* gegenüber бѣжати (wir haben nur по-бѣг-нѫти, allerdings in einzelnen slav. Sprachen auch *biec-biegę*), *kláusti* gegenüber слышати, *weřkti* (auch *wirkti*) gegenüber *warczeć* (auch *warknąć*), *kwẽpti* [allerdings auch *kwepėti*) gegenüber кыпѣти, *reñktis* (*rengiùs*) gegenüber *ражати (рагнѫти), *wìrti* (*wérdu*) gegen-

über вьрѣти, *veřstis* (*werczĩûs*) gegenüber врьтѣти сѧ, *lìpti* gegenüber льпѣти, *pérsti* gegenüber пръдѣти, *isz-wýsti* (allerdings auch *weizdĕti*) gegenüber видѣти, *gelsti* gegenüber жлътѣти, *už-mìkti* gegenüber мьжати. Da fast bei keinem dieser Verba, die im Slavischen auf -ати oder -ѣти den Infinitiv bilden, die infinitivische Stammerweiterung im Präsens wiederkehrt (vergl. алъчеши, орѣши, береши, пореши, помишеши, лочеши, рѣжеши, скачеши, брѫшеши, лижеши, мештеши, *риштеши (sloven. *ričem*), womit in den meisten Fällen das litauische Präsens übereinstimmt: *arìù*, *berìù*, *periù*, *rėžiù*, *braukiù*, *liėžiù*, *riėcziù*, vergl. noch *werczìù* : *врьштѫ, *pérdžiu* : *пръждѫ, so darf man wohl behaupten, daß die slav. Infinitivthemen sekundäre Neubildungen sind, in der Art der neuen Infinitive *spasiti* für съпасти, *boriti se* für брати сѧ, *poriti* für прати, *crpiti* oder *crpati* für чрѣти (чръпѫ), u.s.w.

Die Überwucherung des slav. Infinitivs mit thematischen Neubildungen sieht man auch an dem Infinitiv auf -нѫти, der keine Parallele im Litauischen hat. Gewiß ist der litauische Infinitiv auf älterem Standpunkte, wenn er *dìrkti* (praet. *dìrgau*) gegenüber за-дръгнѫти, *jùnkti* gegenüber на-вькнѫти, *saũsti* gegenüber съхнѫти, *sèkti* (*senkù*) gegenüber сакнѫти, *pa-bùsti* gegenüber въз-бъднѫти, *szwìsti* gegenüber свьнѫти (oder aber свьтѣти), *stĕkti* (*stĕgiu*) gegenüber russ. за-стегнуть, *miñti* (*menù*) gegenüber по-манѫти (auch по-мьнѣти), *už-gèsti* gegenüber гаснѫти, *griñsti* (praet. *grimzdaũ*) gegenüber грязнѫти, *lìpti* gegenüber при-льнѫти u.s.w. bilden und gebrauchen kann. Ich kann mich daher noch immer nicht trennen von meiner im Archiv VI. 288 vorgetragenen Ansicht, daß der Infinitiv auf -нѫти im Slavischen eine Neubildung sei — einer Ansicht, die Gebauer III. 2. 68 durch weitere Analogien wie *pnouti* (nach *pnu* oder *pnou*, statt *píti*), *jmouti* (nach *jmu* oder *jmou*, statt *jíti*), *nadmouti* (nach *nadmu* oder *nadmou*, statt *douti*) stützen kann. Wenn die vergleichende Grammatik sich weigert Analogieübertragungen zuzugeben, sobald sie in anderer Weise der Erscheinung einer Einzelsprache beikommen kann, so ist das ihr volles Recht. Doch meines Wissens steht sie diesen slavischen Infinitiven gegenüber ratlos da. Man wird doch nicht den Erklärungsversuch Pedersen's (KZ. 38. 347) leicht annehmen wollen, der gelassen ein großes Wort ausspricht, indem er zuerst дѫти (дъмѫ) aus *дъти entstanden sein läßt (als würde nicht die Analogie von нати, жати, тати näher liegen, die vom Präsens дъмѫ gegenüber жьмѫ von selbst zum Vokal ѫ führte) und dann ebenso двигнѫти aus *двигъти. Zu allen diesen gewaltsamen

Konstruktionen wurde er durch die Partizipien auf –новєнъ verleitet, deren wegen er sich nicht mit der Zusammenstellung des slavischen двигнѣ-двигнєши nur mit dem griech. *χάμνω* oder *τέμνω*, lit. *aunù*, *einù*, *gáunu*, *giunù*, *szaunu*, *maunu* u. ä. begnügt, sondern an die Parallele zur altindischen fünften Klasse denkt, d. h. *no/ne* aus **nu-nve* ableitet. Dafür werden allerdings die Formen дръзновєнъ, косновєнъ, прикосновєнъ, отъринновєнъ etc. (Leskien Gr. 141) ins Feld geführt, die schon in den ältesten Denkmälern vorkommen. Man kann auch Verba wie миновати neben минѣти, дръзновати neben дръзнѣти anführen. Doch scheint mir alles das noch nicht zu beweisen, daß wir alle Verba auf *no/ne* von *nu-nov-nve* ableiten sollen. Es kann auch ohne den bewußten Zusammenhang mit den uralten *nau-nu-nv*, die Analogie nach оумъвєнъ, съкръвєнъ, чювєнъ, шьвєнъ, die selbst ihrerseits Neubildungen waren neben оумѣтъ, съкрѣтъ, чоутъ, шитъ, um sich gegriffen haben. Denn es ist doch zu beachten, daß weder die nordwestslavischen noch südwestslavischen Sprachen derartige Partizipien oder Substantiva verbalia kennen. Im Serbokroatischen haben wir allerdings Neubildungen: *dobiven* (neben älterem *dobit*), *odjeven* (neben älterem *odjet*), *satrven* (neben älterem *satrt*), allein ein дрьзновєнїє, прикосновєнїє, дъхновєнїє u. ä. sind im Altserbischen fremde, literarische Ausdrücke.

Bekanntlich nimmt die Präsensbildung auf *no/ne* in den modernen slavischen Sprachen immer mehr Oberhand. Namentlich die perfektiven Verba I. Klasse lieben den Uebergang in die *ne*-Klasse zu bewerkstelligen. Statt садѫ-сядєши findet man *sednu-sednem*-сѣдъ, darnach dann teilweise schon im Infinitiv, č. *sednouti*. Statt падѫ-падєши sagt man *padnu-padnem*, č. schon im Infinitiv *padnouti*. Man sagt nur *přisahnu-prisegnem*, č. schon im Infinitiv *přisáhnouti*, serbokr. *priseći* und *prisegnuti*. Selbst imperfektivisch sagt man im Polnischen heute nur *rosnę-rosniesz-rosnąć* statt des älteren *rostę-rość*. Ebenso nur *kwitnąć-kwitnie*, altpoln. *kwišć* (vergl. Flor. ps. 71. 16 *kwiscz bǫdǫ*, ib. 91. 12 *kwiscz bǫdze*). Für das alte власти-владѫ č. nur *vládnouti-vládnu*. Für altč. *lahu* (auch *lehu*)-*ležeš* jetzt nur *lehnouti-lehneš*, serbokr. *legnem* aber Inf. noch *leći*, so auch poln. *legnę* neben *lec*. Für лакѫ-лашти altböhm. *léci-laku* (auch *leku*), jetzt *leknouti-lekneš*, poln. *lęknę*, doch noch *zląkł się*. Für прашти-прагѫ altb. *přieci-přahu* (*přežeš*) jetzt *zaprahnouti*, südsl. *zapreżeš* und *zapregneš*, Inf. *zapreći* und *zapregnuti*. Für č. *žéci-žhu* sagt man jetzt in der Zusammensetzung

rożnu (statt *rożłnu*), poln. *żéc*, *zażegł* aber *zażegnę* u. s. w. Erwähnenswert sind die Neubildungen *topnieć* für *topnąć*, *pachnieć* für *pachnąć*, *żołknieć* für *żołknąć* wegen der intransitiv-passiven Bedeutung. Alle diese Erscheinungen, die uns deutlich den Weg zeigen, auf welchem sich die slavischen Sprachen bewegten, wobei deutlich der Infinitiv dem Einfluß des Präsens unterliegt, sprechen für meine Deutung auch des Infinitivs auf -нѧти, mag sie noch so einfach und natürlich sein, weswegen sie auch nicht imponirt.

8. Nochmals das slavische Imperfektum.

Für den Ausdruck des Präteritums hat die kirchenslavische Sprache von ведѧ nicht weniger als vier verschiedene Formen: 1. ведъ-ведѧ, den sogenannten einfachen Aorist, 2. вѣсъ-вѣсѧ, den *s*-Aorist älterer Bildung, 3. ведохъ-ведошѧ, den *s-ch*-Aorist jüngerer Bildung, 4. ведѣахъ-ведѣахѧ, das Imperfekt. Während man ведъ und вѣсъ ganz gut erklären kann, muß man ведохъ als eine nach Vorbild von ведовѣ-ведомъ eingetretene Neubildung ведоховѣ-ведохомъ mit Erweiterung des Themavokals *o* über alle Personen des Duals und Plurals auffassen, so daß man neben einem дѣлахъ-дѣлаховѣ-дѣласта-дѣлахомъ-дѣластедѣлашѧ ein ведохъ-ведоховѣ-ведоста-ведохомъ-ведосте-ведошѧ bekam. Diese Neubildung setzt neben ведъ-вѣсъ schon die Aoriste, wie крꙑхъ-дѣхъ-двигнѧхъ-оумѣхъ-горѣхъ-хвалихъ-дѣлахъ-коуповахъ voraus. Die Vorliebe der slavischen Sprachen für die vokalisch auslautenden Stämme schuf zu вѣсъ ein ведохъ, zu вѣсовѣ ein ведоховѣ, zu вѣсомъ ein ведохомъ. Merkwürdig, die Sprache wollte für die 2. und 3. Pers. sing. nicht nach der 1. Pers. sg. so fortsetzen: *ведо *ведо, sondern blieb bei dem schon von ведъ vorhandenen веде-веде. Daß diese Formen dem einfachen Aorist angehören und nicht etwa als *vede-s-s* und *vede-s-t* zu deuten sind, das zeigt das Nichtvorhandensein der 2. u. 3. Pers. sing. von вѣсъ oder рѣхъ. Bezüglich des einfachen Aoristes lese ich in der Abhandlung Vondrák's in Bezzenberger's Beiträgen XXIX, S. 299, es könne »kein Zweifel darüber bestehen, daß im Slavischen einmal der sogenannte einfache Aorist, wie z. B. ведъ-веде ursprünglich, so weit er von durativen Verben gebildet war, als ein Injunktiv die Bedeutung des Imperfektums hatte«. Ich möchte diese angeblich keinem Zweifel unterliegende Behauptung dennoch stark bezweifeln, da ich wirklich keinen Grund einsehe, warum die Sprache bei der Aufrechterhaltung derselben Form von der einmal vorhanden ge-

wesenen Funktion derselben als Imperfekt abgegangen wäre. Ja das Aufkommen neben der aor. Form вѣсъ noch des Aor. ведохъ hätte noch mehr die Sprache bezüglich der Form ведъ als Imperfekt bestärken sollen, wenn das wirklich einmal so, wie es Prof. Vondrák wünscht, schon vorhanden gewesen wäre. Was sehen wir aber? Luc. 4. 9 steht веде и für den griechischen Aorist ἤγαγεν αὐτόν; Matth. 17. 16 entspricht dem и не могѫ его исцѣлити der griech. Aorist οὐκ ἠδυνήθησάν. Ebenso steht тече für ἔδραμεν Marc. 5. 6, Luc. 24. 12, тепе Jo. 19. 1 für ἐμαστίγωσεν. Das sieht mir nicht nach dem Rezepte Vondrák's gemacht, zumal man daneben als Doublette die Formen тѣсте ἔδραμον Matth. 28. 8, вѣсѣ ἤγαγον Luc. 4. 29, 22. 54, 23. 1 findet. Man wird doch nicht der Sprache zumuten wollen, daß sie mit ihren Formen auf der Leiter der Tempora bald nach oben, bald nach unten sich bewegte. Wenn ведъ je ein Imperfekt gewesen wäre, so hätte die Sprache wegen вѣсъ und ведохъ doppelten Grund gehabt, bei jener Funktion der Form ведъ zu verbleiben. Die neue Form des Imperfektes, ведѣахъ-ведѣхъ, konnte nur gegenüber вѣсъ und ведохъ eine besondere Geltung erhalten, und jene zwei Formen in der Aoristanwendung nur bestärken. Daß dieses neue Imperfektum auch der alten Form ведъ als einstigem Imperfektum das Lebenslicht hätte ausblasen können, ist wohl kaum anzunehmen.

Wie ist die Imperfektform ведѣахъ zu Stande gekommen? Ich hatte in dem Anhang zu Codex Marianus an eine dem altind. Prekativ entsprechende Bildung gedacht (*dêyâsam*, *dhêyâsam*), also das Imperfekt für einen sibilantischen Optativ-Imperativ erklärt, wobei ich, um den Parallelismus zum slavischen Imperativ-Optativ zu gewinnen, bei dieser der Erklärung bedürftigen Form auf die Beispiele aus der altkroatischen Sprache, wie *mozéchъ*, *tecéchъ*, ein großes Gewicht legte. Auch die Anwendung des Imperfektes in den hypothetischen Sätzen wurde zur Stütze der subjunktivischen Bedeutung des Imperfektes herangezogen. Ich gestehe, die altkroatischen Formen mit *c z* vor -ѣхъ (statt *ć-ź*) noch jetzt als eine rätselhafte Erscheinung nicht recht zu verstehen. Aber die Priorität des altslovenischen Imperfektes печаахъ, можаахъ befürwortet die altböhmische Sprache, wo man *pečiech*, *nemożiechu* (wenn man die Orthographie *-zyeſſe*, *-zyſſe*, *-zyechu* richtig mit *ź* transskribirt) u. s. w. nachweisen kann; ebenso die ober- und niederlausitzserbische Sprache, wo man *możach*, *ćećech*, *pjećech* findet (Mucke § 261). Auch die subjunktive Anwendung gewisser Fälle des

Imperfektes muß doch erst als eine weitere Ableitung aus der ursprünglichen Bedeutung der Dauer in der Vergangenheit angesehen werden. Ich habe daher meinen Versuch schon seit Jahren aufgegeben. In neuer Zeit hat J. Horák in Listy filologické Bd. 29, S. 232—238 in der Studie »Ke stupňování ve slovanštině a litevštině« auch mit dem slav. Imperfekt sich beschäftigt. Er geht von den Stämmen auf *-ě* aus und meint, видѣхъ habe in Beziehung zu вижда̀ gleich die Bedeutung des Aoristes erhalten, несѣхъ aber in Beziehung zu нѣсъ, несохъ sei als Imperfekt aufgetreten. Später sei noch der Unterschied in der 2. u. 3. Pers. sing. hinzugetreten, d. h. несѣхъ habe несѣше entwickelt, während видѣхъ als Aor. bei видѣ blieb. Parallel zu несѣхъ, meint er, sei aus оумѣе ein оумѣихъ, aus дѣлае ein дѣлаихъ geworden, die Form несѣихъ faßt er als spätere Analogiebildung auf. Prof. Vondrák, der auch dem Imperfekt einen Erklärungsversuch in Bezz. Beitr. XXIX widmet, nennt diese Erklärung Horák's nicht recht wahrscheinlich. Er sagt, »wir begreifen absolut nicht, warum gerade die Form *nesěchъ* zu der Bedeutung eines Imperfektums kam, trotzdem ihr ein echter Aorist *viděchъ*, *trupěchъ* zur Seite stand«. »Auch die thematische Flexion tauche hier wie ein deus ex machina auf«. Ich bin mit der Erklärung Horák's nicht ganz einverstanden, allein die Einwendungen Vondrák's ließen sich nach meinem Dafürhalten leicht beseitigen. Ein видѣти oder трьпѣти hat überhaupt zwei lautabstufende Themen, видѣ-види, трьпѣ-трьпи, also entsprechend den Aoristen вѣсъ-рѣхъ wurden ganz analog auch Aoriste: видѣхъ, трьпѣхъ, дѣлахъ, хвалихъ gebildet. Das Verbum несѫ hat aber im Infinitiv нес-, im Präsens несо/е als Stamm. Die Bildung eines dritten Stammes auf -ѣ konnte also sehr gut gegenüber нѣсъ und несохъ die Bedeutung des Imperfektums annehmen. Auch von der thematischen Flexion auf -ше, -шета-шете-хѫ kann man angesichts der 1. Pers. dual. und 1. Pers. pl. auf совѣ-ховѣ, сомъ-хомъ doch nicht wie von einem deus ex machina sprechen! Im Gegenteil, ich halte dafür, daß uns Prof. Vondrák für seine Behauptung, несѣхъ sei ursprünglich Aorist gewesen, den Beweis schuldig geblieben ist. Es ist keine sichere Beweisführung, von Verben so allgemeiner Bedeutung wie бѣхъ-хотѣхъ auszugehen, aber selbst da bin ich zu anderen Resultaten gekommen als Prof. Vondrák, wovon weiter unten. Dagegen für несѣхъ-ведѣхъ eine ältere Aoristbedeutung nachzuweisen, ist Niemand im Stande, wenn man nicht etwa vom Altböhmischen ausgehen will; dann müßte man aber den Aorist несохъ-ведохъ zuerst

fürs Altkirchenslavische in Abrede stellen. Prof. Vondrák geht also von zwei nicht erweislichen Behauptungen aus: 1) daß ведъ Imperfektum, 2) daß ведѣхъ Aorist war. Er stellt die beiden Formen in Correlation: ведъ Imperfekt: ведѣхъ Aorist. Das nenne ich, bitte mich zu entschuldigen, verkehrte Welt. Wo die ältesten feinfühligsten Denkmäler des Altslovenischen gerade umgekehrt ведъ als Aorist und ведѣхъ, eigentlich ведѣахъ (zwischen beiden Formen ist kein Bedeutungsunterschied nachweisbar) als Imperfekt fungieren lassen. Ich weiß, daß Prof. Vondrák bei seinem »Aorist« ведѣхъ an *ведѣ als 2. und 3. Pers. sing. denkt. Aber dadurch, daß er unerwiesene Behauptungen häuft, werden sie nicht beweiskräftiger. Einen »Aorist« ведѣхъ gibt es nicht, die Form *ведѣ existiert überhaupt nicht.

Folgt man der Sprache nach ihren ältesten für uns erreichbaren Belegen — und diese Methode halte ich für meinen Teil noch immer für sicherer als willkürliche Aufstellung von nicht belegbaren Sprachformen mit Sternchen —, so nimmt man wahr, daß sie gerade bei gleichen Themen sehr fein den Aorist vom Imperfekt durch die Personalendungen unterscheidet. Ich will das durch Beispiele illustrieren. Von dem Verbum болѣти lautet болѣхъ als Aorist für *ἠσθένησα* Matth. 25. 36, болѣ für *ἠσθένησε* Philipp. 2. 26. 27, dagegen ist болѣаше für *ἠσθένει* angewendet Jo. 4. 46, 11. 2. Für den griech. Aorist *χρείαν ἔσχεν* liest man Marc. 2. 25 трѣбова, aber трѣбоваше für *χρείαν εἶχεν* Jo. 2. 25. Den Aorist *ἐτόλμησεν* übersetzte man съмѣ Matth. 22. 46, das Imperfektum *ἐτόλμα* durch съмѣаше Marc. 12. 34, Jo. 21. 12. Für *ἐμαρτύρησεν* steht съвѣдѣтельствова (öfters so), für *ἐμαρτύρει* съвѣдѣтельствоваше Jo. 12. 17. Für *ἤκουσαν* liest man слышаша Matth. 13. 15 und öfters, dagegen für *ἤκουον* слышаахѫ Marc. 6. 55. Ebenso für *ἤκουσεν* слыша Luc. 9. 7, für *ἤκουεν* слышаше Luc. 10. 39. Von Verben, die nach unserem heutigen Sprachgefühl einfach dauernd sind, führen aoristische Formen auch die Bedeutung der griechischen Aoriste. Ich erwähnte bereits oben веде, тепе, тече, man vergl. noch гънаша и Marc. 1. 36: *κατεδίωξαν*, цѣниша Matth. 27. 9: *ἐτιμήσαντο*, оучи са Matth. 27. 57: *ἐμαθήτευσεν*, срами Matth. 22. 34: *ἐφίμωσεν*, свати Jo. 10. 36: *ἡγίασεν*. Das Verbum родити ist immer als роди aoristisch *ἐγέννησεν*, родиша *ἐγέννησαν*, роди са *ἐγεννήθη*, родиша са *ἐγεννήθησαν*. Ebenso проси *ἠτήσατο*, просиша *ἐπηρώτησαν*. Vergl. noch пласа *ὠρχήσατο* Matth. 14. 6, oder Matth. 11. 17: пискахомъ, не пласасте, плакахомъ, не рыдасте: *ηὐλήσαμεν, οὐκ*

ὠρχήσασθε, ἐθρηνήσαμεν, οὐκ ἐκόψασθε. Ebenso Luc. 7. 32. Das einfache несе Matth. 14. 11 entspricht dem griechischen ἤνεγκεν. Für ἔδοξαν lesen wir Jo. 11. 13 мьнѣшѧ, und für ἐδόκουν Luc. 24. 37, Jo. 13. 29, мьнѣахѫ. Ebenso für ἔβαλον κλῆρον Jo. 19. 24 меташа жрѣбиѧ und Luc. 23. 34 offenbar nach der stark verbreiteten Lesart ἔβαλλον метаахѫ жрѣбиѧ, Sav. knig. hat auch hier nach der Lesart ἔβαλον меташа. Für ἐκάλεσεν Luc. 14. 16 steht зъва, und Jo. 7. 37 für ἔκραζεν зъваашє, Matth. 21. 9 ἔκραζον зъваахѫ, Jo. 12. 13 ἐκραύγαζον зъваахѫ. Das griechische ἐθαύμασεν ist дивн сѧ Matth. 8. 10, Marc. 6. 6, 15. 44, Luc. 11. 38, so auch дивишѧ сѧ ἐθαύμασαν Matth. 9. 33, 21. 20, 22. 22, Luc. 2. 18, dagegen дивлѣахѫ сѧ ἐξετλήσσοντο Matth. 19. 25, Marc. 1. 22, 6. 2, 7. 37, 10. 26, ἐθαύμαζον Marc. 5. 20, Luc. 4. 22, 9. 14 (mit var. ἐθαύμασαν), Jo. 7. 15, ἐξίσταντο Marc. 6. 51. Auch die kürzere Form begegnet in derselben imperfektivischen Bedeutung: дивлıхѫ сѧ ἐξεκλήσσοντο Matth. 7. 28, 22. 23, ἐξίσταντο Matth. 12. 23.

Aus diesen Beispielen, wobei lauter einfache Verba ohne Zusammensetzung mit Präpositionen ausgewählt wurden, solche, die nach unserem heutigen Sprachgefühl als einfach dauernde Verba gelten, ersehen wir, daß mit wunderbarer Regelmäßigkeit die Aoristformen auch im griechischen Text die Aoriste als Vorlage hatten, dagegen die Imperfektivformen auch im griechischen Text die Imperfekte. Wir kennen jetzt schon zu gut die älteste Evangelienübersetzung, als daß wir behaupten dürften, diese Unterscheidung sei mechanisch vor sich gegangen, ohne daß das Sprachgefühl des Übersetzers mitgespielt hätte. Nein, den ersten Impuls gab ganz gewiß das Sprachgefühl, welches damals dem Übersetzer für ἤνεγκεν die einfache Form несе als ausreichend in die Feder diktierte. Ebenso wie es ihm für ἐθαύμασεν das einfache дивн сѧ eingab. Diese Tatsachen, glaub' ich, müssen wir hochachten. Sie beweisen, daß sich unser heutiges Sprachgefühl mit dem alten nicht gerade immer deckt. Wenn aber alles das richtig ist, wenn man diese Logik der Tatsachen zugeben muß, dann meine ich nicht irre zu gehen, wenn ich der äußeren Form des Imperfektes großes Gewicht beilege und sie nicht so ohne weiteres aus einer Analogiebildung hervorgegangen sein lasse. Ich kann mich daher mit der leichthin vorgetragenen Entstehungsgeschichte des Imperfektes nach Vondrák nie und nimmer einverstanden erklären. Er sagt: »Die begriffliche Verwandtschaft führte eine formale Beeinflussung herbei. Nach *vedъ*, *vede*, *vede*

wurde *dělachъ*, *děla*, *děla* zu *dělachъ*, *dělaše*, *dělaše* umgeformt, so daß jetzt auch alle Formen des Singulars eine gleiche Anzahl von Silben bekamen«. Wenn ich richtig verstehe, so will uns Prof. Vondrák glaubhaft machen, daß das »Imperfektum« (!) ведъ-веде durch »begriffliche Verwandtschaft« (!) auf дѣлахъ-дѣла auch die formale Beeinflussung (?) so ausgeübt habe, daß aus дѣла nach веде die Form дѣлаше entstand. Ich wäre begierig zu erfahren, auf wessen Zustimmung der Verfasser bei einer so ganz und gar unwahrscheinlichen Kombination rechnet? Daß eine Endung, wie *-chą*, aus dem Imperfekt in den Aorist eindringen kann, das findet Jedermann begreiflich. Sie war ja gegeben und brauchte nur ihr Anwendungsbereich auszudehnen. Allein ein ведѣаше aus веде durch »formale Beeinflussung« abzuleiten, das geht doch wohl nicht. Solche Analogieübertragungen sind geradezu unerhört.

Prof. Vondrák gibt selbst zu, daß die ältesten, besterhaltenen altkirchenslavischen Texte die Formen des Imperfektes ведѣахъ, дѣлаахъ, хвалиахъ etc. entschieden bevorzugen, und doch ignoriert er diese hochwichtige sprachliche Tatsache, seine Entstehungskombinationen zwingen ihn, von дѣлахъ, also auch von ведѣхъ auszugehen, weil er »das Imperfektum als einen ehemaligen Aorist auffaßt«. (Das sind seine Worte.) Er läßt die Sprache mit den Formen ordentlich herumtanzen. Zuerst war *milovach* Aorist und Imperfekt, dann differenzirte sich *milovaše* als Imperfekt von *milova* als Aorist. Weiter heißt es so: »Es mußte sich offenbar das Bestreben geltend machen, auch in den ersten Personen einen formalen Unterschied zwischen den Imperfekt- und Aoristformen herbeizuführen, wo sie sonst durch den Stamm nicht auseinandergehalten wurden«. Also bei несѣхъ war das nicht notwendig, wohl aber bei *milovachъ*. Nun sieht er sich nach einem Vorbild dafür um, um doch auch *milovaachъ* zu gewinnen. Dieses bieten ihm die Imperfekte *uměachъ*, *dělaachъ*, die er als »durch den Anschluß an den Präsensstamm neu entstandene Formen« bezeichnet (S. 301/2), während er früher (S. 300) sagte, daß »ursprünglich nicht der Präsensstamm zugrunde gelegt wurde«. Also ursprünglich nicht, nachher aber doch, denn »das Bestreben, die Imperfektformen von jenen des Aoristes genau zu scheiden, brachte es mit sich, daß erstere allmählich auch vom Präsensstamme gebildet wurden». Zu »Anknüpfungspunkten« rechnet er пьнѣхъ, das von ihm wegen leichterer Aussprechbarkeit aus **pętnĕchъ* abgeleitet wird, so hören wir noch von solchen Formen (allerdings besternten) wie *męrčchъ*, *bręrachъ*, *gnęnachъ*. Nicht alles ist mir in dieser

Darstellung verständlich, aber so viel sehe ich, daß der Verf. *uměach* aus *uměječh* und selbst *dělaachъ* aus *dělajěchъ* ableitet, d. h. bei diesen Verben von dem durch Dehnung erweiterten Präsensstamm ausgeht.

Ich gehe in Übereinstimmung mit den ältesten Sprachdenkmälern des Altkirchenslavischen von dem Imperfektum ведѣахъ, несѣахъ, горѣахъ, дѣлаахъ aus. Die zusammengezogenen Formen ведѣхъ, несѣхъ, горѣхъ, дѣлахъ sind leichter aus den längeren zu erklären, als das umgekehrte. Die Behauptung, daß das oberlausitzserbische *njesech* nicht aus несѣахъ hätte entstehen können (S. 302), verstehe ich nicht, da auch Mucke an eine solche Zusammenziehung denkt. Die Silbe *-achъ* scheint mir beim Imperfektum sehr wesentlich zu sein und ich möchte darin eine an den vorausgehenden, auf -ѣ oder -a auslautenden Stamm angelehnte und assimilierte präteritale Form des Verbums есмь erblicken, also ungefähr etwas dem lateinischen *eram* nahe kommendes. Diese Erklärung ist nicht neu, schon Joh. Schmidt und A. Leskien haben sie aufgestellt und vorgetragen. Ich möchte nur gerade mit Hinweis auf das lateinische *eram* nicht von einem augmentierten **ēchъ* ausgehen, sondern von **echъ*, da ja auch aus несѣ-ехъ, пита-ехъ, коупова-ехъ die assimilierten Formen несѣахъ, питаахъ, коуповаахъ hervorgehen können. Der Stamm selbst, wenn er nicht im Infinitiv auf *-a* ausgeht, wie bei зна-, дѣла-, пьса-, дѣы-, крича-, коупова--, oder auf -ѣ, wie bei съмѣ-, оумѣ-, горѣ-, mußte zu -ѣ, nach Vokalen zu -ы, erweitert werden, also несѣ-, бии-, хвали-, d. h. бии ist aus биѣ, хвали aus хвалиѣ hervorgegangen. Was diesen thematischen Auslaut auf *-ē* oder *-ā* anbelangt, so haben schon andere auf die 3. Pers. sing. des litauischen Präteritums *suko* (von *sukti*) und auf *nēszė*, *vēdė*, *ėdė* (von *nèszti*, *vèsti*, *ėsti*) hingewiesen. Bei несѣахъ denkt man ebenso an *legēbam*, wie bei дѣлаахъ an *amā-bam*, bei сѣдѣахъ an *sedēbam* (vergl. Brugmann's Grundriß § 899, II. 1267). Was sich hinter diesem Stamm auf *-ē* und *-ā* oder *-jā* verbirgt — ein Nominalelement, ein Infinitiv? —, das darf ich füglich der vergleichenden Grammatik überlassen, die bisjetzt nichts sicheres zu Wege gebracht hat. Ich will nur die Vorzüge dieser Erklärung kurz berühren: 1) wird sie den beglaubigt älteren Formen des Imperfektes gerecht; 2) ist sie nicht gezwungen, zu höchst unwahrscheinlichen Analogieübertragungen Zuflucht zu nehmen; 3) braucht sie keine gewaltsamen Sprünge aus dem Imperfektum in den Aorist und umgekehrt zu machen; 4) knüpft sie an das Litauische und Lateinische in passender Weise an. Man darf natürlich nicht auch

einen heikligen Punkt dieser Erklärung ganz mit Stillschweigen übergehen, ich meine die Annahme einer *s*-Form des Präteritums von есмь, die im slavischen und selbst lituslavischen Sonderleben nicht nachgewiesen werden kann. Allein neben einem *âsam*, ἦα-ἦν und *eram* darf man ein **esъ* (nachher **echъ*), **ese* (nachher **eche-eše*) u.s.w. ohne große Kühnheit der Phantasie als einmal vorhanden gewesen voraussetzen. Es mag durch бѣахъ-бѣаше verdrängt worden sein, wie der Infinitiv und das Futurum durch die Formen des Stammes бы-бъ verdrängt worden sind. Bei бѣхъ-бѣахъ gehe ich selbstverständlich ebenfalls von der Form бѣахъ aus, weil der echte Aorist быхъ lautet. Daß neben бѣахъ die zusammengezogene Form бѣхъ nach der Analogie der Verba wie видѣхъ-видѣ und видѣахъ-видѣаше auch die kürzere, aoristische, Konjugation annahm, das fällt am Ende nicht sehr auf, zumal bei einem häufig gebrauchten Worte. Selbstverständlich geht dann die Konjugation durch alle Personen und Zahlen doppelreihig fort, also: бѣхъ-бѣахъ, бѣ-бѣаше, бѣховѣ-бѣаховѣ, бѣсте-бѣашете, бѣхомъ-бѣахомъ, бѣша-бѣахѫ. Prof. Vondrák erklärt nach seiner Kombination бѣхъ für den Aorist, legt mehr Gewicht auf die zwei Beispiele (Luc. 13. 2, 4), wo dem бѣша griechisch *ἐγένοντο* zur Seite steht, als auf die sieben (nach Vostokov zum Ostrom. Evangelium) oder zehn Beispiele (nach meinem Glossar zu Marianus), wo бѣша nichts weiter ist als das griechische *ἦσαν*. Die Form бѣ für *ἦν* wird öfters gebraucht in dem Evangel. Text als бѣаше für dasselbe *ἦν*. Für die 1. Pers. sing. *ἤμην* fand ich siebenmal бѣхъ, nicht ein einziges бѣахъ. Und doch ist im Plural бѣахѫ viel häufiger für *ἦσαν* als бѣша. Dieser Gebrauch bald der längeren bald der kürzeren Form immer für dasselbe griechische *ἦν-ἤμην-ἦσαν* spricht doch nicht für die ursprüngliche aoristische und imperfektivische Auseinanderhaltung der Formen.

Und zuletzt wie steht es mit dem Verbum хотѣти? Ich finde es für *ἤθελεν*, zumal in den negativen Sätzen *οὐκ ἤθελεν* regelmäßig durch не хотѣаше ausgedrückt: Matth. 18. 30, 27. 34, Marc. 7. 24, 9. 30, Luc. 15. 28, 18. 4. 13, ebenso не хотѣахѫ *οὐκ ἤθελον* Matth. 22. 3, aber auch positiv steht es für *ἤθελεν* (vl. *ἐζήτει*) хотѣаше и оубити Marc. 6. 19, *ὅπον ἤθελες* иможе хотѣаше Jo. 21. 18, *ὃν ἤθελον* егоже хотѣахѫ Matth. 27. 15, *ὅσον ἤθελον* елико хотѣахѫ Jo. 6. 11, vergl. ib. 12, 7. 44, auch хотѣхѫ für *ἤθελον* Jo. 16, 19. Bei der Wiedergabe des griechischen Imperfektes *ἔμελλον* steht ebenfalls immer im Slavischen das Imperfekt. Man findet aber auch хотѣ Marc.

3. 13, 6. 48, aber da steht auch im Griechischen *ἐθέλησεν*, und Marc. 9. 13 für хотѣшѧ steht in der griech. Lesart, die gewiß dem slavischen Übersetzer als Vorlage diente, *ἠθέλησαν*.

9. Das Futurum des Stammes бъ.

Allgemein ist es bekannt, daß die slavische Sprache uns sehr schwache Spuren des *s*-Futurums gerettet hat, während dasselbe Tempus im Litauischen von allen Verben gebildet werden kann. Ich finde in neuen Lehrbüchern die schwachen Reste des *s*-Futurums, die sich nur in der Participialbildung erhalten haben, nicht richtig beurteilt. Miklosich sagt (Vergl. Gramm. III. 89): »In einigen Denkmälern finden wir ein Partic. fut. in der Form бꙋшѧ бꙋшѧштн, бꙋшѧ mit der Bedeutung *ἐσόμενος*, *μέλλων*, *γενόμενος*; бꙋшѧ ist eigentlich *bysjont*, woraus sich ein Indikativ бꙋшѧ, бꙋшеши, бꙋшетъ; бꙋшевѣ, бꙋшета, бꙋшете; бꙋшемъ, бꙋшете, бꙋшѧтъ erschließen läßt«. Vondrák sagt dasselbe (S. 211) Futurum hätte slavisch *byšą* 2. P. *byšešь* etc. lauten müssen, erhalten habe sich nur das Participium бꙋшѧ neutr. бꙋшѧштеѥ *τὸ μέλλον*. Auch Leskien[4] S. 159 führt als den einzigen Rest das Part. бꙋшѧ neutr. бꙋшѧштеѥ *τὸ μέλλον* an. Alles das ist nun aber nicht genau. In den Reden des Gregorius von Nanzianz finden wir folgende Participformen: 108*γ* аще ли бо вариши сѧ самъ знамениемь и бꙋшѧште оутврьдиши, 108*α*: мынѣ дажь нынѣшьнѥѥ а бо̑у бꙋшѧштеѥ, 366*γ*: а дроузии бꙋшѧщее прѣжде оувѣдѣша, 103*α*: акъı оупражнѧѭщи ѥи мѣсто и не трѣбоуѭща чл̄олюбиы и бꙋшѧщи горьши отъ трьпѣнии, 76*α*: паче же сь миръ прѣпоущающю настоящии къ бꙋшѧщюоумоу, 87*α*: съ нехоудомъ прч̄сомъ о бꙋшѧщинмъ, 358*γ*: иже отъ бꙋшѧщааго вѣка прихомь. Diesen Beispielen mit ѧ oder a nach ш stehen zwei gegenüber mit ѧ: 354*δ*: не акъı не вѣдѧщю бо̑у бꙋшѧщаго, 366*γ*: акъı съ сѧщими съ бꙋшѧщими сѧще. Es fragt sich, ob die letzten Beispiele richtig wiedergegeben sind, weil der Kodex sonst ѧ und ѧ nicht verwechselt. Der Herausgeber erwähnt in seiner grammatischen Analyse (S. 47) ausdrücklich die Stellen 354*δ* und 366*γ* unter der Form des Wortes бꙋшѧщеѥ, ohne von dem befremdenden Vokalwechsel auch nur ein Wort zu sagen. Die Richtigkeit der Formen mit ѧ (= russ. а) wird durch die Parallelen, die sich aus Gregorius in dem Izbornik Svjatoslava vom J. 1073 nachweisen lassen. Da lesen wir für gr. 108*α* im Izborn. 1073,

151/152: мнѣ дажь нынѣшьнеѥ а бо҃у бышаштеѥ und für gr. 108γ ib. 152β: и бышащеѥ оутвьрьдишн. So steht auch (nicht aus Gregorius) im Izborn. 1073. 159γ: да оуже ѥдиномь въ небышаштеѥ обоучивъи сѧ оумъ ихъ тъ же къ соущемоу бо҃у въ истиноу прѣведоуть. Auch die fein geschriebene Mineja Putjatina gibt 4^a: бышаштимъ, die ganze Stelle lautet: параклитовоу ти благодѣть Иѥремиѥ принмъ въ бышаштимъ ти бытии прѣдивьно наоучи сѧ. An der Richtigkeit der Partizipform бышѧ-бышашти kann nicht gezweifelt werden. Dann muß aber das Futurum nach der 4. Klasse gehen, also: бышѧ, бышиши, бышитъ, бышимъ, бышите, бышѧтъ. Das wird aufs genaueste bestätigt durch das litauische Futurum, wo wir bekanntlich haben *búsiu-bús(i)-búsiwa-búsita-búsime-búsite*. Das Litauische also und das Slavische stimmen auch in diesem Detail überein. Dasselbe gilt auch für das Lettische, wo man ebenfalls Plur. *búsim*, *búsit* sagt. *V. J.*

Wortdeutungen.

1. Asl. *sova* 'noctua', serb. *sòva* 'Eule, Waldkauz', slov. *sova* 'Nachteule', čech. *sova*, poln. *sowa*, sorb. *sova*, russ. *sová* 'Eule' verbinde ich mit abret. *couann* 'noctua', nbret. *kaouen*, *kaouan* F. 'hihou', cymr. *cuan* F. 'an owl, rock owl'.

Aus dem Gallischen stammt spätlat. *cavannus* (*cavanus*) 'ulula': tristis perspicua sit cum perdice cauannus Poët. lat. min. rec. Baehrens V. 362[19]; cauani ulule aues Corp. gl. lat. V. 353, 39: [ulula, ullucus] quam auem *Galli* cauannum nuncupant Schol. Bern. in Buc. VIII. 55, s. Loewe Prodr. 416, Goetz Thes. gl. emend. I. 194, Holder Alt-celt. Sprachsch. I. 872, Landgraf ALL. IX. 445. Das Wort ist auch ins Roman. übergegangen: frz. *chouan* (*chat-huant*), picard. *cawan* u.s.w. — Das Suffix ist echtkeltisch: vgl. mbret. *goelann*, nbret. *gwélan* 'mouette', corn. *guilan* 'alcedo', cymr. *gwylan* F. 'a gull, sea mew', air. *foilenn* 'alcedo' [1]).

[1]) Ob frz. *milan* 'Hühnergeier', span. *milano*, port. *milhano* (zu lat. *milvus*) dieses kelt. Vogelnamensuffix übernommen hat?

Slav. *sova* geht also auf idg. **k̂au̯ā-* zurück. — Damit verbindet Hirt BB. XXIV. 252 ahd. *hūwo* M. 'Eule' (vgl. ahd. *hūwila*, *hiuwila* F. 'ds.', mhd. *hiulen*, *hiuweln* 'heulen, schreien', ahd. *hiuwilōn* 'jubeln').

Die Eule ist fast immer nach ihrem Geschrei benannt. Nun haben bekanntlich schallnachahmende Lautkomplexe einen vielfach schwankenden Lautbestand: so wechseln häufig *r* und *l*, Labial und Guttural, Gutturale verschiedener Qualität u.s.w. ab, und zwar ziehen sich derartige Varianten häufig durch mehrere Sprachfamilien hindurch [1]). Wir haben es also mit uralten lautähnlichen Parallelwurzeln zu tun, welche in den Einzelsprachen oder bereits in proethnischer Zeit sich vielfach gekreuzt und gegenseitig beeinflußt haben; in den wenigsten Fällen werden die Variationen auf rein lautlichem Wege (durch Dissimilationen, Assimilationen u.dgl.) zustande gekommen sein, und zu lautgeschichtlichen Zwecken sollten derartige Wörter nur mit der größten Vorsicht in Anspruch genommen werden, eine Regel, wogegen nicht selten gefehlt wird.

So bestehen auch in unserem Falle Benennungen der Eule oder anderer durch ihr Geschrei auffallenden Vögel, welche auf velarem *k* anlauten: lit. *naktì-kova* 'Nachteule' oder 'Nachtrabe', *kóvas* 'Dohle', *kóva* und *kovà* 'Saatkrähe' [2]), poln. *kawa*, *kawka*, slov., čech. *kavka* 'Dohle' (asl. *čavŭka*, serb. *čâvka* 'ds.') [3]), vgl. ai. *kā́uti* 'schreit', asl. *kujati* 'murren' u. a.

Neben lit. *kaukiù kaũkti* 'heulen', ai. *kóka-* 'Wolf; eine Gansart' u. a. steht lit. *szaukiù szaũkti* 'schreien, laut rufen, nennen' mit anlautendem *k̂* wie in slav. *sova*, weiterhin mit anderen Gutturalen arm. *xausim* 'spreche' aus **qhauk-*, awnord. *gaukr*, ahd. *gouh* 'Kuckuck' und nhd. *gaukeln* u. a. aus **ghaug-*, ferner gr. *χαυχάομαι* 'prahlen' und noch andere Varianten [4]).

---

[1]) Eine stattliche Sammlung einer bestimmten Art dergleichen Wörter stellt Zupitza Germ. Gutt. 123 f. zusammen.

[2]) S. Leskien Bild. d. Nom. im Lit. 343.

[3]) Daneben bestehen Formen mit idg. *g*: klruss. *gava* 'Krähe', ahd., mndd. *kā*, nnd. *kauw* 'Dohle'.

[4]) Unter solchen Umständen hat m. E. der Versuch Pedersen's KZ. XXXIX. 335, arm. *xausim* und gr. *χαυχάομαι* näher zu verbinden, nur einen sehr bedingten Wert. — Gewiß unrichtige Vermutungen über *xausim* bieten v. Patrubány Sprachwiss. Abh. II. 221, 235, Scheftelowitz BB. XXVIII. 282, 312.

2. Asl. *zmĭja* 'Schlange', *zmĭjĭ* 'Drache', nsl. *zmija* F., *zmij* M. 'Schlange, Drache, Lindwurm', auch *zmer*; *zmijnica* 'Landschildkröte', bulg. *zŭmija* 'Schlange', *zmej* 'Drache', serb. *zmìja* Pl. *zmȉje* 'Schlange', *zmâj zmȕja* 'Drache'; čech. *zmij* M., *zmije* F. 'Natter', *zmek* 'Drache'; poln. *źmija* 'Natter'; russ. *zmėj*, *zmėjá zmijá zomija* 'Schlange'.

Daran erinnert alb. *δemjε* Fem. 'Raupe' ('κάμπια' Kavalliotis), *δemizε*, *δimi-zε* (Deminutivformen von **δεmí*) 'Fleischmade'.

Zur Bedeutungsverschiedenheit vgl. got. *waurms* as. *wurm* nschw. *orm* 'Schlange', aber nhd. *wurm* ndän. *orm* 'vermis'.

Das slav. Wort verbindet Hirt BB. XXIV. 255 mit dem idg. Namen für Erde: asl. *zemlja*, lit. *žẽmė*, gr. *χθών*, *χαμαί*, alb. *δe* u.s.w., und Gustav Meyer Etym. Wb. d. alb. Spr. 465, Pedersen KZ. XXXVI. 335 sprechen dieselbe Ansicht betreffs des alb. Wortes aus. Bugge BB. XVIII. 190 hält die alb. Dialektform *vem* für die ursprünglichere. Die Übereinstimmung des slav. und des alb. Wortes scheint für Meyer's Auffassung zu sprechen.

Die Namen bezeichnen wohl ursprünglich '*humilis*, *χθαμαλός*', das Tier, das »auf seinem Bauch geht«, im Gegensatz zu den aufrecht gehenden Tieren.

3. Lit. *mìta* 1. 'Stecken zum Netzestricken (Mielcke); 2. ein kleines Brettchen, das mit einer Schnur am Ende des Netzsackes befestigt ist, und durch seine Lage auf dem Wasser die Stelle des Netzes anzeigt, Garnflügel' (Nesselmann); in letzterer Bedeutung auch *mitas* (Mielcke) [1]).

Die eigentliche Bedeutung ist gewiß 'Stecken'. Das führt auf Verwandtschaft mit lit. *mẽtas* 'Pfahl' [2]), lett. *mẽts* M. 'Pfahl, Staken, Hopfen-, Bohnenstange', *mẽ̂-t* 'bepfählen', *mẽ̂-tât* ds., *mẽ̂tne* 'die Stützen auf den Schlittensohlen', *mȁidît* 'Pfähle od. Maijen in die Erde stecken', *maide* 'Stange, Angelrute', *maĩlis*, *maĩlinis* 'Zaunstecken', auch lett. *mī-tra*, *mi-tra* 'Buxbaum' (s. Lidén IF. XVIII); ai. *may-ū́kha-* 'Pflock', *mē-thí-*, *mē-dhí-* M. 'Pfeiler, Pfosten', *mi-t-* F. 'Säule, Pfosten' zu *mi-nṓ-ti mi-máy-a* 'befestigt, errichtet'; npers. *mēx* 'Pflock, Nagel', oss. *mēx*, *mīx* 'Pfahl' (iran. **mai-xa-*, Hübschmann Pers. Stud. 99 f.); — awnord. *meiðr* M. (urgerm. **mai-þa-* od. *-ða-*) 'wachsender Baum;

---

1) Prellwitz Etym. Wb. 201 bringt das lit. Wort mit gr. *μίτος* 'Einschlagfaden' zusammen, aber die Bedeutungen sind nicht zu vereinen.

2) Belegt bei Leskien Bild. d. Nomina im Lit. 535 f.

Baumstamm, Stange, Galgen, Schlittenkufe'; — ir. *méde* 'Nacken', *methos* 'Grenzmark' u.s.w., vgl. Uhlenbeck Altind. etym. Wb. 216, 231, Fick Vergl. Wb. II⁴. 205 u. A.

Lit. *mitas*, *mita* stimmt mit ai. *mi-tá-* 'befestigt, errichtet u.s.w.' formell überein.

Nebenbei fragt es sich, ob nicht cymr. *mynawyd*, bret. *minaoued*, mir. *menad*, gäl. *minidh* 'Ahle, Pfrieme' (kelt. **minav-eto-*) eigentlich 'Stecken' bedeutet und der fraglichen Wortsippe (vgl. besonders ai. *minṓ-ti*) anzureihen ist. Anders, begrifflich nicht überzeugend, Stokes Fick Vergl. Wb. II⁴. 216.

4. Lit. *bùdė* Fem. 'ein kleiner Wetzstein, der z. B. zum Schärfen der Sense gebraucht wird' (Nesselm. 335, Kursch. LDWb. 61), auch *budìs* Fem. 'ds.' (Kursch.).

Es erinnert an nschwed. dial. (Upland) *būda* 'reiben' (awnord. **bŭð-*, s. Tiselius Svenska Landsmålen XVIII. 5 : 74).

Beide Wörter stehen, so viel ich weiß, vereinzelt da. Ich teile die Zusammenstellung mit, um weitere Nachforschung anzuregen. — Es wäre auch an sich möglich, daß das lit. Wort zu der bei von Friesen De germ. mediagem. 89 ff. zusammengestellten Wortsippe gehören könnte.

5. Lit. *perplė* F. 'eine Art weißer Haffische' (Nesselm. 286 nach Ruhig und Mielcke), vgl. nhd. dial. *perpel*, *parpel*, *porpel* 'Alosa finta Cuv.', auch *perdel* 'ds., *pardel* 'ein kleiner Hering, eigentlich die Sprotte' bei Frischbier Preuß. Wörterb. II. 121 f., 123, 132, 134 nach verschiedenen Quellen. Daselbst werden als lit. Formen auch *perpels* und *perpele* bezeugt.

Die vielleicht früheste Erwähnung des Wortes findet sich in dem Werke des schwedischen Erzbischofs Olaus Magnus Historia de gentibvs septentr. (Rom 1555), lib. XXI, cap. 50: »[piscem] quem communiter Thrissam, ... Romani Lacciam appellant, ... talem etiam hoc anno in Prussia circa mare (vt vocant) recens ... videlicet circa castra Balge & Lockstede in maxima multitudine captum esse compertum habetur. Nam horum piscium, quos Pruteni *Porpel* appellant, ... piscator quidem duodecim millia et sexcentos... mense Maio intra quatuordecim dies... cepit«.

In welcher Sprache das Wort ursprünglich heimisch gewesen ist, bleibt zu bestimmen.

Gotenburg (Schweden), im Nov. 1905. *Evald Lidén.*

Zur Präsensfrage perfektiver Verba im Slovenischen (Praesens effectivum).

Der Einfluß des deutschen Sprachelementes auf das slovenische zeigt sich nicht bloß im Wortschatze, der vorzugsweise in den Städten voll von Germanismen ist, sondern auch in syntaktischer Hinsicht. Diese syntaktischen Verderbnisse als etwas ursprüngliches, speciell slovenisches gegenüber dem Slawischen wissenschaftlich zu vertheidigen, bemüht man sich umsonst. Sie sind zwar alt, kommen schon in den Freisinger Denkmälern vor, man kann sie bei den protestantischen Schriftstellern lesen und sie werden heutzutage in Schrift und Sprache gebraucht, doch auch die Tradition kann einen Fehler nicht entschuldigen.

Nur ein imperfektives Verbum kann bekanntlich im Slawischen ein Präsens bilden. Ausnahmen im Aksl., Ob.- und Nied.-Laus. vgl. Miklošič. Synt. 777. Im Slovenischen dagegen gibt es eine lange Reihe perfektiver Verba mit dieser Eigentümlichkeit. Als solche nennt man vor allem folgende: »pohvalim te, priporočim se, poklonim se, obljubim, zahvalim se, zagotovim, zapovem, prekličem, prisežem, vkažem, sklenem, zarotim te, odpovem se, izpovem se, obtožim se, pozdravim te, povem, pustim, kupim, dam u. s. w. (ich belobe dich, empfehle mich, verbeuge mich, verspreche, danke, versichere, gebiete, widerrufe, schwöre, befehle, schließe, beschwöre dich, entsage mich, bekenne, klage mich an, grüße dich, sage, lasse, kaufe, gebe u. s. w.)«. Alle citirten Verba haben auch eine imperf. Form, so: hvalim te, priporočam se, poklanjam se, obljubujem[1]) neben obetam, zahvaljujem se, zagotavljam, zapovedujem u. s. w., doch diese Form bedeutet im Slovenischen eine intensivere Dauer oder Iteration. Wer z. B. sagt priporočam se, der hat dadurch seinen Empfehlungsakt nicht vollzogen, mit anderen

[1]) Diese Form ist nicht neu geschmiedet und dem Volke unbekannt (Škrabec, Cvetje XVI. 8), sondern ist sowohl den sloven. Schriftstellern seit Trubar, als auch dem Volke sehr gut bekannt und gebraucht. Daß »obljublujem« richtiger wäre, ist zweifelhaft, da die Trennung der Verba der VI. Kl. in die denominativen und deverbativen nicht anzunehmen ist (vgl. Jagić, Synt.).

Worten, er hat nur gesagt: »ich pflege mich zu empfehlen«, oder ähnliches. Dieses intensive oder iterative Gefühl beim Aussprechen eines der citirten Verba hat sehr richtig betont der für die slov. Phonetik hochverdiente Slavist P. Škrabec in Cvetje XVI. 8—10; VII, 2, XI. 1—3 und auch im Archiv XXV. 554 sq. erwähnt.

Schon in den Freisinger Denkmälern wird von dieser Art perf. Verba das Präsens gebildet, es heißt darin: izpovêdê, poročo, zaglagoljo, d. h. ich bekenne, ich empfehle, ich entsage mich. Ähnlich liest man beim ersten slovenischen Schriftsteller Pr. Trubar: I. Cor. 14, 18 Gratias ago Deo meo — Jest *zahualim* muiga Boga, ebenso I. Cor. 1, 14; Joh. 11, 41; Luc. 18, 11; ähnlich übersetzt Trubar confiteor gewöhnlich mit *zahualim* neben *spoznam*. Act. 20, 32 Et nunc commendo vos Deo — iest uas *izročim* Bogu. Marc. 11, 24 ego praecipio tibi, exi ab eo — Jest tebi *zapoueim*, de ti greš uun iz žnega, ähnlich Joh. 15, 7; Act. 16, 18; I. Cor. 7, 10. Joh. 16, 7. Sed ego veritatem dico vobis expedit vobis, ut ego vadam — Ampag iest uom risnicno *poueim* . . ., ähnlich Matth. 16, 18; Luc. 12, 4; Joh. 6, 53 u. s. w. Da dieses Verbum in der Bibel unzählige Male vorkommt für das lat. dico, aksl. глаголѭ, serbokr. kažem, russ. говорю u. s. w., ist es unmöglich, dabei an ein Futurum zu denken (wie Navratil), obwohl der Inhalt der Aussage einigermaßen als zukünftig gedacht werden kann; das Fut. lautet bom povedal, Rom. 16, 22 Saluto vos ego Tertius — Jest Tertius vom muio službo *spoueim*, ebenso I. Kor. 16, 21; Rom. 16, 1 Commendo autem vobis Phoeben — Jest vom *poročim* to Febo. u. s. w.

Den nämlichen Gebrauch der erwähnten perf. Verba finden wir bei den Schriftstellern späterer Jahrhunderte bis zu den neuesten Zeiten. Erst als sich besonders seit Levstik der slawische Einfluss auf die slovenische Sprache bemerkbar machte, begann man auch in diesem Punkte andere Slawen nachzuahmen, und die imperf. Form im Präs. zu gebrauchen. Z. B. das von Strítar übersetzte und von der bibl. Gesellschaft ausgegebene Neue Testament mit Psalmen bedient sich konsequent im Präs. nur eines imperf. Verbums.

Doch die alte Schreibart fand und findet noch immer ihre Verteidiger, die nicht bloss auf die Unmöglichkeit des Gebrauches eines imperf. Verbums statt des perf. in diesen Fällen hinweisen, sondern auch bestrebt sind, den Gebrauch des imperf. Verbums wissenschaftlich und logisch als unberechtigt zu beweisen.

Es möge zuerst die Frage aufgeworfen werden, welche perf. Verba

im Slov. haben die Eigentümlichkeit, das echte Präsens zu bilden. Kopitar und nach ihm Metelko behaupten dasselbe von perf. Verben überhaupt. Zu dieser Behauptung citirt der Erstere Verba wie: »strelím, skóčim, vzdignem, vmerjem, zvéžem, sturím, vjámem, veržem« u. s. w. Man muss wohl zugeben, dass gerade die erwähnten Verba an sich selbst sehr wenig Futurisches haben, jedoch echte Praesentia in unserem Sinne sind sie nicht; sie bedeuten eigentlich nur eine präsentische Potentialität oder Konditionalität. Kopitar übersetzt sie zwar: »ich schieße (einmal), springe, hebe, sterbe« u. s. w., doch diese deutsche Übersetzung deckt sich keineswegs mit dem Sinne des slov. Verbums: skóčim, vzdignem, zvežem, sturím, vjámem, veržem« heißt »ich bin gegenwärtig im Stande zu . . ., ich kann . . .«; »vmerjem« heißt mehr »bin bereit«. Über diesen eigentümlichen Sinn vieler perf. Verba im Praes. spricht auch Miklošič nach Šolar (Synt. 774, vgl. auch 776). Da im Vorliegenden nur vom Präsenssinne die Rede sein soll, übergehen wir diese auffallende Erscheinung.

Der Dichter und zugleich Grammatiker Val. Vodnik stand in Bezug auf das Präs. des perf. Verbums auf dem deutschen Standpunkte. Seine Ansicht charakterisirt genügend das Paradigma für das Präsens, welches er in seiner Grammatik (Pismenost pag. 129) aufgestellt hatte: »ravno sdaj pridem is Gorize ino ti pernesem to pismo«. Navratil (Beitrag zum Studium des slav. Zeitwortes 1856) will jedem Präsens des perf. Verbums im modernen Slov. einen futurischen Sinn zuschreiben. Die oben erwähnten »Praesentia« Kopitar's sind ihm Futura. Šolar (Gymnasialprogramm von Görz 1858, pag. 19) und nach ihm Miklošič verwerfen den Gebrauch der perf. Verba für das Präsens im Slov.; der erstere will nur einige Ausnahmen haben, da er ähnliche Erscheinungen schon im Griech. und Lat. findet. Diese Ausnahmen sind unter die obigen Verba eingereiht (pohvalim, prisežem, povem u. s. w.). L. Pintar (Lj. Zvon X) stellte, um einige syntaktische Verderbnisse zu rechtfertigen, ein Präsens mit »faktischer« Bedeutung auf (vgl. V. Bežek's Antwort Lj. Z. XI).

Škrabec hat jedoch den Präsensgebrauch der perf. Verba in den erwähnten Nr. von Cvetje von neuem in Schutz genommen und gegenüber seinen Vorgängern diesen Gebrauch auf bestimmte Verba und bestimmte Person beschränkt. Er behauptet: sobald die Tat mit dem Aussprechen des Wortes auch vollzogen werden soll, möge das perf. Verbum oder die perf. Form desselben im Präsens angewendet werden.

Wenn man sagt »ich danke«, hat man die Tat nicht bloß angekündigt, sondern auch schon vollzogen, d. h. der Akt des Dankes erscheint hiermit als abgeschlossen, und beides, die Ankündigung und der Akt selbst, fallen gleichsam in eins. Deshalb verlange die Logik wegen der Kürze des Momentes, das perf. Verbum zu gebrauchen. »Djanja, ki se stori z besedo, s ketero se imenuje, Herbig ne omenja; stari poganski Sloveni ga najberž tudi niso poznali; ali dandanašnji se ga ne moremo ogniti. Treba je torej, da se zagotovimo, kako ga je izražati. Cerkvena slovenščina je izvolila, morebiti *po vplivu gerškega* vedno nedovoršenega sedanjika, nedovoršene glagole, prim. eucholog. sinait. 67 b: ispovêdają, 68 b: otŭricają, 72 b: prêdają i t. d. To velja tudi v hervaščini, prim. ritual: ja te odrješujem (ego te absolvo) i t. d. Kedor zmirom le odvezuje, Bog ve, ali bo kedaj kaj *odvezal*«. »Es ist nun sonderbar, daß diesen momentanen Akt die meisten slawischen Sprachen durch Aussprechen des Präsens eines imperfektiven Verbums vollziehen«.

Weiter bezeichnet Škrabec dieses Präsens der perf. Verba im Slovenischen als »Praesens effectivum«, da wir mit ihm die Tat auch *vollenden* (»zveršiti«) wollen, was uns bei der Anwendung des imperf. Verbums nicht gelingt.

Zu dieser Auseinandersetzung Škrabec's soll nun bemerkt werden, erstens, daß diese perf. Verba einen abstrakten Begriff haben müssen, zweitens, können sie ausschließlich so in der ersten Person Praes. Ind. gebraucht werden. Denn nur in der ersten Person kann der Akt mit dem Aussprechen des Wortes auch vollzogen werden, ohne etwas Präteritales oder Referirendes in sich zu enthalten. Man muß somit diese zwei Punkte der Behauptung fest im Auge behalten.

Škrabec meint endlich, »unsere Vorfahren hätten wahrscheinlich in solchen Fällen nie imperf. Verba gebraucht«. Da der historische Beweis von größter Bedeutung ist, gehen wir gleich auf die Untersuchung dieser seiner Meinung über.

Trubar, der sich oft eines perf. Verbums im Präs. bedient, wie oben gezeigt worden ist, wendet auch in solchen Fällen das imperf. Verbum an. I. Cor. 7, 28 Ego autem vobis parco — Jest vom pag *zanašam* (Wolf: *perzanesem*). II. Cor. 1, 23 Ego autem testem Deum invoco — Jest pag *kličem* na Buga kani pryči (Wolf: *pokličem*). Rom. 3, 31 Absit! Sed legem statuimus — Nekar! Temuč mi to Postauo *terdimo* (Wolf: *poterdimo*). Marc. 14, 71 nescio hominem istum — Jest ne znam tiga človeka (Trubar braucht für »kennen — cognoscere«

nur znati, heutzutage ist ausschliesslich poznati imperf.; Wolf: *poznam*). Matth. 26, 63 Adiuro te per Deum vivum — Jest tebe *zaklinam* (Wolf: *zarotim*). Joh. 20, 21 Sicut misit me pater, et ego mitto vos — Koker ie ta Oča mene poslal, taku jest uas *pošilem* (Wolf: *pošljem*). Luc. 10, 3 ecce ego mitto vos sicut agnos — Jest uas *pošilem* koker ta Jagneta (Wolf: *pošljem*). I. Cor. 12, 3 Ideo notum vobis facio — Za tiga volo vom *daiem naznane* (Wolf: na znanje dam), ähnlich II. Cor. 8, 1. Luc. 2, 10 ecce enim evangelizo vobis gaudium magnum — Pole, Jest *oznanuiem* veliku Vesselie (Wolf: oznanim), I. Cor. 15, 51 Ecce mysterium vobis dico — Pole, iest vom *prauim* eno skriuno reč (Wolf: *povem*), ähnlich I. Cor. 15, 50. Ebenso Rom. 11, 1; 11, 11; 12, 3; 15, 8 u. s. w. Trubar: *prauim*, Wolf dagegen: *rečem*. Rom. 11, 13 Trubar: *gouorim*, Wolf: *rečem*. II. Cor. 8, 10 et consilium in hoc do — Inu vetim vom *suetuiem* (Wolf: svèt dam), Luc. 23, 46 Pater in manus tuas commendo spiritum meum — Oča iest *poročam* mui Duh vtuie Roke (Wolf: perporočim) u. s. w.

Diese Beispiele zeigen, daß in Fällen, wo die Tat mit dem Aussprechen des Wortes auch vollzogen wird, die Wolf'sche Bibel richtig das perf. Verbum anwendet, daß Trubar jedoch, der 300 Jahre vorher die Bibel übersetzt hat, das imperf. Verbum gebraucht. Wenn man heutzutage anfragen würde, welche Redeweise klingt natürlicher — slovenischer, die von Trubar oder die der Wolf'schen Bibel, so glaube ich, wird sich die Mehrzahl für das letztere entscheiden. Wenn Trubar schreibt: *zanašam*, *zaklinam*, *pošilem*, fühlt man heutzutage wirklich dasselbe wie im deutschen: ich pflege, ich bin gewohnt, ich bin jetzt daran beschäftigt — zu schonen, zu beschwören, zu schicken. Gegen den Satz »*vom daiem naznane*« wendet Škrabec, der sich für »dam« entscheidet, ein: »morebiti bi mu ta odgovoril«: »Saj se ne branim!« (= ich wehre mich ja nicht). Auch in »*poročam*« ist nicht das ausgedrückt, was man sich wünscht, denn »koliko časa bo Treba čakati, da bo . . . doveršeno«.

Nachdem wir zwei durch Jahrhunderte entfernte Schriftstücke nur oberflächlich verglichen haben, entsteht die Frage, welches von beiden das slovenische Sprachgefühl besser getroffen hat? Trubar ist schwankend in der Anwendung des imperf. oder perf. Verbums (Luc. 23, 46 *poročam*, Rom. 16, 1 *poročim*). Die Wolf'sche Bibel entscheidet sich konsequent für das letztere. Auch heutzutage würde man sich, ohne Berücksichtigung des slawischen Standpunktes, für das letztere ent-

scheiden. Trubar, der das imperf. Verbum noch fleißig gebraucht, hat diese intensive oder iterative Dauer, welche uns heutzutage auffällt, bestimmt nicht oder wenigstens nicht so stark gefühlt. Diese Erscheinung ist etwas secundäres.

Auch der ungarisch-slovenische Übersetzer des Neuen Testamentes Stevan Küzmics steht in dieser Frage Trubar zur Seite. Nicht bloss an diesen Stellen, wo Trubar das imperf. Verbum anwendet, stimmt er mit ihm überein, sondern auch sonst gebraucht er als Extrem von der Wolf'schen Bibel regelmäßig wie andere slawischen Übersetzer das imperf. Verbum. An den früher citirten Stellen, wo Trubar sich eines perf. Verbums bedient, heißt es bei Küzmics nur: *vadlüjem*, *preporácsam*, *zapovidávam*, *velim*, *pravim*, *pozdrávlam*, *porácsam*. Nur bei dam-dajem ist er schwankend; er schreibt gewöhnlich *hválo dájem*, jedoch auch *hválo dám* (so Joh. 11, 41), ebenso *zapoved dám* (Joh. 13, 34), *razum* (= Rat) *dám* (I. Cor. 7, 25).

Andere Bibelübersetzer nach Trubar, die von ihm mehr oder weniger abhängig waren, verwandeln an diesen Stellen nach und nach die imperf. Form oder das imperf. Verbum in die perf. Ausdrucksweise, und es ergibt sich aus dem Vergleiche, daß im Slovenischen das Bedürfnis, sich mit dem perf. Verbum auszudrücken, seit Trubar's Zeiten immer mehr zugenommen hat. Man wollte damit die Einmaligkeit der Handlung betonen, die man in der imperf. Form nicht fand. Und so drückt man sich heutzutage lieber mit der perf. Form aus, da die entsprechende imperf. Form meist eine höhere Intensivität bedeutet. Von den Verben, wo die letztere noch nicht ganz ausgebildet ist, hat man gleichsam zwei Praesentia (in der ersten Person). Das Verhältnis derselben untereinander stimmt mit dem Verhältnisse des deutschen einfachen Verbums zu seinem Kompositum überein. Wenn Pintar neben dem gewöhnlichen Präsens ein Präsens mit »faktischer« Bedeutung aufstellt, entspricht das vollkommen der Wahrheit, nur sollte er noch hinzufügen, daß das letztere Präsens ein Germanismus ist: *hvalim te* (ich lobe dich überhaupt), *pohvalim te* (ich belobe dich einmal jetzt), *svarim te* (ich mahne dich), *posvarim te* (ermahne dich), *kličem te* (ich rufe dich), *pokličem te* (ich rufe dich auf), ähnlich *opominjam te* (ich mahne dich überhaupt), *opomnim te* (ich ermahne dich jetzt), ebenso *rotim-zarotim* (beschwöre), *vabim-povabim* (lade ein), *čutim-občutim* (empfinde), *upam-zaupam* (vertraue), *morem-zamorem* (vermöge), *spominjam se-spomnim se* (gedenke) u. s. w.

Es ist ganz ausgeschlossen, aus der sloven. Literaturgeschichte eine ursprüngliche sloven. Eigenthümlichkeit gegenüber anderen slawischen Sprachen zu konstatiren. Aus der Zunahme des Gebrauches des perf. Verbums im Präs., dann aus Küzmics' Bibel ist jedoch ersichtlich, daß die Slovenen in diesem Punkte einst mit anderen Slawen übereinstimmten.

Mit der Meinung, dass nur die Intelligenz, nicht aber das sloven. Volk so spreche, gesprochen und geschrieben habe, muß man sehr distinguirt umgehen. Manches kommt wirklich beim Volke nicht vor, z. B. ein zamorem (Trubar hat dafür premorem), es spricht immer nur morem; oft kommt ihm die Redeweise in der ersten Person etwas schwerfällig vor, es versucht sich anders auszudrücken; statt zahvalim se ist üblicher: hvala ti bodi oder Bog lonej; statt pozdravim te spricht man lieber: zdrav ostani, Bog ti daj zdravja; statt prekolnem te sagt jeder: preklet bodi u. s. w.

Eine große Mehrzahl der bis nun in der ersten Person des Präsens gebrauchten perf. Verba ist aber im Volke so sehr eingewurzelt, daß an irgend eine Aenderung durch Beeinflussung der Literatur unmöglich zu denken ist.

Daß die Slovenen den Präsensgebrauch der perf. Verba dem deutschen Einflusse zu verdanken haben, überzeugt man sich ferner am besten, wenn man die Zahl solcher Verba möglichst erweitert. Diesem Mißbrauche unterliegen mit geringer Ausnahme einheimischer Verba lauter Germanismen, Slavismen oder neugeschmiedete Verba. Ich nenne noch einige: *zadržim se* (verhalte mich), *predložim* (nur in abstr. Bed., lege vor), *prekličem* (widerrufe), *prepustim* (überlasse), *odstopim* (nur abstr. trete ab), *poterdim* (bestätige), *zamerim* (vermesse), *dopadem* (gefalle), *odpustim* (entlasse), *zaveržem* (verwerfe), *zastopim* (verstehe), *spoznam* (erkenne), *zapustim* (verlasse), *sprevidim* (sehe ein), *odvežem* (nur abstr. entbinde), *zavežem* (nur abstr. verbinde), *izpovem se* (bekenne), *vknjižim* (einverleibe), *odstavim* (nur abstr. setze ab), *zanesem se* (verlasse mich), *dopustim* (lasse zu), *predstavim* (nur abstr. lege vor), *pozdravim* [1]) (begrüsse), *poljubim* [2]) (nur abstr. küsse), *pozovem te* (ich

[1]) Škrabec beruft sich sehr gerne auf dieses Verbum. Es ist Trubar unbekannt, dafür schreibt er immer: službo spoueidati. Rom. 16. Arg. »(Paul) nakaterim Rymskim kershenikom Sdra[u?]ie... prossi, Tu ie koker mi Crainci gouorimo, službo spoueida«.

[2]) Beim Volke nur »kušniti« gebräuchlich. So auch bei den sloven.

rufe dich), *objavim* oder *priobčim* (veröffentliche), *opozorim* (ermahne), *opazim* (bemerke), *priznam* (bekenne), *odklonim* (nur abstr. ich lehne ab), *naznačim* (ernenne), *poklonim se* (verbeuge mich), *oprostim ti* (entschuldige dich) u. s. w.

Es sind meist Kulturwörter, an ihre sloven. »Ursprünglichkeit« zu denken, ist ausgeschlossen. Berücksichtigt man noch das Princip der deutschen Syntax, wornach das zusammengesetzte Verbum, ohne den Verbalstamm oder die Endung wegen der Präfigierung einer Änderung zu unterziehen, das echte Präsens bilden kann (vgl. darüber auch Miklosich Synt. pag. 289 nach Grimm), so ersieht man, daß das Slovenische wenigstens in diesen Verba mit dem Deutschen übereinstimmt. Andere slawische Sprachen, die auch nicht frei sind von Germanismen und Latinismen, haben noch genug Stärke gehabt, dieselben in diesem Punkte ihrer Syntax zu accommodiren, das slovenische Sprachgefühl, insbesondere das der Intelligenz, verhielt sich jedoch einer fremden Waare gegenüber zu passiv, um das zu vollführen. Der sloven. Übersetzer übersetzt ein deutsches Wort wörtlich, d. i. den Präfix getrennt vom Verbalstamme, und wenn er dann beides zusammensetzt, nimmt er keine Änderung des Verbalstammes mehr vor, um das Verbum imperfektiv zu erhalten.

Nach der Analogie der Germanismen haben sich nicht bloß Slavismen, die bekanntlich nur in der schönen Literatur leben, sondern auch ein paar ursprünglich slovenische Verba gerichtet, — soweit man von einer Ursprünglichkeit im Gegensatze zu einer fremden Provenienz sprechen kann, so: *vkažem*, *zapovem*, *prepovem*, *prisežem*, *opomnim*, *pustim* u. s. w. Bloß diese letzteren Verba für den Beweis einer sloven. Eigentümlichkeit gegenüber anderen slaw. Sprachen heranzuziehen, ist ungenügend. Es soll bemerkt werden, daß gerade diese Verba vorzugsweise in Befehl-, Schwur-, Gebets- und anderen Formeln vorkommen. Leute, die diese Formeln aus dem Deutschen übersetzt haben, waren der sloven. Sprache nur oberflächlich mächtig. Die einmal falsch gebrauchte perf. Form hat allmählich auch im Volke Eingang gefunden. So erklären wir uns die Fehler in den Freisinger Denkmälern und den fast regelmäßigen Gebrauch der perf. Form bei Trubar in *zapoveim*, *zahvalim*, *prisežem* u. s. w.

Schriftstellern bis zur Mitte des vorigen Jahrh. Trubar hat »kušniti« oder »pušati« = Bussen, Bussel oberdeutsch für Kuß.

Dieser Gebrauch hat sich jedoch nicht in allen Personen des Präsens gleichmäßig ausgebreitet. Es ist schon oben betont worden, dass Škrabec denselben nur für die erste Person als berechtigt und notwendig betrachtet, für die dritte Person verwirft er ihn als falsch (vgl. Archiv l. c.). Beim Aussprechen der dritten Person liegt bekanntlich immer auch etwas Präteritales und man kann diesen Moment nicht so konstatieren, wie es in der ersten Person den Anschein hat. Statt der dritten Pers. Praes. können wir uns meist auch des Perfekts bedienen. Der Sinn verliert gar nichts, wenn man sagt statt: *»on ti odpušča grehe« »on ti je odpustil grehe«*. Neben *on ti odpušča grehe*, wo imperf. Form steht, hört man aber auch im Sloven. nach Analogie der ersten Person: *on ti odpusti grehe*, *ti mu odpustiš grehe*, ebenso plur., ohne daß dabei an eine Zukunft gedacht wird.

Wir teilen alle im Präsens gebrauchten perf. Verba in zwei Gruppen. Bei einigen Verba hat sich dieser Gebrauch in allen Personen gleich ausgebreitet, wie: *zameriti*, *zadržati se*, *obstati*, *dopasti*, *zastopiti*, *pustiti*, *sprevideti*, *zanesti se* u. s. w. Diese Verba gelten nun als imperf. Bei anderen Verba ist der Gebrauch schwankend. In der ersten Person steht die perf. Form und das Verbum wird da deshalb auch einigermaßen imperf. gefühlt, doch dieses Gefühl der Imperfektivität ist noch nicht so stark, daß die perf. Form auch in anderen Personen statt der imperfektiven verwendet werden könnte. Man spricht heutzutage: *zapovem*, *zahvalim se*, *povem*, *obljubim* u. s. w., die imperf. Form ist oft fast unmöglich anzuwenden, doch es stört einen nicht zu sagen: *on zapoveduje*, *on se zahvaljuje*, *pravi*, *obeta* oder *obljubuje* u. s. w. Bei der dritten Person fühlt man auch keine oder höchstens eine sehr geringe Iteration. Oft ist man im Zweifel, wofür man sich entscheiden soll: *pozdravi* oder *pozdravlja*, *naznani* oder *naznanja*, *odpusti* oder *odpušča*, *obljubi* oder *obeta* u. s. w. Das Volk gebraucht beides.

Zwischen der ersten und der dritten Person macht schon Trubar einen Unterschied. Rom. XVI. 22: Saluto vos ego Tertius — Jest Tertius vom muio službo *spoveim*, aber bald darauf 23: Salutat vos Caius — Vom službo *spoveida* (statt *spovei*), 21: Vom službo *spouedaio* (statt *spoueio*), ähnlich I. Cor. XVI. 21: Jest Paulus vom službo *spoveim*, doch etwas oben 19: Te Cerque vom službo *spouedaio* und ta Aquilas inu Priscilla službo *spouedata* (statt *spouesta*), 20: *spouedaio*.

So geht es bei Trubar weiter. Die dritte Person lautet bei ihm

regelmäßig: *zapoueida*, *zahvaluie se*, *oblubuie*, *pravi* (*pove* habe ich nirgends gefunden) u. s. w.

Gegenüber Trubar und dem heutigen Sprachgebrauche liebt die Wolf'sche Bibel auch in der dritten Person das perf. Verbum. An der obigen Stelle, wo Trubar noch unterscheidet, schreibt diese Bibel nur: *pozdravim*, *pozdravi*, *pozdravita*, *pozdravijo*. Für das regelmäßige *pravi* bei Trubar schreibt Wolf unzähligemal *pove* oder *reče*. Ähnlich lesen wir schon vorher bei Vodnik: ta telegram *pove*, cesar *ukaže*, on se *zaroti* u. s. w. Schon aus einem oberflächlichen Nachschlagen überzeugt man sich, daß unsere Schriftsteller im Anfange des vorigen Jahrhunderts zwischen einem perf. und imperf. Verbum oft fast keinen Unterschied mehr machten. Das Neue Testament von Küzmics ist auch in Bezug auf die zweite und dritte Person konsequent in der Anwendung der imperf. Form.

Ebenso wie in diesem Präsens steht auch in dem Präsens, wo eine Behauptung in der Vergangenheit ausgesprochen ist, aber infolge schriftlicher oder mündlicher Überlieferung auch der Gegenwart angehört, das imperf. Verbum einzig berechtigt. Den besten Beweis dafür liefert uns Trubar, dem es eher an der Hand wäre, das perf. Verbum zu gebrauchen, wenn er die Einmaligkeit der Handlung so in Betracht gezogen hätte wie Pintar (Lj. Zvon l. c.). Gegen das eine Beispiel Pintar's sprechen Hunderte bei Trubar (vgl. besonders Trubar's Vorreden und Argumenta zu den Apostelbriefen). Das Praes. histor., welches man mit diesem Präsens identifizieren will, ist sehr leicht zu unterscheiden.

Auch in den Sätzen mit allgemeiner Geltung, wo von einer Perfektivität überhaupt nicht die Rede sein kann, da sie gleichsam ein Verhältnis, eine Situation angeben, kann nur ein imperfekt. Verbum im Präsens stehen. Wenn man heutzutage schreibt *pomeni* statt *pomenja*, *začne* statt *začenja*, *to se razloči* statt *razločuje*, *to obstoji* statt *obstoja*, *razume se* statt *razumeva se* u. s. w., kann man sich zwar auf die Tradition berufen, denn schon Trubar schreibt so, jedoch diese fehlerhaften Formen wissenschaftlich in Schutz zu nehmen, ist verwerflich. Denn sobald man diesen alten Verderbnissen zuliebe ein neues Princip des Gebrauches der perf. und imperf. Verba aufstellt, müssen auch andere richtige Formen, die bis jetzt im Volke und in der Schrift gut erhalten sind, nach diesem Principe verdorben werden.

Zum Schlusse kommen wir auf die Haupteinwände Škrabec's gegen

den Gebrauch der imperf. Verba. Daß in den Fällen, wo der Akt mit dem Aussprechen auch vollzogen wird, das perf. Verbum zu gebrauchen ist, kann man erstens aus der Geschichte der sloven. Sprache nicht beweisen, zweitens weiß man nicht, in welche Rubrik die imperf. Verba einzureihen sind, wo auch der Akt mit dem Worte abgeschlossen wird, so: želim (wünsche), prosim (bitte), vem (ich weiß), kesam se (ich bereue), ljubim (ich liebe), tirjam oder zahtevam (ich verlange), ugovarjam (nicht ugovorim, widerspreche), pogrešam (nicht pogrešim, vermisse), prikrivam (nicht prikrijem, verheimliche) u. s. w., überhaupt abstrakte Verba.

Wenn man želim, da odideš, und zapovem, da odideš parallel stellt, wird man doch nicht behaupten, daß darin ein anderer Unterschied vorliegt als der, daß der eine Satz den Wunsch, der andere den Befehlsakt vollzieht. Ein »effektives Präsens« müßte Škrabec entweder für imperf. und perf. zugeben, oder beweisen, daß die oben genannten Verba perfektiv sind.

Es ist somit nicht »sonderbar, daß diesen momentanen Akt die meisten slawischen Sprachen durch Aussprechen des Präsens eines imperfektiven Verbums vollziehen« (Arch. XXV. 555), denn dasselbe geschieht außer in Germanismen, Slavismen und ein paar einheimischen Verba auch im Slovenischen.

Auch das ist kein Einwand, daß man in den imperf. Formen eine stark hervortretende intensive oder iterative Dauer fühlt, was man so gerne betont. Man muß bedenken, daß pozdravim, zahvalim se, zapovem, obljubim u. s. w. durch ihren langen falschen Gebrauch in der ersten Pers. des Präs. gleichsam als imperf., spec. einfach durativ gefühlt werden, und deswegen mußte die entsprechende längere Form auf eine höhere Zeitdauerstufe erhoben werden, d. i. iterativ gefühlt werden (vgl. darüber Jagić, Synt. I. H. 72 sq.). Wenn Škrabec meint, andere Slawen denken nicht so logisch (!), vgl. Cvetje l. c., so ist das vom sloven. Standpunkte richtig. Man muß jedoch bedenken, daß bei ihnen auch diese Störung der Zeitdauerstufe nicht vor sich gegangen ist und dazu auch kein Grund vorhanden war. Dieses logische Denken im Sloven. hört aber meistenteils schon bei der dritten Person auf.

Daß in pozdravim der Begrüßungsakt vollzogen wird, und in pozdravljam nicht, ist leicht erklärlich. In jedem beliebigen Verbum zeigt die iterative Form weniger Erfolg — soweit wir von diesem sprechen können —, als die entsprechende durative Form.

Als Praesentia effectiva bezeichnet Škrabec auch zwei echte Futura: Na to ti dam izročim, posodim ... und kupim (russ. Вотъ я тебѣ дамъ, куплю). Der Willensakt bei kupim ist wirklich präsentisch, doch gekauft hat der Betreffende gewiß noch nicht, wenn er nur dieses Wort ausgesprochen hat. Übrigens haben wir bei diesen zwei Beispielen zwei Dinge zu unterscheiden: den äußeren Akt und den denselben begleitenden Akt des Aussprechens. Somit gehören diese Beispiele überhaupt nicht in die Gruppe der Verba, von welchen oben die Rede war.

Mit dem Gebrauche des perf. Verbums im Präs. steht im Zusammenhange auch die Frage der heute allgemein geltenden Umschreibung des Fut. der perf. Verba im Sloven. Diese hält Škrabec für ursprünglich slawisch und stützt sich dabei auf den sloven. Gebrauch. Doch dagegen sprechen nicht bloß Trubar, seine nächsten Nachfolger, Küzmics und einigermaßen auch das heutige Volk, sondern auch der falsche Gebrauch der perf. Verba. Wenn dieselben in der Präsensform durch den deutschen Einfluß immer mehr als echte Praesentia gefühlt wurden, so war die natürliche Folge, daß sie sich in demselben Verhältnisse zum Ausdrucke der Zukunft des gewöhnlichen Hilfsverbums *bodem* bedienen mußten. Der Mißbrauch der perf. Verba kommt vorzugsweise in der ersten Person und zwar bei den abstrakten Verba vor, die Umschreibung hat sich jedoch in allen Personen gleich ausgebreitet und ging allmählich auf alle perf. Verba über (vgl. diesen allmählichen Übergang bei den protest. Schriftstellern). Infolgedessen hat sich auch in der Präsensform konkreter Verba, die auf diese Weise ihre Futurfunktion einbüßte, mit der Zeit dieser auffallende konditionale Sinn ausgebildet, den man heutzutage im Slovenischen als Aorist bezeichnet.

J. Mencej.

Marko Bruère Desrivaux als ragusanischer Dichter.

In der Zeit, als die kleine Republik Ragusa ihrem Ende entgegenging, (im Jahre 1806, respektive 1808), sind in ihrer Literatur, neben dem alten heimischen Typus, wahrzunehmen Spuren von Einflüssen der neueren Zeit, der fremden Literaturen und philosophischen Schulen, zumeist Frankreichs und Englands, welche selten direkt, aber sehr oft auf dem Wege über Italien ihr zugebracht wurden. Ein ausgesprochener Kampf gegen die Wirkung der alten heimischen Tradition kommt in Ragusa gar nicht vor, aber ein Gegensatz im Leben und Streben läßt sich ganz gut fühlen. Nicht nur nach dem Fall der Republik, sondern schon am Anfang des XVIII. Jahrhunderts ist ein Dualismus in der Anschauung der Welt und demnach auch in der Literatur erkennbar. Dagegen mußte schon der Dichter Ignatius Gjorgjić seine Stimme erheben [1]), und später am Anfang des XIX. Jahrh. tadelt der lateinische Dichter Junius Resti die Dummheit, die die Welt beherrscht, wie er selbst sagt, und noch später, wie auch in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrh. trachteten die Dichter und Schriftsteller, wie Antun Kaznačić, Antun Kazali, Mato Vodopić und Medo Pucić den Erinnerungen an die Republik und ihrer klassischen Literatur treu zu bleiben, was nicht nur der Inhalt ihrer Schriften, sondern auch die äußere Form, zumeist die bekannte Gewohnheit in lateinischer, italienischer und serbokroatischer Sprache zu schreiben, zeigt. Auffallend ist es, daß sich im Kreise solcher Männer auch der Dichter Marko Bruère Desrivaux befand, obwohl er Sohn jenes Volkes war, das die Ragusaner der Freiheit beraubt hatte und dessen Weltanschauung den Aristokraten als etwas verderbliches erscheinen mußte.

Festhaltend an den Prämissen, daß das große Erdbeben vom Jahre 1667, welches der Stadt Ragusa und ihrer Bevölkerung so viel

[1]) Die Stelle im Vorworte »Štiocu« der Mandaljena pokornica (Agramer Ausgabe vom J. 1851, S. VII): »... ali zasve to ne minù je, tko reče: da uzdisanje Mandaljenino *nije naravno*, i da tko plače nazbilj svoj grieh, nije mogućе *urešeno* bolovati« erinnert uns an diejenige französische Schule, die behauptete, man dürfe nicht in Versen Klagen hervorbringen. Auf eine solche Auffassung dieser Stelle hat mich Dr. Drag. Prohaska aufmerksam gemacht.

Schaden verursacht, die kleine Republik in tiefen ökonomischen Verfall gebracht, auch den ersten Anfang eines Verfalles der Literatur bilde; sowie, daß mit dem Ende des Freistaates auch die Literatur aufgehört habe, und zuletzt, daß mit den Bewegungen von Vuk und Gaj die neuere Literatur Ragusa's ihre locale Bedeutung verloren habe, liefern, mit wenigen Ausnahmen[2]), fast alle Arbeiten über die Literatur am Ende des XVIII. und am Anfang des XIX. Jahrh. und über die Männer, die daran teilgenommen haben, nur ein unklares Bild. Das gilt auch für unseren Bruère, welchen fast alle unsere Literaturgeschichten berücksichtigt haben. F. M. Appendini, sein Zeitgenosse, ist ihm dankbar wegen der Hilfe beim Übersetzen aus dem Serbokroatischen in das Italienische[3]). Šafařík hat ihm als Literaten auch eine kurze Biographie gewidmet[4]). Eine ziemlich ausführliche Biographie des Dichters und eine ebenso genaue Analyse seiner poetischen Produkte lieferte der Ragusaner Medo Pucić[5]). Das bildete die Grundlage für unsere bisherigen Kenntnisse, und dasselbe wurde immer und überall wiederholt oder im Auszug mitgeteilt. Mir ist während meines kurzen Aufenthaltes in Ragusa im September des Jahres 1904, durch die Güte des vor kurzem verstorbenen Herrn Anton Fabris, Redakteur der belletristischen Zeitschrift Srđ und der politischen Zeitung Dubrovnik, eine Handschrift zur Hand gekommen, deren Analyse ich zum Gegenstande meines Aufsatzes nehme.

Sie bildet den ersten Theil eines großen Codex, dessen Inhalt sehr verschiedenartig ist. Dort gibt es Abschriften aus ganzen älteren gedruckten Ausgaben, aus denjenigen des Martecchini in Ragusa, neben den Sachen, die nie gedruckt erschienen sind. Von den ragusanischen Schriftstellern ist eine ganze Reihe aus älterer und neuerer Zeit vertreten, ohne Unterschied ob diese in lateinischer, italienischer oder serbokroatischer Sprache geschrieben haben. Was die Schreiber anbelangt,

---

[2]) An das fleißige Studium dieser Periode der ragusanischen Literatur hat sich in den letzten Jahren Dr. Ivan Kasumović geworfen. Vgl. seine Aufsätze im Školski vjesnik der bosnisch-herzegovinischen Landesregierung Jahrgang 1900 und 1904, im Nastavni vjesnik von Agram Jahrg. 1902 und im Vienac Jahrg. 1902.

[3]) Notizie istorico-critiche. Tomo II. S. 258.

[4]) Geschichte der südslawischen Literatur. II. S. 97.

[5]) Marko Bruère Dérivaux, pèsnik slovinski u Dubrovniku im Almanach Dubrovnik für das Jahr 1851, erschienen in Agram 1852.

so sieht man, daß dort mehrere Hände gearbeitet haben; hier und da ist es notirt, daß eine oder andere Seite Autograph des Autors selbst sei. Verschiedene Teile des Codex sind auch, der Zeit der Niederschrift nach, verschieden. Manchmal steht das Jahr dabei, manchmal wieder nur die gewöhnliche Bezeichnung »u raslika vremena«. Doch der größte Teil dürfte in der ersten Hälfte des XIX. Jahrh. niedergeschrieben worden sein. Im ganzen ist der Codex sehr gut erhalten.

Der volle Titel unseres Teiles lautet:

Pjesni Raſlike
spjevane
pò Marcu Bruère, Gradjaninu Dubrovackomu
i Consulu Franackomu
ù Travniku, ù Skadru od Arbanije, i ù
Tripoli, Gradu od Sorie,
gdî primîjnù godiscta 1822.
skuppjene ù rèd vremenâ
pò Marcu Marinovichju, Grad: Dubruvackòmu,
kî priloſgi ſgivot, i
raſlike svoje Pjesni u hvalu reccenoga Pjesnikâ
God: 1830.

Schon das einfache Nachschlagen in der Handschrift zeigt, daß man mit zwei Teilen, mit einem sozusagen primären, und einem sekundären zu tun hat. Man ersieht das leicht daraus, daß die Seiten großentheils paginiert sind und dann, zwischen einzelnen schon paginierten (primären) Seiten, andere nicht paginierte (sekundäre) eingeschoben wurden. Zu diesen letzteren gehören auch einige Autographenseiten desselben Marko Bruère. Alles das, was die paginierten Seiten enthalten, findet man auch in einer Handschrift, die sich im Privatbesitze von Prof. Rešetar befindet und deren Titel lautet:

Poesie
Illiriche, Latine ed Italiane
composte
dal Signor Marco Bruère,
gia Console Generale di Francia
in Travnik, Albania, e Tripoli di S^{a}.
Raccolte
da Marco Marinovich

e dedicate
all' Illustrissimo Signore
Il Signor Jeremia Gaghich
Consigliere Onorario di S. M. Imperatore
di tutte le Rufsie, suo Console a Ragufa, e
Cavaliere di S. Anna [6]).

Der Schreiber dieser zwei Handschriften, Marko Marinović, war ein »gewissenhafter und fleißiger Copist und Sammler ragusinischer Manuscripte«.

In der Erhebung Ragusa's, in den Jahren 1813—1814, spielte er eine sehr bedeutende Rolle, wie aus dem Gedenkbuche über dieses Ereignis des ragusanischen Patriciers Marchese Francesco Bona zu ersehen ist [7]). Er hat auch zahlreiche Gelegenheitsgedichte in serbokroatischer und italienischer Sprache abgefaßt, welche großenteils ungedruckt in der Bibliothek des Franciscanerklosters in Ragusa und bei Privaten aufbewahrt werden [8]). In seinen späteren Jahren hat er mit Poesie und Prosa an der damals in Zara herausgegebenen Zeitschrift »Zora dalmatinska« während ihrer ersten drei Jahre (1844—1847) teilgenommen [9]). Er im Jahre 1871 in Ragusa gestorben.

Die citierten Titel der Handschriften erinnern an die Titel der damaligen Ausgaben in Ragusa. Daß diese Sammlung von Gedichten des M. Bruère bestimmt war im Druck zu erscheinen, erfahren wir aus einem Briefe des M. Marinović, welcher in Ragusa vom 2. November 1833 datirt und folgendermaßen adressiert ist:

All' Illmo Signore
Il Sig^r. Jeremia Gaghich Console di S. M. Imperatore di tutte le Russie, e Cavaliere dell' Imperiale Ordine di S. Anna di Russia,

---

[6]) Prof. Rešetar hat die Güte gehabt, mir diese Handschrift zur Verfügung zu stellen, weswegen es mir eine angenehme Pflicht ist, ihm meinen Dank auszusprechen.

[7]) Vgl. J. Gelcich, Ein Gedenkbuch der Erhebung Ragusas in den Jahren 1813—1814. Wien 1882 (Akademie).

[8]) Eine ziemlich kleine handschriftliche Sammlung der Gedichte des Marko Marinović, von ihm selbst niedergeschrieben, habe ich bei dem Herrn Vicko Adamović, dem Autor der Schrift »Grada za istoriju dubrovačke pedagogije« und anderer kleineren historischen Monographien über die Umgebung von Ragusa, gesehen.

[9]) I. Jahrg. Nr. 10, 16, 23, 24, 40, 44, 53. II. Jahrg. Nr. 20, 22, 35, 38, 47, 48, 49. III. Jahrg. Nr. 6, 7, 8, 19, 21, 27, 31.

residente a Ragusa[10]). Derselbe befindet sich in den Handschriften gleich an erster Stelle nach dem Citat aus dem Cap. III von Cicero's »Somnium Scipionis: Omnibus qui Patriam conservarint, adiuverint, auxerint, certum esse in coelo, ac definitum locum ubi beati aevo sempiterno fruantur.

Der Brief beginnt mit den gewöhnlichen Phrasen, dass der Name eines Mannes, der dem Vaterlande und dem Volke wohlwollend war, bei den Nachkommen unsterblich bleiben werde. So ein Mann war auch der »illustre Cittadino Raguseo e Console Generale Francese Sig. Marco Bruère«. Marinović nennt ihn »mio benefattore e liberatore« und erklärt diese Benennungen dadurch, daß er erzählt, wie ihn M. Bruère, der französischer Consul in Scutari war, im Jahre 1812 aus dem Kerker des Ibraim Beg von Antivari befreite, als er, unter dem Verdacht, er erzähle der englischen Regierung von Malta das Benehmen des Beg in den Handelsfragen, eingekerkert wurde. M. Bruère führte seine philosophischen Studien in Ragusa zu Ende und ward ein guter illyrischer Dichter. Seine dichterische Begeisterung zeigte er »scrivendo in versi Illirici a molti suoj amici distanti a Ragusa varie Epistole«. Diese Sendschreiben mit den anderen lateinischen, italienischen und slavischen Gedichten hat Marinović in eine Sammlung zusammengestellt und widmet diese »Raccolta ossia una parte delle sue Poesie« dem Jeremia Gagić, der ein ausgezeichneter Kenner der illyrischen Sprache sei »e fà vedere in certo modo di essere degno Concittadino dei rinnomati letterati Solaritsch, Obradovich etc., che tanto lustro aggiunsero coi loro talenti, e cognizioni letterarie all' incivilimento dell' ora culta Nazione Serbica, che gareggia trà le altre culte Nazioni dell' Illirio«. Der Consul Gagić interessirte sich im allgemeinen für die klassischen Schriftsteller Ragusas wie Palmotić, Gjorgjić, Sorkočević, Čubranović, Ranjina, Zlatarić,

[10]) Diesem russischen Consul Jeremia Gagić hat ein anderer Mann dieser Zeit, Nikola Andrović, ein Gedicht gewidmet, dessen Titel lautet: Per le faustissime nozze del sig. Geremia Gaguitsch colla sign. Eustachia Lucich. Ragusa 1826. Vgl. Kasumović, Dubrovački pjesnici u XIX vjeku prije ilirskoga preporoda im bosn. herc. Školski vjesnik Jahrg. 1904. Gagić korrespondirte gerade in der Zeit, als ihm Marinović den Brief adressierte, mit Šafařík. Vgl. J. Jireček, Jedan list V. Stef. Karadžića i devet listova Jer. Gagića pok. P. J. Šafařiku god. 1831—34 in den Starine XIV. B., S. 196—209. Diesen Gagić erwähnt auch Šafařík in der Geschichte der südslavischen Literatur III, S. 359; eine ausführliche Biographie ist bei Milićević im Поменик I. B., S. 88 bis 91 zu finden.

Lukarić und besonders für Gundulić »il quale da molti illustri letterati viene onorato col titolo di *Principe de' Poeti Illirici* in premio d' un tale Poema, che trà la Nazione Illirica tiensi nello stesso pregio, siccome appresso i Greci l'Iliade d'Omero«. Wichtig ist noch der Schluß des Briefes, wo gesagt wird, daß sich Gagić viel abgab mit »nella compilazione del bramato *Parnaso Illirico*, colle Stampe del Martecchini, gia annunziato col suo Manifesto dè 2 Maggio 1826«. Sein Urteil über die dichterische Fähigkeit des Bruère spricht Marinović mit den Worten aus, Bruère bleibe hinter den anderen slavischen Dichtern seiner Zeit gar nicht zurück, da er die lateinische, italienische und serbokroatische Poesie bis zu seinem Tode immer mit dem besten Erfolg gepflegt habe. Der Brief endet mit einem großen Kompliment.

Also die Titel der Handschriften und der Inhalt des Briefes weisen deutlich darauf hin, daß man in den Jahren 1830—1833 an eine Ausgabe von Bruère's Gedichten dachte, die aber nie zu Stande kam.

Bevor wir zu der, diesem Briefe nachfolgenden Biographie unseres Dichters übergehen, wollen wir auf den französisch geschriebenen Bericht über den Tod des Renato Bruère, seines Vaters eingehen. Es ist das ein Auszug aus einem besonderen, aus Ragusa am 5. August 1817 datirten, Briefe, welcher sich in Nr. 225 des allgemeinen Moniteurs Frankreichs vom 12. September 1817 befand[11]). Das Blatt, auf welchem das geschrieben ist, gehört zu denjenigen, welche wir als sekundär bezeichnet haben. Mit Bedauern seien die Ragusaner verpflichtet, den Verlust des Herrn Ritter Renè Charles Bruère Desrivaux, Mitglied der Ehrenlegion, ehemaligen Generalkonsul und Geschäftsträger Frankreichs in Ragusa[12]) anzuzeigen, der in der Nacht vom 2. auf den 3. August, im Alter von 81 Jahren, verschieden sei. Dieser ehrenwerte Greis habe die Hälfte seines langen Lebens in Ragusa verbracht und sei für den kleinen Staat ein Schutzengel in mehreren verhängnisvollen Zeiten gewesen. Es wird dann im kurzen sein Leben dargestellt. Renato Bruère wurde in der Guierche (Département d'Indre & Loire) am 5. Juli 1736

---

[11]) Extrait du No. 225 du Moniteur Universel de France. Paris Vendredi 12. Septembre 1817.

[12]) R. Bruère führte den Titel »chargé d'affaires et commissaire général des relations commerciales de la République française à Raguse«. Vgl. Konstantin Jireček, Poselství republiky dubrovnické k císařevně Kateřině II. v. l. 1771—1775. V Praze 1893 (Rozpravy české akademie. Ročník II, třida II, číslo 2), S. 79.

geboren. Im Alter von 14 Jahren trat er in die diplomatische Laufbahn ein und folgte dem Marquis Havrincourt in der Gesandtschaft vom Nord als Gesandtschaftssekretär. Als Havrincourt starb, ersetzte er ihn in der Eigenschaft eines Beauftragten Seiner Majestät in den Niederlanden und setzte daselbst die Funktionen drei Jahre fort, bis er durch den Baron Breteuil ersetzt wurde. In dieser Zeit wurde er von Ludwig XV. zu jener kleinen Anzahl von Ehrenleuten des berühmten geheimen Briefwechsels zugelassen. Während seiner Konsulartätigkeit in Ragusa hatte er die Ehre, dort, als Bevollmächtigter Ludwig's XV., einen Handelsvertrag zwischen Frankreich und der Republik Ragusa abzuschließen und zu unterzeichnen, bei welcher Gelegenheit er zum Geschäftsträger S. M. in der erwähnten Residenz ernannt wurde. Zum Schluß wird sein Leichenbegängniss beschrieben und der letzte Satz dieses Schreibens lautet: »Herr Bruère Desrivaux hinterläßt einen einzigen Sohn, der ebenso 30 Jahre hindurch in der Konsularlaufbahn verwendet wurde, die er mit Ehre erfüllte, und es ist sehr vorteilhaft, daß er bei uns bekannt ist durch die Leichtigkeit, mit welcher er spricht und in mehreren Sprachen in Prosa und Reimen schreibt, unter anderm der slavischen Sprache, welche er ebenso gründlich beherrscht, wie jeder von uns«.

Der Ton, in welchem dieses Schreiben abgefaßt ist, entspricht freilich der Rolle, welche der Vater des Dichters M. Bruère's in Ragusa spielte, steht aber im direkten Gegensatz zu seinen Briefen, in welchen er die Aristokratie der ragusanischen Republik feindselig behandelt[13]). Die intimste Behandlung seitens der patricischen Familien benutzte er natürlich im Interesse Frankreichs[14]). Über die Komplimente der Ragusaner dagegen wundert man sich nicht. Man begegnet dieser Art der diplomatischen Verhandlungen immer und besonders, wenn sie mit den Franzosen zu tun hatten[15]).

Wie gesagt, dem Briefe folgt eine »*Breve Necrologia del Sig^r. Marco Bruère, già Console gen^le. di Francia in Scutari e Tripoli. Scritta da Marco Marinovich di Ragusa*«. Ich will hier eine Biographie des Dichters zusammenzustellen versuchen mit Hilfe der Notizen

[13]) J. K. Švrljuga, Prinosi k diplomatskim odnošajem Dubrovnika s Franceskom. Starine XIV, S. 58—79.

[14]) K. Jireček, Op. cit. S. 69 und Kirchmayer, Das Ende des aristokratischen Freistaates Ragusa. Zara 1900, S. 33.

[15]) Švrljuga Op. cit. S. 59—63.

des M. Marinović, dem es angenehme Pflicht war, wie er selbst sagt, das Leben und die Verdienste von solchen Männern, die sich dem Vaterlande und der Menschheit gewidmet haben, den Nachkommen zu überliefern, wie das auch Plutarch mit seinen Viten gemacht habe.

Marko Bruère, geboren zu Lyon in Frankreich, stammte aus einer achtbaren Familie[16]). Seine ersten Studien begann er in einem Collegium von Marseille und setzte dieselben in dem Collegium der Piaristen von Ragusa fort, wo er auch seine philosophischen Studien zu Ende führte. In Ragusa lernte er die lateinische, italienische und illyrische Sprache, und fing an in allen drei zu schreiben. Im Jahre 1800 wurde er zum französischen Konsul von Travnik in Bosnien ernannt. Aus diesem »innospite luogo« schrieb er Episteln in illyrischen Versen an manche Freunde in Ragusa; hier stellte er manche Spottgedichte und Sonette in italienischer Sprache zusammen und übersetzte aus dem Griechischen, Lateinischen und Illyrischen ins Italienische. Noch ist zu erwähnen »un' Oda Latina dal medesimo composta pella nascita del Rè di Roma (Francesco Giusepe Carlo Napoleone) che venne dai dotti lodata«. Außer der Poesie beschäftigte er sich auch mit Musik und »spielte seine Zither wie Apollo«. Im allgemeinen »wollte er wie Epaminondas alles kennen, was einem guten Bürger von Nutzen sein könnte«. In Travnik heiratete er eine junge Bosniakin und aus dieser Ehe entstammten zwei Kinder. Da seine Frau bald starb, so heiratete er zum zweiten Male; die zweite Frau war eine gewisse Mara Kisić, gebürtig aus Breno, welche früher Dienstmädchen im Hause des Bruère war.

Endlich konnte er jenen »paese estero ed innospite« verlassen. Das französische Ministerium ernannte ihn zum französischen Generalkonsul von Scutari in Albanien. Hier ward er ein intimer Freund des Pascha und hatte die Möglichkeit die Christen, welche in jenen Ortschaften Handel trieben, gegen die Albanesen in Schutz zu nehmen.

---

[16]) Auf die Notizen über den Vater des Dichters wollen wir nicht Rücksicht nehmen, da über ihn schon etwas gesagt wurde. Es wundert uns nicht, wenn man hier auch darüber etwas hört, da der erwähnte französische Bericht zu den sekundären Blättern der Handschrift gehört. Es sei nur erwähnt, daß in der Handschrift des Prof. Rešetar, als das Todesjahr des Renato Bruère, 1825 angegeben wird, aber das muß eine Verwechslung mit dem Todesjahre des Dichters sein, da hier auch später, wo die Rede vom Tode des Dichters ist, das Jahr nicht vollständig angegeben wird, sondern nur die Ziffern 182... notirt sind.

Von dem neuen Herrscher Ludwig XVIII. wurde er im Jahre 1814 von Scutari nach Ragusa, als provisorischer Konsul von Frankreich versetzt, aber bald nachher nach Frankreich berufen. Im Jahre 1825 wurde er wieder zum französischen Generalkonsul von Tripoli in Soria ernannt, wo er auch in demselben Jahre starb. Bald nach ihm starb auch seine Gattin. Sein Sohn Renato lebte in Frankreich und die Tochter aus der ersten Ehe Namens Teresa, die mit dem Sohn des österreichischen Konsuls in Albanien Tedeschini verheiratet war, starb noch vor dem Tode des Vaters. Medo Pucić, in seinem erwähnten Aufsatze (Dubrovnik für das Jahr 1851), sagt, daß eine Tochter aus der zweiten Ehe mit dem Ragusaner Paulus Perić, der im Dienst des französischen Königs Louis Philipp stand, verheiratet war.

So erzählt uns M. Marinović die Biographie des Dichters! Aus dieser »Necrologia« ist es wert, noch eine Stelle zu zitieren, die sich auf diese Sammlung der Gedichte Bruère's von Marinović bezieht, und folgendermaßen lautet: »Egli coltivò la Poesia in queste tre lingue, non senza oltimo successo avendo dato saggio di tali sue composizioni, che per cura dello stesso Raccoglitore si sono conservate, e riunite in questo libretto, con la dispiacenza perrò di non aver potuto comprendere tutte quelle ch' il medesimo compose negli ultimi anni della sua vita«. Man sieht, daß diese Sammlung unvollständig ist. Zum Schluß werde ich darüber auch ein paar Worte sagen.

Nach dieser biographischen Einleitung, welche den besten Theil der Handschrift bildet, kommen einige Gedichte, an M. Bruère von seinen Zeitgenossen und Freunden gewidmet. An erster Stelle sind fünf Gedichte, von dem Schreiber der Handschrift gelegentlich des Todes Bruère's verfaßt, welche nur phraseologische Lobpreisungen, wie schon aus den Überschriften zu ersehen ist, enthalten. Nur phraseologisch sind auch die Anmerkungen, welche Marinović einzelnen Gedichten hinzugefügt hat. Im ersten Gedichte, überschrieben »*Ù hvalu Prijsvarsnoga Pjesnika, i Gradjanina Dubrovackoga Marca Bruère Consula Franceskoga ù Tripoli od Sorie Marca Marinovichja Pjesan*« erinnert sich der Dichter eines passierten Ereignisses bei Ibrahim Beg und der Verdienste Bruère's für seine Befreiung, was wir schon erwähnt haben. Es folgen jetzt zwei Gedichte »*Ù smart recenoga Bruèra. Istoga Pjesnika*«, welche »*Nadgrobnize*« genannt werden und dann eine »*Ode Anacreontica*« in italienischer Sprache mit demselben Inhalt und Tendenz. In der langen Anmerkung dazu wird die

Tugend Bruère's stark hervorgehoben. Noch sind sechs serbokroatische Strophen, welche M. Marinović für ein Porträt des Bruère gedichtet hat, zu finden.

Die nächstfolgende Gruppe dieser Widmungsgedichte enthält drei Epigramme des Junius Resti. Resti bezeugt dem Freund seine ewige Freundschaft und schickt ihm als Dichter »ex Insula Media« eine »quadruplicem coronam scilicet ex haedera, laura, olea et myrto contextam« als Symbole der Göttergaben von Laenaeus, Phoebus, Pallas und Venus. Nach diesen Gedichten findet man die Bemerkung, daß M. Bruère dem Resti »con l'inchiostro di China« ein Porträt gezeichnet und dieser ein lateinisches Epigramm von vier Versen hinzugefügt habe.

Zuletzt preist den M. Bruère sein Zeitgenosse Urbanus Appendini, Bruder des Historikers F. M. Appendini. Im Gedichte »*Ad Marcum Bruerium pro Gallicorum Imperatore apud Albaniae Dynastam negotiorum gestorem*« fühlt sich Appendini verpflichtet, ihm zu danken, weil er ihn als ausgezeichneten Dichter gepriesen hat. Da ihm aber »non faciles favent Camaenae« so kann er nur seinem Wunsch Ausdruck geben, daß Bruère's Sohn dem Vater ähnlich werde, zur Zierde ihm und dem Vaterlande.

Der dritte Teil der Handschrift enthält die eigentlichen Gedichte des M. Bruère in lateinischer, italienischer und serbokroatischer Sprache. Wegen der vielen Nachträge findet man manchmal nebeneinander Gedichte, die inhaltlich nicht zusammenfallen. Wir wollen dieselben nach einigen Gruppen, mit Rücksicht auf den Inhalt, durchnehmen.

In die erste Gruppe sind Gedichte zu rechnen, deren Inhalt sich auf das ragusanische Leben bezieht und, mit Ausnahme von einem kleinen Faschingslied, alle in serbokroatischer Sprache geschrieben sind. Schon bekannt sind die zwei Gedichte über die Zeremonien, welche für die Dienstmädchen in Ragusa bestimmt waren, welche M. Bruère im Jahre 1805 gedichtet hat. Das erste Gedicht ist überschrieben *Cuppe* und das zweite *Spravjenize* [17]). Man muß hervorheben, daß Bruère mit diesen Gedichten, nicht ein Bild der ragusanischen Familiensitten

[17]) *Ćupa* oder *ćumprelica* war in Ragusa das Dienstmädchen vor der *sprava* genannt, d. h. vor dem Fest, welches für das Mädchen, das im Hause eines Herrn eine bestimmte Zeit im Dienst geblieben ist, veranstaltet wurde. Ausführlicheres darüber kann man bei Vuk im Wörterbuch unter diesem Schlagwort finden. Den Vuk korrigiert und erweitert in dieser Beziehung Medo Pucić in der Biographie des Marko Bruère.

liefern wollte, sondern nur die Meinungen und Wünsche der čupe und spravljenice darzustellen trachtete. Dieselbe Tendenz hatte er im nächstfolgenden Gedichte, *Svjeſdoſnanzi* betitelt, in welchem zwei Landstreicher in der Nacht von ihren astronomischen und astrologischen Kenntnissen erzählen. Diese drei Gedichte waren bestimmt im Fasching bei den Maskeraden, für welche A. Kaznačić (Dubrovnik für das Jahr 1868, S. 124) sagt, daß dieselben noch in seinen Jugendjahren in Mode waren, von den Begleitern gesungen zu werden. Ein Faschingslied ist noch *L'Arcolajo Canzonetta per Musica Composta dal Sig^r. Bruère a Ragusa nel Carnevale del 1816*, in welchem das Glück, die Zeit und das Frauenherz mit einer Winde verglichen werden[18]). Wie man aus der Überschrift ersieht, war das kleine Gedicht auch bestimmt, öffentlich, mit musikalischer Begleitung, gesungen zu werden.

Die zweite Gruppe bilden die Gelegenheitsgedichte und Sendschreiben. Man kann beide Arten zusammenfassen, da dieselben, dem Inhalt und der Form nach, von einander fast gar nicht verschieden sind. Von den geistlichen Produkten Bruère's bilden sie den Hauptteil; für dieselben wird sowohl die serbokroatische als auch die lateinische und italienische Sprache angewendet. Das erste Gedicht ist: *Gosparu Lovrjenzu Giromelli. Pjesan raſgovorna. Ù smart Ghiura Detorres Gljubomudroſnaoza, i Ljecnika Dubr. Pò Marku Bruère. 1802* betitelt; mit diesem gibt der Dichter dem Freund den Rat, sich trösten zu wollen. Desselben Inhalts ist das nächstfolgende lateinische *Sapphicon* und im italienischen Sonett *Parla il Sig^r. Dottore Lorenzo Giromella* bringt Bruère die Klage des Freundes zum Ausdruck. Außer diesem Dr. Giromella, war ein Freund des M. Bruère in Ragusa auch der lateinische und italienische Dichter Andreas Altesti. An ihn hat er aus Travnik zwei Sendschreiben in Versen, ein serbokroatisches und ein italienisches, gerichtet. Beide gehören zu den längsten Gedichten Bruère's; das erste enthält 96 Zehnsilber und das zweite 156 »versi sciolti«. Was den Inhalt anbelangt, so erinnert sich der Dichter mit Zufriedenheit der schönen Jugendjahre, welche er mit dem Freund in Ragusa verbracht; er gratuliert ihm und seinen Eltern, daß er glücklich von der Reise nach Hause zurückgekehrt, und wünscht ihm schließlich Zufriedenheit und Genuß im ganzen Leben. Charakteristisch sind einige Details der Gedichte, so besonders die Äußerungen über Bruère's Aufenthalt in Travnik. Im serbokroatischen Sendschreiben sagt er:

[18]) Arcolaio = die Winde.

S' tega fejalim ghdje ù pustoj tamnosti
Od ne blaghe innostranne femglje
Dni prohode od moje mladosti,
Punni brighe, i faludne fceglje

und im italienischen:

— — — — — — Disgiunto io vivo
Da ogni a me caro objetto, in mezzo a strane
Barbare genti, ed a pigliar costretto
Barbaro anch' io ed abito e costume.

Ragusa nennt er sein eigenes Vaterland, wo er im Kreise der Freunde und besonders Ferić's den Musen diente. Jetzt fühlt er den Unterschied in dem Aufenthalt zwischen hier und dort, und sagt für Ragusa: Quel suol che abbondonai, e che tant' amo e in van sospiro[19]! Das italienische Sendschreiben ist datiert in Travnik am 27. Juli 1795 und versorgt mit einem postscriptum, in welchem M. Bruère sagt, er habe dem Freund den Brief in Versen geschrieben, obwohl der Ort, die Nachbarschaft und seine eigene schlechte Laune ganz anderes erfordern würden. Er hofft doch, die Verse werden dem Freund gefällig sein und ihn anregen, auch in Versen zu antworten. Zum Schluß bittet er den Altesti, den Dichter Ferić seinerseits zu grüßen. Dieses Sendschreiben wurde dem Altesti nicht direkt, sondern durch den Vater Bruère's gesendet, der dazu einen kurzen Brief in französischer Sprache, datiert aus Ragusa am 2. August 1795, hinzugefügt hat. Was den Text anbelangt, so findet man in dem serbokroatischen Sendschreiben in unserer Handschrift vier Strophen mehr, als in derjenigen des Prof. Rešetar. Das italienische Sendschreiben wieder steht auf Seiten, die der Pagination entbehren und, wie im allgemeinen gesagt, in der Handschrift des Prof. Rešetar findet man es nicht.

Von den zeitgenössischen ragusanischen Literaten waren Bruère's Freunde noch Peter Aleti und Anton Sorgo. An den ersten richtete er zwei Sendschreiben; im ersten tadelt er ihn, weil er nach Paris

---

[19]) Ein Analogon zu diesen Äußerungen Bruère's über Travnik findet man in der Korrespondenz des späteren französischen Konsuls daselbst Pierre David. Wie M. Bruère, so stand auch dieser in sehr freundschaftlichen Beziehungen zu dem Pascha, aber von der Bevölkerung wurde er immer gehasst. Vgl. Vjekoslav Jelavić, Iz prepiske francuskog generalnog Konzulata u Travniku u godinama 1807—1814 im Glasnik des bosn.-herceg. Landesmuseums, XVI. Jahrgang (1904), S. 267—283 u. 457—484.

abgereist sei, seine Vaterstadt Ragusa und seine ganze Habe hinterlassend; im zweiten dagegen gibt er seinem Schmerz und seiner Sorge Ausdruck, als Aleti aus Ragusa nach Italien vertrieben wurde. An Anton Sorgo schrieb er sein Sendschreiben, als sich dieser für die Reise nach Neapel vorbereitete. Er fragt ihn, warum er Ragusa verlassen will? Ist ihm das Vaterland zuwider geworden und will er in der Welt das Bessere suchen, so möge er bedenken, daß es nirgends besser als im eigenen Land sein kann, und daß man nirgends eine zweite Mutter oder andere Schwestern finden werde. Liegt dagegen die Ursache seiner Reise im Streben nach dem Wissen, so wünsche er ihm glückliche Reise und daß er als ein Besserer und Nützlicherer zurückkehre.

Zu den Gelegenheitsgedichten Bruère's kann man noch zwei lateinische hinzuzählen, die er gelegentlich eines für Ragusa großen Ereignisses, d. h. als ein Schiff in Gravosa vom Stapel gelassen wurde, gedichtet hat. In der Handschrift steht folgendes: Nel momento, che si doveva varare dal cantiere di Gravosa; cioè nel 1816 la nave Ragusa distinta col nome di Bete, ossia del celebre antico Matematico Marino de Ghetaldi di Ragusa, furono composti varj versi Latini, Illirici ed Italiani, tra i quali i seguenti del Sig^{r}. Maro Bruère, allora Console di Francia a Ragusa«. In der Biographie des Ragusaners Faustino Gagliuffi (1765—1834), des bekannten Professors der Rechte an der Universität von Genua (Slovinac 1882, S. 234—236) wird erzählt, daß auch er für diese Gelegenheit das Gedicht Navis Ragusea betitelt, gedichtet habe, und daß sich dasselbe in einem Büchlein mit allen anderen Gedichten, mit welchen die ragusanischen Literaten das neue Schiff begrüßten, befinde. Das erste lateinische Gedicht Bruère's ist ein Epigramm, und das zweite ein längeres Gedicht, nur *Hendecasyllabi* überschrieben. In beiden wird das Schiff als das schönste und beste der illyrischen Küste dargestellt.

O pulcherima navium, quot olim
Fuere Illyrica atque erunt in ora.

Wie in der besprochenen »Necrologia« erwähnt wird, lobten die Gelehrten jene Gedichte, welche M. Bruère gelegentlich der Geburt des Königs von Rom dichtete. Auf den paginierten Seiten 51 und 52 sind vier italienische Sonette unter dem Titel *Per la Nascita del Rè di Roma* zu finden, die aus einer gedruckten Ausgabe von Martecchini im Jahre 1811, abgeschrieben wurden. Für den neuen König ist Bruère sehr begeistert und demnach beginnt er das erste Sonett mit den Versen:

Gloria alla nostra, alle altre genti pace
Nascendo arreca del mio sir la prole.

Während die ganze Welt wegen dieses Ereignisses jubelt, sinnt England, das hier mit dem poetischen Namen Albion bezeichnet wird, wie man Europa durch Zwietracht trennen könnte. Alles ist umsonst! Es gibt kein so barbarisches und fremdes Land mehr, das sich auf den neuen Stern nicht freuen würde. Auch der Brite weiß es und sieht, daß man boshafte Absichten verlassen soll. Diese Grundidee spiegelt sich in allen vier Sonetten wieder.

Wie früher M. Bruère einem Freund neben den serbokroatischen und italienischen Gedichten auch ein lateinisches gewidmet hat, so hat er auch jetzt gelegentlich der Geburt des Königs von Rom, ein lateinisches Sapphicon verfaßt. In der Handschrift des verstorbenen Fabris ist das Gedicht nicht zu finden, aber wohl in derjenigen von Prof. Rešetar unter der langen Überschrift: *In Regis Romae Natalibus Vates a Populorum exultatione admonitus Gaudia Magni Napoleonis celebrare conatur sese Imparem confessus ad illius Heroica gesta digne canenda.* Der eigentliche Titel des Gedichtes lautet: *Ad Lyram Sapphicon.* Hier wird dem jungen König jedes mögliche Glück und alle Tugenden prophezeit; mit ganz klassischen Ausdrücken wird er gepriesen und unter anderem heißt es, daß er ein Nacheiferer von Romulus und Numa sein werde.

Die Gelegenheitsdichtung bildete in der Zeit des M. Bruère den Hauptteil der ragusanischen poetischen Produkte im allgemeinen und deshalb wundert man sich nicht, wenn er dem Sohne Napoleons die erwähnten zwei Gedichte gewidmet hat. So ist es auch gar nicht auffallend, wenn er Franz I. von Österreich mit einem lateinischen Sonett (in der Handschrift *Sonulus*) begrüßt hat, da es bekannt ist, daß die besten Dichter von Ragusa am Anfang des XIX. Jahrh. eine Sammlung von eigenen Gedichten bei Martecchini in Ragusa herausgegeben hatten, als Franz I. im Jahre 1818 ihre Stadt besuchte. Nach Kasumović (Vienac 1902, S. 443—444) war M. Bruère in dieser Sammlung gar nicht vertreten und doch findet man in unserer Handschrift das erwähnte Sonett, in welchem der Kaiser größer als August, Trajan, Nerva bezeichnet wird; der Dichter wendet sich am Schlusse an den Kaiser mit der Frage:

Quis nos esse tuos, te nostrum esse negabit?

Ein Ganzes unter sich bilden vier italienische Sonette, die M. Bruère

gelegentlich des Falles der Republik Venedig gedichtet und die von ihm selbst niedergeschrieben sind. Daß die Seiten der Handschrift, welche diese Sonette enthalten, in der Tat Autographen des Bruère sind, erfahren wir aus einer Note, welche Marinović einer Übersetzung Bruère's aus dem Griechischen hinzufügte. Es heißt dort: *Traduzione d' una canzonetta Greco-volgare fatta da M. Bruère e trascritta di sua propria mano.* Ein graphischer Vergleich dieses Liedes mit den früheren Sonetten zeigt, daß alle von einer Hand geschrieben sind. Was die Gedankenreihen in denselben anbelangt, so sagt der Dichter im ersten Sonette, überschrieben: *In Occasione della Democratizzazione Del Governo Veneto, accaduta nel 1797 Sotto gl' auspicij dell' Esercito Francese Commandato dal Generale Bonaparte* mit sehr trivialen Ausdrücken, daß Venedig endlich, wie eine alte Dirne, gefallen sei. Im zweiten, das einen Dialog zwischen Venedig und Bonaparte bildet, spricht jenes, es könne nicht begreifen, wie Napoleon den Völkern die Freiheit schenken und Venedig selbst von seinen Tyrannen nicht befreien wolle. Im dritten will Venedig dem General Bonaparte beweisen, daß Adrias Tochter, die so lange Zeit ihre Selbständigkeit zu bewahren imstande war, doch der Freiheit am würdigsten wäre. Zuletzt, im vierten, bittet das venetianische Volk Bonaparte, es von seinen hundert Unterdrückern befreien zu wollen. Der Inhalt dieser Sonette und ihr Ton führt uns zu einem auffallenden Gedanken und zur Frage, wie konnte ein Mann, der der Demokratisierung im französischen Sinne ganz und gar ergeben war, in so großer Liebe bei den Ragusanern stehen, wie das bei M. Bruère der Fall gewesen, oder wie kam er, der hauptsächlich in dem aristokratischen Ragusa erzogen war, dazu, das Ende der ebenfalls aristokratischen Republik Venedig zu preisen? Vielleicht waren diese Sonette den damaligen Ragusanern gar nicht bekannt, da wir auch dieselben im Autograph und in keiner Kopie besitzen. Von anderer Seite ist wieder zu bemerken, daß Bruère seinem französischen Patriotismus nicht untreu werden wollte, und daß man in allen seinen literarischen Produkten gar keine Stelle finden kann, wo er sich der glücklichen Zeiten der ragusanischen Republik erinnert. Wenn er einmal dem Freund Sorgo gestanden hat, daß er nicht imstande sei, französische Verse zu schreiben[20]), so hat er sich anderseits eines armen französischen Dichters im post scriptum zu dem italienischen Send-

[20]) Slovinac 1878, Nr. 14, S. 157.

schreiben an Andreas Altesti erinnert, der auch seinem Freund schmerzvolle Verse gesendet hatte. Wenn er also kein französischer Literat war, konnte er doch ein in der französischen Literatur belesener Mann sein. Bei der Lektüre der Sonette, von welchen die Rede ist, denkt man unwillkürlich an die Briefe des Vaters des Dichters!

Von den Gelegenheitsgedichten des M. Bruère sind noch drei lateinische Epigramme, die er für eine Villa der Edelleute Gozze und Basegli von Canosa dichtete, zu erwähnen. Das erste befand sich auf einem, zum Andenken des Besuches des Kaisers errichteten Obelisk, das zweite am Eingangstor der Villa und das dritte auf einer der bekannten Platanen von Canosa. Der Inhalt entspricht der Tendenz!

Als dritte und letzte Gruppe der literarischen Tätigkeit Bruère's sind auf Grund der Handschrift seine Übersetzungen aus dem Griechischen, Lateinischen und Serbokroatischen ins Italienische zu besprechen. Es ist bekannt, daß er sich mit dem Übersetzen aus Horaz, Properz, Catull, Martial und Plautus beschäftigte, aber davon ist in unserer Handschrift nichts zu finden. Was das Griechische anbelangt, so übersetzte er aus dem Vulgärgriechischen ein und dasselbe Gedicht ins Lateinische und Italienische. In diesem wird die Liebe eines Jünglings zu zwei jungen Schäferinnen dargestellt. Wichtig ist der Vergleich beider Übersetzungen in metrischer Beziehung. Ein lateinisches Distichon wird mit einer italienischen Quartine wiedergegeben. So z. B. gleich am Anfang steht in der lateinischen Übersetzung:

Depereunt geminae me aequali ardere puellae,
Sorte ego sic parili cogor amare duas

und in der italienischen:

Per mè d' amor si struggono
Due vaghe pastorelle;
D' ugualo ardor per elle
Struggendo anch' io mi vò.

In demselben metrischen Verhältnis steht die italienische Übersetzung der Elegie *De laudibus Insulae Mediae* von Junius Resti zum Original, d. h. ein lateinisches Distichon von Resti wurde von Bruère mit einer Quartine übersetzt. Was die Bezeichnung Elegie anbelangt, so muß man bemerken, daß dieselbe nicht nach dem heutigen Begriff zu fassen ist. Resti widmet seine lange Elegie[21]) »Ad Clarissimum Virum

[21]) Dieselbe umfaßt 76 Distichen, beziehungsweise 76 Quartinen in der Übersetzung von Bruère.

Michaelem Antonii de Sorgo Romae commorantem« und vergleicht den Aufenthalt in Rom mit demjenigen auf der Insel Mezzo, und entzückt von der Schönheit dieser Insel, will er dort nicht nur immer bis zum Tode bleiben, sondern auch im Schoße derselben das eigene Grab finden. Die Insel Mezzo (serbokroat. Lopud) gehörte einmal zum Territorium der Republik von Ragusa. Dieselbe mit den zwei benachbarten Inseln Giuppana (serbokroat. Šipan) und Calamotta (serbokroat. Koločep) bilden eine Gruppe von Inseln, die bei Plinius Elafiten heißen. Diese Bezeichnung kommt auch bei Resti, beziehungsweise Bruère, sehr oft vor.

Was Bruère's Übersetzungen aus dem Serbokroatischen in das Italienische anbelangt, so findet man in unserer Handschrift, wie auch in derjenigen des Prof. Rešetar, drei übersetzte Volkslieder, oder Lieder, die bei Kačić vorkommen und mit Volksliedern verwechselt werden. 1. Das Lied über die Niederlage der Svaten des Stjepan, Sohn des Dogen; 2. Den Klaggesang von der edlen Frau des Asan-Aga; 3. das Lied über König Radoslav. Die Übersetzung des ersten Liedes ist aus Appendini's: Notizie istorico-critiche Bd. II. S. 258—262 abgeschrieben. Appendini hat dieses Lied als Beispiel der Volkspoesie im Kapitel VI dieses Bandes unter dem Titel »Poesia dei Dalmato-Slavi mediterranei« angeführt und bemerkt darüber auf S. 258 folgendes: »Noi qui riportiamo una Popjevka, che ci ha gentilmente favorita colla traduzione in versi sciolti il Sig. Marco Bruère, il quale ha raccolto e tradotto in diversi metri quanto vi ha di migliore in questo genere. Verte essa sulla strage degli Svatti (quei, che sono deputati a condurre a casa le novelle spose) di Stefano detto del Doge«. Der Behauptung Appendini's, daß sich M. Bruère mit dem Übersetzen von Volksliedern eingehend beschäftigt habe, entspricht es, daß außer dem ersten noch das dritte Lied, das sich in unserer Handschrift befindet, d. h. dasjenige über König Radoslav, zu welchem hier bemerkt wird: »In questa Canzone, con molta felicità tradotta dal Bruère, si parla di due giovani Sarmate insieme per amore azzuffatesi« von ihm übersetzt wurde. Eine Übersetzung der Hasanaginica dürfte er aber nicht veranstaltet haben. Wenn man den Text dieser Übersetzung in unserer Handschrift mit demjenigen, der sich auf den Seiten 99—105 des ersten Bandes des Buches: Viaggio in Dalmazia dell' Abate Alberto Fortis (Venedig 1774) befindet, vergleicht, so sieht man, dass beide identisch und nur eine Arbeit sind, da man als kleine Abweichungen betrachten kann, wenn in unserer

Handschrift ein Vers fehlt oder wenn man statt: trattienla bei Fortis, in der Handschrift la trattiene; statt la giovine gentil wieder la gentil giovine findet. Miklosich in seiner Abhandlung: »Über Goethe's Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga«[22]) sagt, bei der Besprechung des Textes von Fortis, auf S. 414 folgendes: »Der italienische Naturforscher Abate Alberto Fortis (1741 bis 1803) schöpfte seinen Text unzweifelhaft aus der angeführten Spalatiner Handschrift: der slavischen Sprache unkundig, verdankte er die Übersetzung der Mittheilung halbgelehrter Eingebornen«. Man könnte vielleicht jetzt denken, daß unser M. Bruère dem Fortis in dieser Beziehung Hilfe geleistet habe, aber der einfache Grund, daß das Buch von Fortis im Jahre 1774 erschienen ist und M. Bruère damals noch nicht in Ragusa war (und vor seiner Ankunft in dieser Stadt kann man doch bei ihm keine Kenntnis der serbokroatischen Sprache und noch weniger der serbokroatischen Volkspoesie voraussetzen) spricht dagegen. Wenn man den Umstand, daß das Buch von Fortis den Titel »Viaggio in Dalmazia« führt und Ragusa im Jahre 1774, als Republik, mit Dalmatien nichts zu thun hatte, bei Seite läßt, so kann man doch in einer Anmerkung zu der Übersetzung der Hasanaginica, den Ausgangspunkt für die Meinung, daß hier ein Irrtum von Seiten des Schreibers der Handschrift vorliege, finden. Es heißt nämlich dort: »Avvi poi di questa canzone la traduzione Latina di D. Giorgio Ferrich, che si può osservare a pag. 17 del Libretto delle Epistole, dirette al ch. Sig^{r}. Giov. Muller, Consigliere Aulico, e Console della Repub. di Rag. a Vienna«. Hätte Marinović das Buch von Fortis, welches 24 Jahre vor dem Büchlein des Ferić erschienen ist, gekannt, hätte er hier auch die Übersetzung der Hasanaginica, die sich in diesem Buche befindet, erwähnt. Er wird wahrscheinlich eine Abschrift dieser Übersetzung aus dem Buche von Fortis gehabt und demnach auch diese Übersetzung zu den anderen übersetzten Volksliedern des M. Bruère gerechnet haben. Abschriften aus Fortis sind noch in der Bibliothek des Franciskanerklosters in Ragusa zu finden.

Damit haben wir auch den Inhalt unserer Handschrift erschöpft. Wie schon erwähnt, Marko Marinović sagt auf zwei Stellen, daß hier nur ein Teil der Poesien Bruère's enthalten sei. Das kann man auch ganz gut glauben, wenn man einfach den Katalog der Bücher und Hand-

---

[22]) Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Bd. CIII.

schriften des Fra Inocenz Ćulić[23]), die sich jetzt in der Bibliothek des Franciskanerklosters in Ragusa befinden, nachschlägt und dazu auf den gedruckten Teil der poetischen Produkte Bruère's Rücksicht nimmt. Nach demjenigen, was im Katalog der Bibliothek von Ćulić notiert ist, konnte man noch zu der Gruppe der Gelegenheitsgedichte nachtragen: 1. eine lateinische Ode »Ad Georgium Ferrichium«; 2. eine Sammlung von serbokroatischen Gedichten unter dem Titel: Tamašne Piesni složene u Dubrovniku po Marku Bruereviću u Poklade lieta 1805[24]); 3. Ad Junium Resti Musicae artis obtrectatorem. Saphicon Marci Bruerii; 4. Epitaffio da porsi sulla pietra sepolcare di Giunio Resti, lateinisch und italienisch; 5. Ad Junium Restium Rhacusanae Reipublicae Rectorem renunciatum; 6. Elegia in mortem Benedicti Stay. Die beiden letzteren Gedichte wurden zuerst lateinisch geschrieben und dann in das Italienische übersetzt. Weiter erfahren wir, in Bezug auf die Gruppe der Übersetzungen Bruère's, aus demselben Katalog, daß er Stellen und größere Partien aus Catull, Properz, Ovid und Tibull in das Serbokroatische und einige lateinische Gedichte der Ragusaner Franz Stay und Stephan Gradi in das Italienische übersetzte. Zuletzt wird daselbst auf Seite 177 eine »Raccolta di poetici componimenti in lingue diverse di M. Bruere Derivaux. Autografo dell' autore« erwähnt. Von allem diesem Material konnte ich in der Bibliothek des Franciskanerklosters nur zwei kleinere Sachen finden, da sich nur diese noch erhalten haben. Zuerst die lateinische Ode: »*Ad Georgium Ferrichium Musis aeque ac mihi dilectissimum virum*«, in welcher Bruère dem Freunde sagt, daß er schon alt sei und er rät ihm seine Jugendjahre, solange die Zeit es ihm erlaubt, gut zu benützen — also dasselbe was er ein anderes Mal dem Altesti empfohlen hatte. Dann fand ich noch die italienische Übersetzung der lateinischen Ode des Stephan Gradi: *De Insulae Jupanae amoenitate*[25]).

---

[23]) Biblioteca di Fra Innocenzo Ciulich nella libreria de' R.R.P.P. Francescani di Ragusa. Zara 1860. Dalla Tipografia Governiale.

[24]) Es sollten das die Gedichte: Čupe, Spravljenice und Zvjezdoznanci sein.

[25]) Diese Ode ist zu finden auf S. 398 einer Sammlung lateinischer Gedichte aus dem XVII. Jahrh., deren Titel lautet: Septem illustrium virorum poemata. Editio altera. Priori auctior et emendatior. Amstelodami. Apud Danielem Elsevirium CIↃIↃCLXXII. Stephan Gradi kommt in dem Büchlein an sechster Stelle vor.

Zur Ergänzung unserer Handschrift wollen wir noch auf das Gedruckte Rücksicht nehmen. Von den Gedichten Bruère's wurden vor allem seine italienischen Sonette: *Per la Nascita del Rè di Roma* bei Martecchini in Ragusa im Jahre 1811 herausgegeben. Im Jahre 1839 erschien bei demselben Martecchini ein Büchlein unter dem Titel: *Marunko, Scpotna-Pjesan Ignaz Bernarda Giorgi opatta Melitenskoga Dubrovcianina*, dessen erster Theil den »Marunko« von J. Gjorgjić enthält, der zweite die »Dervišiada« des Gjiman Gjorgjić und der dritte die »Čupe« und »Spravljenice« von M. Bruère. Das erste von beiden letzten Gedichten ist in der Ausgabe um zwei Strophen kürzer als in der Handschrift und das zweite um eine; sonst wären keine bedeutende Abweichungen zu erwähnen.

Zu der Biographie Bruère's fügte Medo Pucić noch eine ganze Reihe von Gedichten desselben hinzu. Von demjenigen, was in der Handschrift zu finden ist, werden hier die Sendschreiben an Peter und Andreas Aleti, dann an Anton Sorgo gedruckt. In Bezug auf diese Ausgabe muß man bemerken, daß Pucić die Gedichte zuerst ganz jekavisiert (was bei Bruère nicht immer der Fall ist) wiedergeben und noch in denselben eine Modernisirung durchführen wollte, wobei bei älteren Ausdrücken Formen, Endungen und Wortstellungen ziemlich viel geändert wurde. Durch diesen »Dubrovnik« (1851) lernt man noch andere Sendschreiben, welche der Dichter an die Gattin Mara und den Arzt Grgurević richtete, kennen und man findet noch eine ganze Reihe von speciellen Gelegenheitsgedichten, die bis jetzt noch nicht erwähnt wurden, und mit dem Gesamtnamen *Kolende* bezeichnet werden. Was die Kolende sind, wann, wo und wie dieselben vorgetragen wurden, ist allgemein bekannt und hier hat man nur noch nachzutragen, daß das eine sehr beliebte Art von Gelegenheitsgedichten in Ragusa am Ende des XVIII. und am Anfang des XIX. Jahrhunderts war, und daß man gewöhnlich annimmt, M. Bruère habe in dieser Beziehung eine Verbesserung durchgeführt, da er gegen den früheren makkaronischen Gesang aufgetreten war. In seinem Fahrwasser bewegten sich noch zwei Männer dieser Zeit, nämlich der sehr wenig bekannte Dichter Maro Zlatarić und der jüngere Anton Kaznačić, welche den Kolenden einen nationalen und lokalen Charakter gaben[26]). Auf S. 55—57 desselben »Dubrovnik« findet man noch eine im klassischen Metrum gedichtete serbokroatische

[26]) Slovinac 1878, Nr. 13, S. 144.

Satyra des M. Bruère, deren Tendenz man schon nach den Einleitungsversen erfahren kann.

Ti koji dni trajaš i noći knjige promećuć,
Pomnjivo tražeći slovinskog naroda slave;
Bi l' uzrok men' po sreći dokazati znao
S pivnice jer svako do glasovita Pregata
Slavne bi se slatko hàrvatske odrekô starine?
Jer čupah od župskieh do najponosne vladike
Stidi se svak jezik slovinski čisto govorit?

Wenn Ranjina und Gundulić sehen könnten, wie sich ihre Geburtsstadt vom Slaventhum losgesagt hat, würden sie sich mit der linken Hand bekreuzen. Aber man sagt, wenn auch die nationalen Sitten und Gebräuche von ihrer Bedeutung verloren haben, daß daneben in der Kultur ein mächtiger Fortschritt gemacht wurde. Auf diese Weise will man alles Gute und Schlechte entschuldigen. Das wäre eins der interessantesten Gedichte Bruère's.

J. A. Kaznačić gab im »Dubrovnik« für das Jahr 1868 das Gedicht Zvjezdoznanci heraus, und begleitete diese Ausgabe mit einer Darstellung der ragusanischen Maskeraten. Die Ausgabe selbst nähert sich mehr unserer Handschrift als jene von Medo Pucić, mit Ausnahme, daß hier drei Strophen, in welchen der Dichter in das Triviale übergeht, ausgelassen sind.

Zuletzt brachte die ragusanische Zeitschrift »Slovinac« in ihrem ersten Jahre (1878) neben der Biographie von M. Bruère, welche nur dasjenige was 27 Jahre früher Pucić geschrieben hatte, wiedergibt, ein Sendschreiben von Bruère an Anton Kaznačić gerichtet, als er ihm das eigene Porträt zusandte, das nach einer Handschrift von Dr. Ivan Kaznačić gedruckt wurde. In Bezug auf die Komoedie Bruère's *Vjera iznenada*, welche daselbst auch gedruckt wurde, scheint Pucić's Urteil: »u njoj je svaki prizor smiješan, a ipak sve zajedno neće da razveseli štioca; obrazac dubrovačkoga života, a sve zajedno ne prestavlja dubrovački život« richtig zu sein.

Mit Ausnahme des Buches »Voyage en Grece« (Paris 1820) des französischen Konsuls von Janina Pouqueville, das ich nur dem Titel nach kenne, in welchem auch von M. Bruère die Rede ist, ist es mir nicht bekannt, daß sonst irgendwo in einer Monographie, oder in kürzeren Aufsätzen über ihn etwas geschrieben, oder in irgend welchen Zeitschriften andere seine Gedichte herausgegeben wurden.

Der Absicht, über eine Handschrift zu referiren, entspricht es nicht, den Dichter und seine literarische Leistungen einer näheren Prüfung zu unterziehen, doch darf man hervorheben, daß für die serbokroatische Literatur- und Kulturgeschichte mehr sein Leben in Ragusa und seine Beziehungen zu den Ragusanern seiner Zeit, als seine Gedichte selbst wichtig sind. Man könnte erwarten, in ihm einen der aufgeklärten Vertreter der modernen französischen Weltideen zu finden, aber in der Tat ist dies nicht der Fall. Er dichtet wie auch die Anderen, und unterscheidet sich in den literarischen Kreisen Ragusas von diesen gar nicht; seine Zeitgenossen und Freunde loben ihn ohne weiteres und vergleichen ihn mit Homer, Horaz und anderen Vertretern der klassischen Literatur. Statt uns aus Frankreich etwas Neues nach Ragusa zu bringen, schickte er zu Weihnachten dem Freund Anton Sorgo, der sich im Jahre 1820 in Paris befand und sich für die Errichtung eines Lehrstuhls der slavischen Philologie daselbst bemühte, und er selbst sich damals dort auch befand, eine in serbokroatischer Sprache und nach ragusanischer Art gedichtete Kolenda[27]). Am wichtigsten wäre es doch für die Kenntnis des Charakters Bruère's, seine Privatbriefe, wenn dieselben irgendwo vorhanden sind, zu prüfen. Diejenige Sammlung von Briefen, die sich unter Nr. 1127 in der Bibliothek des Franciskanerklosters in Ragusa befindet und auf S. 208 des Katalógs der Bibliothek von Ćulić folgendermaßen beschrieben wird: »Un Fascicolo di Corrispondenze Epistolari autografe sopra argomenti letterarii e scientifici, di diversi letterati, particolarmente Dalmati e Ragusei, vissuti verso la fine del secolo XVIII e nella prima metà del XIX« liefert uns in dieser Beziehung gar nichts.

Nachtrag.

Je öfter ich den Katalog der Bibliothek des Franciskanerklosters von Ragusa (der gewesenen Bibliothek von Ćulić) in die Hände nahm, desto mehr konnte ich mir die Meinung aneignen, daß man sich auf sein Namensverzeichnis gar nicht verlassen kann. Als ich nun den Katalog vom Anfang bis zum Ende, Seite für Seite näher durchprüfte, sah ich mich gezwungen, noch auf zwei kleine Büchlein Rücksicht zu nehmen, in welchen vielleicht auch Gedichte von M. Bruère zu finden wären. Meine Hoffnung ging auch tatsächlich in Erfüllung.

[27]) Dubrovnik. 1851.

Die drei Gedichte auf den Tod des Arztes Detorres (vgl. S. 62) wurden, mit Gedichten anderer Freunde desselben, in einer Sammlung, die folgenden Titel hat, gedruckt: Versi in morte di Giorgio Detorres Dottore in Filosofia e Medicina. Ragusa MDCCCII. Presso Antonio Martechini. Das lateinische Gedicht ist auf S. 14—15, das italienische auf S. 28 und das serbokroatische auf S. 48—49 zu finden.

Aber auch andere Gedichte Bruère's wurden schon vor seinem Tode gedruckt, so jene an Ghetaldi's Schiff Bete gewidmet (vgl. S. 64), und zwar das Epigramm auf S. 14 der Sammlung: Nave Ragusea distinta col nome del celebre antico matematico Marino Ghetaldi. Componimenti Latini, Italiani ed Illirici. Italia (sic!) 1819. Hier hat das Gedicht zwei Verse mehr als in der Handschrift. Was die *Hendecasyllabi* anbelangt, so muß hervorgehoben werden, daß sie nicht von Bruère, sondern von Chersa herstammen. In der Sammlung folgt dem erwähnten Epigramm gleich Folgendes: »Antonii Steph. F. Chersa inter arcades Salimbi Magaridis Hendecasyllabi«, und dann »Ejusdem Hendecasyllabi«. Diese letzten sind jene, die Marinović dem Bruère zugeschrieben hat; es ist aber klar, daß sich jenes »Ejusdem« auf Chersa bezieht.

Zu den Freunden Bruère's kann man noch den P. Agić hinzurechnen. Von diesem finden wir auf S. 161, Nr. 661 des Kataloges der Franciskanerbibliothek Folgendes notiert: Ad Marcum Bruyerium (sic!) Elegiae tres auctore P. Agić. Accedit expositio carminum ad Pium Papam VII et Cardinalem Carandinum. Diese Handschrift ist aber in der Bibliothek nicht mehr zu finden, und deshalb muß man sich mit der Anführung des Titels begnügen.

Wir wissen, daß Bruère noch den bekannten Gjuro Ferić als Freund bezeichnet (vgl. S. 63), und es sei hier auch darüber eine Notiz angeführt. Nachdem Ferić seine sieben Bücher von Epigrammen fertig geschrieben hatte, setzte er folgende Widmung hinzu: »Ad Clarissimum Virum Andream Altestium«, strich aber dann die letzten zwei Worte durch und schrieb statt dieser »Marcum Bruerium«. Sobald die Sache so geändert wurde, mußten auch die folgenden, am Ende der Widmung sich begegnenden, Verse wegfallen, nämlich:

Da quaeso, ipsi etenim tuae hoc sorori,
Cui carus puer est, placebit, atque
Ipse sic etiam magis placebo,
Qui jam illi placeo, et cui illa dotes
Ob tot egregias placet vicissim.
Scrip. Anno 1808.

Ich verdanke diese Notiz dem Freunde Stud. phil. Kolendić, bei dem sich die Handschrift befindet.

Noch eine Notiz über Bruère's Sohn Renato (vgl. S. 586)! Als ich in einem Bande, wo eine große Anzahl von gedruckten Einzelblättern zu finden ist (Katalog der Franciskanerbibliothek S. 300, Nr. 1881, der neuen Pagination Nr. 714) nachschlug, fand ich das Programm eines Festes, gedruckt in Ragusa bei Martechini im Jahre 1811, unter folgendem Titel: Tributo di rispetto, e di omaggio presentato dagli allievi del liceo-convitto di Ragusa a S. E. il Sig. Governatore generale delle provincie Illiriche .... in occasione della di lui venuto a Ragusa. An diesem Fest nahm der junge Renato Bruère aktiv teil, wie man aus folgender Stelle ersehen kann: Dialoghi due in lingua Francese, coi quali il Sig. Augusto Bellier, Tommaso Martellini, Renato Bruère, e Nicolò Ivich si propongono di rendere omaggio al valore, alla sapienza, e alla bontà di S. E. con dei sentimenti di ammirazione, di rispetto, di amore, e di riconoscenza.

Noch etwas muß ich dem Freunde Kolendić verdanken, nämlich eine Genealogie des Schreibers unserer Handschrift, die ich hier mitteilen möchte, weil sie uns sichere Daten über sein Leben und seine Stellung liefert, woraus es klar wird, wie er zu so vielen Handschriften und Büchern kommen konnte:

Niko Marinović, Capitaine
und Marija Terza Kiriko (Chirico)
des Vicko, vermählt in Ragusa
den 12. December 1790.

Marko, Baldo, Ivan geb. in Ragusa den 31. Oktober 1792, gestorben daselbst am 13. März 1871. Am 25. Mai heiratete er in Crna gora am Pelješac das Dienstmädel Marija Radaković. Zuerst war er Gewerbsmann, dann Diurnist beim Kreisgericht in Ragusa.

Vicko, Niko, Melko geb. in Ragusa am am 9. Juli 1795, gestorben?

Salvator, Baldo, Ivo geb. in Ragusa am 25. Jänner 1836, lebt noch.

Marija geb. in Ragusa am 11. Sept. 1837, gest. in Ragusa?

Marko, Baldo, Ivo geb. in Ragusa am 14. März 1842, gest. daselbst am 13. Aug. 1842.

Katanca, Marijana geb. in Ragusa am 27. Aug. 1843, gest. daselbst am 9. April 1844.

Marko, Baldo, Ivo geb. in Ragusa am 21. Sept. 1848, lebt?

Ich muß gestehen, daß es mich sehr gefreut hat, die Handschrift vom verstorbenen Fabris zum eigenen Gebrauch bekommen zu haben.

Jetzt bin ich sehr zufrieden, hervorheben zu können, daß dieselbe sich in der Redaktion von Dubrovnik und Srd befindet, wo sie hoffentlich jedem, der sie näher prüfen wollte, zur Verfügung stehen wird.

J. Nagy.

Die böhmische Paraphrase der Distichen des Johannes Pinitianus zu Petrarka's »De remediis utriusque fortunae«.

Von Oskar Donath.

Es hat lange Zeit die Meinung geherrscht, daß die Disticha, die in einigen Drucken der Schrift »Dialogus de remediis utriusque fortunae« des Petrarka den einzelnen Kapiteln vorgesetzt wurden, das Werk Petrarka's sind. Sie wurden wiederholt abgedruckt und prangen noch in den neuesten italienischen Ausgaben von Petrarka's Schrift, als ob sie einen integrierenden Bestandteil des Buches bildeten. Herr Wukadinović weist in seiner Abhandlung (Arch. XXVI. 241) nach, daß diese Verse von dem Augsburger Humanisten Pinitianus stammen und stützt sich auf eine Äußerung des Petrarkaübersetzers Stephanus Vigilius in der Dedikationsvorrede zu dem Werke »De remediis« (S. VIII), die da lautet: »Es hat auch der eherwürdig hochgelert vnser getrewer lieber Preceptor vnd herr Johan Pinitian hierinn sein fleyss nicht gespart, diss köstlich Bůch mit seinē Versibus vñ reymē zů zieren, hat eines jegklichē Capitels jñhalt kürtzlich zů latein vñ teütsch verfasset«.

Es wird nicht uninteressant sein, über Pinitianus, der in der deutschen Literatur nicht zu den bekanntesten Persönlichkeiten gehört, etwas Näheres zu erfahren.

Joannes Pinitianus, nicht Primitianus, wie Kassarus irrtümlich behauptet, anders Joannes Kening Pinitianus genannt, wurde, wie aus seinem Epitaphium zu ersehen ist, im Jahre 1478 geboren. Von ihm selbst und von Kassarus erfahren wir, daß er mit dem Dichterkranze gekrönt wurde.

Pinitian's Zeitgenosse Joannes Boeschenstein berichtet, daß er die Würde eines Geistlichen bekleidet hatte. (Presbyteri quoque dignitate conspicuum fuisse.) Daß er aber zum geistlichen Amte nicht sehr be-

fähigt war, sehen wir aus einer Anmerkung des jüngeren Paul v. Stetten in seinen »Erläuterungen der Vorstellungen aus der Geschichte der Stadt Augsburg« S. 95: »Um das Jahr 1515 war hier ein gelehrter Mann Joannes Kening, genannt Pinitianus, der eine ordentliche Schule hielte und die Jugend in Wissenschaften und Sprache unterrichtete, wiewohl er dabei von schlechten Sitten gewesen sein soll«. Wir brauchen zwischen den beiden Äußerungen keinen Widerspruch anzunehmen.

Wenn wir die Literatur des XVI. Jahrh. näher kennen lernen, so finden wir, daß schlechte Sitten kein hindernder Umstand waren, ein geistliches Amt zu bekleiden. Die Sprichwörtersammlungen, Flugschriften und Volksbücher des XVI. Jahrh. zeigen uns, auf welcher Moralstufe die Geistlichkeit damals stand. Wenn nun Pinitianus auch zu solchen Geistlichen gehörte, dann macht uns doch der Inhalt seiner von ascetischem Geiste strotzenden Verse stutzig. Auch dieser Umstand ist nicht schwer zu erklären.

In Pinitian's Leben dürfte in den zwanziger Jahren des XVI. Jahrh. (Pinitian hatte damals sein 40. Lebensjahr bereits lange überschritten) ein Wandel eingetreten sein. Dafür spricht ein Brief an Veit Bild von Ende August 1522. Dort heißt es: »Salve mi frater in evangelio dilectissime«. Er wünsche mit Bild sich zu besprechen »de praesentibus rebus et evangelicis«. »Totus in litteris sacris versor; sordent profecto omnia, quae antehac maximo in pretio mihi fuere«. Die letzten Worte sprechen ganz entschieden für einen Wandel in der Lebensweise.

Das Ideal eines Humanisten, nämlich trilinguis zu sein, hat Pinitianus erreicht. Er war linguae latinae callentissimus, fore etiam graecam, valde hebraicam[1]). Wir haben dafür Beweise.

Wenn Pinitian, der liebenswürdige Grammatiker, dem Humanisten Veit Bild im Jahre 1514 einen Lehrer im Griechischen in Aussicht stellt[2]), so ist anzunehmen, daß er sich selbst mit der griechischen Sprache befaßte. Auch hebräisch hat Pinitian gelernt. Johann Kaiser aus Ingolstadt, wo der berühmte Hebraist Johann Boeschenstein als Lehrer wirkte, versah Bild und dessen Freund Pinitian mit hebräischen Büchern. Pinitian gibt in der Freude über den Besitz einer hebräischen Grammatik der kühnen Hoffnung Ausdruck, daß er sich die Sprache ohne Lehrer werde aneignen können. In einem Briefe, der in die

[1]) Bibliotheca Augustana S. 141.

[2]) Schröder: Zeitschrift des hist. Vereines Schwaben XX. 179 (Briefwechsel des Veit Bild).

Wendezeit des Jahres 1513/1514 fällt, schreibt Pinitian an Bild, Kaiser sei heute abgereist und habe Pinitian verschiedene Bücher gegeben, darunter auch »introductorium in hebraeas litteras«. Er hoffe sich die Sprache ohne fremde Hilfe aneignen zu können. Pinitianus war entschiedener Anhänger Luthers. Das beweisen uns mehrere Umstände.

1. Ein Buch in der Lyzealbibliothek zu Dillingen, enthaltend verschiedene Schriften Luthers, trägt auf dem Vorsetzblatt die Eigentumsbezeichnung: J. Pinitianus p. 1521. cal. Aug. Dass es eifrig gelesen wurde, beweisen die zahlreichen Randbemerkungen Pinitian's[1]).

2. Er befaßt sich mit Dogmatik und frägt Bild, ob die Disputation am Feste der heil. Katharina stattfinden werde.

3. Unsere Verse sind voll von lutherischer Mystik.

Sein Lebensberuf war das Lehramt. Er schreibt Bücher, nicht so sehr nach Ruhm strebend, als um vielen zu nützen, hauptsächlich der Jugend (»praecipue tenerae docilique aetati«). Seine Lehrtätigkeit übte er in Augsburg aus und zwar schon im Jahre 1512, wie er in der Widmung seines Werkes »Leben des streytbarsten Fürsten und Herrn Georg Castrioten, genannt Scanderbeg« bemerkt. Bevor er nach Augsburg kam, lehrte er die lat. Sprache »Oeniponte, urbe Tyrolis, minime ignobili«, also in Innsbruck.

Im Jahre 1542 gestorben, wurde er in Augsburg in der Kirche zu St. Stefan begraben.

Auf seine Werke, deren poetischen Teil sein Biograph in Bibliotheca Augustana mit den Worten »carmina Nostri (id est Pinitiani) adhuedum exstantia loquuntur mire fluida, tersa, ingeniosa« lobt, will ich mich nicht einlassen. Sie sind in Bibliotheca Augustana zitiert. Es ist nur merkwürdig, daß die Verse, um die es sich uns handelt, dort nicht angeführt werden. Wir begreifen diese Lücke, wenn wir bedenken, daß die Verse früher allgemein dem Petrarka zugeschrieben wurden. Weller zitiert in seinen Annalen der poetischen Nationalliteratur der Deutschen (Bd. I. 435) unter »Petrarka«: »Zwei schöne newe und gar edle Trostbüchlein in latein. Carmin und deutsche Reymen. Cöln 1573«, worunter er wohl nichts Anderes als eine Sonderausgabe der Verse Pinitians meint[2]).

Es liegt der Gedanke nahe, sich um etwas Ähnliches, wie unsere Verse sind, in der deutschen Literatur umzusehen. Da fallen uns vor

[1]) Schröder: Zeitschr. des hist. Vereines Schwaben X. 211. Der Humanist Veit Bild.

[2]) Wukadinović: Archiv f. sl. Phil. XXVI. 242.

allem die Disticha Catonis auf, die nicht nur technisch, sondern auch inhaltlich mit unseren Versen übereinstimmen. Diese Disticha Catonis waren das Faktotum beim Unterrichte der Jugend, die aus ihnen die Anfangsgründe der Grammatik, Poesie und Moral kennen lernte, sie blieben meistens ein Lieblingsbuch auch noch der Erwachsenen. Selbst nachdem im Reformationszeitalter der Jugendunterricht eine wesentliche Umgestaltung erfahren hatte, und die Bedeutung des Kato fast ganz zurücktrat, wirkte jene alte Tradition noch in so hohem Grade fort, daß die Distichen bis tief ins XVIII. Jahrh. mit einer Verehrung betrachtet wurden, der ihr wirklicher Gehalt keineswegs entsprach. Es scheint wahrscheinlich, daß der Lehrer Pinitianus die Disticha Catonis sehr gut kannte. Und so dürften die Verse Pinitian's von den Distichen des Kato nicht unbeeinflußt geblieben worden sein.

Pinitianus ist, wie schon oben erwähnt, der Verfasser der lat. Distichen und der mit diesem vielfach zugleich angeführten deutschen Vierzeiler. Letztere wurden ins Holländische, Schwedische und Ungarische übersetzt.

Nun hat Herr Dr. Wukadinović in der Prager Universitätsbibliothek eine Reihe von böhmischen Vierzeilern (62 an der Zahl) gefunden, die eine Paraphrase der Distichen von Pinitianus sind. Daß dem böhm. Verfasser für seine Arbeit nebst den lat. Distichen auch ein Exemplar mit den deutschen Vierzeilern vorgelegen hat, geht aus verschiedenen Übereinstimmungen mit diesen, die durch die lat. Verse keine Begründung finden, ganz sicher hervor. Trotzdem läßt sich eine gewisse Selbständigkeit nicht verkennen und manche Strophe benutzt weder die Distichen noch die Vierzeiler als Vorlage.

Ich will nun die Strophen anführen, von denen man ganz sicher behaupten kann, daß sie nicht den lat. Distichen, sondern den deutschen Vierzeilern nachgebildet sind.

Strophe 2) Hier hat der böhm. Verfasser gewiß in den deutschen Text eingesehen, denn die ersten 2 Verse des böhmischen und die ersten 2 Verse des deutschen Textes decken sich.

Krasu tiela hrdau Slyčnost	Schön bleibt nit lāg | schön fleucht behend |
Neduh hned obrati w Mrzkost	Schön nimpt von kleinem wee ein end.

Im lat. Text ist dieser Gedanke nur mit den Worten »fragilis forma« ausgedrückt.

Str. 5) Diese Strophe bietet uns einen wichtigen Anhaltspunkt für die

Überzeugung, daß der böhm. Verfasser nebst der lateinischen auch die deutsche Vorlage vor sich hatte. Sowohl im böhm. als auch im deutschen Texte wird als Typus der Stärke Samson angeführt. (Im lat. Text gar kein Name). Der deutsche Text führt auch noch Milo an. Der Umstand, daß der böhm. Verfasser den antiken Namen Milo ausläßt und den Bibelnamen Samson beibehält, spricht dafür, daß er kein Humanist, sondern ein böhmischer Bruder war.

Str. 10) So sehr der böhm. Text vom lat. abweicht, so sehr lehnt er sich an den deutschen Text.

Grundt a[1]) Zaklad Prawe cztnosti	Ein grundtfest rechter Tûgend ist
Skala gest poniżenosti	Demütigkeyt on argen list.
Zlan nawyklost bdienim Stalym Przemużess.	Zû rechter tûgent gehört viel mü.

Str. 12) Für die Abhängigkeit des böhm. vom deutschen Texte spricht nicht nur die große Ähnlichkeit des Inhaltes, sondern auch die gemeinsame Steigerung der zweiten Hälfte gegenüber der ersten. Der lat. Text entbehrt nicht nur die Steigerung, sondern ist auch inhaltlich ganz verschieden.

Str. 15) Niekdy ma wlast bude[2]) w Nebi	Bey Gott ist unser vatterland
Blaze kdo gi wiecżnie zdiedi	Sälig sey der	der sollichs fand.

Also fast wörtliche Übersetzung.

Str. 18) Bylby dnes mnohej na żywie	Der bringt darum der kranckheyt vyl
Kdyby se byl chowal Strżydmie.	Und macht seim leben kurtzes zyl.

27) Die Situation ist im böhmischen und deutschen Text übereinstimmend:

Auprkem bieży kzahubie	Der laufft auch wol zum narrenzyl
Ten genż Kostkam hledi kslużbie	Der all sein freud hat inn dem spyl.

Str. 34) Pallacze domy prostranne | Hohe heuser | groß palläste.
Ze trży noh przybytek | sibenschûhigs grab.

Wenn auch »sibenschûhig mit »ze trży noh« wiedergegeben wird, so ist jenes immer eher als Vorlage anzunehmen als das lateinische »brevis urna«.

Das Wort »Pallacze« schreibt der Verfasser mit doppeltem *l*, weil er eine deutsche Vorlage hatte, wo »Palläste« mit doppeltem *l* geschrieben wird.

Str. 35) Proti Smrti twrz na Skale	Vorm tod so mag nichts sicher sein.
Neobhagi ani krale.	

[1]) u = Druckfehler. [2]) bade = Druckfehler.

Der lat. Text enthält keinen ähnlichen Gedanken.

Str. 38) Napog w Nadobie hlynienny | Aus einem glaß und jrdin krůg
Nebegwa *zgedem Smjsseny.* | Darein wirt selten *giffi vermischt.*

Den Gedanken: »Strżybrne zlate pokaly
Mnohyho gsau hrdlo staly«
enthält nur der deutsche Text:
»Gold silber glust der augen ist«.

Der lat. Text hat nichts Ähnliches.

Str. 39) »Wzacztneho Kunstu« ist beeinflußt durch »großen künsten« nicht durch »acumina mentis«.

»Rżezba Kamene« ist offenbar die wörtliche Übersetzung von »stainschneyden«.

Str. 42) Einen sicheren Beweis der deutschen Vorlage bietet uns diese Strophe.

Der lat. Text hat »E *ligno* sapiat non minus ipse cibus«.

Der deutsche Text: Aus *holtz und erd* schmeckt auch die speyß.

Der böhm. Text enthält etwas, was im lat. Text nicht, wohl aber im deutschen Text enthalten ist: Tak Skwostne mużess mit hody z Sproste *hlyniene* nadoby.

Von »vasa fictilia« ist hier keine Rede.

Str. 44) Sepsallys kdy jake Knihy
Ne hneds Doktor hoden wiry
steht entschieden den deutschen Versen näher:
Was hilffts dich, daß vil bücher schreybst
Darbey ein ungelerter bleybst
als den lateinischen: Scriptorum tot sunt monumenta quot aurea coelo Sydera.

Str. 48) »Sam cžert v nich (Wognach) hody miwa« ist beeinflußt durch den deutschen Vers «Kriegskinder seind des Teuffels glid«.

Str. 57) Cžin czo wzem prosyte Zrno | Thů wie der saam iñ gleicher gstalt
Genż ti Sty dawa za gedno. | Der gibt für eins wol hundert falt.

An einer wörtlichen Übersetzung aus dem Deutschen ist hier nicht zu zweifeln.

Str. 58) »Podniet« ist hier im prägnanten Sinne gebraucht (Gelegenheit, Anregung zu Ausschweifungen). Der böhm. Text kann dann nur durch den deutschen beeinflußt sein.

Nemati wssak begt za podniet | Doch raitzens auch menschlich gemüt
To cžim gest Buh okrasslil Swiet | Bey lust wirt keüscheyt übel bhüt.

Str. 60) Der böhm. Text kann nur aus dem deutschen entstanden

sein. Während der lat. Text »grandia animalia« enthält, führt der deutsche Text diesen Ausdruck aus in »Helffant und Camelthier«. Dasselbe tut der böhm. »slon a Welblaud«. Das ist kein Zufall, sondern Beeinflussung des deutschen Textes.

Außer diesen inhaltlichen Übereinstimmungen sind zwischen den deutschen und böhmischen Versen noch formale Übereinstimmungen, welche unsere Behauptung vollends bestätigen.

Sowohl die deutschen als auch die böhmischen Verse bestehen aus vier achtsilbigen Zeilen, die durch recht hinkende Reime aa bb gebunden sind.

Nachdem ich gezeigt habe, daß der böhm. Verfasser nicht nur die lat. Distichen, sondern auch die deutschen Vierzeiler als Vorlage benutzte, bleibt mir noch die Frage offen, wer war der Verfasser der böhmischen Verse, und in welche Zeit sind die Verse zu versetzen?

Was die erste Frage betrifft, so kommt entweder ein Humanist oder ein böhmischer Bruder in Betracht.

Diese 2 Richtungen, nämlich der Humanismus und die Brüderunität, standen anfangs auf ganz entgegengesetztem Standpunkte. Das Ideal der Humanisten war ein heidnisch-ästhetisches. Ihr Streben ging dahin, durch hohe Gelehrsamkeit, durch antike oder klassische Schönheit sich zu emancipieren. Das Ideal der böhmischen Brüder war ein christlich-moralisches. Sie wollten aus ihrem eigenen Innern, im Geiste der christlichen Liebe, Einfachheit, Demut und Güte zu neuem Leben auferstehen, zur Religion des Herzens zurückkehren und ein Gottesreich auf Erden gründen.

Trotzdem beide Richtungen nichts Gemeinsames zu haben scheinen, haben sie sich doch im Laufe der Zeit genähert, ja sie sind sogar in den gemeinsamen Reformationsbestrebungen einander begegnet. Die Namen Blahoslav, Žerotin, Comenius bieten uns genügenden Beweis. In diese Zeit des Begegnens beider Richtungen versetze ich unsere Verse.

Wenn wir sie nämlich näher betrachten, so sehen wir, daß sie nicht von einem Humanisten, sondern von einem böhmischen Bruder, der sich aber für die humanistischen Wissenschaften interessierte, wie z. B. Blahoslav und Comenius, stammen.

Unser Verfasser steht ganz auf dem Programm der böhmischen Brüder und bekämpft das Programm der Humanisten. Aus unseren Versen weht ein christlich-moralischer und ascetischer Geist, der keinem Humanisten eigen war.

Der böhmische Verfasser wettert gegen Gelehrtenstand, gegen Bücher, was ein Humanist nicht getan hätte, da er auf seine Gelehrsamkeit eingebildet war. Weiter bekämpft er das Leben bei Hofe und das sich Bereichern bei Hofe. Ich möchte fast sagen, daß sich das gegen die Humanisten richtet, die auf Fürstenhöfen lebten und sich von ihren Fürstenherrn unterstützen ließen. (Bettelbriefe der Humanisten).

Der böhmische Verfasser ermahnt zur Frömmigkeit, Einfachheit und Demut, welches Eigenschaften der böhmischen Brüder waren. Schließlich spricht noch ein Umstand für die Autorschaft eines böhmischen Bruders. In Strophe 5 führt Pinitianus als Typus der Kraft Milo und Samson an. Wäre der böhmische Verfasser ein Humanist gewesen, er hätte sicher den antiken Namen Milo beibehalten und Samson ausgelassen. Nachdem aber das Gegenteil geschehen ist, nachdem er den antiken Namen ausließ und den biblischen beibehielt, ist es wahrscheinlich, daß er ein böhmischer Bruder war.

Und nun kommen wir zur Zeitbestimmung unserer Verse. Herr Dr. Wukadinović behauptet (Arch. XXVI. S. 239): »Der Typus der Schrift ist der der zweiten Hälfte des XVII. Jahrh. Da von derselben Hand sich im weiteren Verlaufe noch andere Eintragungen vorfinden, die das Datum 1670 tragen, wird man nicht fehlgehen, auch diese Niederschrift in das Jahr 1670 oder kurz vorher anzusetzen.« Dieser Meinung kann ich keinesfalls beistimmen. Wenn die Verse um 1670 niedergeschrieben wurden, brauchen sie ja in dieser Zeit nicht auch verfaßt worden zu sein. Und daß sie abgeschrieben wurden, dafür spricht ja der Umstand, daß sie sich in Reinschrift erhalten haben.

Unsere Verse sind nach dem Jahre 1539 (Ausgabe der Verse Pinitian's in der Petrarkaübersetzung von Vigilius) und vor dem Jahre 1620 (Schlacht am Weißen Berge) entstanden. Wir haben gezeigt, daß der Verfasser ein böhmischer Bruder war, der sich aber wie Blahoslav und Comenius auch mit der humanistischen Wissenschaft beschäftigte. Er lebte in der Zeit, wo sich die böhmischen Brüder dem Humanismus am meisten näherten, also in der zweiten Hälfte des XVI. Jahrh. Seine Verse sind dann höchstens ins Ende des XVI. Jahrh. zu versetzen.

Wenn wir unsere Betrachtungen kurz resumieren wollen, so müssen wir sagen: Die böhmischen Verse sind eine Paraphrase der Distichen. Nicht selten aber nimmt der Verfasser die deutschen Vierzeiler als Vorlage. Die böhmischen Verse sind das Werk eines böhmischen Bruders und fallen ins Ende des XVI. Jahrh.

Volksetymologische Attribute des heil. Kyrikos.

Es ist schon längst erkannt worden[1]), daß die Volksetymologie oder die Angleichung zweier, nur dem Klange und nicht auch dem Etymon nach verwandter Wörter ein Faktor ist, mit dem die Volkskunde unbedingt rechnen muß. So manche Erscheinung in Sprache, Überlieferung und Brauch des Volkes, die sonst unverständlich bliebe, hört es auf zu sein, sobald man sie von diesem Standpunkte aus betrachtet. In besonders augenfälliger Weise tritt dies aber bei volksetymologischen Attributen christlicher Heiliger zu Tage. Hier ein neuer und, wie ich glaube, sehr instruktiver Beleg dafür.

Am 15. Juli a. St. wird von den Angehörigen der griechischen Kirche das Andenken des Märtyrers Kyrikos gefeiert. Nun ist in der Leidensgeschichte dieses Heiligen, der kanonischen[3]) wie der apokryphen[4]), absolut nichts enthalten, was auf irgend eine Beziehung desselben zur Hühnerzucht hinwiese. Gleichwohl wird er von den kleinrussischen Karpathenbewohnern, insbesondere aber von den Huzulen und den Bojken, als der Schutzherr der Hühner verehrt. Selbstredend konnte

---

[1]) Ich verweise in dieser Hinsicht vor allem auf Förstemann, der den Ausdruck »Volksetymologie« zuerst in Schwang gebracht hat, dann auf Andresen, Gubernatis, Sobotka, Kozler u. a.

[2]) Zwei derartige Beispiele, die Heiligen Valentin und Vincenz betreffend, hat bekanntlich schon Martin Luther in seinen »Decem praecepta, Wittenbergensi praedicta populo« vorgeführt und das eigentümliche Verhältnis, das zwischen den volkstümlichen Attributen dieser Heiligen und deren Namen besteht, in durchaus richtiger Weise gewürdigt. Seit dieser Zeit ist dank dem Aufschwunge, den die einschlägigen Studien inzwischen genommen, unsere Kenntnis von derlei Beispielen erheblich bereichert worden, und dürfte es gegenwärtig kaum eine nennenswertere folkloristische Publikation geben, die nicht auch einige Beiträge dieser letzteren Art enthielte. Eine recht hübsche Zusammenstellung von hierher gehörigen Beispielen (allerdings nur den markanteren) ist übrigens auch in Kristoffer Nyrop's »Ordenes Liv«, deutsche Übersetzung von Robert Vogt (Leipzig 1903), S. 222—228 zu finden.

[3]) Sammt der einschlägigen Epistel des Bischofs von Ikonion Theodoros abgedruckt in den Analecta Bolland. I, S. 194 ff.

[4]) Zu finden in den Acta SS. unter dem 16. Juni.

er zu diesem Attribute nur im Wege der Volksetymologie gelangt sein. Da nämlich griech. *Κύριχος* in kirchenslavischer Umschrift Куричъ und im Volksmunde schlechtweg Курикъ (spr. *Kuryk*) lautet, so war es für die Volksetymologie, die bekanntlich ihre eigenen, von denen der wissenschaftlichen verschiedenen Wege wandelt, ein Leichtes, besagten Namen in Zusammenhang mit Thema коуръ (= Huhn) zu bringen. Im selben Augenblicke, da dies geschehen war, war aber auch das betreffende Attribut fertig. Der hl. Kyrikos wurde seitdem als der Schutzherr der Hühner angesehen, und steht gegenwärtig bei den kleinrussischen Karpathenbewohnern allgemein der Brauch in Übung, sich seine Gunst auf diese Weise zu sichern, daß man seinen Schützlingen am 15. Juli allerlei Zärtlichkeiten erweist und ihnen besser und reichlicher zu essen gibt als sonst. Allein auch abgesehen von dem 15. Juli, als dem speziell dem hl. Kyrikos gewidmeten Tage, haben Hausfrauen, die Hühner züchten, nach der Ansicht der kleinrussischen Karpathenbewohner die Pflicht, denselben mit Liebe und Sorgfalt zu begegnen. Geschieht dies, dann lohnt es der hl. Kyrikos dadurch, daß Hennen mehr als Hähne aus den Eiern schlüpfen, daß Krankheiten und Unglücksfälle, zu denen unter anderem auch der Raub durch Habichte und Geier gehört, von den Hühnern ferngehalten werden u. s. w. Wird dagegen obige Pflicht nicht eifrig genug geübt oder gar versäumt, dann gibt er seine Unzufriedenheit zunächst dadurch zu erkennen, daß Hähne in ungleich größerer Zahl ausgebrütet werden als Hennen. Hilft auch das nicht, dann läßt er die junge Brut überhaupt nicht aufkommen und verschont durch Zulassung von Krankheiten und Unglücksfällen auch die etwa vorhandenen älteren Bestände nicht. Im Falle besonders hartnäckiger Pflichtversäumnis besitzt er außerdem die Befugnis, den Hennen das Krähen zu gestatten. Dies ist aber etwas, wovor die betreffenden Volksschichten die größte Angst haben. Denn beginnt eine Henne zu krähen, so hat das nach einem allgemein bei den Slaven, wie tatsächlich auch bei ihren deutschen und rumänischen Nachbarn[2]) verbreiteten Aberglauben die Bedeutung, daß jemand von den Hausgenossen sterben werde. So viele Hennen krähen, so viele Sterbefälle stehen bevor. Wohl

[1]) Es besteht zwar daneben auch die Schreibung *Κίρυκος*, doch setzen sowohl das lat. *Cyricus*, als auch das kirchenslav. Куричъ mit Evidenz die Form griech. *Κύριχος* voraus.

[2]) Vgl. Zeitschrift f. österr. Volkskunde II 250, III 213, VI 110, VIII 179 u. a. analoge Publikationen.

kann man dieser letzteren Gefahr mitunter in der Weise vorbeugen, daß man der betreffenden Henne nach Durchführung eines eigens für diesen Zweck vorgesehenen Verfahrens[1]) entweder den Kopf oder den Schweif abhaut, aber absolut verläßlich ist dieses Mittel keineswegs. Sicherer nach der Ansicht der kleinrussischen Karpathenbewohner ist es, wenn man den hl. Kyrikos gleichzeitig um Verzeihung bittet und ihm verspricht, den Hühnern fortan die schuldige Sorgfalt nicht vorzuenthalten. Hat er die Überzeugung, daß das Versprechen gehalten werden wird, dann kann er durch seine Fürsprache bei Gott bewirken, daß die durch das Krähen der Hennen angekündigte Gefahr nicht eintritt.

Wie man also sieht, hat sich die Volksetymologie in dem hier vorliegenden Falle als besonders fruchtbar erwiesen. Sie hat nicht nur ein neues, in der hagiographischen Überlieferung[2]) nicht begründetes Attribut veranlaßt, sondern damit auch Vorstellungen und Bräuche in Verbindung gebracht, die sich zu einem vollständig ausgebildeten und in sich abgerundeten Kyrikoskultus zusammenschließen. Vorkommnisse des Hühnerlebens, günstige und schlimme, erscheinen unter ihrem Einfluß als Äußerungen einer speziell dem hl. Kyrikos zustehenden Machtbefugnis aufgefaßt, und haben diejenigen, denen es an dem Gedeihen ihrer Hühner, wie mittelbar auch an dem eigenen Wohlergehen gelegen ist, kein anderes Mittel dies Ziel zu erreichen als nur, daß sie sich bestreben, durch schonende und sorgfältige Behandlung seiner Schützlinge das Wohlwollen dieses Heiligen zu verdienen.

Nun entsteht aber die Frage (und wer da weiß, daß derlei Fälle gar nicht zu den seltenen gehören, wird die Berechtigung einer solchen

---

[1]) Dasselbe besteht darin, daß man die betreffende Henne zunächst ihrer ganzen Länge nach ausstreckt und mit ihr sodann den Abstand, der zwischen der Stirnwand und der Thürschwelle liegt, durchmißt. Kommt hierbei der Kopf auf die Thürschwelle zu liegen, so haut man diesen, sonst den Schweif ab.

[2]) Als ein weiterer Bestandteil dieser Überlieferung ist übrigens auch das bereits von A. Ehrhard in Krumbacher's Gesch. der byzant. Litteratur[2], S. 170 erwähnte Enkomion des Patriarchen von Konstantinopel Sisinios, sowie das Enkomion anzusehen, das nach K. Ch. Dukakis, *Μέγας Συναξαριστὴς πάντων τῶν ἁγίων* etc. VII, S. 217, Anm. 1 von dem Rhetor Niketas verfaßt worden ist. Es soll sowohl in der großen Laura, als auch in den Klöstern Dionysiu und Vatopediu auf dem Berge Athos vorhanden sein. Das zuletzt ewähnte Enkomion beginnt: *Ὥσπερ οὐκ ἔστι συνεχόμενον τῷ Κυρίῳ* etc.

Frage nicht in Abrede stellen), ob der hl. Kyrikos nicht vielleicht an die Stelle einer analogen heidnischen Gottheit getreten ist. Ich für meinen Teil trage kein Bedenken, vorstehende Frage zu bejahen. Schon die rein theoretische Erwägung, daß es kaum denkbar sei, daß ein derar alter[1]) und mit allerlei religiösen Bräuchen der Vergangenheit[2]), wie der Gegenwart[3]) auf das innigste verknüpfter Zweig der Hauswirtschaft

---

[1]) Quellenmäßig (vgl. die nächstfolg. Anmerk.) ist das Vorkommen des Haushuhns bei den Slaven allerdings erst seit dem X. Jahrh. n. Chr. bezeugt. Wenn aber bedacht wird, daß Spuren desselben im mittleren Europa sich nach Jeitteles, Zur Gesch. des Haushuhns (Zoolog. Garten XIV, S. 58 ff.) bis in das Zeitalter der Bronze zurückverfolgen lassen, so wird nicht bezweifelt werden dürfen, daß dieses nützliche Tier auch bei den Slaven eines zumindest eben so alten Datums sei. Mußte es doch, um von Iran aus, wo es nach W. Geiger, Ostīränische Kultur im Altertum, S. 366 seit ältester Zeit zu Hause ist, nach dem mittleren Europa zu gelangen, zuerst die von den Slaven bewohnten Gebiete passirt haben. Daß aber das Haushuhn seinen Weg zu den Slaven in der Tat von Iran aus nahm, beweist außer der geographischen Lage insbesondere noch die auffällige Übereinstimmung, die zwischen der slavischen und der iranischen Benennung desselben besteht. Ein in neuerer Zeit von G. A. Iljinskij, О нѣкоторыхъ архаизмахъ и новообразованіяхъ праслав. языка, S. 22 unternommener Versuch, slav. коура mit dem einheimischen Sprachschatze zu erklären, ist meines Erachtens als verfehlt anzusehen.

[2]) Ich verweise vor allem auf die diesfalls in dem Berichte des Arabers Ibn-Faḍlan (bei A. Harkavi S. 97—101), dann in dem Geschichtswerke des Byzantiners Leon Diakonos (Corpus scriptorum hist. byz., ed. Bonn. XI, S. 149), sowie in einer kirchenslav. Handschrift des Rumjancev-Museums in Moskau (Описаніе русск. и слав. рукописей Румянцев. М—ма, S. 228) enthaltenen Belegstellen. Übrigens, auch der im Reiseberichte des afrikanischen Juden Ibrâhîm-Ibn-Ya'kûb (nachzusehen in den Memoiren der Petersb. A. d. W., hist.-philolog. Kl. III, Nr. 4, S. 59) erwähnte Umstand, wonach die Slaven damals, d. h. im J. 965, den Genuß von jungen Hühnern aus Furcht vor Krankheiten gemieden hätten, dürfte bei der gänzlichen Unschädlichkeit dieser Art von Nahrung eher einen rituellen als einen sanitären Beweggrund gehabt haben. Ist es doch bekannt, daß auch die alten Inder, wie nicht minder die Mysten der Demeter in Eleusis und die alten Brittannen sich des Genusses von Hühnerfleisch enthielten, und war der Grund dieser Erscheinung in allen drei Fällen ein ritueller.

[3]) Zu den bereits von J. Hanuš im Bajeslovný kalendář slov., S. 39, 123, 129, 144, 156, 175, 185, 199, 214 u. 218 und außerdem von A. Athanasjev in den Поэт. воззрѣнія Славянъ на природу I 467—468, 518—525, II 107, 117—119, 259, III 465, 788—800 reichlichst zusammengetragenen Einzelheiten füge ich hier noch die einschlägigen huzulischen Bräuche, die B. Kozarišèuk in der Zeitschrift »Наука« pro 1891, S. 86 ff. mitgeteilt hat, hinzu. Der eine dieser

bei den heidnischen Slaven ohne eine besondere Schutzgottheit bestanden haben sollte, spricht eher für als gegen die Zulässigkeit obiger Behauptung. Dazu kommt, daß in einigen Gegenden Rußlands und namentlich im Gouvernement Kostroma[1]) sich bis heute der Brauch erhalten hat, in Hühnerstallungen unter dem charakteristischen Namen der Hühnergötter (Kurjačie bogi) Steine, auch förmliche Götzenbilder aus Stein[2]) zu dem Zwecke aufzuhängen, um hierdurch Krankheiten und insbesondere die schadenfrohen Kikimoren von den Hühnern fernzuhalten. Übrigens, auch der gegenwärtig allerdings aus der Übung gekommene, aber seinerzeit[3]) ziemlich stark verbreitete Brauch, an gewissen Festtagen lebende Hähne in die Kirchen zu bringen, kann nur den Sinn haben, daß es in der heidnischen Vorzeit der Slaven Gottheiten gegeben hat, denen der Hahn heilig war und von denen man daher glaubte, daß sie es als eine ihnen erwiesene Huldigung empfanden, wenn man an den Stätten, wo sie verehrt wurden, in Begleitung dieses ihres Symbols erschien[4]).

Bräuche besteht darin, daß man in ein neuerbautes Haus, bevor man in dasselbe einzieht, für dreimal 24 Stunden eine schwarze Henne einsperrt. Hierdurch glaubt man zu erreichen, daß das Haus von Schlangen, die hier offenbar als Symbole der bösen Dämone fungiren, rein bleiben werde. Der andere Brauch (vgl. diesbezüglich auch »Globus« LXXVI, S. 253) besteht dagegen in nachstehender Procedur: Beginnt im Sommer die Dürre gefährlich zu werden, dann wird mitten im Dorfe am Fluß-, bezw. Bachufer ein Huhn geschlachtet, sein Blut ins Wasser abgelassen und da hinein auch der Kopf geworfen. Den Kadaver selbst übergibt man vorübergehenden Bettlern oder man verscharrt ihn.

[1]) Vgl. Dal, Пословицы 1058, und Athanasjev, Поэт. воззрѣнія etc. II 107 u. III 800.

[2]) Археолог. Вѣстникъ pro 1867, IV 186.

[3]) Man vergleiche diesbezüglich Krolmus, Staročeské povèsti I, S. 379; Grohmann, Abergl. und Gebräuche aus Böhmen u. Mähren Nr. 531; Hanuš, Bajeslovný kalendář slov. S. 175; Athanasjev, Поэт. воззрѣнія I, S. 468 u. a.

[4]) Was dagegen jenes oben geschilderte Verfahren anbelangt, das man gegen krähende Hennen zur Abwendung der durch dieses Phänomen angekündigten Gefahren anwendet, so hat es mit der vorauszusetzenden einstigen Hühnergottheit der Slaven schwerlich was gemein. Es ist vielmehr evident, daß die Henne hier als Opfertier fungiert, welches in der heidnischen Vorzeit der Slaven die Bestimmung hatte, auf die mythischen Repräsentanten der Macht, zu deren grausamen Befugnissen es gehörte, Tod und Verderben über die Menschen zu bringen, beschwichtigend zu wirken. Wohl hat der Mensch — dies ist ungefähr der Sinn des Verfahrens — dadurch, daß er eine Gott-

So wären denn, wie zugegeben werden muß, Anhaltspunkte vorhanden, die es höchst wahrscheinlich machen, daß der hl. Kyrikos, dank seinem, für volksetymologische Deutung zugänglichen Namen, in der Tat an die Stelle einer analogen heidnischen Gottheit getreten ist. Welcher Art aber diese Gottheit gewesen ist, d. h. ob sie unter die hervorragenderen Erscheinungen der slavo-russischen Götterwelt, wie beispielsweise *Perun*, oder unter die mythischen Vorstellungsgebilde niederer Gattung, wie etwa der *Domovoj* rangierte, — läßt sich bei dem mangelhaften Zustande der in Betracht kommenden Behelfe mit Sicherheit nicht ermitteln. Die oben erwähnte Gepflogenheit der Bewohner des Gebietes von Kostroma, welche an dem von den alten Italern geübten Brauche, in ihren Ställen in einer eigens für diesen Zweck am Hauptbalken angebrachten Nische[1]) das kleine Sitzbild der Epona aufzustellen, eine sehr dankenswerte Parallele hat, würde freilich eher der an zweiter Stelle erwähnten Eventualität das Wort reden. Mit Rücksicht auf gewisse Nebenumstände darf man indeß auch die erstgenannte Eventualität nicht ganz von sich weisen. Denn es ist Tatsache, die sowohl Kozariščuk[2]) als auch Kaindl[3]) in übereinstimmender Weise bezeugen, daß zu den von den kleinrussischen Karpathenbewohnern besonders verehrten Feuer-, beziehungsweise Donnerheiligen (*vohnevi, hromovi s'jeti*) außer dem hl. Gabriel, Prokopios, Onuphrios u. a. auch der in Rede stehende Kyrikos gehört. Mehr als das, es besteht in jenen Gegenden außerdem die Gewohnheit, an dem dem letzteren Heiligen gewidmeten Tage sich aller Arbeit, zumal der im freien Felde, zu enthalten, und wird diese Gewohnheit nach Kozariščuk ausdrücklich damit motiviert, daß an dem Tage der Blitz besonders gefährlich sei und der Biß der Schlange heftiger und schädlicher wirke als sonst.

---

heit kränkte, das Leben verwirkt, aber die Götter, die dem Reiche des Todes vorstehen, können sich eventuell auch mit dem Leben eines Tieres begnügen und den Menschen selbst von der Notwendigkeit zu sterben entheben. Im Grunde genommen also ein hilastischer und nebstbei ein kathartischer Brauch.

[1]) Vgl. diesbezüglich Preller-Jordan, Röm. Mythologie II 227.

[2]) »Наука« pro 1891, S. 723.

[3]) »Festkalender der Rusnaken u. Huzulen« in den Mittheil. d. geograph. Gesellschaft in Wien pro 1896, S. 438.

Kałużniacki.

Wann wurden die Reliquien des serbischen hl. Sava verbrannt?

Bis vor kurzem herrschte in der serbischen Geschichtschreibung die Ansicht, daß die Reliquien des hl. Sava von Sinan-Pascha in Vračar bei Belgrad verbrannt wurden. Aber im Jahre 1883 nahm diese Frage der verstorbene serbische Historiker Archimandrit Ilarion Ruvarac vor und kam zu einem anderen Resultate. Auf Seite 29—47 seines Werkes »О пећким патријарсима од Макарија до Арсенија III« (1557—1690) befaßte er sich mit der obgenannten Frage und widerlegte die bis dahin geltende Ansicht in folgender Weise:

1. In der Bibliothek des böhmischen Museums in Prag befindet sich eine Schrift über das Datum, wann die Donaustädte in die Gewalt der Türken gerieten und da steht es:

Бѣ лето ѯ.зрв. (7102=1594) **вѣ днїи перѣ'скаго цара вѣзетѣ бысть свѣтитель Сава вѣ петакѣ великы, оуви мнѣ грѣш'номоу** (o. c. p. 46, Споменик срп. краљ. акад. Bd. III, p. 105).

2. Wenn Sinan-Pascha den hl. Sava im J. 1595 hätte verbrennen lassen, so würde er dies nach Eroberung von Raab (29. Sept. 1594) getan haben, aber nach der Behauptung von Ruvarac kehrte das Heer Sinans in diesem Jahre nicht nach Belgrad zurück, um zu überwintern, wie es im Jahre 1593/4 tat, und Sinan war am Ende des Jahres 1594 und Anfang des Jahres 1595 überhaupt nicht in Belgrad.

3. Alle Quellen stimmen darin überein, daß Sinan-Pascha den Befehl gab, den Körper des hl. Sava zu verbrennen. Dies konnte aber keinesfalls 1595 geschehen, weil im April dieses Jahres Sinan-Pascha nicht mehr Großvezier war, sondern Ferhad-Pascha, während der alte Sinan noch Mitte Februar dieses Jahres nach Klein-Asien geschickt wurde. Zum Beweise dafür beruft sich Ruvarac auf Hammer »Geschichte des osmanischen Reiches« IV. 219—245, Zinkeisen III. 590—599 und Monumenta Hungar. hist. Scriptores vol. XVII.

Alle diese Beweise führten Ruvarac dahin, seine Auseinandersetzungen folgendermaßen zu schließen:

»Тело св. Саве на заповест Синан-Паше однешено је на велики Петак из ман. Милешева, и спаљено је на Врачару код Београда 27. априла 1594. q. e. d.« (o. c. p. 47), d. h. auf Befehl Sinan-Paschas seien die Reliquien des hl. Sava im J. 1594 am 27. April auf Vračar bei Belgrad verbrannt worden.

Dank dem großen Ansehen Ruvarac' nahm die serbische Historiographie seine Berichtigung sofort an und seit dieser Zeit galt der 27. April 1594 als der Tag der Verbrennung der Reliquien des hl. Sava. Und doch war die Beweisführung des unvergeßlichen Gelehrten in diesem Falle keine richtige, wie man aus nachfolgender Darlegung sich überzeugen wird.

Ad 1. Schon die zitierte Inschrift des Prager Museums erregt Zweifel. Die Worte »ѫ дніи пер'ского цара ѫзеть ысть светитель Сава« drücken den historischen Wert dieser Inschrift stark herab. Aber es gibt noch einen Umstand, der ihre vollkommene Kritiklosigkeit beweist. Vor jenen Worten, die sich auf den hl. Sava beziehen, sind dort die Daten angegeben, wann folgende Städte in die Hände der Türken fielen: Belgrad, Peterwardein, Ofen, Temesvár, Sziget, Szegedin und Becskerek. Beinahe bei allen hier angeführten Städten ist das Eroberungsjahr falsch angegeben. So z. B. bei Ofen 7053 = 1545 statt 1541, bei Temesvár 7061 = 1553 statt 1552, bei Sziget 7072 = 1564 statt 1566, bei Szegedin 7080 = 1572 statt 1541 u. s. w. Diese Inschrift also, welche übrigens einzig und allein die Verbrennung der Reliquien des hl. Sava in das Jahr 1594 versetzt, kann und darf einem Historiker nicht als Beweis dienen.

Ad 2. Es steht nicht fest, daß Sinan nach der Eroberung Raabs nicht nach Belgrad gezogen sei. In den zeitgenössischen Bemerkungen, die in der Sammlung Ludokiu de Hurmuzaki, »Documente privitóre la storia Romanilor«, Volumul III, Bucuresci 1880 vorliegen, befindet sich ein Brief, datiert aus Coscha vom 1. Martij, anno 1595, worin ausdrücklich gesagt wird: »Da nun neulicher Zeit der Sinan Bassa von Raab zu riegg auf griechischen Weißenburg gezogen . . . .« (S. 228) und in demselben Werke bezeugen noch zwei Nachrichten die Gegenwart Sinans in Belgrad, eine vom 25. Januar 1595 (S. 223) und andere vom 10. April 1595 (o. c. Vol. XII, S. 43).

Ad 3. Sinan-Pascha wurde zwar Anfang März seiner Stellung als Großvezier enthoben und an seine Stelle Ferhad-Pascha eingesetzt, aber schon Anfang Juli stand Sinan an der Spitze der gesamten türkischen Armee, während Ferhad »stranguliert« wurde (Hurmuzaki, Documente XII, S. 56). Die Angabe Hammers dagegen, daß Sinan zur Zeit des Vezierats Ferhads nach Klein-Asien verbannt worden sei, wird durch keine zeitgenössische Quelle bestätigt. Ruvarac weist zwar auf Zinkeisen und Decius Barovius in Mon. hung. hin, aber bei ihnen verlautet nichts von einer Verbannung Sinans; sie registrieren nur, er habe seine Stelle dem Ferhad eingeräumt. Im Gegenteil, die zeitgenössischen Angaben, gesammelt im erwähnten Werke von Hurmuzaki sprechen entschieden gegen die Angabe Hammers. So z. B. in einer Schrift vom April 1595, sagt man vom Sinan-Pascha, daß er »ordinato e fato condur gran legniame in Alba Grecha per far il ponte sopra il Danubio, a poter passare a questa banda con exercitti« (o. c. p. 43). Obwohl Sinan während dieser 2—3 Monate das Großvezierat nicht innehatte, hatte er trotzdem in jenen bewegten Zeiten großen Einfluß und große Macht. Es konnte auch nicht anders sein, weil Sinan, der langjährige Großvezier des türkischen Reiches, starke Verwandtschafts- und Freundschaftsverbindungen beim Hofe und im ganzen Reiche hatte und beim Volke, Heer und auch beim neuen Sultan Mohammed III. sehr beliebt war (»si că favoritul Sultanluĭ noŭ« o. c. S. 36). Der beste Beweis dafür ist die Tatsache, daß der Vezier Ferhad bald ermordet wurde und an seine Stelle wieder der achtzigjährige Greis Sinan kam.

Alle verläßlichen und zeitgenössischen Quellen geben einmütig an, daß Sinan-Pascha den Körper (die Reliquien) des hl. Sava im Jahre 1595 verbrennen ließ. Hier führe ich einige wichtigere Quellen an:

1. Die Doparter Annalen: **Ѣк лето ⁎.зрг.** (7103 = 1595) **сѣжегоше мошти светаго Сави архиепископа србскаго. Синанъ паша изъ манастира Милешеве однесе оу ковчегоу позлаштеноу и сѣжегоше на Врачароу више Белиграда** (Споменик III, p. 127).

2. Die Vrhobreznicer Annalen: **Ѣк лѣто ⁎.зрг.** (7103 = 1595) **отнесоше Тоурци светаго Савоу из Милешеве, мѣсеца марта .ї. дьнь, Ахметъ бегъ Оѣоузъ и сажегоше априлїа .кз. на Врачароу кодь Бѣлиграда** (o. c. p. 153).

3. Die Koviljer Annalen: Ѣ҃ѣ лѣто ѯ҃.зрг. (7103 = 1595) сѣ-жегоше мошти светаго Савн пръваго архїепископоу҃ срѣв-скаго, Синань паша изъ монастира Милешева отнесе оу҃ ковчегоу҃ позлаштеноу҃ и сѣжеже на Врачареоу҃ више Бели-града (o. c. p. 147).

Diesen Angaben unserer Annalen über jene Zeit können wir voll-ständigen Glauben schenken. Ich verglich viele Angaben aus dem XVI. Jahrhundert mit fremden Quellen und fand, daß die Ereignisse in unseren Chroniken aufs Haar genau angegeben sind.

4. Der Zeitgenosse dieser Ereignisse, Patrijarch Paisije, schreibt in der Vita des Caren Uroš, daß Sinan-Pascha nach der Eroberung Raabs die Reliquien des hl. Sava am 17. April 1595 verbrennen ließ. Auch ein anderer Zeitgenosse, Ivan Tomko Mrnjavić, in der Biographie des hl. Sava, gedruckt in Rom 1630, erwähnt, daß die Reliquien des Heiligen im Jahre 1595 verbrannt wurden (Arkiv IX, S. 243). Und noch ein dritter Zeitgenosse, Du Cange, schreibt in seinem Werke Illyricum vetus et novum p. 54 vom hl. Sava: »quod monachus factus assumpsit, summa religione colitur, cujus corpus palam comburi jussit Bassa Sinamus a. 1595«.

Nach dem Auseinandergesetzten wiederhole ich, daß die Ansicht des gelehrten serbischen Historikers Ilarion Ruvarac in dieser Frage nicht richtig war. Sinan-Pascha ließ den Körper des hl. Sava am 27. April 1595 verbrennen.

Wien, den 21. Januar 1906. *Aleksa Ivić.*

Prosodisches und Metrisches bei Karel Jaromír Erben, mit besonderer Berücksichtigung des Gedichtes »Záhořovo lože«.

Ein Beitrag zur Geschichte der neučechischen Prosodie und Metrik von Jaroslav Sutnar.

(Fortsetzung.)*)

Aa. Erben's Verse mit zweisilbigen Füßen.

Falsche Wortbetonung.

Bei der Wortbetonung nach der Lehre Dobrovský's wird nach unsrem Dafürhalten jene Regel den größten Zweifel hervorgerufen haben, der zufolge die meisten einsilbigen Präpositionen die Betonung der nachfolgenden Wörter immer an sich reißen sollen. Man hat offenbar nicht recht begreifen können, warum z. B. ein zweisilbiges und inhaltsschweres Nomen: chrámu, lesa u. s. w. zu gunsten einer einsilbigen und verhältnismäßig belanglosen Partikel: do, u u. s. w. die Betonung einbüßen müsse: do chrámu, u lesa u. s. w. Besonders unangenehm dürfte man berührt gewesen sein, wenn auf diese Weise bei den von einsilbigen Präpositionen abhängigen Wörtern eine natur- oder positionslange Silbe der Betonung verlustig ging. Etwas Ähnliches bemerkte man auch bei Nominal- und Verbal-Zusammensetzungen, worin ein größtenteils wichtiges Wort seine Betonung zu gunsten der vorangehenden einsilbigen Präposition oder Negationspartikel oder auch eines andern vorangehenden einsilbigen Wortes verlor. So hieß es: žáry, činy u. s. w. und bránil, byla u. s. w., aber in den Zusammensetzungen: požáry, zločiny u. s. w. und zabránil, nebyla u. s. w. Natürlich waren auch hier namentlich diejenigen Fälle peinlich, worin der Verlust einer Betonung die natur- oder positionslange erste Silbe eines solchen bedeutungsvollen Wortes traf. Hielt man sich jedoch an die Regeln vom Verluste der Betonung bei präpositionalen Verbindungen und bei Zusammensetzungen

*) Vergl. Archiv XXVII, S. 527—562.

wenigstens teilweise, glaubte man wiederum, die Betonung der erwähnten Fälle auch auf die mit keiner Präposition verbundenen und nicht zusammengesetzten Wörter anwenden zu dürfen. Da pod bodáky, na šáteček, nemilému, zavolali u. s. w. betont werden sollte, so galt auch die Betonung bodáky, šáteček, milému, volali u. s. w. als zulässig. Selbstverständlich schloß man sich dieser Ansicht am liebsten bei den Wörtern an, wo die zweite Silbe eine Natur- oder Positionslänge besaß.

Solch ein Gedankengang dürfte mit der Zeit eine Reihe von »Grundsätzen« gezeitigt haben, welche wir folgendermaßen formulieren wollen:

I. Die einsilbigen Präpositionen brauchen nicht immer die Betonung der nachfolgenden Wörter an sich zu reißen.

II. In mehrsilbigen zusammengesetzten Wörtern kann die erste Silbe als erster Bestandteil der Zusammensetzung ihre Betonung an den zweiten Bestandteil verlieren, aus dem das ganze Wort mittels einer einsilbigen Präposition, Negationspartikel oder eines andern einsilbigen Wortes zusammengesetzt ist.

III. In mehrsilbigen Wörtern kann die erste Silbe ihre Betonung zu gunsten der natur- oder positionslangen zweiten Silbe einbüßen, wenn diese auch nicht die erste Silbe des zweiten Bestandteiles einer Zusammensetzung bildet.

IV. In mehrsilbigen Wörtern kann die erste Silbe ihre Betonung an die zweite Silbe verlieren, wenn diese auch nicht die erste Silbe des zweiten Bestandteiles einer Zusammensetzung bildet und auch keine Natur- oder Positionslänge enthält.

Damit wollen wir natürlich durchaus nicht gesagt haben, daß jemand unter den Zeitgenossen Erben's sich der eben besprochenen »Principien« in einer so scharf ausgeprägten Form bewußt war[46]).

---

[46]) Schon das Buch »Počátkové« zeigt uns zur Genüge, daß der von uns oben skizzierte Gedankengang wirklich stattfand, und daß bei der Anzweifelung der Betonungsgesetze nicht allein die Quantität im Spiele war, wie das offenbar unter dem allzugroßen Einflusse der antiken Prosodie selbst von dem sonst vorurteilsfreien Král angenommen wird. Dobrovský hat nämlich nur bei »einfachen« Wörtern die Betonung auf der ersten Silbe als »Stammsilbe« begründet und die Begründung derselben Betonung bei den mit Präpositionen verbundenen und den zusammengesetzten Wörtern gänzlich unterlassen. (Denn nicht zu finden ist die von Ferd. Jokl in der Abhandlung »O přízvuku slovanském, zvláště českém« [Listy filologické a paedagogické. Roč. dvanáctý (1885) 422—462] citierte [436] Begründung,

Allein wir werden bei unsrer Einteilung der von den Regeln Dobrovský's abweichenden Stellen in den Dichtungen Erben's — der

---

wenigstens nicht in dieser Form: »... Dobrovský ... myslí [u Pelcla, Grundsätze der böhmischen Grammatik. 2. Aufl. Prag, 1798, § 84 (!)], že v českém přízvukování možná je viděti grammatický smysl, protože prvá slabika je buď kmenem slova, buď praefixem [Jím (syntakticky) je zajisté i předložka, která ve všech jazycích se slovem na ní závislým a jí ve smyslе blíže určeným tvoří jednotu »pád předložkový«] měnicím význam slova« ...) Durch diese Lücke wurde dann nur noch bestärkt der Zweifel an der Richtigkeit der Betonungsgesetze, welcher ohnehin von den präpositionalen Verbindungen und den Zusammensetzungen in der schon oben geschilderten Weise seinen Ausgang nahm. So drehen sich die bereits citierten Ausführungen der »Počátkové« mit ihrem stellenweise wohl sehr verschwommenen Stil ohnedies nur um diesen scheinbaren Widerspruch in den Regeln Dobrovský's, wobei die Quantität ursprünglich in zweiter Reihe in Betracht kam und erst später nach gänzlicher Verwerfung des Tonmasses als einzig zurückgebliebenes prosodisches Princip den Ausschlag gab. Auch Šafařík hielt gleich andern die einsilbigen Präpositionen vor Nominibus in seinen accentuierenden Dichtungen zuweilen für tonlos, wie das nachzulesen ist bei Král (L. f. Roč. 20. [1893] 212. Roč. 21. [1894] 22). Die seitens der »Počátkové« zum Teil willkürlich bestimmte Lehre bezüglich der mittelzeitigen Silben (nur in zusammengesetzten Wörtern!: neben Ausnahme 1 noch ˘ zakvětlý [69], weiter auch der präpositionale Kasus: ˘ do kvítí [69], dagegen anderswo [43] wieder die Zusammensetzung ´ ˘ ˘ okrasa im Gegensatz zu dem präpositionalen Kasus ˘ ´ ˘ o kráse?) bot nach unserm Dafürhalten neben andern Faktoren den willkommenen Anlaß zu verschiedenen Freiheiten in beiden Prosodien und half natürlich später beim Hervorrufen einer fast gänzlichen Anarchie im Tonmaße mit. Auch sonst gab es immer genug Theoretiker mit ähnlichen Zweifeln an der Richtigkeit der Betonungsgesetze in Bezug auf die mit einer Präposition verbundenen und die zusammengesetzten Wörter. (Nach Král [L. f. Roč. 20. (1893) 422] sagt 1805 Václav Stach: »... Slova dvou slabik, *mají-li krátké vokály*, musejí ho [ton] preposicem jedné slabiky odevzdat: před domem, za lesem, od tebe, ze země, *jináč*: *od krávy*, *na váli*. [Stach tuto skanduje ˘—˘] ...« Š. Hněvkovský nähert sich 1820 — nach Král [L. f. Roč. 21. (1894) 166] — der folgenden Anschauung: »... v trojslabičných slovích, jež složena jsou s krátkými předložkami nebo částicemi, po nichž následují jedna nebo dvě délky (na př. *vydárá*, *nelíbí*), ale jen v »rhythmích«, t. j. metrech starověkých, slabika prvá mohla [by] se užívati *obojetně*, t. j. brzo jako přízvučná, brzo jako nepřízvučná ... U slov troj[167]slabičných ... dlouhá bez velikého násilí sluchu může převzíti přízvuk ...« Fr. Raymann behauptet nach Král [L. f. Roč. 21. (1894) 173] in demselben Jahre folgendes: »... [já] jsem se nemohl o tom přesvědčit, proč by mělo samo sebou krátké předslovce, na p. *do*, *na*, *ze* etc., od přirození dlouhou slabiku v krátkou proměnit; u p. dle přízvuku číst

größern Übersichtlichkeit wegen — als Grundlage diese »Principien« benützen, die ja damals ohnehin allen maßgebenden Dichtern weniger

---

se má, *do kouta*, *na pouští*, zdaž přirozeněji nezní do kouta, na pouští? . . .« J. Nejedlý äußert sich 1830 nach den Worten Král's [L. f. Roč. 21. (1894) 248] folgendermaßen: »Někteří novější básníci za příčinou rozmanitosti užívají ve verších daktylských i u dvou-a trojslabičných, zvláště složených slov první slabiky jakožto nepřízvučné, když je krátká a když po ní následuje slabika o samohlásce dlouhé nebo dvojhlásce; měří tedy . . . *vydá* jako ⏑–, *podává*, *dochází* jako ⏑– – . . . Je-li to správno, musí . . . ještě rozhodnouti pokusy obratných básníků.« Nach Král [L. f. Roč. 21. (1894) 264] behauptet 1853 Frant. Čupr: ». . . síla poslední dlouhé slabiky předcházejícího víceslabičného slovce bývá tak vydatná, že časem i víceslabikové následující slovo první proti pravidlu skracuje [napotom ovšem druhou prodlužuje, třetí opět skracuje atd.]. To se však děje od lepších básníkův pouze tenkrát, když toto víceslabičné následné slovo v první slabice přirozenou krátkosť [ač důraz] má aneb alespoň s lehkými částicemi a nerozlučnými předslovci atp. počíná a když ona poslední slabika hodně silná jest, n. př. . . . veliká nehoda – ⏑ – ⏑ – ⏑ . . . atp.«, worauf Král hinzufügt: »Také předložky *roz- vy- pa- pe-* [?] *ob-* mohou prý [dle Čupra] i ve spojení pokládati se za nepřízvučné«; und Čupr führt weiter aus: ». . . Někdy se také stane, že třeba i *jednoslabičné* metricky silné slůvko činí první slabiku následujícího víceslabičného slova krátkou v týchž právě [265] uvedených okolnostech. N. př. *mne roznítil* – ⏑ – ⏑, *tvá nemilost* – ⏑ – ⏑«, worauf Král erwidert: »To není docela nesprávné, ale mělo se zřejmě vytknouti, že se tu přízvuk slovný posunuje jen tehdy, když tato jednoslabičná slova mají zvláště silný přízvuk větný, přízvuk řečnický.« Endlich spricht nach Král [L. f. Roč. 23. (1896) 11] 1862 I. I. Kolár von der »Silbenbetonung«, einem grammatischen Accent, den er näher bezeichnet mit den Worten: »[Zakládá se] na pravidelném vyslovování sylab . . . každého slova dle zákona *jeho vnitřní, kořenné významnosti*«). Außerdem verdient auch Erwähnung, ja eigentlich sollte für unsern Fall hochinteressant sein, was V. Flajšhans in seiner Abhandlung »Česká kvantita« (L. f. Roč. 22. [1895] 66—90) von dem Altčechischen zu berichten weiß: »[68] V XII.—XIII. století . . . prvotný přízvuk [praslovanský různomístný] . . . začal pomalu ustupovati přízvuku jednomístnému a původně zajisté kořenovému: ještě v době staročeské zastihujeme historickou fasi, kdy *předložky* a *negace* hlavně u *sloves* neměly ještě přízvuku, byly proti nim v poměru enklitik, kdy předpony jako *ně-*, *ni-* byly atona, . . . kdy se — jak nás staročeská rhythmika učí — přízvukovalo výhradně ještě . . . osídlo atd.« . . . und ähnlich: »[78] Ještě v pravopise nejstarších památek staročeských zastihujeme fasi jiného přízvuku než novočeského. Předložky byly ještě často enklitikami . . . [80] Totéž, co řečeno o předložkách, platí v míře daleko rozsáhlejší o záporkách *ne* a *ni*. *Ni* je ve stč. ještě vůbec atonon ve větě . . . ještě dlouho na př. nevóle . . ., nerád XVI. stol. . . . nemálo . . . Složená [slova mají] . . . zpravidla přízvuk na druhé

oder mehr deutlich vorgeschwebt haben müssen. Bei der Bestimmung der natürlich erst auf slavischem Boden zustande gekommenen Zusammensetzungen hielten wir uns an Franz Miklosich (besonders: »Vergleichende Grammatik der slavischen Sprachen« [Wien] Erster Band [(Lautlehre) Zweite Ausgabe 1879] Zweiter Band [(Stammbildungslehre) 1875] Dritter Band [(Wortbildungslehre) Zweite Ausgabe 1876] Vierter Band [(Syntax) Zweiter Abdruck 1883] und »Etymologisches Wörterbuch der slavischen Sprachen« [Wien 1886]) und an Jan Gebauer (hauptsächlich: »Historická mluvnice jazyka českého« [V Praze a ve Vídni] Díl I. [(Hláskosloví) 1894] Díl III. [(Tvarosloví) I (Skloňování] 1896 II (Časování) 1898] und: »Slovník staročeský« [V Praze] Díl I. [1903]), welche jedoch in unsern Fällen von dem — unserm Dichter gewiß recht gut bekannten — Wörterbuche J. Jungmann's (Slovník česko-německý. V Praze 1835—1839) nur sehr selten abweichen. Maßgebend bezüglich der Entscheidung über die Quantität einzelner Silben war für uns die Schrift »Počátkové«, die sich in dieser Hinsicht — wenigstens ihren Hauptregeln nach — damals einer fast allgemeinen Anerkennung erfreute. Unter die Beispiele mit langer zweiter Silbe (und später bei den Versen mit dreisilbigen Füßen auch unter die Beispiele mit langer dritter Silbe) reihen wir gleichfalls die Formen der sogenannten zusammengesetzten Adjektiv-Deklination ein (vgl. Miklosich: »Über die zusammengesetzte Deklination in den slavischen Sprachen« [Sitzungsberichte d. phil.-hist. Kl. d. k. Akad. d. Wiss. (Wien). Achtundsechzigster Band (1871) 133—156] und Gebauer: »Hist. mluvnice jaz. česk.« Díl III./I 532—564), da hier zwei Silben zweier verschiedener Wörter zu einer langen Silbe verschmolzen sind. Bei Anführung der Belege wurde ebenfalls der Kontext nach Möglichkeit berücksichtigt, soweit es natürlich der Versschluß oder eine durch Interpunktionszeichen ausgedrückte Pause zuließ. Innerhalb der oben besprochenen vier Abteilungen ordnen wir die Beispiele weiter darnach, ob sich dieselben im Versschluß oder im Innenvers oder endlich im Versanfang befinden. Am verläßlichsten ist wohl das Metrum im Versschluß, wo größtenteils noch ein korrespondierender Reim den geringsten Zweifel über das Versmaß verscheucht. Dagegen bietet die größte Unsicherheit gewöhnlich der Versanfang, denn hier ist der Takt eigentlich erst im Entstehen be-

---

části složeniny ... zlořád ...« (Diese Ansicht teilt jedoch neben andern auch Gebauer nicht. [Vgl. Král (L. f. Roč. 20. [1893] 57)!])

griffen. Wir gehen nun überall in dieser Weise von den — über jeden Zweifel erhabenen — ersten Belegen nach und nach bis zu den — am meisten fraglichen — zweiten Belegen über, damit die — zum Zweck einer gänzlichen Überzeugung — vollzählig angeführten und jetzt noch übersichtlicher geordneten Unregelmäßigkeiten uns so zugleich mit einer möglichst zweifellosen Sicherheit bei unsern Auseinandersetzungen unterstützen sollen.

I.

Die einsilbigen Präpositionen brauchen nicht die Betonung der nachfolgenden Wörter an sich zu reißen.

1. Versschluß: K. poznaly . . matičku po dĕchu, — útěchu 9, 11; Pok. neustále — dále — a ve skále I 84, 87 88, 90, chvíle — stane . . již u cíle. 187, 190, maminka — cinká — vloží dítěti do klínka: 221 228 232, 222 230, 227, neohlíží — blíží — stojí s ním před chýží. 236, 238, 241, lesu — a ve plesu IV 86, 87; S. k. tys se mnou, — mnou 99 133 169, 100 134 170; H. růže — vezmi mne za muže. — 18, 20, nebožtík pod zemí, 43, kamenu — jí na jmenu 101, 103; Voď. péči máš o dítě, IV 51; D. k. tomu — chodíval k nám do domu 41 43, 44; Věšt. stojíce po boku, — toku 73, 75, řeky — souzená před věky, 89, 91, a do prohlubení — zavznění — není — znění 165, 167, 169, 171; C. h. a za stolem — kolem 9, 11.

2. Innenvers: K. a do hrobu dána 1; Pok. zvoucí lid do chrámu páně I 8, pospíchá do chrámu páně 26, po stráni k lesu 185, po stráni v plesu 239, blaze tu pod zemí, II 48, jakby tak od věků stála IV 27, a na ňádra tlačí 81; S. k. ruce na prsa složené 12, sestra do roka nežila 21, na zášpí kroků zvuk 60, že-tě na blízku umrlec 94, že-tě na blízku neštěstí 122, jí za ním již slábne krok 160, věž se zvonkem nad střechou 191, skoč za uzlem přes tu zeď 215, já za tebou cestou 217, skočil do výšky sáhů pět 222, jenom po bílém obleku 224, v něm na prknĕ – 235, tělu do hrobu přísluší 240, tu na dvéře: 242; Z. k. zatím na věrnou mou památku III 63, skočil na vrance, V 42, každý po jedné noze nese VI 14; Š. d. půlnoc po štědrém večeru III 14, klobouk na stranu – 26; V. ni zdání o jejím duchu 62; L. co na řece dým 54;

Věšt. a se stromu klesly 35, tehda na světlo ze propasti 89, léto za létem bez ustání běží 97, zima za zimou uhání 98, tu pod nimi z rumu 143, určeno již od první chvíle 145, na stráni pod zeleným borem 149, však do chrámu branou chodí 181; O. ž. 140. aby . . . . jim na hlavu spadlo 22.

3. Versanfang: K. ve skrovnou já tě kytici zavážu 17, do širých zemí cestu ti ukážu 19; Pok. tuť na blízku lesní stráně I 27, a ke vchodu až pokročí 73, krok za krokem – SS 90, a do klína stříbro skládá 162, a ve potu, 189, a do klína zlato skládá 205, a do klína rukou sáhne 218, a do klína opět sáhne 225, div na místě neomdlela 265, a ve hrozném předtušení II 9, jak po tom pahorku těká 29, tu pod zemí jsem 44, když po svaté však oběti III 21, a do dlaně čelo sklopí 30, a ve strachu a v naději IV 33 49, tu po jizbě se ohlíží 50, a ve zufanlivém spěchu 59 79, a ve strachu a ve plesu 87; S. k. na stěně nízké světničky 5, do cizíny se obrátil 25, do cizíny se ubíral 27, ve světě širém 40, u něho život jarý květ 50, bez něho však mě mrzí svět 51, na tě jsem vždycky myslila 69, za tě se právě modlila 70, ve dně mé oči tlačí sen 80, po šípkoví a po skalí 125, přes vody, 152, na krku na té tkaničce 180, na poloumrtvou otočí 277, u syna svého oroduj 279, na boha že jsi myslila 299; Pol. že na tebe, 15; Z. k. na vraném bujném jede koni I 3, na vraném bujném jede koni II 3, za cizí – 32, na domov nezpomeneš III 14, za nic jiného však nedávej IV 19 49 79, za nohy? 31, do lesa zpátky spěchalo 37 67 102, za ruce!? 61, za oči, 88, za oči!? 91, ke kolovrátku chutě sedla V 13, od lesa k hradu polí lán VI 1, na vraném bujném jedou koni 3; Š. d. za smutných zimních večerů I 9, mně na mysli jiného II 15, sníh na šedé hlavě 20, do ohně by jí k vůli šel III 6, na první zas by zapomněl 8, ve dveřích mužská postava 24, pro boha! 40, před sebou čirou temnotu V 29; Vod. tam na zemi v hrobě III 32, tam na zemi za kostelem 33, a ve vodě pod hrnéčky 51, a po třetí buch buch IV 41, mně o tebe větší strach 52, mráz po těle hrůzou běží 70; V. pán u báby na poradě 52; L. na jejím hrobě .. květe květ 16, před sluncem jistou ochranu ti dám 58, na nebi slunce 75; D. k. tam za branou nad vršíkem 36 38; Věšt. na skále

Krokův .. hrad 58, pod hradem dole staveníčko 61, ve stříbroskvoucím oblece 64, na prahu stála 65, na ní co dítko spočine 92, za řekou musí dosáhnouť 148, na poli blíže Bystřice 158, u mostu státi spatříte 200; S. l. u své matičky mní se viděti 18; P. v. ve srdci vděčném .. se rodíce 18, bez srdce bývá vzaté 23, ve srdce mnohá 37; O. ž. 140. a na každé ráno sbírají se 4.

II.

In mehrsilbigen zusammengesetzten Wörtern kann die erste Silbe als erster Bestandteil der Zusammensetzung ihre Betonung an den zweiten Bestandteil verlieren, aus dem das ganze Wort mittels einer einsilbigen Präposition, Negationspartikel oder eines andern einsilbigen Wortes zusammengesetzt ist.

1. Versschluß: K. po dechu – v něm majíc útěchu, 9, 11, ve skrovnou já tě kytici zavážu, – cestu ti ukážu, 17, 19; Pok. kroky zpět obrací, – vrací I 39, 40, oči .. si protírá, – blíže se ubírá: 49 77, 50 78, ke vchodu až pokročí, – oči 73, 74, hladu – zde tolik těch pokladů! 133, 135, stojí – křížem se ozbrojí, 142, 144, tam položí; – zdali je zas položí? – boží – složí 147, 150, 153 163, 159, je prohlíží, – tíži 148, 149, rozestírá – s hromady nabírá, 160 203, 161 204, pacholete – pacholátko již dvouleté; 170, 172, zas pospíchá; – dýchá 188, 189, k dítěti se nakloní, – zvoní 217, 220, sáhne – dva peníze ven vytáhne, – zlata hrst vytáhne, 218 225, 219, 226, v plesu – k lesu – lesů – štěstí své ponesu, 239, 240, 246, 248, ve dne – tam pohledne. – 259, 261, ach neběží, – leží II 10, 14, věje – tam se již nepěje. 15, 18, skála – jakby .. zde nestála. 25, 26, ji uchvátí: – vrátí 41, 42, šumí – ucho mi neporozumí. 45, 47, blaze – na mramorové podlaze, 48, 50, mine – z týdnů měsíc se vyvine, III 1, 3, dnové v týden se obrátí, – pláti 2, 4, zvonečkem pozvoní, – kloní 10, 12, tu osobu – dobu 13, 16, že nedýše – – tiše 17, 19, po svaté však oběti – viděti 21, 23, béře se pomálu – skálu 25, 27, blíží se znenáhla, – skály té dosáhla. IV 18, 19, lekám – však nečeká, 28, 32, její – a v naději 31 54, 33 49, blíží – po jizbě se ohlíží. – aniž se ohlíží, – chýži 48, 50, 85, 88, k ňadrám je přitiská, –

blýská 94, 96, aby dítě si pohrálo, – málo – stálo 99, 101, 102; S. k. nic neboj! – hoj 204, 205; Pol. zpět pohlíží – – plíží 33, 35; Z. k. zjasní – provodíš dceru svou nevlastní II 38, 39, chvoj – neboj! III 41, 42, v cestu – přivítá matku i nevěstu, 48, 49, na věrnou mou památku – kolovrátku 63, 64, jej prodávej, – však nedávej, – ji prodávej, IV 18 78, 19 49 79, 48, přiložil – zas ožil, – zas ožil; – položil 41 71, 42, 72 107, 106, co počít? – mít 96, 97, sestru jsi zabila, – zbavila – nevěstu jsi zabila, – učinila V 18, 19, 28, 29; Š. d. kývá – pod ledem ukrývá. II 22, 24, při luně pochodni, – vodní 26, 28; H. želela – pro svého manžela: – jej doprovázela. – – veselá – nového manžela. 5, 6, 8, 34, 36, tudy naposled 7, minul – pomalu zahynul. – měsíc uplynul, 22, 24, 27, cesta – a nevěsta. 30, 32, nevěsta v objetí 35, nevěsto! 41, však nemizí: 59, na jeho pahorku 63, kdož uslyší, 71, nevolej, 77, píseň ukrutná 79, nežaluj, 81, točí – ať se mi rozskočí! – 82, 84, aneb mi zahoukej. 83, jí býti nemělo: – tělo. 98, 100, ležeti – spočívá prokletí! 102, 104; Vod. stání – ji cos pohání, II 17, 18, by mi . . žel nebylo III 99, běda – krev usedá: IV 61, 62; V. jest-li nemoc ta závada, – rada 21, 22, běda – paní zabil jsem nevěda, 93, 94; L. poštěkot – plot neplot: 25, 26; D. k. holoubátko to nebylo, – holoubátko to nebylo – – proměnilo 11, 13, 14; Věšt. oko . . slzou se zaleje, – přináším větvici naděje, 1, 3, pnoucí – okolo hradu květnatí paloucí – 57, 59, v hrobě – vstane . . v bývalé ozdobě, 125, 127, oře – zpívaje v pokoře: 157, 159, orání překazil, – ký ďábel . . . . co přimrazil? 161, 163, do prohlubení – žalostné zavznění: – není – znění 165, 167, 169, 171; S. l. kam se tam ubírá, – šírá 1, 3, slyš opuštěnou: – zlou 6, 8, hřímá – ten si mne nevšímá – 9, 11; P. a m. vychovává – té rovného nic nestává – 6, 7; A. s. i v nesnázi – člověka provází. – 6, 8, že neviditelně 7; S. v. sedni – aj pohledni, 5, 7; P. v. spiš přibývá; – oči si zakrývá. – 10, 12; P. J. v poli - být v nevoli? 2, 4, chtěl bych nést okovy, 3, krov zapálím 19; S. m. zmáhá – čísti slova ta předraha 17, 19; T. d. kéžby . . nám rozumněl, – uměl 7, 8, milého - létě si přivábeného, - zimě si připoutaného. 14, 15, 16; O. ž. 45. tobě - slavná v drahé své ozdobě, 25, 27.

2. Innenvers: Pok. a sousední víškou I 4, ve tmavém pahorku

klíně 66, čím dál přichází žena 92, po tom pahorku těká II 29, vchodu již naleźti není 39, a sousední víškou III 8, ana se s pahorku béře 24, traplivé opouští lože 40, a sousední víškou IV 4, huhu! 62, po vchodu památky není 74, celá v rozkoši plyne 95, i dozrálo hrobu V 6; S. k. ty pocestné zvětřili 92, křížek utrh a zahodil 186, tvůj dech otravný jako jed 202, a ukaž mi cestu 219, skokem přeskočil ohradu 220, umrlče, 244 258, tu poznovu – 256, kde závora u dveří 263, umrlče! 272, panna v umrlčí komoře 295; Z. k. má nevlastní máti I 28, kdoby pomyslil jak-tě živ II 17, coť poroučím já 37, jsi podobna té III 43, král vyhlíží z okna 47, panna nevěsta samý smích 52, když zasvítal osmý den 56, vstaň mé pachole, IV 16, jdi mé pachole k polici 46, pravou nevěstu jsi zabila V 28, abych uslyšel ještě více 34, panna nevěsta jako květ VI 7; Š. d. nikdo nemůže rozumět III 4, druhá přikléká vedle ní 30; L. příkop nepříkop - 26, podivná k ní mě pudí moc 44, nemeškej, 51, tuť důvěru mám 57, jakoby tušil svou nehodu zlou 70, špatně manželku jeho střežila 74, zhyň obludo, 76; Věšt. tehda přinášim větvici 3, z nebeť přichází věští duch 6, zákon nezbytný ve všem světě stojí 7, svůj zaplatí dluh 8, pevné jsou osudu kroky 13, v své pochová toky 15, a propustil voly 25, aby zaplatil starý dluh 46, ven povolá voly 49, vidím požáry a krvavé boje 69, tuto spočívej, 79, smutné osení vzkřísí . . příval 85, prv než upřímnost českou 119, pak utuchly v Čechách . . ctnosti 121, tehdáž uzříte zlatých časů ráno 131, tehdáž vyryje přijdouc . . svině 141, tak určeno již od první chvíle 145, darmo nadějí kojíte se 185; S. l. pryč vyhání, 10; C. h. pominul nevěstě smích 14; O. věř bezpečně jí 10; P. v. ale v nešťastném srdci se rodíce 6; P. J. v srdce nůž manželce vrazím 14, kdo též učinit lení 17 23; cizinec přivlastní sobě 22; O. ž. 45. slovo . . z úst vychází v jevy 2, i zapomeň v dáli 30, tvá pokvěte sláva 36; O. ž. 140. od rukou ukrutných muže bezbožníka 6, polékli jsou . . svá osidla na mne 9, štítem pokrýváš hlavu 14, nedávej bezbožným vztýčiti se 19, aby jich zločinství jim na hlavu spadlo 22.

3. Versanfang: K. zemřela matka 1, poznaly dítky matičku 9, poznaly ji 10, natrhal jsem tě 15, ozdobně stužkou ovinu 18; Pok. a

v úvale ku potoku I 29, i zaplává rudoskvěle 70, a zastíníc dlaní oči 74, mní uzříti jen v nebesku 101, kdo neviděl, 109, a dokud tu poklad stane 119, a zdali je zas položí 150, ó přehroznéť to mámení 276, tu nahoře, III 9, úst k úsměchu nerozhřálo 50, památka dne IV 16, zpět pohlednouc poděšena 69; S. k. potud se ještě nevrátil 26, zasej, 29, zpomínej na mě 30, aneb život můj . . skraťˊ 49, pohnul se obraz 54, aneb jiného . . máš 66, počkej jen do dne 78, pověz, 101 135, zahoďˊ je pryč 111 113, zůstalo krve znamení 128, zahoďˊ jej pryč 148, pohřební píseň skřehoce 158, hoho! 182, zahoďˊ to, 185, netřeba jich víc nežli dvě 210, přehodil na hrob 213, zablesklo se jest 225, nenadál se 227, zavrzly dvéře 230, odstrč mi tam tu závoru 245, nedejž mne ďáblu 251, zamhouřil oči 255, natáhnul údy 269, umrlý vstává 275, nehodně jsem tě prosila 280, v úžasu státi zůstanou 293, útržek z nové košile 297; Pol. i bodejž tě sršeň 14; Z. k. okolo lesa pole lán I 1, vyšla dívčina 11, neviděl také krásy 12, přinesla vody 13, nemůže očí odvrátiti 19, nikohoťˊ nevidím 27, zejtra se s dcerou . . vrátí 29, okolo lesa pole lán II 1, vyšla babice 11, hoho panáčku 16, kdoby pomyslil 17, náhodou včera zavolán 22, kdoby se nadál 27, ale však radu 31, vykonej, 37, zejtra, 38, provodíš dceru 39, aby se nehněval III 12, vypíchnem oči 19, useknem knáty 24, objímej jeho . . tělo 33, pohlížej na to . . čelo 34, nenechávej jich podlé těla 38, vychází s pány 48, přivítá matku 49, navrátím-li se 61, omladne naší lásky květ 62, zatím na věrnou mou památku 63, vzešlo jí náhle štěstí moc IV 6, vezmi ten zlatý kolovrat 17, pachole v bráně sedělo 21 51 81, ale já chci jej míti 32, pachole nohy přijalo 36, podej mi, 38 68 103, vezmi tu zlatou přeslici 47, ale já ji chci míti 62, pachole ruce přijalo 66, netřeba znáti otce 93, kdoby ho hledal 94, pachole oči přijalo 101, mých posledních slov V 5, upřeďˊ mi z lásky . . nit 12, přišla jsi krále ošidit 17 37, nevlastní sestru jsi zabila 18, zahraj mi, 23 33, nevím, 24, nejsi tak, 32, abych uslyšel . . více 34, ukradla jsi jí chotě 39, každý po jedné noze nese VI 14; Š. d. i nahlednu v jezero II 33, nikdo nemůže rozuměť III 4, půlnoc po štědrém večeru 14; H. slyš rozumné slovo 16, co nebylo, 55, co nebožtík leží 62, tu vyplývá noha 89, však nelze kamenu 101; Vod. půjdu,

II 3, zůstaň dnes doma 6, nechoď dceruško 8 12 16, nemá dceruška 17, zavířilo se v hlubině 24, vyvalily se vlny 25, roztáhnuly se v šírá kola 26, však bezděky jen III 15, můj bezděčný synu 26, však ani se nenadála 43, nic nezpívej, 65, sic učiním rybou tebe 67, jenž paměti nemá 96, však poroučím, 111, sic pozemská tvoje láska 115; V. snad některá tebe zhojí 24, ač bezduchá na svém loži 39, pán úmysl jiný chová 48, jdi k potoku pod oborou 69, ať nepláče ubožátko 106, by nevzalo žádné škody 110, až doroste hoch 111; L. umřela panna 1 3, nedávejte mne ve vsi na hřbitov 5, pochovejte mne v pod-zelený les 9, neminul ještě . . rok 13, nepřišlo ještě . . do tří let 15, každého divný pojal . . žel 18, v každém se touhy plamen roznítil 20, příkop nepříkop 26, nespasí tebe 30, v zahradě své chci tu lilii mít 39, opatruj mi ji 43, opatroval ji jeden 45, pospíchá sluha 48, pospěš, 51, nezhyne věk tvůj 57, potřeba velká 68, otrávila jsi žití mého květ 83, bodejž i tobě zčernal . . svět 84; D. k. a potrhán je tvůj zhled 15, zabila jsem děťátko 16 18, své ubohé zrozeňátko 19, bys nenašla místa v hrobě 59; Věšt. tehdá přináším větvici 3, zákon nezbytný . . . . stojí 7, praotce slavných vojvodů 18, oblekli oděv . . . . jemu 23, položil rádlo 25, odkud jste vyšli 26, aby pučilo v list 28, pojala voly 29, podnes ji značí 30, vydala trojí . . prut 32, nevzkřísivše se po ten den 36, nastane doba 39, přinesou blahé ovoce 44, aby zaplatil . . dluh 46, Přemyslův zavržený pluh 48, okolo hradu květnatí palouci 59, políbila ji, 75, tuto spočívej 79, povstane nový . . svět 82, ponesou zase . . květ 84, tehdá na světlo 89, důvěra má však nepohnutě leží 99, nejeden nenavrátí 102, prolomí pod saněmi 104, přibylo nových oudů 106, tehdá Libuše 113, ukrýl se kostel 123, odtekouť jednou 126, tehdáž uzříte . . . . ráno 131, uschne a zetlíc padne 139, tehdáž vyryje 141, poslední zbytky 142, zdali zvon také již je na své pouti 153, zdali v čas cíle dospěje 154, bodejž se i s ním propadlo 164, zapadal pronikavý hlas 166, nenařikejte, 173, rozumnější se nestali 176, nezbudete svých psot 186, dokavad *jednou* chodívati branou 187, nebude tvrdý . . lid 188, nemluvte marně 205, osudné jesti znamení 208, s nadějí nic se nenoste 210; S. l. aniž je jitro . . zvolalo 22; P. m. n. práh popelem posypejme 80; C. h. a ne-

věsta jen se smála 3, host neznámý tu se vzal 10, s nevěstou třikrát kolem 11, a nevěsta bez paměti 23; A. s. mne nejvíc to těší 11; S. v. z nichž vynese dětské kosti 15; P. v. záhubu nese 3, nehledajíť jich v moři 5, ale v nešťastném srdci se rodíce 6, dosti těch perel ve světě je 9, neubývátť jich, 10, ejhle teď o Tvém . . . . plese 29, nejsou to perly 32, ale jsou perly 33, přijmiž ten vínek 39, důstojná Tvého . . . . čela 40; S. m. tmy pokryly pole 2, tu zašustne cos 7; Z. přilítla s nebe 5, přilítla černá . . vrána 9; T. d. než opustím já milého 14; O. ž. 45. a v národech tvá pokvěte sláva 36; O. ž. 140. jed ukrývajíce v hloubi srdce 3.

III.

In mehrsilbigen Wörtern kann die erste Silbe ihre Betonung zu gunsten der natur- oder positionslangen zweiten Silbe einbüßen, wenn diese auch nicht die erste Silbe des zweiten Bestandteiles einer Zusammensetzung bildet.

1. Versschluß: Pok. jako . . svit měsíčka; – jakby západ to sluníčka. I 69, 71, blesku – mní uzříti jen v nebesku! 100, 101, tím smělejší: – v skrejši 152, 154, běžíc ve stranu protější: – je jí milejší, 200, 201, co to má maminka! – cinká – do klínka – co ti dá maminka! – hned se vrátí zas maminka. 221, 222 230, 227, 228, 232, děťátko! – počkej . . jen drobátko. 233, 234, nejdou spat očinka: – cinká II 53, 55, vroucí – vizte slzy ty kanoucí! IV 89, 91, za mrazu sedává, – povídává V 10, 11; S. k. co děláš? – znáš – máš 64, 65, 66, co pravíš? – již 75, 76, má milá? – ušila 208, 209, hou – podej . . tu živou! 272, 273; Pol. hle husar a kočárek – – i husárek 9, 11, hříšnici – Polednici! 26, 28; Z. k. v milosti vaší! II 30, hedbáv! 35, jako kdy prvé. IV 105; H. objímej milého, 45, tráva – na doubku sedává – sedává, 65, 67, 69, doubek – běloučký holoubek. 66, 68; Vod. šiju si botičky – do vodičky I 5, 6, pátek – šiju si kabátek: 9, 10, k jezeru vždy ji cos nutí, – po chuti II 19, 20, mé děťátko, III 25, malý Vodníčku! – na matičku 38, 40, můj synáčku 53, nevdala se tvá matička 55, nemá . . zde radosti, 59, jaké bylo by shledání IV 3, pláče-li tvé děťátko 55; V. na kolébku vlož děťátko, – ubožátko 105, 106, doroste hoch maličký, – píšťaličky

111, 112; D. k. zabila jsem děťátko, – zrozeňátko 16 18, 19; S. l. plakalo . . studené perličky, – sklonilo se na hrob své matičky, 13, 15, spalo sen radostný: – její to milostný: 17, 19, spalo sen tichounký, – vykopán mu hrobeček nizounký, 21, 23; P. a m. vínek – routa dodá a barvínek. 10, 12; C. h. co bledne má milenka? – Zdenka 17, 19; A. s. zlatá matička, – andělíčka 2, 4, andělíčků – milý božíčku! 14, 16; P. v. v nešťastném srdci se rodíce – líce – ve srdci vděčném . . se rodíce 6, 8 20, 18; S. m. na milenku – zašustne cos v okénku 5, 7; T. d. opustím já milého, – přivábeného – připoutaného 14, 15, 16.

2. Innenvers: K. duše její se vrátila 6, v něm mající útěchu 11; Pohl. a žalostně pláče I 212, o peníz penízem zvoní 220; S. k. když slzička upadla 15, vrať mi milého z ciziny 46, aneb život můj náhle skrať 49, má panenko, 62 63 64 105 139 192 193 198, aneb jiného v srdci máš 66, můj milý! 67, vítr burácí, 77, vítr burácel jedině 88, mrtví s živými chodí 130, čistá světnička? 137, modrá světélka laškují 154, co máš v uzlíku, 208, bože svatý! 250, všecka kohoutí družina 287; Z. k. otevřte, II 8, hoho panáčku, 16, vstávej dceruško! III 1, sestřičko moje 6, pojď již Dorničko naše 11, matičko! 16, sestřičko! 21, za nic jiného však nedávej IV 19 49 79, zlatý kolovrat drželo 22, kupte paničko! 28 58, jděte mamičko do komory 33 63, kéž bych tu přesličku měla 54, vstaňte mamičko s lavice 56, vstaňte mamičko, 86, mamičko! 96, když byly tři neděle V 1, ta slova král uslyšel 41, kde's má Dorničko! 44; Vod. raničko panna vstala II 1, matičko, 3, nechoď dceruško k vodě 8 12 16, bílé šatičky smutek tají 13, nemá dceruška, 17, má matička zlatá III 35, matku svou obejme zase IV 6, má matičko zlatá 11, matičko zlatá 47 63; V. to maličké dítě 17, komu zní hodinka, 86; L. jasně sluneční svitne paprslek 55, i synáčka jemu povila 62, tu mu královský posel nese list 64, tu mu žalostná v ústrety jde věst 78; Věšt. své bodadlo zarazil 27, zlatou kolébku podaly 74, a v bezedném toku 75, v mém otcovském dvoře 83, zlatá kolébka vyplyne 90, kdo znajíce otců . . činy 197; S. l. matičko! 5, tys pryč odešla, 7, von dcerušku tvou 10, můj tatíček, 11, má matičko! 12, u své matičky mní se viděti 18, má děvečko, 20; P. m. n. květnatý vítejme máj 11;

O. s důvěrou pojím též naději 12, mysl má pevná-tě jako skála 13, P.v. tělo hynoucí ožive 15, perly vděčnosti – 31; S. m. to nebeské oko 14; T. d. kdyby můj miláček přišel 1; O. ž. 140. od hada lítého, 7.

3. Versanfang: Pok. i hoří to jasnobčle I 68, i vidouc to žena žasne 72, strop rubíny vyložený 105, synáčku! 180 215 229, dva peníze ven vytáhne 219, jí radostí srdce skáče 224, z té otcovské střechy 247, co paní mě budou ctíti 255, hlas tichounký větrem šumí II 45, i děsí se – IV 32, strop rubíny vyložený 39, a hrůzou se celá třese 58 78, jí v patách ve vrchu klíně 63, jí v patách se boří 66, rodičko boží pomoz 67, o jaké tu vzdává 89, jak celá v rozkoši plyne 95; S. k. rodičky boží 7, želem se ňádra zdvihaly 14, měla jsem, 23, život bych dala 24, těšil mě, 28, první rok přádla hledívej 31, druhý rok plátno polívej 32, třetí košile vyšívej 33, milého z ciziny mi vrať 48, možná, 58, možná i – 59, měsíček svítí 73, musím tě za svou pojmouti 82, měsíček svítil 86, pěkná noc, 95 129 165, mrtví s živými chodí 130, čistá světnička 137, zůží tě, 147, modrá světélka laškují 154, jako když s tělem . . jdou 156, hosté čekají 177, bodá tě – 184, úzká a dlouhá . . jsou 190, divý a hrozný je 201, uzlík jí vzal 212, skokem přeskočil ohradu 220, skočil do výšky 222, jenom po bílém obleku 224, stojíť tu, 228, nízoučké dvéře 229, měsíc lištami šeřil 233, šumí a kolem klapají 238, burácí z venčí 243, vstávej, 244 258 272, sbírá se, 248, bože svatý 250, otevři mi svou komoru 259, mrtvý se zdvihá 261, smiluj se v bídě 265, pádem se na zem povalil 289, zmizel dav, 291, ráno když lidé . . jdou 292; Pol. ty cikáně, 4, než kohout, 11, a vinouc je, 33; Z. k. zbloudil jsem při lovení I 9, diví se tenké 18, svobodna-li jest 21, špatná je, II 36, vstávej dceruško III 1, v královském hradě bude hoj 7, nízko mne, 9, kterak dvě ženy nakládaly 29, nyní se s panem králem těš 31, maličko, 36, v královském hradě jej prodávej IV 18 78, zlatý kolovrat drželo 22, královna z okna vyhlížela 23 53 83, v královském hradě ji prodávej 48, zlatý kuželík drželo 82, údův a očí ji zbavila V 19, jaký to kolovrátek máš 21, chtěla jsi krále ošidit 27, pravou nevěstu jsi zabila 28, sestra tvá v lese 38, skočil na vrance 42, jakou teď píseň bude hrát VI 22; Š. d. věrným ti mužem budu I 15, svatební šije košile 19,

ty tajemný svátku II 2, a zlatoušky na stěnu 11, ode vsi přímo k jezeru III 16, jaké tam vidíš vidění 20, klobouk na stranu 26, druhá přikleká 30, jaké ty vidíš vidění 32; H. než měsíc uplynul 27, jen kámen veliký 99; Vod. sviť měsíčku, I 3 7 11 15, šátečky sobě vyperu II 4, perly jsem tobě vybírala 9, bíle jsem tebe oblíkala 10, v sukničku jako z. .pěn 11, bílé šatičky smutek tají 13, v perlách se slzy ukrývají 14, první šáteček namočila 21, tu slunečko nezahřívá III 5, dvůr Vodníkův prostranný 13, a ženuška jeho 23, já žalostí hynu 28, ty radostně vypínáš 29, můj malý Vodníčku 38, a družičky – 48, bojím se večera IV 12, vrah jezerní nemá 23, když klekání odzvonili 25, ach matičko! 45, ach matičko, 61, tím pláčem mi krev usedá 62, a tělíčko bez hlavy 72; V. dvě léta jsme spolu 7, ni zdání o jejím duchu 62, a z dětátka v túž hodinu 95, dej prkének nařezati 103; L. jako když uschne 2, srdéčko mé by . . hynulo 8, srdéčko moje bude plesati 12, myslí a myslí 35, vůní či touhou 36, divná, 44, vstávej, 49, jasně sluneční svitne paprslek 55; D. k. jenž chodíval k nám 44, a s tebou se těšíval 45; Věšt. z nebeť přichází 6, plamen se k nebi temení 10, jisté a pevné jsou 13, druhý zas na svět vynese 16, vzdělával země úrodu 20, druhé dva svadly 35, zmohou se šíře 42, vidím požáry 69, ostrý meč tebe probode 70, vidím tvou bídu 71, zlatou kolébku podaly 74, z temného lůna 81, smutné osení vzkřísí . . příval 85, zlatá kolébka vyplyne 90, vzdychávám: 105, vstanou i mrtví 112, rozerval lítých vášní shon 120, nový les vítr zaseje 134, zjeví se zase 144, zlatého zvonu žalostné zavznění 167, zlatého zvonu uslyšíš 172, bujnými sady . . otočenou 179, tisíc let ušlo 193, svornosti učil 194, moudrého slova . . zvuk 196, hlava zvětrala 201; S. l. děvečka tvá to 6, perličky jemu očka stížily 14; P. m. n. můj valášek utíká 77; P. a m. té rovného nic nestává 7; C. h. svůj život bych za to dal 12, či leká se paměti 18; A. s. má zlatá matička 2, můj božíčku milý 9, můj milý božíčku 16; S. v. holečku, 5, ná jablíčko! 7; P. v. proudí se hojně 7, kámen se pohne 14, vzácné to perly 21, perly zděčnosti 34; P. J. a v horoucím zhynu hrobě 20; S. m. a hvězdičky, 15, ty hvězdičko luhů 35; O. ž. 45. choť královská, 26, dci královská, 30; O. ž. 140. ty štítem pokrýváš hlavu 14.

IV.

In mehrsilbigen Wörtern kann die erste Silbe ihre Betonung an die zweite Silbe verlieren, wenn diese auch nicht die erste Silbe des zweiten Bestandteiles einer Zusammensetzung bildet und auch keine Natur- oder Positionslänge enthält.

1. Versschluß: K. milé – natrhal jsem tě na dávné mohyle – 13, 15; Pok. kryje – zpívají pašije. I 14, 16, končí se sklepení: – není 94, 97, mramorové – hoří dva ohňové; 108, 110, zpamatuje – v duši své rokuje: 129, 131, zlata – byla bych bohata, 136, 139, hrstku z té hromady- – tady 138, 141, zhřešiti bych musela, – měla 156, 157, kamení, – přehroznét' to mámení! 274, 276, letí – strání ji viděti, II 11, 12, od kostela – ta zmizela! 22, 24, hluboko! – oko 44, 46, oběti – těmi buky ji viděti, III 21, 23, mramorové – plápolají dva ohňové: IV 42, 43; S. k. v tu dobu – ze hrobů – ke hrobu 95 165, 96, 166, přec – zdráv je tvůj otec? 101, 102, své oči – otočí 276, 277; Z. k. v královském hradě! III 5, z ryzího zlata! IV 25, věc – tvůj otec? – 91, 92, zabila – očí ji zbavila – V 18, 19; Š. d. hluboko, – v oko II 34, 36, kryje – panenská lilie! – ubohá Marie! IV 24, 26, 29, šije – hnije – ubohá Marie! V 17, 19, 20; H. okolo hřbitova – úvozová – vdova 1 29, 2, 4, plakala – den plakala, – hrála – smála – namíchala 3, 21, 38, 40, 51, želela – manžela – doprovázela – a veselá: 5, 6 36, 8, 34, jako hodina; – vina 58, 60, tři roky minuly, 61, mezi vlnami 87, cesty pěšiny 95, kámen veliký 99, nelze kamenu – na jmenu 101, 103, těžko ležeti, – prokletí 102, 104; Vod. já bych se radš viděla III 31, muž zelený – zastrčeny IV 17, 19; V. v túž hodinu – sirotinu 95, 96, kolébati – bude je chovati. 107, 108; Věšt. dospěl . . jich jeden; – den 34, 36, pod skalinou – když se . . s veselou družinou 101, 103, vidím horu nad jiné zvýšenou- – otočenou 177, 179, činy – půl hrdiny 197, 199; A. s. mně říkala 1, z těch mi dej jednoho, 15; S. m. zřítelnice – obraz nadzemské děvice, 49, 51, letí – již jen v noci lze viděti. 50, 52, bylo – rosou tě krmilo 53, 55.

2. Innenvers: Pok. s věže pak slyšeti zvuky I 3, z kostela sly-

šeti pění 32 192, kde truhlice byla 269, a znovu se děsí II 57, větrem pak slyšeti pění IV 10; S. k. třetí košile vyšívej 33, ty košile ušiješ 34, již jsem košile ušila 36, nech modlení – 71, ten růženec z klokočí 145, to kapradí zelené 163, hosté čekají, 177, skoč vesele přes tu zeď 199, měsíc lištami šeřil 233; Z. k. vyšla dívčina jako květ I 11, vyšla babice, II 11, tu sekeru nesete III 22, zlatý kužélík drželo IV 82; Vod. první šáteček namočila II 21, leč tebe, III 60; L. chci tu lilii mít 39, pane můj! 49, ty hadice zlá 81; Věšt. aby pučilo v list 28, a ovoce nesly 33, kněžny Libuše květný sad 60, vidím požáry a krvavé boje 69, tehdá Libuše u velikém pluku 113, hlava zvětrala i splachly ji deště 201.

3. Versanfang: K. siroty po ní zůstaly 2, duše její se vrátila 6, mateří-douškou nazvaly 12, mateří-douško 13, komu mám tebe přinesti 16; Pok. a žena se béře dále I 87, dva ohňové tuto hoří 111, a byla bych nejšťastnější 140, a zdařením tím smělejší 152, i zhřešiti bych musela 156, a k dítěti se nakloní 217, ach dítě! II 6, a znovu se žena děsí 40, ach běda mi! 61 III 42, co zdržuje dnes ji IV 15, a žena se toho leká 28, a s obojí strany 41, a žena se s hrůzou blíží 48, ač daleko za ní skála 84, to zlato, 98, leč děkujíc bohu 104, rád stařeček povídává V 11; S. k. viděti pannu 10, klečela, 11, ruce na prsa složené 12, slzy jí z očí padaly 13, sestra do roka nežila 21, bratra mi koule zabila 22, věneček z routy poviješ 35, Maria, 44 52 282, lampa, 56, prskla a zhasla 57, vítr burácí 77, byla noc, 85, vítr buráccl 88, vstávají mrtví 96, nesu si knížky 110, knížky jí vzal 115, skalami, 118, divoké feny štěkaly 120, růženec s sebou vzala jsem 144, jako had tebe otočí 146, růženec popad 149, ostřice dívku 161, břitvami řeže 162, spěchají živí 166, křížek utrh 186, stavení stojí 189, veseloť u mne 205, masa dost – 206, košile, 209, stavení skrovné 232, stavení pevné 234, hrobových oblud . . pluk 237, tělu do hrobu přísluší 240, běda, 241, silněji tluče 257, Maria panno 278, kokrhá kohout 285, všecka kohoutí družina 287, panna v umrlčí komoře 295, dobře se's, 298, bylo by co ty košile 304; Pol. vichřice podoba 24, již ztahuje po něm ruku 37; Z. k. vesele podkovičky zvoní I 4, hola hej! 8, stydlivě sedla 14, dívčinu

k boku . . vine 23, vesele podkovičky zvoní II 4, hola! 8, nesu ti, 13, pěkně vás vítám 18, vysoko jsi se podívala III 8, matko, 16, sestro, 21, sekera dobrá 23, hory a doly zaplakaly 28, panna nevěsta samý smích 52, plesy a hudby bez ustání 54, v hluboké pusté křovině IV 1, nynčko jí hrozí 7, tělo již chladne 8, běda té době 9, stařeček nevídaný vzal 12, šedivé vousy po kolena 13, jděte se matko pozeptat 26, kupte paničko 28 58, jděte mamičko 33 63, jakoby vždycky bylo celo 44 74, přeslici v rukou drželo 52, vstaňte mamičko 56 86, ptejte se, 57 87, mámo, 96, jděte tam zase 98, jediný mezi kolovraty V 8, přeslici, 9, hledal a volal 43, vesele podkovičky zvoní VI 4, panna nevěsta jako květ 7, hudby a plesy bez ustání 9, z hlavy jim oči vyňaty 16, ruce i nohy uťaty 17, toho teď na se dočekaly 19; Š. d. v světnici teplo I 2, děvčata předou 4, řekne: 13, panny jak jarní růže květ III 2, jako co Václav ostává 22, všecko je mlhou zatmělé 34, v světnici teplo V 2, děvčata zase předou 4; H. šla tudy, 3, neb tudy naposled 7, ty žádané líce 50, co bývalo, 56, rok jako hodina 58, tři roky minuly 61, tvá píseň ukrutná 79, a mezi vlnami 87, kde cesty pěšiny 95, jí býti nemělo 98, tak těžko ležeti 102; Vod. ráno, II 1, prádlo si v uzel zavázala 2, k jezeru vždy ji cos pohání 18, k jezeru vždy ji cos nutí 19, zelený mužík zatleskal 28, a pláče-li tvé děťátko IV 55, kdo leknutí vypraví 68, dvě věci tu v krvi leží 69; V. ó pane můj, 33, co souzeno při zrození 35, co Sudice komu káže 37, a vrba ať v zemi hnije 76, vzal sekeru na ramena 77, ó běda mi, 93; L. škoda jí, 4, ptáčkové mi tam budou zpívati 11, lilie bílá 17, lilie vonná 19, halohou! 25 29, zdviženo rámě 31, rámě mu kleslo 34, životem vrátkým . . životím 53, rosa i pára 56, vdala se za něj 61, smutně se loučil 69, jakoby tušil svou nehodu 70, špatně mu matka vůli plnila 73, špatně manželku . . střežila 74; D. k. a smířiti boží hněv 25, a zbouřenou chladí krev 30, a draze tě chovala 55; Věšt. řeka si hledá konce svého 9, slyšte a vězte 37 129 183, vložte je pilně na paměť 38, obě ty větve 41, bujně se zastkví 54, kněžny Libuše . . sad 60, kněžnina lázeň 62, patřila v mutný . . proud 66, četla tam slova 67, slyšte a vězte slova 77, široké lípy 83, z noci se zrodí . . den 86, léto za letem . . . . běží 97, zima za zimou uhání 98, slyšte a vězte . . zvěst 110, víra i

láska 122, borovi toto dospěje 136, vězte, 149 207, vysoký, 151, z brázdy se vymklo 162, hora ta dobře známa 178, darmo nadějí kojíte se 185, jimi se rádi chlubíte 198, zpukřelé, 206, slyšte a pilně važte . . slova 209; S. l. matko, 5, plakalo dítko studené perličky 13; S. v. hluk slyšeti s praskotem 2; P. v. tělo hynoucí ožive 15, vstupují na svět 19, perlový vínek . . . . nese 30, perlový vínek 31; Z. všickni se lidé rozplakali 1, snesla se k paní 6, zvala ji, 7, zvala ho, 11; T. d. můj souzený kdyby přišel 2, ni pečinek nechci 13; O. ž. 140. a řeřavé uhlí jejich pokryvadlo 24.

In all diesen umfangreichen Rubriken stehen Trochäen und Jamben neben einander, da sie bis auf den Unterschied im Anlaut als dasselbe Metrum aufgefaßt werden dürfen. Hier finden wir nun unter den zusammengesetzten Wörtern auch zwei- und dreifache Zusammensetzungen, wo die erste Präposition u. s. w. als erste Silbe die Betonung an eine zweite Präposition u. s. w. als zweite Silbe mit Außerachtlassung des letzten und wichtigsten Bestandteiles verliert. Das betrifft die Doppelzusammensetzungen: do-pro-vázela, na-po-sled, ne-pří-kop, za-po-meň, ne-na-dál, ne-ne-chávej, ne-při-šlo, ne-na-šla, ne-na-říkejte, ne-u-bývát', sowie das auch von der dreifachen Zusammensetzung: ne-po-roz-umí gilt. Es werden in derartigen Fällen die Zusammensetzungen so behandelt, als würde eigentlich die zweite Präposition u. s. w. in Verbindung mit den übrigen Bestandteilen schon den zweiten Bestandteil selbst bilden. Wir geben übrigens in folgenden Zeilen eine kurze Übersicht der in diese Rubriken einschlägigen Belege, woran noch ein paar Bemerkungen geknüpft werden sollen.

I. *1.* 3 Fälle mit einsilbiger Präposition und einsilbigem Nomen (alle mit langer Silbe des Nomens, aber nicht rein quantitierend), 14 Fälle mit einsilbiger Präposition und zweisilbigem Nomen (darunter 5 mit langer erster Silbe des Nomens, aber nur 2 rein quantitierend), 1 Fall mit einsilbiger Präposition und viersilbigem Nomen (mit langer erster Silbe des Nomens, aber nicht rein quantitierend); *2.* 1 Fall mit einsilbiger Präposition und einsilbigem Nomen (rein quantitierend), 37 Fälle mit einsilbiger Präposition und zweisilbigem Nomen (darunter 22 mit langer erster Silbe des Nomens, aber nur 2 rein quantitierend); *3.* 9 Fälle (1 in Trochäen und 8 in Jamben) mit einsilbiger Präposition und einsilbigem

Nomen (darunter 7 mit langer Silbe des Nomens, aber nur 6 rein quantitierend), 72 Fälle (31 in Trochäen und 41 in Jamben) mit einsilbiger Präposition und zweisilbigem Nomen (darunter 21 mit langer erster Silbe des Nomens, aber nur 4 rein quantitierend), 3 Fälle (nur in Jamben) mit einsilbiger Präposition und dreisilbigem Nomen (darunter 1 rein quantitierend), 5 Fälle (2 in Trochäen und 3 in Jamben) mit einsilbiger Präposition und viersilbigem Nomen (darunter 1 mit langer erster Silbe des Nomens, aber nicht rein quantitierend).

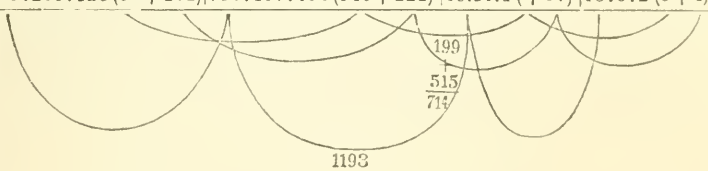
II. *1.* 7 Fälle mit zweisilbiger Zusammensetzung (darunter 3 rein quantitierend), 105 Fälle mit dreisilbiger Zusammensetzung (darunter 53 mit langer zweiter Silbe, aber nur 19 rein quantitierend), 1 Fall mit viersilbiger Zusammensetzung (rein quantitierend), 5 Fälle mit fünfsilbiger Zusammensetzung (darunter 2 rein quantitierend); *2.* 3 Fälle mit zweisilbiger Zusammensetzung (darunter 1 rein quantitierend), 76 Fälle mit dreisilbiger Zusammensetzung (darunter 52 mit langer zweiter Silbe, aber nur 14 rein quantitierend); *3.* 85 Fälle (6 in Trochäen und 79 in Jamben) mit zweisilbiger Zusammensetzung (darunter 53 mit langer zweiter Silbe, aber nur 35 rein quantitierend), 128 Fälle (45 in Trochäen und 83 in Jamben) mit dreisilbiger Zusammensetzung (darunter 57 mit langer zweiter Silbe, aber nur 17 rein quantitierend), 14 Fälle (nur in Jamben) mit viersilbiger Zusammensetzung (darunter 8 mit langer zweiter Silbe, aber nur 2 rein quantitierend), 2 Fälle (1 in Trochäen und 1 in Jamben) mit fünfsilbiger Zusammensetzung (darunter 1 mit langer zweiter Silbe, aber nicht rein quantitierend).

III. *1.* 8 Fälle mit zweisilbigem Worte (darunter 7 rein quantitierend), 47 Fälle mit dreisilbigem Worte (darunter 31 rein quantitierend), 1 Fall mit viersilbigem Worte (nicht rein quantitierend); *2.* 9 Fälle mit zweisilbigem Worte (darunter 8 rein quantitierend), 77 Fälle mit dreisilbigem Worte (darunter 36 rein quantitierend); *3.* 118 Fälle (25 in Trochäen und 93 in Jamben) mit zweisilbigem Worte (darunter 67 rein quantitierend), 73 Fälle (41 in Trochäen und 32 in Jamben) mit dreisilbigem Worte (darunter 29 rein quantitierend).

IV. *1.* 8 Fälle mit zweisilbigem Worte, 45 Fälle mit dreisilbigem Worte; *2.* 4 Fälle mit zweisilbigem Worte, 27 Fälle mit dreisilbigem Worte; *3.* 116 Fälle (24 in Trochäen und 92 in Jamben) mit zweisilbigem Worte, 89 Fälle (23 in Trochäen und 66 in Jamben) mit dreisilbigem Worte.

Übersichtstabelle.

		Wörter.							
		Zweisilbig.		Dreisilbig.		Viersilbig.		Fünfsilbig.	
I.	1.	3:3		14:5:2				1:1	
	2.	1:1:1		37:22:2					
	3.	9:7:6	(1+8)	72:21:4	(31+41)	3:1:1	(+3)	5:1	(2+3)
		13:11:7	(1+8)	123:48:8	(31+41)	3:1:1	(+3)	6:2	(2+3)
II.	1.	7:3:3		105:53:19		1:1:1		5:2:2	
	2.	3:1:1		76:52:14					
	3.	85:53:35	(6+79)	128:57:17	(45+83)	14:8:2	(+14)	2:1	(1+1)
		108:68:46	(7+87)	432:210:58	(76+124)	18:10:4	(+17)	13:5:2	(3+4)
III.	1.	8:8:7		47:47:31		1:1			
	2.	9:9:8		77:77:36					
	3.	118:118:67	(25+93)	73:73:29	(41+32)				
		243:203:128	(32+180)	629:407:154	(117+156)	19:11:4	(+17)	13:5:2	(3+4)
IV.	1.	8		45					
	2.	4		27					
	3.	116	(24+92)	89	(23+66)				
		371:203:128	(56+272)	790:407:154	(140+222)	19:11:4	(+17)	13:5:2	(3+4)



Wie wir aus der vorstehenden Tabelle ganz deutlich ersehen, sind neben einer sehr ansehnlichen Anzahl zweisilbiger Wörter weitaus am stärksten die dreisilbigen Belege vertreten. Eine lange zweite Silbe kommt in den ersten zwei Abteilungen ziemlich häufig vor (ungefähr in der Hälfte der Belege), wogegen man natürlich die rein quantitierenden Wörter in den ersten drei Abteilungen seltener findet (kaum in der Hälfte der Belege mit langer zweiter Silbe). Die meisten Unregelmäßigkeiten bieten sich uns im Verseingang dar, wo häufig die trochäischen Reihen mit steigendem Rhythmus und die jambischen Reihen mit fallendem Rhythmus anheben. Übrigens wird an Zahl der Abweichungen auch der Trochäus durch den der čechischen Sprache weniger zuträglichen

Jambus weit übertroffen (in Erben's Gedichten 1509 Trochäenverse gegen 1004 Jambenverse), wie man es in dem für beide Versarten so charakteristischen Versanfang verfolgen kann (im Jambus mehr als doppelt so viel). Außerdem zeigen wohl die meisten Fälle bis auf geringe Ausnahmen[47]) zur Genüge, daß von irgend einer regelmäßigen Beeinflussung dieser Belege durch ihre nächste Nachbarschaft im allgemeinen kaum die Rede sein kann.

---

[47]) Ein besonders starker Einfluß auf die nachfolgenden Wörter scheint den einsilbigen Pronominibus possessivis, demonstrativis, interrogativis u.s.w., sowie den einsilbigen Adverbiis demonstrativis u.s.w. innezuwohnen. (Beachtung verdient auch: pane můj! mit Rücksicht auf die ganz ähnlichen Fälle später im Záhořovo lože.) Abgesehen von den bereits angeführten zwei Bemerkungen Král's (bezüglich der tonlosen einsilbigen Präpositionen in Anmerkung 8) und in Anmerkung 46) gelegentlich der Behauptung Čupr's) gehören hieher Král's Worte über den sogenannten »Nachdruck« (L. f. Roč. 25. [1898] 38): »Tento důraz [přízvuk větný, od obvyklého odchylný a proto i silnější] bývá někdy tak silný, že i slovný přízvuk slov, následujících po slově důrazném, pošinuje. Děje se to tehdy, jestliže důrazné slovo je *jednoslabičné*; slovo takové splývá pak s následujícím slovem třeba víceslabičným v jedinou skupinu, [39] a vedlejší přízvuky této skupiny řídí se pak ... počtem slabik celé skupiny. — Pronesu-li ve větě: »Já *sly*ším, ale **vy** neslyšíte« slovo **vy** se zvláštním důrazem, splývají slova »**vy** neslyšíte« v jedinou skupinu, mající míru $-\breve{}\breve{}-\breve{}$. Chceme-li zachovati hlavní přízvuk slova *neslyšíte*, musíme, abychom nabyli síly a času k sesílení dechového proudu, po důrazném **vy** učiniti malou přestávku. Podobně je ve větách jiných, kde vyskýtá se jednoslabičné slovo silně důrazné:

...
Co povídali?
(– ⏑ ⏑ – ⏑)
*Zpo*meňte si na svá mladá *lé*ta.
(– ⏑ ⏑ – ⏑)
Snad ještě **teď** nebu*de*te *my*slit?
(– ⏑ ⏑ – ⏑)
Jak pak *můž*ete **vy** odtud *ně*koho hnát?
(– ⏑ ⏑)
Plášť od*ne*sl *a* ne *ka*bát.
(– ⏑ – ⏑)

— Takových měr třeba ovšem při veršování užívati s opatrností, a to jen tehdy, když důraz je značně silný a když vskutku se jím přízvuk slovný pošinuje.« (Ähnliches bei Kral [L. f. Roč. 23. (1896) 400] über den trochäischen Vers: »Chrám opouští zhanobená« und den jambischen: »a v blankyt roj vychází hvězd« mit Nachdruck auf den Wörtern: »*chrám*« und »*roj*«).

(Fortsetzung folgt.)

Kritischer Anzeiger.

Б. М. Ляпуновъ. Формы склоненія въ старословянскомъ языкѣ. I. Склоненіе именъ. Одесса 1905. 8°. 70 (B. M. Ljapunov. Die Formen der altkirchenslavischen Deklination. I. Die Deklination des Nomens).

Diese kleine Monographie, aus den Universitätsvorlesungen in Odessa hervorgegangen, wo der Verfasser das Fach der slavischen Philologie vertritt, verdient mit einigen Worten besprochen zu werden. Sie stellt sich die Aufgabe, die Kasusbildung des slavischen Nomens vom Standpunkte der vergleichenden Grammatik zu beleuchten, wobei nicht bloß auf die seit Bopp bis in unsere Tage gemachten oder versuchten Erklärungen, die der Verf. fleißig studiert hat, Rücksicht genommen wird, sondern auch die den meisten Sprachforschern nur sehr fragmentarisch zugänglichen Ansichten Fortunatovs, dessen treuer Schüler und Anhänger der Verfasser ist, uns mitgeteilt werden. Prof. Ljapunov registriert sozusagen von Jahr zu Jahr die von Fortunatov gegebenen Erklärungen, die ihm bald in lithographierten Heften, bald in gedruckten, aber noch nicht herausgegebenen Bogen vorlagen. Den Geist und die Methode der Fortunatovschen Forschung im Bereiche der vergleichenden Grammatik hat er schon als sein Schüler sich anzueignen getrachtet. In der vorliegenden Schrift gibt sich das schon äußerlich dadurch kund, daß er im Gegensatz zu der heute üblichen Bezeichnung der kurzen Vokale *e*, *o*, *a*, vom Standpunkt des altindischen Vokalismus mit Fortunatov immer von *å*, *å*, *a*, ausgeht, daß er sehr häufig vom irrationalen Vokal spricht, der mit *ə* bezeichnet wird, daß er eine ganze Reihe von Vokalübergängen nach der Lehre Fortunatovs in Anwendung bringt, deren Berechtigung wir nach diesen bei verschiedenen Anlässen mitgeteilten Bruchstücken nicht in der Lage sind zu kontrollieren. Ich wundere mich, aufrichtig gesagt, daß Prof. Ljapunov nicht selbst das Bedürfnis gefühlt hat, bei solchen Aufzählungen von Lautübergängen, die nicht zu den gewöhnlichen gehören, doch ein Wort der Erklärung seinerseits hinzuzufügen. Das um so mehr, als er hie und da ausdrücklich seinen Lehrer in einem gewissen Gegensatz zu den »westeuropäischen« Vertretern des Faches zitiert. Man muß ja doch annehmen, daß er nicht urteillos die Ansichten seines Vorbildes anbetet, sondern aus Überzeugung von ihrer Richtigkeit sich zu ihnen bekennt, folglich die

Beweggründe Fortunatovs kennt, während sie uns, aus dem Zusammenhange herausgerissen, vielfach unverständlich bleiben, ja den Eindruck einer Geheimlehre erzeugen. Prof. Ljapunov geht soweit, daß er einige Male selbst die zu verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise vorgebrachten Erklärungen Fortunatovs anführt, ohne die Gründe, die nicht immer einleuchtend sind, für die gemachte oder vorgeschlagene Brichtigung hinzuzufügen. So macht die Schrift nicht gerade den Eindruck einer lichtvollen Darstellung und man muß sich bedenklich fragen, ob die Zuhörer in der Lage waren, einem solchen Vortrag mit Verständnis zu folgen.

Ich kann selbstverständlich nicht auf alle Einzelheiten eingehen. Das Thema ist trotz der reichen Beteiligung vieler Sprachforscher wenig dankbar. Es ist nicht verlockend, sagt selbst ein solcher Virtuose wie Prof. Pedersen, das Gebiet der Auslautsgesetze zu betreten, wo man immer viel Geschrei und wenig Wolle findet (K.Z. 38. 321). Prof. Ljapunov bringt seinerseits wenig neues vor, drückt also den Preis des reichlich vorhandenen Vorrats nicht durch neue Angebote herab. Zumeist sind es die Erklärungen seines Lehrers, denen er weitere Geltung zu verschaffen trachtet, so weit sie nicht schon »im Westen« bekannt waren. So gleich bei der Erklärung des Nominativs sing. der *ъ/o*-Stämme besteht er auf dem »Gesetze« Fortunatovs, das er in aller Kürze so veranschaulicht: *o* und *od* = slav. *o*, *os* und *om* = slav. *ъ*. Mit diesem Gesetze, von dem jetzt auch Brugmann KVgr. S. 376, Anm. 1 Gebrauch macht, muß man allerdings bei der nächsten Station halt machen, d. h. alle Neutra auf *om/on* ausschließen, da sie mit ihrem *o*-Auslaut der Analogie des Pronomens то folgen (Ljap. 6). Dasselbe gilt für den Nominativ-Akkusativ sing. der neutralen *-es* (*-os*)-Stämme, wo nach dem »Gesetze« Fortunatovs sonst ebenfalls ein *ъ* hätte zum Vorschein kommen müssen (man vergl. lat. *genus* neben *lupus*), wenn nicht die Kategorie des Genus im Spiele gewesen wäre. Welche Rolle die Kategorie des Genus gerade in der slavischen Deklination spielt, ist allgemein bekannt. Sie hat z. B. die maskulinen *ъ/i*-Stämme in die weiche oder harte *ъ/o*-Deklination getrieben, sie hat die femininen Stämme auf *-ŭv* (für ы = *ū*) und auf *-r* zum Teil der femininen *ъ/i*-, zum Teil der femininen *a/ā*-Stämme in einzelnen Kasus sich anschließen lassen, während die neutralen *-n-*, *-s-*, *-t*-Stämme von den neutralen *o/o*-Stämmen angezogen wurden. Um sich der Kategorie des Genus unterzuordnen, muß neben dem maskulinen *pũt* im Serbokr. das slovenische Wort *pọ́t*, um in der *ъ/i*-Deklination verbleiben zu können, das Genus wechseln und feminin werden. Nur darum übte das Pronomen *to* eine so starke Anziehungskraft aus, weil ihm eben die Kategorie der Unterscheidung nach dem Genus helfend zur Seite stand. Gegenüber dem Neutrum *μέθυ-mádhu* mußte bei uns медъ maskulin werden, ebenso schlüpften unsere Substantiva даръ, дворъ gegenüber *δῶρον*, *forum* nach dem Auslautsgesetz durch, büßten aber dafür das Genus ein. Auf diese Weise hätte das Slavische ebenso wie das Litauische nach dem lautgesetzlichen Vorgange das Neutrum verloren, wenn sich nicht die Kategorie des Genus widersetzt und als mächtiger erwiesen hätte. Gerade darum ist mir der große Gewinn des Fortunatovschen Gesetzes, wenn man sich ausschließlich auf den Standpunkt der lautgesetzlichen Vorgänge stellt, sehr

fraglich. Man muß ja, um es für *on* = ъ und *os* = ъ aufrecht zu halten, alle Neutra ausschließen, so daß иго statt *игъ, слово statt *словъ dem Vorbilde des то sein Dasein verdankt. Wie viel bleibt da von dem Gesetze noch übrig? In der Deklination hauptsächlich der Nominativ sing. der maskulinen *ъ/o*-Stämme, für die ja auch die maskulinen *ъ/u*-Stämme bei der Bestimmung des Nominativauslautes vorbildlich sein konnten, um auf diese Weise den Nominativ zu retten und nicht aus lautgesetzlichen Rücksichten in den Akkusativ zu verfallen.

Für den Genetiv sing. auf *-a* der *ъ/o*- und *o/o*-Stämme, den man gewöhnlich als den Reflex des alten Ablativs auf *-ōd* (altind. *-āt*) ansieht, macht auch Ljap. auf die Abweichung des Litauischen mit *o* statt des erwarteten *ů* aufmerksam. Daß er sich so leicht der Ansicht anschließt, die das Litauische *ů* je nach der Intonation bald ы bald *a* sein läßt (S. 9), nimmt mich Wunder. Ich hätte geglaubt, daß unser ы in камы oder бер҃ы, сы nicht auf der bestimmten Intonation beruht, sondern auf dem Übergang des *ōn* in *ūn*, während das litauische *akmů̃* mit seinem *ů* auf *ō* zurückgeht, da das Litauische den Übergang von *on* in *un* und *ōn* in *ūn* im Auslaute nicht mitmacht. Auch andere Sprachforscher nahmen an dem litauischen *o* statt des erwarteten *ů* Anstoß, z. B. Pedersen möchte von *ād* ausgehen, »das latein. *-ōd* ist eine leicht verständliche Analogiebildung« meint er KZ. 38. 404. Doch hat er damit wohl nicht viele überzeugt, vergl. Sommer S. 375 Anm., Brugmann KVgr. S. 382 Anm. Ljapunov schließt sich auch hier seinem Lehrer an, der den lituslav. Genitiv *a/o* mit dem altindischen, griechischen etc. echten Genitiv in Zusammenhang bringt. Freilich um unseren Auslaut *a* und lit. *o* mit *-asya* leichter zusammenzustellen, nimmt Fortunatov zu einer Hypothese Zuflucht, er läßt bei den Stämmen auf *-o* zwei Genitivsuffixe nebeneinander bestehen, mit *s*: *osi̯o*, ohne *s*: *oi̯o*, so daß er *λύκοιο* vom ersten, *λύκου* (aus *λύκοο*) vom zweiten Paradigma ableitet. Solche Annahmen ad hoc sind die starke Seite Fortunatovs, die sich vielleicht in der Wirklichkeit als schwache Seite seiner sonst sehr scharfen Unterscheidungen herausstellen. Selbst angenommen, daß seine Hypothese vielen einleuchten wird, läuft die Ableitung unseres Genitivs auf *-a* von einer angenommenen Urform *-oi̯o* keineswegs glatt.

Auch die Schwierigkeiten der Erklärung des Dativs sing. auf -oy der *ъ/o*- und *o/o*-Stämme werden von Ljapunov unter den Fittigen Fortunatovs, dem jetzt die Erklärung Pedersens sehr nahe kommt, behoben. An der Identität des slavischen Auslauts -oy mit dem litauischen *-ui* und selbstverständlich mit dem griechischen *-ῳ* festhaltend, erklärt Ljapunov mit Fortunatov unsere tatsächliche Form durch diese Reihe von Übergängen: *ōi* sei durch *ōü* zu *ōu*, dieses zu *ou* geworden, und *ou* ergab natürlich den faktischen Auslaut -oy (Ljap. S. 12). Pedersen weicht von dem eingeschlagenen Wege etwas ab, aber steuert auf dasselbe Ziel los. Er setzt diese Etappen der Lautbewegung: *ōi* wurde zu *ūi*, dann zu *ūu̯*, dieses zu *ōu̯* oder *uu̯*, und dieses zu *ou* — also -oy. Das wird ein »vorwärts wirkender Umlaut« genannt (KZ. 38. 324/5). Gewiß ist das Bestreben, den litauischen, slavischen und griechischen (weiter auch lateinischen) Dativ mit dem altindischen (im Pronomen sichtbaren) *āi* zusammenzustellen, lobenswert, allein wenn Prof. Ljapunov das slavische -oy »eine

regelmäßige phonetische Entwickelung des indoeurop. Diphthonges *ăi*« nennt Ljap. S. 11), was man wohl von dem litauischen *ui* sagen kann, wenn man es durch *ăi* aus *oi* ableitet, so hätte wahrscheinlich jeder seiner Zuhörer den stillen Wunsch gehegt, für jene Reihe der lautlichen Übergänge einige Erläuterungen zu bekommen. Sind das alles lautgesetzliche Vorgänge, so war es nicht schwer, sie durch Parallelen zu belegen. Damit, daß man diese angeblich »regelmäßige phonetische Entwickelung« aufs Papier setzt, ist so lange nichts erklärt, bis man nicht einleuchtende Belege dafür womöglich aus dem Bereiche der Sprache, in welcher man jene »Entwickelung« voraussetzt, beigebracht hat. Prof. Ljapunov war um so mehr verpflichtet, die Sache zu erläutern, als ja Fortunatov und Pedersen nicht ganz übereinstimmen. Bis das nicht geschieht, darf man immerhin den slav. Dativus auf -oy zu den casus dubii rechnen.

Beim Instrum. sing. auf -омь ergeht sich Prof. Ljapunov in langer Erörterung darüber, ob -омь auf dem Stammesauslaute *o* der *ŭ/o*-Stämme beruht, er ist bereit, diese Annahme — zu verneinen. Dieser Verneinung könnte ich nicht beistimmen. Die Instrumentalbildung mit -мь ist ja nicht so jung, daß man nicht theoretisch богомь von бого- und сынъмь von сынъ- ableiten dürfte. Nichts hindert uns, glaub' ich, anzunehmen, daß im Verlaufe der Zeit für die Mehrzahl der slavischen Sprachen (nordwestlichen und östlichen) der Instrumentalis auf -ъмь von den *ŭ/u*-Stämmen ausgehend eine Verallgemeinerung auch für die *ŭ/o*- und *o/o*-Stämme erfahren hat, während in den südslavischen Sprachen (Slovakisch gehört dazu) der Auslaut -омь der *ŭ/o*- und *o/o*-Stämme den den *ŭ/u*-Stämmen zukommenden Auslaut verdrängte. Was speziell das Wort сынъ anbelangt, so darf man vielleicht erinnern, daß es in den ältesten Evang. Texten keinen Genitiv сыноу, nur zwei sichere Dative сынови (neben viel zahlreicheren сыноу) gibt. Im Psalter 71. 1 hat sin. und bon. сыноу, pog. und sof. сынови. Eben darum, weil сынъ so entschieden in einigen Kasus sing. zu den *ŭ/o*-Stämmen hinneigt, finde ich nichts überzeugendes in der Annahme, daß das *o* des сыномь (oder Dat. plur. сыномъ) eine Analogieübertragung aus den Formen сынови, сынове, сыновъ sei. Noch weniger gefällt mir die Annahme, daß die Endung -ъмь bei den *ŭ/o*-Stämmen von dem Nominativ-Akkusativ auf -ъ herrühre. Bei den Beispielen auf -ъмь der *o/o*-Stämme, die ja ebenfalls vorkommen, ist eine solche Anlehnung ohnehin ausgeschlossen.

Bei dem Dualsuffix -ма spricht Ljapunov (S. 18) von einer Neubildung bezüglich des Vokals *a*. Diese angebliche Neubildung könnte aber doch sehr alt sein, wenn man sich der fürs Iranische angesetzten uralten Parallelendung auf *-bhyā* erinnert (Brugm. KVGr. § 475).

Der Nominativus plur. der *ŭ/o*-Stämme beruht wohl auf einem ѣ, das aus bestimmten Gründen in и umlauten mußte. Die von Fortunatov-Ljapunov zuletzt für beide ѣ (ѣ = *ē* und ѣ = *oi*) postulierte Aussprache *ie* könnte ich nur von dem Zeitpunkte an gelten lassen, nachdem schon das einst diphthongische und später monophthongisch gewordene ѣ den bekannten sekundären Palatalismus durchgeführt hatte. Denn eine schon vollzogene lautliche Geltung *ie* hätte nicht и з с erzeugt. Also erst das vollzogene Resultat konnte

unter bestimmten Gründen im absoluten Auslaute an die Stelle von нѣ sѣ cѣ die Lautgruppen ци, зи, си eintreten lassen. Anders faßt die Sache, wenn ich richtig verstehe, Pedersen KZ. 38. 326 auf. Was nun den Grund des Umlautes von -ѣ im Auslaut des Nominativus plur. in -и betrifft, so stimme ich insofern den neuesten Forschern, darunter auch Fortunatov und Ljapunov, bei, als auch ich in der Qualität der Betonung, in der Intonation wie man sagen könnte, den Grund des Unterschiedes zwischen -ѣ und -и suche. Es handelt sich selbstverständlich um die Auslautsstellung. Ich lasse mich bei der Bestimmung der Intonation auf ѣ = *oi*, d. h. ob steigend $\overset{\prime}{oi}$ oder fallend $\overset{\sim}{oi}$ (ich spreche davon im Sinne der griechischen und slavischen Betonung, die litauische lasse ich beiseite), von der griechischen Sprache und ihren Tatsachen leiten, wobei ich die Übereinstimmung des griechischen Akuts auf langen oder diphthongischen Silben mit dem serbokroatischen ′ und des griechischen Zirkumflexes ~ mit dem serbokroatischen ^ voraussetze. Vergleicht man nun unseren Nominativ plur. влъци, бози mit dem griechischen Nominativ plur. *φηγοί*, *θεοί* neben *οἶκοι*, *δῆμοι* und unseren Lokal sing. влъцѣ, бозѣ mit dem griech. Lokal *οἴκοι*, *ἰσθμοῖ*, so kommt man zu dem Schluß, daß der slavische im Auslaut für *οι* stehende *i*-Vokal (statt ѣ) der griechischen steigenden, und der für *οι* im Auslaut stehende slavische ѣ-Vokal der griechischen fallenden Länge entspricht. Das ist nun freilich das gerade Gegenteil von dem, was andere Sprachforscher und nach ihnen auch Ljapunov behauptet. Er sagt ausdrücklich, nur jenes ѣ habe sich im Slavischen erhalten, das eine »длительная долгота« (also steigende Intonation) hatte, dagegen aus der »прерывистая долгота« (also fallenden Intonation) sei *i* entstanden (S. 19). Auch Pedersen kommt (KZ. 38. 327) zu den von Ljapunov angenommenen Resultaten. Für meine Auffassung scheinen mir neben dem oben angeführten Parallelismus im griech. und slav. Nom. plur. noch zu sprechen die Parallelen *ἐμοί* : ми, *σοί* : ти; ferner der Dativ *χαμαί* und die Infinitive *ἴδμεναι*, *δόμεναι* verglichen mit dem slavischen Dativ сынови gegenüber dem altindischen *sūnáve*, das griech. *τοί* und slav. ти. Daß eine fallende Länge aus ѣ ein *i* macht, das zeigt das böhmische *víra* gegenüber dem serbischen *vjëra* (vergl. serb. *kräva*, böhm. *kráva* und russ. корóва). Auch den Unterschied zwischen бери und берѣте, abgesehen von der Auslautsstellung, möchte ich aus der einst steigenden Betonung берѣте, sing. бери ableiten. Daß es nicht angeht, das griech. *ἀγαθοί* mit der russischen Neubildung тѣ zusammenzustellen (so Pedersen KZ. 38. 327), das hat auch Ljapunov nicht übersehen (S. 53), der mit der Ansicht Fortunatovs, nach welcher im Lokal sing. der *ъ/o*- und *o/o*-Stämme und Dat. und Lok. sing. der *a/ā*-Stämme die »длительная« (d. h. steigende) Länge war, im Dat. sing. der *ъ/o*- und *o/o*-Stämme, im Genitiv plur. aller Stämme und im Imperativ dagegen die »прерывистая« (also fallende) Länge nichts anzufangen weiß, sondern um Aufklärung bittet.

Die auch von Ljapunov zugegebene Identifizierung der Formen мати, дъшти mit den litauischen Formen *motẽ*, *duktẽ* (S. 20) ist mir doch nicht einleuchtend; für ein ѣ würden wir doch nur ѣ, resp. nach Palatalen *a* erwarten, also *матѣ, *дъшта. Doch selbst zugegeben, daß hier wirklich -и für das erwartete -ѣ steht, so dürfen wir schon wegen *παιῖ* die steigende Intonation

des ѣ voraussetzen, also wäre auch hier der Ersatz des ѣ durch -и ganz entsprechend. Bekanntlich lautet auch der Vokativ von дъшти ebenso, wie der Nominativ (vergl. Matth. 9. 22, Mark. 5. 34, Luk. 8. 48, Jo. 12. 15, Ps. 44. 11). Vielleicht ist die Form auch ursprünglich Vokativ gewesen?

Genitivus plur. auf -ъ, dessen Endung sonst nicht wenig Schwierigkeiten bereitet, wird von Ljapunov mit Hilfe der Lautübergänge, die er uns nach den Vorschriften seines Lehrers zeichnet, ganz glatt erklärt: »ъ ist unmittelbar aus *ŭ*, dieses aus dem nasalierten *u* (d. h. *ų*), das letztere aus *ŭn* hervorgegangen, welches dank der Kürzung eines jeden langen Vokals in geschlossener Silbe vor den Nasalkonsonanten oder überhaupt in diphthongischer Verbindung und im Diphthonge, aus *ūn* entstanden ist, dessen *ū* aus *ō* mit fallender Länge im Auslaute und *n* aus *m* abgeleitet werden muß«. Hier sind, wenn ich richtig übersetzt habe, in einem Atemzuge ganz bekannte Lautübergänge mit sehr auffallenden und näherer Erklärung bedürftigen zusammengeworfen. Denn daß ъ auf ein *ŭ*, eventuell auf *ŭn* zurückgeht, das weiß Jedermann; auch daß *ŭn* aus *ŏn* hervorgeht, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Wo steht es aber, daß ein jeder langer Vokal in geschlossener Silbe vor dem Nasalkonsonanten gekürzt wird? Haben wir in камы, сы von gekürzten Vokalen zu reden? beruht женѧ auf gekürztem Vokal? Hier steckt offenbar irgend ein Mißverständnis, das ich nicht herausfinden kann. Wenn für alles Gesagte ein einfacher Hinweis auf Fortunatovs Vergleichende Phonetik 1902, S. 219—220 (das Werk ist mir nicht zugänglich, scheint überhaupt noch nicht erschienen zu sein?) hinreicht, wo wahrscheinlich alles so dargestellt ist, daß es von Prof. Ljapunov als bewiesen angesehen wird, dann möchte ich fragen, wozu war es nötig, noch Streitberg IF. I. 289 und Osthoff heranzuziehen, die neben *ōm* auch noch *ŏn* als Genitivsuffix zugeben? Entweder oder. Ist die Existenz eines uralten plur. Genitivsuffixes *-ŏm* erweislich, dann braucht man die Erklärung Fortunatovs nicht. Kann man aber ohne Schwierigkeiten mit Fortunatov unser ъ aus *ōm* ableiten, um so besser. Dann sollte man überhaupt nichts von der Endung *-ŏm* reden. Nur hätten wir erwartet, daß die Gleichstellung unseres ъ mit griechischem *-ω̃ν* und litauischem *-ũ* nicht als etwas selbstverständliches angesehen werde. Nach den serbokroatischen Neubildungen *kóńā*, *žénā* kann man nur auf die Betonung der Ultima in den alten Genitiven auf -ъ schließen. Sollte die Länge des *ā* dabei irgend eine Rolle spielen, dann könnte man aus dem gedehnten ъ auf den fallenden Ton, d. h. auf die griechische Intonation *ω̃ν* schließen. Doch ist alles das höchst unsicher. Für mich bleibt auch dieser Kasus noch immer unaufgeklärt.

Den Akkusativ plur. der *ŭ/o* Stämme auf -ы (nach den weichen Konsonanten auf -ѧ) führt Prof. Ljapunov auf *-ons* (*-uns*) zurück, von einer Dehnung des Vokals sagt er nichts. Hätten wir nicht bei der Voraussetzung des *-ons* ein -ѧ (wie in der 3. Person plur. идѧ), oder wenn s früher abfiel, ein -ъ erwartet? Ich finde das richtige bei Brugmann KVgr. § 362. 9 und das altind. *-ān* spricht entschieden für *-ōn*, woraus über *-ŭn* unser ы hervorging. Bei *-ⁱōn* ergab sich früher *ⁱēn* als *ō* zu *ū* geworden war, daher мѧжа, wie пыѧ, быѧ, пишѧ. An dieser altbackenen Lehre halte ich noch immer fest.

Der Instrumentalis plur. der *ŭ/o-* und *o/o*-Stämme wird auch von Ljapunov mit dem altind. Auslaut *-āis*, weiter lit. *-ais* identifiziert, betreffs der Einzelheiten folgt er der Erklärung Fortunatovs, die von *-âhis* ausgehend ein lituslavisches *-ois* ansetzt, woraus das faktisch vorhandene litauische *-ais* leicht zu erklären ist, für das Slavische aber diese Lautskala gegeben wird: aus *-ois* wurde *-uis*, aus *-uis* wurde *-uus*, daraus *-ūs* und der faktische Auslaut *-ы* ist fertig. Prof. Ljapunov faßte hier einen bei ihm nicht erwarteten Mut und macht die Bemerkung, daß die Annahme eines Überganges von *o* zu *u* (d. h. *-uis* und *-uus* aus *-ois*) »der schwierigste Punkt der Erklärung« sei (S. 24). Und doch bewegt sich in derselben Richtung, wenn auch auf anderen Pfaden vorwärtsschreitend, die Erklärung Pedersens (KZ. 38. 325). Er geht von *-ōis* aus (wegen des altindischen *-āis*) und läßt dieses zu *-ūis*, weiter *-ūus* werden. Man muß bedauern, daß Ljapunov zu diesen zwei in Einzelheiten abweichenden Erklärungen nicht Stellung genommen. Ich glaube, daß Pedersen berechtigt war, sowohl beim Dativ sing. wie beim Instr. plur. von *ō* auszugehen, weil dieser lange Vokal gegenüber dem zweiten Teil des Diphthonges *-ōis* widerstandsfähiger war, als das bei der Annahme von *-ŏis* als dem Ausgangspunkte der weiteren Entwickelung der Fall gewesen wäre. Warum aber ein *-ōi* (Dat. sing.) bei uns -oy, ein *-ōis* (Instr. plur.) bei uns *-ы* ergab, das finde ich weder bei Fortunatov noch bei Pedersen befriedigend erklärt. Die Intonation ist ja doch in beiden Fällen dieselbe — fallende.

Bei der *ŭ/e*-Deklination werden sonst bekannte Sachen wiederholt, auf die ich nicht einzugehen brauche, doch betreffs der sehr üblichen Formen des Dativs врачю, мажю, отцю, die nach der üblichen Ansicht die stark vernehmbare Weichheit der Silben *--č'u*, *-ž'u*, *-c'u* ausdrücken sollten, wird uns eine recht sonderbare Vermutung Fortunatovs vorgetragen, d. h. hier sei der Laut *u* »wahrscheinlich ein eigenartiges *ú*« gewesen (Ljap. 28). Aus der weiteren Auseinandersetzung hebe ich die Ansicht Ljapunovs, von der ich nicht sicher sagen kann, ob sie sich auf Fortunatov stützt, heraus, nach welcher der Akkus. plur. мажа, конь auf *-ŭns* und *-ĭ̄s* zurückgeführt wird (S. 31). Ich hätte gemeint, daß man diese Ansätze sehr gut entbehren kann.

Dagegen hätte ich erwartet, daß Prof. Ljapunov auf die Formen Dat. sing. женѣ, Lok. sing. женѣ, дабѣ, Dual nom. akk. женѣ, селѣ näher eingehen würde, um die Frage zu beantworten, warum die *o*-Stämme und *a*-Stämme gleiche Auslautsvokale erzielt haben, während man doch im Altindischen ein maskul. Lokal *aśvē*, femin. *aśvāyām*, maskul. Dativ *aśvāya*, Dual fem. und neutr. auf *-ē* (*kanyē*, *āsyē*) vorfindet. Vergl. auch lit. *meřgai* aber *mergojè*. Pedersen sieht sich genötigt, den maskulinen Lokal дабѣ nach dem femininen женѣ sich richten zu lassen (KZ. 38. 326/7), weil ihm die Intonation *ōi* bei dem maskulinen Lokalis (*οἴκοι*, *ἰσθμοῖ*) nach seiner Theorie störend im Wege steht. Ljapunov hat bei dem Lokal вльцѣ (S. 15/16) übersehen, dazu Stellung zu nehmen. Daß er wegen der steigenden Intonation den ѣ-Vokal gewahrt sein läßt, stimmt zu der schon oben berührten Theorie (vergl. S. 33), während Pedersen die Wahrung des ѣ bei den *a/ā*-Stämmen im Lokal aus *-āi* erklärt, was ich nur billigen kann. Nur das Neutrum dual. селѣ würde man nach meiner Auffassung auf *-и* erwarten, weil hier allem Anschein nach eine stei-

gende Betonung anzusetzen ist. Ich erkläre auch изъ durch die Analogie der femininen *a/ā*-Stämme.

Der so schwierige Genitiv sing. der *a/ā*-Stämme: женъı-доуша geht bei Ljapunov so gut wie leer aus. Es handelt sich einerseits um die phonetische Erklärung der Form, anderseits um die Frage nach der semasiologischen Übertragung einer Kasusform aus dem Plural in den Singular. Mein Sprachgefühl sträubt sich gegen die von Ljapunov gebilligte Annahme, daß die Form des Nominativs-Akkusativs plur. für den Genitivus singul. sozusagen im übertragenen Wirkungskreise verwendet wurde. Es ist zwar richtig, daß auch im Litauischen gen. sing. auf *-os* mit dem nom. plur. auf *-os*, bald mit bald ohne Betonungsgleichheit sich deckt. Allein dieses Zusammenfallen ist hier ebenso lautgesetzlich berechtigt, wie im Slavischen etwa gen. sing. дъне und nom. plur. дъне. Das ist doch etwas ganz anderes, als die Übertragung einer Pluralform in den Singular für einen Kasus, wo sich kein Anlaß dazu findet. Bekanntlich hat selbst der Nom. plur. der *a/ā*-Stämme auf -ы (-а) keine Existenzberechtigung als Nominativ, sondern nur als Akkusativ. Die Übernahme der Funktion des Nominativs plur. durch den Akkusativ plur. hat in der Geschichte der slavischen Sprachen viele Analogien, allein die Übertragung dieses Nominativ-Akkusativs plur. in den Singular zur Übernahme der Funktionen des Genitiv-Ablativs — das scheint mir ohne Analogie dazustehen. Darum kann ich solchen Erklärungsversuchen, wie dem von Prof. Zubatý (Archiv XV), nach welchem diese innere Unwahrscheinlichkeit wenigstens teilweise ferngehalten wird, meine Sympathie nicht versagen. Bekanntlich kommt dabei neben dem festsitzenden Genitiv женъı für die weichen Stämme außer доуша noch die Form доушѣ in Betracht. In welcher Weise Prof. Zubatý die Form auf -ѣ als echten Genitiv, dem litauischen *katės*, *szweñtės* entsprechend zu erklären trachtete, setze ich als bekannt voraus. Prof. Ljapunov gab sich nicht einmal die Mühe, etwas Stichhaltiges gegen diese Erklärung vorzubringen (S. 36). Ihm genügt es, die Formen женъı-доуша als Genitive sing. ganz bei Seite zu schieben und nur von dem Akkusativ plur. zu sprechen, und zwar hält er dafür, daß женъı unmittelbar auf *-ų̄s -uns*. dieses auf *-ons* zurückgehe, »das urslavische *-ons* gehe aber im gegebenen Falle nicht direkt auf indoeurop. *-āns*, sondern auf baltoslavische Neubildung *-ån̊s* zurück, das sich zu *-å̄ns* kürzte«. Ein Muster der Deutlichkeit könnte ich diese Erklärung nicht nennen. Ich begnüge mich damit, daß ich sage, sowohl женъı wie доуша sind eigentlich Analogieübertragungen von den Akkusativen der *ъ/o*-Stämme. Da jedoch neben доуша auch die Form доушѣ belegt ist, und Fortunatov beide auf eine Quelle zurückführen möchte, so will ich seine Erklärung, von welcher Ljapunov sagt, »die Ehre der genauen linguistischen Erklärung dieser Formen (nämlich доуша und доушѣ) gebühre Fortunatov« hier nach Ljapunovs Fassung anführen: »а in доуша und мѣжа ist unmittelbar aus $\widetilde{\text{ę}}$ hervorgegangen, das man aus $\tilde{\text{ų}}$ durch die Vermittlung von $\tilde{\text{ǫ}}$, $\tilde{\text{ę}}$ gewann«, d. h. (ich glaube, jetzt fängt Ljapunovs Kommentar an) »hier kam ein nasaliertes ѣ zum Vorschein, das in einigen Dialekten der urslavischen Sprache in das nasalierte *e*, d. h. in а, in anderen in das reine ѣ überging«. Ich überlasse es den vergleichenden Sprachforschern, über diese

»linguistische Erklärung« ein Urteil zu sprechen; was ich vor vielen Jahren betreffs der Formen auf -ѣ als Parallelen oder Ersatz zu -ъ gesagt habe (cf. Archiv VI. 153), scheint mir durch alle diese »linguistischen Erklärungen« noch immer nicht beseitigt zu sein.

Bezüglich der Lokalformen auf -охъ (S. 41) muß man dem Verfasser recht geben, daß die altpolnischen Formen nicht auf phonetischem Wege, sondern nur durch die Analogieübertragung (von *-om* auf *-och*) erklärt werden können. Allein das schließt nicht die Möglichkeit, ja geradezu die Wahrscheinlichkeit aus, daß in den ältesten altkirchenslav. Denkmälern die sporadisch begegnenden Formen auf -охъ doch nur auf phonetischem Wege aus -ѣхъ hervorgegangen sind.

Der Nom. plur. кости möchte Prof. Ljapunov nicht als Akkus. plur. auffassen, was ich für das wahrscheinlichste halte, sondern aus dem Nom. plur. auf *-iěs* ableiten. Da jedoch der altindische Nominativ auf *-ayas*, d. h. der europäische Reflex davon *-eies* schon in unserem пѧтиє vorliegt, so ziehe ich vor, кости für den Akk. plur. zu halten (Ljap. 44/5).

Es wäre noch manches zu dieser sehr gewissenhaft ins Einzelne eingehenden, aber wenig Selbständigkeit verratenden Monographie zu sagen. Ich muß jedoch abbrechen und nur zu S. 60 betreffs der Form любы den Verfasser darauf aufmerksam machen, daß es jetzt nicht mehr angehe, sich auf meine in Marianus S. 438 gemachte Darlegung zu berufen, da ich ja im XXIV. Bande des Archivs S. 580 darüber gehandelt habe. Mir liegt nicht viel daran, daß man sich auf meine seit Jahren in den Vorlesungen vertretenen Ansichten über einzelne grammatische Fragen berufe, aber wenigstens das im Archiv Gedruckte sollten slavische Philologen lesen und — soweit es nötig ist, widerlegen, wenn sie es freilich der Widerlegung wert finden.

V. J.

H. Hirt. Der ikavische Dialekt im Königreich Serbien. S.A. aus den Sitzungsberichten der K. Akademie der Wiss. phil.-hist. Kl. B. CXLVI, V. Wien 1903. 56 S.

Es ist schon langeher bekannt, daß in einigen Gegenden Westserbiens, nämlich entlang dem Drina-Fluß, dann im Užicaer Kreis, statt der üblichen *je, ije, e*, für ѣ *i* gebraucht wird. Auf dem Terrain selbst, wo uns diese interessante Erscheinung der serbischen Dialekte begegnet, mit welcher möglicherweise auch andere Züge eines neuen, uns noch bis jetzt unbekannten Dialekttypus in näherer Verbindung stehen, hat Prof. Hirt im Auftrage der Wiener Akademie seine Forschungen angestellt, und seit einiger Zeit liegt vor uns dies Büchlein als Resultat seiner Arbeit. Es hat einen etwas zu weitgreifenden Titel, als hätten wir wirklich mit einem einheitlichen Dialekt zu tun, doch enthält es kaum mehr, als einige neue Belege für den erwähnten Übergang des ѣ zu *i* in der Azbukovica und den angrenzenden Dörfern. Die Beispiele dieser Art bilden den Mittelpunkt dieser Abhandlung (S. 12—22) und eigentlich das wertvollste, was in derselben dargeboten ist. Aber auch diese ihre Seite ist

nicht einwandfrei. Die phonetische, insbesondere aber die accentologische Aufzeichnung der Beispiele ist unvollkommen und ungenau, und zwar nicht nur in diesem Teile der Abhandlung, sondern im ganzen Buche. Die Druckfehler, die in Fülle vorhanden sind, die Unzulänglichkeit und Ungenauigkeit der phonetischen Wiedergabe, die sich ebenso in dieser Arbeit kundmachen, und endlich, möglicherweise, auch wirkliche Abweichungen dieser Dialekte von den übrigen — gesellen sich zu einem überaus bunten Bild grammatischer Inkonsequenzen, die zweifelsohne in dieser Weise nirgends in den serbischen Dialekten vorliegen. So schreibt Hirt: *bìjelo* st. *bijelo* od. *bijèlo*, *divojka* st. *dìvōjka*, *zapīvámo* st. *zàpīvāmo*, *küdilja* (oft) st. *kùdilja*, *ozlìditi* st. *ozlíditi*, *rijeka* st. *rijèka*, *svijeća* st. *svijèća*, *vrića* st. *vrìća*, *nìkāko* st. *nïkāko*, *nìkoliko* st. *nïkoliko*, *òdīrāmo* st. *òdīvāmo*, *vidićemo* st. *vìdićemo*, *tijèšiti* st. *tjëšiti*, *tieme* st. *tjëme* u. a. m. (s. auch unten).

Es scheint, daß Prof. Hirt kein Gefühl für die musikalische Seite der serbischen Accente hat; sonst könnte man nicht erklären, warum er die musikalisch so ausgeprägten Unterschiede zwischen verschiedenen serbischen Accenten der Quantität nach definiert. Daraus erklärt sich auch der Umstand, daß in den Hirtschen Aufzeichnungen die üblichen kurzen Accente oft verlängert erscheinen: das verschiedene Tempo der Rede und andere wohlbekannte Bedingungen, unter welchen die serbischen Accente zu stehen pflegen, beeinflussen sie auch in Bezug auf ihre Quantität; das ist aber von nebensächlicher Bedeutung, da in diesen Fällen auch die langen Accente zu überlangen werden. Das einzige, was hier fest bleibt, ist die musikalisch-expiratorische Seite der Accente, die aber, wie gesagt, Prof. Hirt nicht genug charakteristisch schien. Ebenfalls vermissen wir bei H. die Längen nach dem Hochton auch dort, wo sie auch in diesen Dialekten vorhanden sein sollten (Beispiele s. unten).

Unter den angeführten ikavischen Beispielen finden wir auch solche, die für den ikavischen Dialekt nicht genug charakteristisch zu sein scheinen, da man sie ausnahmslos auch in dem jekavischen Dialekt gebraucht, der sich aber bis zu dem ikavischen ausdehnt und ihm auch einige seiner andern Züge überreicht. Z. B. *dio*, *smijati se*, *stria*, *vidio*, *donio*, *tio*, *griota*, *sijati*, *samlio* u. a. m. (vgl. auch S. 12). Da in diesem Dialekt auch ekavische Formen vorkommen (S. 21—22), ist es begreiflich, warum hier neben den Formen mit altem *i* (ī, ѣ) auch solche mit *e* vorhanden sind: z. B. *levada*, *lepa* (S. 16), *koleba*, *koleko* (S. 24) statt *livada* etc., so daß man für eine so einfache Erscheinung nicht so fernliegende und strittige phonetische Erklärung zu suchen brauchte, wie es Hirt getan.

Noch eine Eigenschaft dieses Dialektes muß ich hervorheben, nämlich *l* statt *l* vor dunklen Vokalen. Ob das die einzige Lage ist, wo dieser Laut zum Vorschein kommt, wie es Prof. Hirt meint (S. 20), möchte ich bezweifeln, weil ich ihn bei den aus dem Drina-Gebiet eingewanderten Bauern des Valjevo-Kreises auch vor andern Vokalen gehört habe. Das ist aber für die Entstehung dieser Laute sehr wichtig.

Das übrige Material hat H. unter dem Titel »Zur Lautlehre (S. 22—37) und »Zur Flexionslehre« (S. 37—45) zusammengestellt; doch finde ich darin

sehr wenig dessen, was für diesen Dialekt von Interesse und Belang wäre: alles das kann man auch in andern serbischen Dialekten, ja sogar in der Schriftsprache, finden.

Doch auf einen Punkt muß ich den Leser aufmerksam machen, nämlich auf die Beispiele, die unter dem Vokalwechsel (S. 25) untergebracht sind. In den meisten Fällen hat man wohl verschiedene Formen, die gar nichts mit der Assimilation zu tun haben. Z. B. *jamčiti* und *jemčiti* stellen *jьmčiti* und *jemčiti* (mit *e* aus *jeti*) dar, *ljubazan* und *ljubezan* — serbische und serbisch-russisch)kirchliche Form; *dalje* und *dilje* — zwei verschiedene Formen (vgl. sloven. *dȋlj* adv. »ohne Unterbrechung«), *manje* und *minje* ebenso u. s. w.

S. 45 ist »Lexikalisches« mitgeteilt. Ich habe es sorgfältig durchgelesen, doch konnte ich nicht das Prinzip ausfindig machen, nach dem diese meistens bekannten und von Vuk aufgenommenen Wörter, wie: *ajvar*, *ajgir*, *ambar*, *aps*, *artija*, *astal* u. s. w. hier angeführt worden sind. Unter den auf neun Seiten aufgezeichneten Beispielen gibt es wohl kaum deren 20—25, die in irgend welcher Weise interessant sind; doch muß ich auch diesbezüglich einiges bemerken.

Neben *gàjbuni* habe ich auch *gajbùni* gehört; *dȉtić* ist wohl unmöglich; *dušèma* nicht gerade »Bank«, sondern »der in die Höhe gehobene und zur Bank gemachte Teil des Fußbodens« oder manchmal auch »der Fußboden« selbst; *èsapīm* (wohl *èsāpīm*) bei Vuk auch unter *es-*; *zäbrde* accentuell unsicher, wohl eher *zábrđe* oder auch *zàbrđe*; *u zlȋ čas* wohl unrichtig st. *ù zlȋ čas* (oder auch *u zlí čas*, vgl. *ù zō čas*); mir ist *ìštūl* (bei Hirt *ìštat*) als Adverb bekannt: *nísam ìštūl* »ich habe keinen Appetit«; statt *jükli* (*jùkli* wäre wohl besser) habe ich *jùklīk* oder auch *juklȉk* gehört; *kavàštura* (accentologisch soll es eigentlich *kavàštura* heißen) ist wohl das bekannte *kaljàštura* oder *kalàštura*; *kànda* = *ka(o)(o)n(o)da*; *kārde* (d. h. *kârde*) nom. *kárda* — Kosename zu *kardaš*; *kàčkin* — mir *kàčkīn* bekannt; *kokòšnjak* (besser *kokòšnjāk*) hat nicht die Bedeutung wie *kokòšinjak*, sondern »Hühnermist«; *kùlača* — mir nur *kùlača* (bei Vuk ebenso) mit Bedeutung »Bauernhaus, ein einfaches Haus« bekannt; *lòška* wohl st. *lȍška*; *ljúdi* st. *ljūdi*; *nàtuniat* — ist nicht klar, ob es *nàtunjati* oder *nàcunjati* heißen soll; *pȅrda* — mir *pérda*, Vuk *pèrda* bekannt; *plíska* — mir *plȉska* bekannt; *pȍlić* (bei Vuk auch so) habe ich auch *pòlić* sprechen gehört; *poslánīk* »Lehrer« — dem Accent und der Bedeutung nach zweifelhaft; *rúbina* soll wohl *rùbina* (bei Vuk ebenso) heißen; *rúdnīk* wird wohl *rūdnīk* accentuiert vgl. Ortsname *Rûdnīk* bei Vuk); *säplak* mir *säplāk* (bei Vuk ebenso) bekannt; *sȅdmica* — wohl *sèdmica*; *»sèvise«* »ich habe vergessen« — scheint mir mißverstanden zu sein; es ist kein Adverb, sondern das Verbum *»sëviti se«*, *»sëvīm se«*, mit der Bedeutung »ich erinnere mich«; *sòkāk* — wohl *sòkāk*; *tàbūt* — mir ohne Länge (*tàbut*) und mit der Bedeutung »Sarg« bekannt; *tàvan* — wohl *tàvan*; *tȁčno* — gewöhnlicher *täčno*; *težìna* in der Bedeutung »der Hanf« nur *tèžina* gebräuchlich; *tèstica* mir aber *tèstīca* (bei Vuk ebenso *»tèstījca«*) bekannt; *tomàrati* = *tumàrati*; *tūkli* — die Bedeutung und der Accent?; *džäda* — mir *džáda* bekannt; *šùmār* — nicht unmöglich (vgl. *nùcāp* in Mačva st. *nùcāp* u. ähnl.), mir aber (so auch bei Vuk) nur *šȕmār* bekannt.

Auch bei der Angabe anderer Wörter sind allerlei kleine Unrichtigkeiten zu verzeichnen; doch mag auch das angeführte genügen. Dasselbe gilt auch von dem auf S. 55 gedruckten kleinen Texte: es gibt wohl Formen, die accentologisch genau angeführt sind, doch ist auch dieser Text, streng genommen, nicht zuverlässig.

Die Schwierigkeiten, mit welchen Prof. Hirt zu kämpfen hatte, waren recht groß. Seine Ausdauer bewundern wir, sehen uns aber zugleich genötigt, mit Bedauern festzustellen, daß ihr die erzielten Resultate nicht entsprechen.

Der Ikavismus Westserbiens bleibt uns auch nach dieser Abhandlung ebenso unklar wie vorher. Stellt er die letzten Überreste eines ikavisch-štokavischen Dialektes dar oder nicht? In welcher Beziehung steht er zu den bosnischen ikavisch-štokavischen Dialekten, die noch immer die Muttersprache der bosnischen oder hercegovinischen Katholiken und Mohammedaner sind. Ist er in dieser Gegend alt oder neu? Alles das könnte man allerdings nicht bloß auf Grund des sprachlichen Materials des Azbukovica-Kreises erklären; dazu müßte man sich auch nach dem Ikavismus anderer Gegenden Serbiens (*Jadar*, *Tamnava*, *Valjevo*- und *Užice*-Kreis u. and.) umsehen, dann aber auch nach den alten Inschriften und andern Denkmälern, den Ansiedelungsverhältnissen und der Provenienz der Bewohner derselben. Doch müssen in erster Linie die sprachlichen Reste genau festgestellt und untersucht werden.

Belgrad. *A. Belić.*

Geschichte der russischen Litteratur. Von Dr. A. Brückner, ord. Professor in Berlin. Leipzig, Amelang, 1905.

Das rege Interesse, hervorgerufen durch unsere neuere Literatur jenseits der Grenzen Rußlands, hat in der Wissenschaft des Westens nicht wenige, den hervorragenden Vertretern unserer Literatur, die sich europäischen Namen erobert haben, gewidmete Monographien erzeugt. Für einen Gogol (dem im Jubiläumsjahre eine spezielle Studie in einer französischen Dissertation zuteil wurde), einen Turgenjew, Dostojewskij, Leo Tolstoj, dann (unter den Schriftstellern der neuesten Zeit) für Čechov und M. Gorki, fanden sich Biographen, Kritiker und Kommentatoren. Doch im Gegensatz zu dieser detaillierten und abgesonderten Behandlung einzelner Fragen ist auffallend gering die Zahl allgemeiner literaturgeschichtlicher Übersichten, die vor dem uneingeweihten größeren Publikum (für eine streng wissenschaftliche Behandlung ist die Zeit augenscheinlich noch nicht gekommen) das Bild der schöpferischen Kraft des russischen Volkes, die zur jetzigen literarischen Bewegung geführt hat, aufrollen würden, die sein Ureigentum bestimmen, kulturelle Einflüsse, Erfolge des nationalen Selbstbewußtseins, den Zusammenhang der Literatur mit der Entwicklung des Gemeinwesens, die Bildung von Schulen und Richtungen, die Evolution literarischer Gattungen, die Wechselbeziehungen zwischen den Volks- und individuellen Elementen darstellen, die Schriftsteller in richtigen Zusammenhang mit ihrer Zeit bringen

und vor dem Leser eine lebendige, zusammenhängende, vergeistigte Chronik des jahrhundertelangen Lebens entwerfen würden. Im Kreise der Leistungen dieser Art konnten solche populäre Übersichten sich Bedeutung verschaffen, wie das Buch von Alexander Reinhold, die Arbeit eines eifrigen, dem Werke ergebenen und viel belesenen Dilettanten; da erschienen auch die eilfertigen Verallgemeinerungen eines K. Waliszewski; aus den acht öffentlichen, im J. 1901 in Lowell institute zu Boston gehaltenen Vorlesungen ging das zu Anfang des Jahres 1905 erschienene Buch von P. Kropotkin »Ideals and realities in russian literature« (jetzt auch in deutscher Übersetzung) hervor, das nur flüchtig mit dem Altertum und selbst mit der Literatur des XVIII. Jahrh. bekannt macht, um dafür eingehender das XIX. Jahrh. und die Charakteristik einzelner Schriftsteller (insbesondere Turgenjew's und Leo Tolstoj's) auszuarbeiten, und viele richtige und tiefsinnige Bemerkungen und Beurteilungen zu bieten.

In den Kreis ähnlicher Arbeiten trat jetzt der neueste Band der Leipziger Serie: »Die Litteraturen des Ostens in Einzeldarstellungen« ein. Die wissenschaftliche Autorität des Berliner Slavisten, der die Lösung der Aufgabe übernommen, ließ natürlich erwarten, daß beim Studium der russischen literaturgeschichtlichen Fragen, dieselben Eigenschaften zum Vorschein kommen werden, die auch sein anderes Werk in der genannten Serie u. d. T. »Geschichte der polnischen Litteratur« kennzeichnen — nämlich eingehende Erforschung des Gegenstandes, Selbständigkeit und Tiefe des Urteils im Zusammenhang mit dem Glanz und der Klarheit der Darstellung, die dem Werke Prof. Brückners eine ehrenvolle Stelle in der im Westen nicht reichen Literatur des Gegenstandes einräumen. Wissenschaftliche Objektivität, frei von nationalen Vorurteilen und Voreingenommenheiten, stand außer Frage, und die Tatsache selbst, daß die erste wissenschaftliche und zu gleicher Zeit allgemein zugängliche Geschichte der russischen Literatur in den literarischen Verkehr Europas gerade durch einen polnischen Gelehrten eingeführt wird, kann besondere Anziehungskraft ausüben.

Aus den einleitenden Worten des ersten Kapitels (»die Anfänge«), in welchem die große kulturelle und erzieherische Bedeutung der Literatur für das russische Volk erörtert wird, nimmt man die nachsinnende Sympathie des Verfassers für den Gegenstand wahr. Dieser Eindruck steigert sich, je weiter der Verfasser das Wachstum und die Entwicklung des selbständigen nationalen Schaffens verfolgt; als er aber zu Anfang des XX. Jahrhunderts die schließlich sichergestellte Bedeutung der russischen Literaturströmung in der Weltkultur charakterisiert, da erscheint dies Mitgefühl als feierlicher Schlußakkord in der Äußerung, die den Abschluß des Buches bildet: die Welt kann ihrer nicht mehr entbehren. Im Einklang mit diesem Verhältnis des Verfassers zu seinem Werke steht nicht nur der große Umfang des gegebenen Überblickes, der von den ersten Denkmälern bis zu den Erscheinungen des gestrigen Tages (nicht nur bis Čechov, sondern auch bis Maxim Gorkij und Leonid Andrejev) reicht, sondern auch das Interesse für alle hervorragenden Erscheinungen der gesellschaftlichen Kraftentfaltung und die Verurteilung der verderblichen Wirkung der Autokratie, Willkür und Be-

drückung. Der Verfasser trachtet die Geschichte der psychischen Seite hervorragender Schriftsteller zu schreiben und nicht selten schafft er künstlerische Porträts. Er analysiert nacherzählend viele Werke und hinter den von ihm gezeichneten Skizzen und Bildern steckt nicht geringe Gelehrsamkeit, viel energische Arbeit. So ist im Stande zu schreiben nicht ein gleichgiltiger, teilnahmsloser Chronist über das ihm fremde, nationale Schaffen, sondern ein Freund und Mitempfinder desselben.

Das ist der allgemeine Eindruck, solange er sich nur auf die Konturen und Hauptumrisse beschränkt und der Schluß, der Epilog des Buches, krönt ihn in würdiger Weise. Dieser Eindruck zieht an, lockt in die Tiefe der umfangreichen und an Fakten reichen Erzählung, bestimmt, den ganzen Weg mit dem Umschauhaltenden Schritt für Schritt mitzumachen, mit ihm die Mühe der erzielten Resultate, Definitionen, und Charakteristiken zu teilen. Doch in dem Maße, in welchem die von voller Sympathie getragene Analyse dessen, was so harmonisch, ausdrucksvoll und farbenreich sich vor dem Leser emporhebt, fortschreitet, beginnen auch die Unebenheiten, Lücken, strittige Behauptungen aufzutauchen, — und immer augenscheinlicher zeigt sich die Schwierigkeit, bei der Entfernung von den Quellen und Hilfsmitteln und schließlich von dem Lande, inmitten dessen die behandelte Literatur entstand und sich entwickelte, — eine erschöpfende Beherrschung des Gegenstandes und unbedingte Genauigkeit der Darstellung zu erreichen.

Der Plan des Werkes von Prof. Brückner war augenscheinlich bedingt durch die Notwendigkeit, der allgemeinen Verständlichkeit Opfer zu bringen; dieses gestattete ihm nicht, in die Einzelheiten sich einzulassen, verhinderte die Gleichheit und Harmonie zwischen den Abrissen einzelner Perioden, um so die größte Vollständigkeit für die neueste zeitgenössische, in den Augen des europäischen Lesers wichtigste Periode der Literatur aufzusparen. Dadurch muß man manchen Mißstand, manche Lücke mit in Kauf nehmen. Der einleitende Abschnitt, bis zum XVIII. Jahrh., ist besonders knapp und kurz abgetan. Übrigens macht der Verfasser selbst den Leser darauf aufmerksam, daß er aus der alten russischen Literatur nur die wichtigsten Züge, »springende Momente« herauszuheben gedenke. Wenn man sich auf diesen Standpunkt stellt, erwartet man natürlich eine feine Auswahl von Tatsachen, grundlegenden Themen und Ideen, von Literatur- und Gedanken-Richtungen, als anschauliches Anzeichen eines stufenmäßigen literarischen Wachstums der vorpetrinischen Epoche. Doch ist dieser Abriß eilig abgefaßt und wortkarg. Unterwegs wird hie und da halt gemacht, so z. B. um eine derbe Verdammung über das Werk von Cyrill und Method auszusprechen, oder um den »angeborenen Anarchismus des russischen Volkes« und dessen Unfähigkeit, »einen festen Staatsorganismus zu bilden«, hervorzuheben, während man sonst an den wichtigen Erscheinungen vorbeieilt oder sie nur flüchtig berührt.

Die Volkspoesie verdiente unbedingt eine andere Charakteristik als die, welche die rituellen Lieder, geistliche Verse, historische Lieder (ihrer wird nur mit zwei, drei Worten gedacht), das Wesen der Spielleute und Pilger, den Reichtum des Folklors beiseite lassend, nur bei den Bylinen (epischen Liedern) verweilt, und dabei nur allgemeine und in dem Grade den

in der Wissenschaft spruchreifen Urteilen ausweichende Mitteilungen macht, daß ohne Rücksicht auf die Forschungen über den geschichtlichen Hintergrund des Heldentums, die Behauptung aufgestellt wird, die Hauptpersönlichkeiten des Epos seien in der Geschichte unbekannt, und angesichts zweier an Resultaten reichen Schulen, die den orientalischen uud europäischen Einfluß auf die Bylinen konstatiert haben, die Vermutung geäußert wird, hier sei »vielleicht fremder Einfluß« gewesen. Aber auch für die bedeutenden Leistungen des alten russ. Schrifttums wird bei der grausamen Knappheit des Abrisses keine Ausnahme gemacht. Das Bittgesuch des Daniel »Zatočnik«, wurde mit keinem Worte erwähnt, und von dem »Berichte vom Zuge Igors« wurde eine so oberflächliche Charakteristik entworfen, daß hier weder die künstlerische noch die ethnographische, weder die politische noch die polemische Bedeutung des Denkmals im gehörigen Lichte zum Vorschein kommt. Schon wegen der treffenden und lebhaften Schilderungen, die der Verf. im Folgenden den Wechselbeziehungen zwischen der sozialen Bewegung und der Literatur zuteil werden läßt, wäre es jedenfalls wünschenswert gewesen, auf solche Vorboten aus dem entfernten Altertum hinzuweisen, wie der Bericht über Igors Zug oder das Bittgesuch des »Zatočnik«. Die Anzeichen eines selbständigen religiösen Gedankens sind gleichfalls ungenügend beachtet. Das Auftauchen der Sekten wird ans Ende des XV. Jahrh. versetzt, und mit der Lehre der »Judaisierenden« in Verbindung gebracht; ihre Vorgänger »Strigolniki« des XIV. Jahrh., deren religiös-soziale Lehren inmitten der republikanischen Einrichtungen Novgorods sich entwickelt haben, vermißt der Leser gänzlich. Überhaupt der so eigenartig im Grunde des alten Schrifttums sich ausnehmende lokale Novgoroder Einschlag, der auf alles was nur innerhalb der Grenzen »der Republik« geschah, sein Gepräge aufdrückte, so auf Lied, Erzählung, Chronik, religiöse Bewegung, blieb ganz im Schatten, und nachdem der Literaturhistoriker bemerkt, daß Novgorods Anteil wenigstens an der Literatur ein »sehr bescheidener« gewesen sei, trat er später von diesem Urteilsspruch nicht zurück.

Das XVI. Jahrh., als Zeit des Überganges, lenkt schon größere Aufmerksamkeit des Verfassers auf sich, es gelingt ihm die erste einheitliche Charakteristik zu entwerfen — das Bild Maxim Grek's zu zeichnen, doch neben diesem geschieht nicht mit einem Wort Erwähnung der aufopfernden Persönlichkeit des ersten Druckers Iwan Fedorov, der von dem den Aposteln der typographischen Kunst eigentümlichen Idealismus erfüllt war. Andererseits, ungeachtet der Notwendigkeit, die konservative Richtung zu individualisieren, wird dem Domostroj die Bedeutung eines Moralkodex der ganzen Periode, des ganzen Volkes zugeschrieben, und nicht als Ausdruck der konservativen Meinungen eines Teiles der Nation betrachtet; das Denkmal selbst aber, das die Mehrheit der Forscher dem Silvester zuschreibt, wird hier mit dem Namen Adašev's in Verbindung gebracht. Noch einen raschen Schritt vorwärts, und das XVII. Jahrhundert steht vor dem Verfasser mit der für seinen Plan wesentlichen Aufgabe, die Vorbereitungen zur petrinischen Reform zu erforschen und die zunehmende Annäherung an das westliche Europa zu untersuchen. Von diesem Kapitel an wird das Werk an

Tatsachen reicher, die Ähnlichkeit zwischen der noch immer flüchtigen Aufnahme und dem tatsächlichen Gehalt der Periode nimmt sichtlich zu, doch nebenbei findet man noch immer hie und da Lücken und nicht zu Ende ausgesprochene Gedanken. Einige von ihnen beziehen sich auf spezielle Fragen, daher sind sie von geringerer Wichtigkeit. So werden zu dieser Zeit nicht nur »Schwänke« allein aus Boccaccio übersetzt, — das Prototyp des Shakespeareschen »Cymbeline«, die Erzählung von dem Kaufmann Bernabo von Genua mit ihrem stark dramatischen Sujet und die Novelle von Gismonda und Guiskard passen nicht unter diese Definition. In der Historie vom Frol Skobejev ist die Episode, die dem Verfasser als »Don Juan«-Motiv vorkommt, nicht nach Moskau »versetzt«, sondern spielt sich in der abgelegenen Provinz des Novgoroder Gebiets ab. Gänzlich unerwähnt blieben die Verhandlungen der ersten russischen Gesandtschaft nach Deutschland in Sachen des Theaters und der Schauspieler, mit einem so hervorragenden Bühnenvertreter wie Johann Velten, der die Reform der deutschen Schaubühne plante. Die aus Anlaß der Maskeraden des Pseudodemetrius in Moskau ausgesprochene Meinung von der Feindschaft des russischen Volkes gegen die Umkleidungen und Vermummungen ist vollständig übertrieben, — dagegen sollte erwähnt werden die weite Verbreitung der Fest- und Karnevalsspiele, insbesondere aber verdienten Erwähnung die berühmten Novgoroder »Masken«, ihre grandiosen Aufzüge und Auffahrten auf den mit Vermummten besetzten »Schiffen« durch die Gassen Novgorods u.s.w. Wichtiger sind jene Lücken und Unebenheiten, durch die der Ideen-Gehalt der behandelten Literaturperiode verkümmert wird. Die Bedeutung der Verkünder der geistigen Wiedergeburt, die auf Grund der Neubelebung der Gesellschaft auftraten, ist viel zu deutlich mit den späteren Tatsachen gleicher Art verknüpft — und Prof. Brückner berührte zwei hauptsächliche Vertreter. Doch während von der typischen Persönlichkeit Kotošichins eine ziemlich treue Silhouette gegeben wird, wobei der Kanzler-Emigrant den Namen eines Vorgängers Herzen's bekommt, bieten die dem Jurij Križanić gewidmeten kaum mehr als zwanzig Zeilen, wo von seinem Panslavismus, seiner Neigung zur Gelehrsamkeit und zu reformatorischen Ideen die Rede ist, einen nur oberflächlichen Begriff von einer der beachtungswertesten Persönlichkeiten des alten Slaventums, mit seinem komplizierten geistigen Reichtum, der, man sollte es glauben, durch die neueren Forschungen hinreichend erforscht worden ist. Križanić gegenüber hätte der Verfasser dasselbe Verfahren anwenden können, das ihm bei der Charakteristik Maxim Grek's glückte (mit welchen er ihn auch vergleicht); wenn Kotošichin bei ihm zum Vorgänger Herzen's geworden ist, so konnte er (abgesehen von vielen anderen Rechtsansprüchen auf Berücksichtigung) in der Tätigkeit des kroatischen Apostels der Aufklärung der Russen die ersten Vorboten der Ideen des Slavophilentums aufdecken.

Mit der richtigen Beurteilung der petrinischen Reform als des Resultates der vorhergehenden Bewegung in der Richtung der westlichen Kultur schließt der der alten russischen Literatur gewidmete Abschnitt ab. Die »springenden Momente«, bei denen der Verfasser länger zu verweilen vorgezogen hatte,

trugen nicht dazu bei, um in kurzen, aber dennoch ausdrucksvollen und hell beleuchteten Übergängen die Entfaltung der schöpferischen Kraft und der Ideen, und die Hebung des Selbstbewußtseins im Zeitraum von Jahrhunderten darzustellen. Eiligen Schrittes bewegte er sich vorwärts, und während dieses forcierten Ganges blieb vieles im Schatten.

Das XVIII. Jahrhundert hat unvergleichbar stärker die Aufmerksamkeit des Literaturhistorikers gefesselt. Das Bild wird vollständiger und umfangreicher; die Persönlichkeiten, Leistungen, Richtungen werden dem Wesen nach studiert und beurteilt; das Tempo des Vortrages gestaltet sich langsamer, der Hintergrund des Gemäldes und die aus demselben hervortretenden Personen sind deutlicher geworden. Jedoch des Strittigen und Ungenauen gibt es noch immer nicht wenig. Für die komplizierte, originelle Persönlichkeit des Iwan Posoškov, bei welchem die konservativen Sorgen nationalen und religiösen Charakters mit der aufrichtigen Ergebenheit an die Aufklärung und Reform sich paarten, ist die Bezeichnung: »ein Mann der guten alten Zeit« gänzlich unpassend. Seine scharfsichtigen ökonomischen Ansichten, deren Anziehungskraft insbesondere darin besteht, daß er den Wohlstand des Landes nicht in der Häufung der Reichtümer allein sieht, sondern in kulturellen Gütern, in geregelter und gerechter Staatseinrichtung, in humaner Gesetzgebung u.s.w., werden ausschließlich zu den Sorgen um den Reichtum des Volkes herabgesetzt. Die tragische Lösung aber der Schicksale dieses Schwärmers und Projektmachers, dessen Handschrift des »Buches von Armut und Reichtum«, wo lügenhafte und schädliche Mitarbeiter Peters entlarvt wurden, nach dem Tode des Zaren in die Hände der Feinde des Verfassers geraten war und seine Verhaftung, Einkerkerung und den Tod in der Festung verursachte — ist so unbestimmt dargestellt, daß sie leicht als undankbare Vergeltung des Reorganisators selbst an einem von den ihm herzlich ergebenen, aufgefaßt werden könnte. Die eigenartige Figur eines solchen Verehrers der Gewissensfreiheit wie Tweritinov (nicht »Arzt«, sondern nur ein belesener Apothekerlehrling war er) mit seiner protestantischen Propaganda, huscht nur so vorbei und wurde nicht gewürdigt. Die Persönlichkeit eines anderen typischen Vertreters der Volksenergie (solche Persönlichkeiten sollten, glaub' ich, im Abriß insbesondere hervorgehoben werden), des Begründers des regelmäßigen russischen Theaters, des Fedor Wołkov, ist blaß und flüchtig dargestellt, und jenes merkwürdige, den Geschmack des Zuschauers verderbende Repertoir fremder Dramen, womit er die neue Bühne zu beschenken trachtete — die besten Stücke von Molière, Lessing, Diderot u. a., — entspricht nicht dem harten Urteil: »alte Stücke«. Wenn in der Würdigung der kulturellen Bedeutung der Tätigkeit der Kaiserin Katharina II. solche Gegensätze miteinander kämpfen, wie das Mißtrauen bezüglich ihrer Aufrichtigkeit im Dienste des Fortschritts, und anderseits die Äußerung, daß sie »ihrer ganzen Umgebung« gegenüber höher stand (doch nicht etwa der höfischen Umgebung? Das heißt also, sie wird über Männer von solcher sittlichen Kraft, tiefer Überzeugung und Reinheit des Geistes wie Radiščev oder Novikov gestellt . . .), so nehmen wir in der Beurteilung und Verurteilung ihrer bedeutendsten Zeitgenossen nicht geringeres Schwan-

ken wahr. »Dem Feinde der Sklaverei« Radiščev darf man nicht »Respekt vor der Autokratie« zuschreiben und die Behauptung aufstellen, als ob in diesem Charakterzug die Ursache seines Selbstmordes zu suchen sei — während er doch nach der Rückkehr aus seiner langen Verbannung immerhin als unverbesserlicher Freidenker sich bewährte, mit seinem Radikalismus die Mitglieder der Alexandrinischen Reorganisationskommission überraschte und nur infolge eines hypochondrischen Anfalls, den er sich in Sibirien zuzog, die Hand an sich legte. Sein leidenvolles Buch, das ein ganzes Programm der humanen, liberalen Reformen enthält, wie die Befreiung der Bauern, die Freiheit der Presse, und das die Grundlagen der Autokratie erschütterte, kann man schwerlich »ein unschuldiges Buch« nennen, und einige Seiten weiter behaupten: »Radiščev's Name bleibt unsterblich«. — Dem Vertreter der entgegengesetzten russophilen Richtung, dem Fürsten Ščerbatov, der den Ruhm und die Sittlichkeit der alten Zeit verherrlichte, ist ebenfalls eine ihm nicht zukommende Rolle zugedacht worden — und noch dazu an der Seite einer Anhängerin der europäischen Kultur und Freundin der westeuropäischen Philosophen, der Präsidentin der Akademie und aktiven Mitarbeiterin an den Journalen, der Fürstin Daschkov. Sie beide sind dazu auserkoren, um zwei typische vonwisinische Charaktere des runden Unwissens zu veranschaulichen (»Sie spielten die Prostakov und Skotinin, das heißt, die biedere Moral der vorpetrinischen Zeit«)!

Auch dem Vonwisin selbst ist es nicht besser ergangen. Die Katharinische Satire, in deren Bereiche eine der wichtigsten Stellen diesem Manne unbedingt gebührt, traf nach der Meinung des Verfassers gar nicht die wunde Stelle — so daß die dunklen Bilder der Leibeigenschaft im »Junker«, vortreffliche Dorfbriefe in Nowikovs »Maler«, scharf satirische Seiten bei Radiščev, — zu den unschuldigen Stilübungen über den schon längst abgeurteilten und ohnmächtigen Gegner sich gestalten. Dabei fließen bei Vonwisin die Bilder aus dem Leben in den Augen unseres Literaturhistorikers in einem einseitig spottsüchtigen Kolorit zusammen, wie bei dem vortrefflichen Komiker »taugen die Väter ebensowenig wie die Söhne«, — und auf diese Weise geht der ganze Sinn einer für Vonwisin so wichtigen Gegenüberstellung des neuen verdorbenen Geschlechtes gegenüber den älteren Vorgängern vom Typus eines Starodum, Prawdin, Nelstecov, gänzlich verloren.

Noch einige Ungenauigkeiten. Einige der zweimal zehn Komödien S. Sumarokvs verwandelten sich in Hunderte von Komödien; die travestierte Aeneide von Kotlarewskij ist nicht im »Volksdialekt« abgefaßt, d. i. als wäre sie im volkstümlichen großrussischen Dialekt geschrieben, sondern erschien als erstes Werk der selbständigen kleinrussischen Literatur; Sternes Einfluß auf Karamsin unterliegt absolut keinem Zweifel und ist von ihm selber in den »Schriften des russischen Pilgers«, in Erzählungen u. s. w. bezeugt — und damit geht der Absehnitt der Literatur des XVIII. Jahrhunderts zu Ende, in welchem gleichzeitig mit den angezeigten Mängeln richtige und treffende Urteile und Charakteristiken, z. B. in der Schilderung des russischen Freimaurertums, oder der Parallele zwischen der brüderlichen Einfachheit bei Lopuchin und den Ideen Tolstoj's u. s. w. angedeutet werden.

Der Literatur des XIX. Jahrhunderts als dem Vorboten und Prolog der neuesten zeitgenössischen Literatur, die als Schwerpunkt des ganzen vom Verfasser in Anspruch genommenen Grundrisses dient, ist eine noch würdigere Stellung eingeräumt, als den Tatsachen der aufklärerischen Periode. Dieser Teil des Werkes ist ausführlicher und reichhaltiger; einige spezielle Fragen sind sorgfältig auf Grund neuer Arbeiten ausgeführt; allgemeine Behauptungen sind weit weniger anfechtbar. — Doch die Einzelheiten lenken auf sich die Aufmerksamkeit der Kritik, und man kann nicht umhin, auf sie zu verweisen, wenn auch die Aufzählung derselben nicht gerade gering ausfallen wird.

Der Lehrer und Vorgänger Puschkin's, der sich in der Literatur unvergleichlich früher, als die ersten nur einigermaßen hervorragenden Leistungen seines genialen Schülers erschienen, einen Namen erworben hatte, Batjuškov, wird als Nachfolger Puschkins bezeichnet (»Puschkins Schule hatte auch Batjuškov durchgemacht«). Der feurige Dichter-Bürger, ein Mann von energischer Tat, der Dekabrist Rylejev, wird als Pessimist charakterisiert; auf »verweichlichtes Geschlecht der Slaven« wirkend, flößte er ihnen nicht Kummer oder Verzweiflung ein, sondern bürgerlichen Mut und Selbstverleugnung. Der größere Teil des Lebens Gribojedov's, während dessen er im diplomatischen Dienste in Persien oder Kaukasus verweilte, hat beim Verfasser den Charakter einstweiliger »Aufträge« bekommen, mit welchen er »nach dem Kaukasus, nach Tiflis, nach Teheran« geschickt wurde. Den Plan der Komödie »Verstand schafft Leiden« faßte er nicht im Jahre 1816, sondern zur Zeit seiner Universitätsstudien, das heißt, vor dem Jahre 1808. Čackij ist nach der Pieçe gar kein Verwandter von Famusov, nur Sohn seines Freundes. Gribojedov wurde niemals und von niemandem der Denunziation der Dekabristen beschuldigt. Die Bemerkung bezüglich der Krylovschen Fabel »Das Pferd und der Reiter«, daß sie nicht gegen Dekabristen geschrieben sei — wird gegenstandslos, wenn man bedenkt, daß die genannte Fabel in das Jahr 1814 gehört. Puschkin wurde nicht nach Odessa verbannt und nicht dort begegnete er der Familie Rajevskij. Jekaterinoslaw, die Reise nach dem Kaukasus, in die Krym, das Leben in Bessarabien, d. h. im ganzen volle drei Jahre, gingen seiner Transferierung nach Odessa voraus. Die Behauptung des Verfassers, daß Puschkin die Benennung russischer Schriftsteller als »unverdiente Kränkung« für seine Person betrachtete, daß er sich aus vollem Herzen nach dem Kammerherrntitel sehnte (»heißersehnter Kammerherrntitel«), daß er schließlich ... Verehrer von Knute unnd Zensur (!) wurde, widersprechen der Wirklichkeit. Weder Puschkins Genosse Baratinskij — »Hamlet« — noch der einst populär gewesene Verfasser der gefühlvollen Lieder: Neledinskij — Melezkij führten den Titel »Fürst«. Lermontov wurde nicht von der Universität ausgeschlossen, die »Frau des Kassierers« ist nicht auf einer Episode »seines Garnisonlebens in Tambov« begründet, weil er niemals und nirgends in einer großrussischen Provinz mit dem Regimente stationierte. Lermontovs Mörder Martinov war kein Freund von ihm, diente ihm nur als Ziel seiner Angriffe und Spötteleien.

In der Disposition der Biographie Gogols finden sich viele Ungenauig-

keiten. Die Entbehrungen und Mißerfolge Gogols in Petersburg fanden nicht »trotz aller erdenklichen Förderung durch Freunde und Gönner« statt, sondern vor diesen Förderungen seitens seiner Freunde, da er noch, niemandem bekannt, den Kampf ums Dasein führte; seit der Annäherung aber an Puschkin und Žukovskij änderte sich sein Los gänzlich. Der dem Puschkin zugestoßene Vorfall, der als eine Quelle des »Revisor«-Themas diente, ereignete sich nicht in Novgorod, sondern zur Zeit seiner Reise wegen Sammelns der Materialien für die Geschichte Pugačevs. Der peinliche Eindruck nach der ersten Aufführung »Revisors« wurde bei Gogol nicht dadurch hervorgerufen, daß das Publikum den Zweck der Komödie nicht verstand und unaufhörlich lachte, sondern dadurch, daß dieser Zweck sehr gut verstanden wurde und als Ursache der Erbostheit gegen den Verfasser diente. »Heirat« ist kein Einakter aus einer zugrundegegangenen Komödie, sondern ein unabhängiges Stück in zwei Aufzügen. Von Rußland reiste Gogol nicht direkt nach Italien; der Aufenthalt am Rhein, sein Verweilen in der Schweiz, wo er die Arbeit an »Toten Seelen« wieder aufgenommen, der in Paris zugebrachte Winter, gingen seiner Ankunft in Italien voraus; nach Rom kam er ein Jahr nach seiner Abreise aus Rußland. — Puschkin »erdachte« nicht den Einkauf der »Toten Seelen« als Disposition für den Roman, sondern erzählte Gogol das zufällig vernommene Gespräch zweier Affairisten und äußerte sich über die Tauglichkeit eines derartigen Motivs zu einer sittenschildernden Erzählung. Schließlich der qual- und schmerzvolle Zustand Gogols in den letzten Jahren seines Lebens, die Schwerfälligkeit bei der Arbeit am zweiten Bande der »Toten Seelen«, welche durch verschiedene Angaben von ihm selbst bestätigt wird, und der Umstand, daß er die Arbeit an dem genannten Roman mehrmals wieder aufnahm, und sozusagen in der Mitte des Wortes abbrach, alles das läßt die Behauptung nicht aufkommen, daß der Tod ihn »scheinbar aus frischestem Schaffen« hinwegraffte.

In eine Reihe mit diesen Unrichtigkeiten, die wie zufällig um den Kreis der dem Gogol speziell gewidmeten Fragen sich gruppieren, muß man notwendig auch diejenigen stellen, die in anderen Kapiteln des Grundrisses der neuen Literatur sich finden. Zu solchen gehört z. B. die Meinung, als ob Bielinskij »mit Freuden« die literarische Tätigkeit und den philosophischen Freundschaftskreis in Moskau verlassen hätte, um nach Petersburg zu ziehen, während er in Wirklichkeit gebrochenen Herzens dorthin übersiedelte, — als ob die Slavophilen an Čičikov des zweiten Bandes der toten Seelen erinnerten, — als ob der Nihilismus in aristokratischen und officiellen Salons nach dem Jahre 1840 seinen Ursprung genommen hätte, — als ob Bazarov und Rudin Zeitgenossen wären, — als ob im Jahre 1852 die Bazarovs schon existierten (während doch der demokratische Charakter des Protestes keinem Zweifel unterliegt — und die grundlegende Idee des Nihilismus, — Verbreitung der neuen Naturkunde und sozialer Doktrinen — direkt mit dem Anfang der sechziger Jahre verbunden ist), — als ob Iwan Turgenjev »Sänger« »des alten Rußlands vor der Emanzipation« gewesen wäre (eine Behauptung, die von dem Verfasser selber kurz nachher, S. 333, widerlegt wird), — als ob Herzen nach seiner Abreise nach England auf immer von

liberalen Illusionen geheilt worden wäre, — als ob die Universitätsjugend einstmals den Katkov himmelhoch gepriesen hätte u.s.w. —

Schwankungen und Unebenheiten in der Ausführung des vorgefaßten Planes schädigen bisweilen die Klarheit des Eindrucks und erschüttern die Standhaftigkeit der formulierten Urteile. So z. B. in der Erforschung der schöpferischen Tätigkeit Puschkins im Zusammenhang mit den Fakten aus seinem Leben, geschieht der unmittelbare Übergang von seinen Jugenddichtungen zu den Erzeugnissen der reifen Periode, ohne Hinweis auf einen so entscheidenden Moment, wie die Aussöhnung des Dichters mit den officiellen Einrichtungen, Kräftigung der Objektivität und des Dienstes der reinen Kunst; nachdem die aus verschiedenen Lebensperioden des Dichters in eine Masse zusammengeflossenen Werke, den Unterschied in der Richtung und im Aufbau bloßlegten, wird der Rückzug in die Zeit des Kompromisses gemacht, wodurch die Lücke in der Biographie wieder ausgefüllt wird; durch Vermeidung derselben hätte die anschauliche Konsequenz der Kunst- und Ideenevolution Puschkins dargelegt werden können. In anderer Beziehung beeinträchtigen das Bild die Widersprüche, die zwischen dem Endresultate und den beiläufig geäußerten Ansichten über Tätigkeit oder Bedeutung dieses oder jenes Schriftstellers fühlbar sind. Aus diesem Grunde hat, wie wir gesehen haben, die Einheitlichkeit des Bildes Radiščevs viel eingebüßt, für den sonst der Verfasser ein richtiges und mitempfindendes Urteil an den Tag legt. Auch Puschkins Charakteristik konnte nicht umhin, darunter zu leiden, daß nach der strengen Verurteilung seiner persönlichen Eigenschaften, seines Ideenretrogradentums, ja sogar seiner moralischen Eigenschaften, zuletzt dennoch das Resultat herauskommt, das dem Dichter eine hohe Stellung in der Literatur zuteil werden läßt. Ebenso hat auch die Würdigung Turgenjevs Einbuße erlitten: der Dichter wird zuerst unter die Sänger des vorreformierten Rußlands versetzt, dann wird er des Kleinmuts beschuldigt, den er in den Jahren 1876—77 an den Tag gelegt haben soll, es wird ihm die Fähigkeit abgesprochen, Bedürfnisse der Zeit verstehen zu können, über seine »Dichtungen in Prosa« mit ihrem unzweifelhaften Anklang an diese Bedürfnisse, wird sehr zurückhaltend geurteilt, und zum Schluß wird dennoch der Urteilsspruch abgegeben, der an die Anerkennung der Verdinste Puschkins erinnert.

Doch neben ähnlichen Unebenheiten und ungeachtet der Ungenauigkeiten, deren Beispiele soeben vorgeführt wurden, kann man nicht umhin, in dem, der Literatur des XIX. Jahrhunderts gewidmeten Abschnitt ein hervorragendes, bedeutendes Stück der künstlerisch ausgeführten, psychologisch feinen Charakteristiken der Schriftsteller und ihrer Werke, der Zeichnungen verschiedener Momente aus dem Leben der Gesellschaft, die als Grundlage der literarischen Bewegung dienten, zu erblicken und zu loben. Zu solchen gehört z. B. in der Art abgesonderter Episoden die Charakteristik Lermontovs, Studien über innere Geschichte Gogols, über Herzen, Černyševskij und seinen Roman »Wastun«, über Dobroljubov, und insbesondere über Saltikov und sein Zeitalter; die Undankbarkeit gegen den großen Satiriker von Seite der ihm nächststehenden Generation ist mit großer Heftigkeit und Kraft dargestellt.

Der feine Sinn des Verfassers für die Ideenentwickelung, für die sozialen und künstlerischen Triebfedern, der sich in dem Maße der Annäherung seiner geschichtlichen Erzählung an die zeitgenössische Epoche immer stärker geltend macht, verleiht dem letzten Abschnitt seines Buches größere Bedeutung infolge der Vollständigkeit der Darstellung, der Treue des Grundtones, der Trefflichkeit und Aufrichtigkeit der Beurteilungen. Seine lebendige Charakteristik der Entfaltung der selbständigen Volkskraft in der Literatur der neuesten Periode hat sich unendlich weit entfernt von der paradox lautenden Behauptung noch am Anfang des Buches, als ob in Rußland jegliche literarische Revolution »von Oben auf Befehl kommt«, — eine Behauptung, die dem Verfasser schwer fiele, durch die Tatsachen zu beweisen (es müßte bewiesen werden, daß die romantische Bewegung, der Byronismus, die Entwicklung der naturalistischen Schule, und der siegreiche Fortschritt des Realismus, die social-politische Richtung der sechziger Jahre, durch irgend einen Wink von oben in Gang gesetzt worden waren). In dem kurzen Zeitraum zwischen der Beendigung des Werkes und seiner Veröffentlichung blieb der mit der Freiheitsbewegung sympathisierende Verfasser hinter den rasch vorüberziehenden Ereignissen zurück; auf seine, ihm durch die Erfahrungen des Vergangenen eingeflößte zweifelnde Frage, ob nicht nach der zeitweiligen Anstrengung die Volksenergie erschlaffen, ob nicht die Wellen der Bewegung von neuem im Sande sich brechen und verlaufen werden, — gab das Leben eine die Erwartung übertreffende, alle Zweifel zerstreuende Antwort. Doch die lebhafte Literaturchronik führt den Leser jedenfalls bis zum letzten entscheidenden Moment, bis vor die Türe der heranbrechenden revolutionären Periode, und hierdurch wird die Möglichkeit geboten, in der Mitte von komplicierten Erscheinungen und Richtungen des heutigen Tages sich zurechtzufinden. (Einige kleine Ungenauigkeiten werden dabei von keinem Belang sein.)

Bei so lebendigfrischer Erzählung nehmen wir von diesem ersten literarhistorischen Versuch Abschied, der den doppelten Zweck, den der wissenschaftlichen Reife und Allzugänglichkeit für ein uneingeweihtes europäisches Publikum vor Augen hatte, der große Studien erforderte, dem nicht geringe Schwierigkeiten im Wege standen und der in wunderschöner Form erscheint (die an die besseren Seiten der Darstellung bei Wilhelm Scherer erinnert). Natürlich konnte die Aufgabe nicht auf einmal vollständig ausgeführt werden; Fehler und Auslassungen beim ersten Versuch waren unvermeidlich. Doch umgearbeitet im Geiste einer großen Proportionalität und Harmonie zwischen der Behandlung des Altertums, der Neuzeit und der Gegenwart, folglich die Hauptphasen der literarischen und socialen Evolution organisch verfolgend, frei von zufällig eingeschlichenen Fehlern, ist das Buch Prof. Brückners, das schon jetzt ein reges Interesse erweckt, bestimmt, in folgenden Ausgaben unbedingt eine hervorragende Stelle in der europäischen Literatur der Slavistik einzunehmen. *Alexej Wesselofskij.*

Alexander Brückner, Mikołaj Rej studyum krytyczne. Krakau 1905, 418 SS. in 8⁰ m.

Im laufenden Jahre gehen vier Jahrhunderte zu Ende, seitdem der erste polnische Dichter Nikolaus Rej geboren wurde, einer der größten unter den gleichzeitigen slavischen, der sicher auch den hedeutenden Geistern des XVI. Jahrhunderts beigezählt werden kann. Die Krakauer Akademie der Wissenschaften hat eine Jubiläumsfeier zu Ehren Rejs für das Ende des laufenden Decembermonats angeordnet, welche durch so manches Werk verherrlicht werden wird: in Warschau wird ein Sammelwerk vorbereitet[1]), in welchem u. a. eine erschöpfende Monographie über Martin Bielski, einen älteren Zeitgenossen Rejs, von J. Chrzanowski erscheinen soll, und gegenwärtig ist das in der Überschrift genannte und im Auftrage der Krakauer Akademie verfaßte Buch von A. Brückner erschienen.

Die Literatur über Nikolaus Rej ist schon zu einem namhaften Umfange gediehen; das Meiste und Trefflichste hat Prof. Ptaszycki (über den Psalter, den Wizerunek u. a.) vorgearbeitet; Brückner gibt eine Übersicht dieser Arbeiten, Monographien und synthetischen Lebensbildern von Siemieński an bis zu dem trefflichen Buche von St. Windakiewicz (Mikołaj Rej, Krakau 1895); nichts ist in dieser prüfenden Übersicht vergessen, auch nicht das sonst in Literaturgeschichten kaum noch erwähnte Büchlein von Bronisław Zawadzki, welches in der Tat über Bełcikowski nicht hinausgeht, im Grunde eine Analyse der Werke Rejs. Das Buch von Windakiewicz kann sicher als das erste gelungene literarische Porträt Rejs bezeichnet werden. Ich könnte getrost die warme Anerkennung wiederholen, welche ihm von Brückner S. 16 f. mit Recht gezollt wird; es ist in der Tat eine recht gelungene Zeichnung des Schriftstellers Rej, in der knappen, gedrängten Form treffend und eindrucksvoll, mag auch das Buch in seiner Voraussetzungslosigkeit die Mitwirkung und die Verdienste der Vorgänger nicht besonders hervortreten lassen; richtig ist, daß der Verfasser sich durch »die Richtung der bisherigen Studien« nicht zu binden brauchte, doch ungern vermißt man die Beleuchtung der Quellen, aus denen unsere Nachrichten über Rej fließen, nicht einmal die Biographie Rejs von seinem Freunde Andreas Trzecieski, die erste, auf der alle Studien über Rej fußen, ist besonders genannt, sondern als bekannt vorausgesetzt. Indeß muß hervorgehoben werden, daß der Verfasser tatsächlich Trzecieski zum Führer wählt, und auch die früheren Arbeiten über Rej sorgfältig prüft und benutzt.

Das neue Werk Brückners macht die Arbeit von Windakiewicz durchaus nicht entbehrlich, es ist von einem anderen Standpunkt geschrieben und auf ein anderes Ziel gerichtet: während Windakiewicz sich zur Aufgabe macht, den Dichter Rej dem Leser näher zu bringen, indem er in mehreren abgeschlossenen Bildern sein Temperament, sein ethisches Ideal, seine literarische Tendenz, sein Talent und seine Sprache zeigt, will Brückner uns in

[1]) Aus Äußerungen Brückners S. 403 und 415 ersehe ich, daß dieses Sammelwerk schon erschienen ist.

das Verständnis seiner Werke einführen, zeigt uns den Inhalt und den Wert derselben in meisterhaften Analysen, und indem er in dieser Wanderung durch die Werke Rejs zeigt, wie man sie lesen soll, hat er ein grundlegendes Werk geschaffen, in welchem wir Rej lebendig und leibhaftig vor uns zu sehen glauben. Dieser eigenartige Dichter spricht hier in den umständlichen Analysen selbst, mit seinen eigenen Gedanken, mit eigenen Worten und — man verzeihe den Ausdruck — in eigener Manier zu uns. Durch diese Unmittelbarkeit werden wir direkt in die Schaffenssphäre des Dichters geführt. Aber in diesem Gesammtbilde wird nicht nur Rej vorgeführt, sondern auch das geistige Streben, Drängen und Schaffen der Zeit, in welcher Rej lebte. Dabei treten überall zwei Momente in den Vordergrund, einerseits ein universeller Gesichtspunkt: es ist nichts vergessen, was jener denkwürdigen Zeit den eigenartigen Stempel aufgedrückt hat, andererseits ist dieses Gesamtbild, welches ich mit einem musivischen Werke vergleichen möchte, belebt durch neue Gedanken und Urteile, Streiflichter und Vergleichungen an Stellen, welche irgend ein tertium comparationis bieten; überall sieht man den weiten umfassenden Gesichtskreis des Verfassers.

Vor allem ist der urwüchsige, überschäumende Charakter des ungewöhnlichen, man möchte sagen impulsiven Mannes, der in seiner Ungebundenheit vor allem die persönliche Freiheit walten ließ und im übrigen sich um nichts übermäßig kümmerte, aber auch heftig werden konnte, wenn die Sachen nicht nach seinem Sinne gingen, in trefflicher Weise gezeichnet, vorbildlich für den Schriftsteller. Rej nahm den Geist der Reformation der kalvinischen Richtung, etwa in dem Sinne einer Verinnerlichung des Christentums, sowie auch die neue Weltanschauung jubelnd in sich auf und setzte sie sozusagen in Kleinmünze für sein Volk in nationaler Sprache um, in dem Bestreben, das durch den menschlichen Geist Gewonnene, die »reine Lehre« von Gott und den Menschenpflichten zum Gemeingut des polnischen Adels zu machen; das herrliche Buch des Humanisten Palingenius »Zodiacus Vitae« bildete er nach eigener Façon gemeinverständlich um, in dem Bestreben, die geläuterte Weltanschauung seinen Landsleuten zu vermitteln. Aber diese neuen Lehren und Grundsätze kleidete er in mittelalterliche Formen, den modernen Geist ließ er etwa die Sprache der Psalmen und der Bibel sprechen. Er erscheint uns in dieser Beleuchtung durchaus als ein Anachronismus. In dieser Beziehung ist der letzte Abschnitt des Buches »Ogólne uwagi« sehr beachtenswert: man übersieht gern die Wiederholungen und hat einen wahren Genuß an der Lebendigkeit und Trefflichkeit der Charakteristik Rejs als Mensch und Schriftsteller.

Es ist schon bemerkt worden, daß das Werk über Rej mit Liebe und Hingebung an den Gegenstand geschrieben ist, der Verfasser geht in ihm auf und bringt seine Gedanken fast in der Sprache Rejs und seiner Zeitgenossen zu Worte; die oft langen Zitate bringen dem Leser die Person des im sprudelnden Wortschwall sich gefallenden Dichters in unmittelbare Nähe; eigenartig nimmt sich dabei die dem Verfasser selbst eigene Knappheit der Darstellung aus, in der manches, ja vieles nur angedeutet ist, für den Kenner gewiß ausreichend. Darum bewahrt das Werk den streng wissenschaftlichen

Charakter, trotz des Fehlens eines gelehrten Apparates von Fußnoten, Titelzitaten und Exkursen (in den sechs Beilagen sind einige treffliche Exkurse z. B. über Entlehnungen aus Cicero und Seneca); an populären Bearbeitungen und Kommentaren wird es wohl nicht fehlen.

Bei den lebendigen Schilderungen des polnischen Geisteslebens des XVI. Jahrh. vermißt man ungern eine eingehendere Würdigung von Martin Bielski, einem älteren Zeitgenossen Rejs, der doch ebenfalls ein Mitbegründer der polnischen Literatur, ebenfalls ein Aufklärer und Lehrer seines Volkes war, der aber durch gelegentliche abfällige Urteile des Verfassers in den Schatten gedrängt wird.

Es ist auch schon hervorgehoben, daß die Persönlichkeit Rejs so sachgemäß und farbenreich gezeichnet ist, es hätten aber die S. 19 besonders genannten Abschnitte in der Postille und Zwierciadło, in denen Rej sich über sich selbst äußert, wörtlich oder in gedrängter Wiederholung zitiert werden können. Wir erfahren nicht einmal, wo Ks. Juszyński gegen die Postille Rejs eiferte. — Daß das Lob auf Rejs Postille etwas überschwänglich ausgefallen ist, sei nur nebenher gesagt (sie ist sehr früh in Vergessenheit geraten, weil sie so wenig salbungsvoll war), daß aber in dem Abschnitt über Wizerunek die Charakteristik Rejs und seiner Neigungen besondere Beachtung gefunden hat statt in dem allgemeinen Kapitel VIII Ogólne uwagi, entspricht der Symmetrie nicht. Übrigens sei hier nachgetragen, was offenbar vergessen ist, daß der Name des Autors des Zodiacus vitae 1537, nämlich Marcellus Palingenius, ein Anagramm ist, gebildet aus dem Namen des Kryptoprotestanten Pier Angelo Manzolli, der auf dem Hofe Hercolos II. gelebt hat. Wichtiger scheint mir die Unterlassungssünde zu sein, die darin liegt, daß der Verfasser die Verse Trzecieskis von Rej »Hic noster est Dantes« u.s.w. nicht erklärt hat; bekanntlich ist diese Stelle der einzige Hinweis auf die Bekanntschaft Dantes in Polen in früherer Zeit, und meines Erachtens hat sie Bezug auf den Umstand, daß Rej der erste war, welcher die nationale Sprache in die Literatur einführte. Auf kleinere Unachtsamkeiten, wie z. B. die Exemplificierung auf die treulose Frau Ilijas statt Svjatogors in russischen byliny, ist kein Gewicht zu legen. — Es sei noch besonders auf den Psalter Rejs hingewiesen. Es ist ein bleibender Gewinn, daß hier endgiltig die Existenz dieses Psalters, von dem Trzecieski erzählt, der aber stets unfindbar gewesen, außer Zweifel gesetzt ist. Dies hat Brückner nach dem Vorgange Ptaszyckis schon in Literatura religijna w Polsce średniowiecznej II getan, wo er die Meldung Trzecieskis, man habe Rejs Psalter »gesungen« (der Psalter ist in Prosa geschrieben), für einen Irrtum hielt, jetzt hält er das Singen für möglich. Freilich ist diese Behauptung ohne Beweis und ohne einen Versuch von überzeugender Begründung geblieben.

Über die Sprache Rejs spricht sich der Verfasser wiederholt aus. Bei der Besprechung des Psalters führt er Psalm 18 an und ist von der Schönheit der Sprache entzückt: »co za cudowna proza, sagt er S. 49, pieści nasze ucho«; S. 54 ist zu lesen: »nie tylko wierszem, ale i prozą władał świetnie«. In weiteren Kapiteln ist dieses Urteil sehr gemäßigt: in dem VIII. Abschnitt »Ogólne uwagi« wird zwar gesagt, Niemand habe die grobe polnische Sprache

so glatt geformt (wypolerawał), wie Rej, und diese wird für mustergiltig erklärt (wyborowa polszczyzna), aber fast unmittelbar darauf heißt es, daß Rej in ungewöhnlicher Weise die Form vernachlässigt, daß er Gedanken und Reime zu sehr mechanisch behandelt habe, daß er mit Konjunktionen sich nicht Rat wisse, daß er kunst- und geschmacklos, daß er überhaupt so schrieb, wie er sprach und noch schlimmer. Ich glaube, daß der letzte Ausspruch das Richtige trifft, und ich habe genau dasselbe Urteil ausgesprochen in einem Aufsatze über die polnische Sprache des XVI. Jahrh. 1900, wo ich meinte, daß man Rej zu den Schöpfern und Meistern der polnischen Schriftsprache nicht zählen könne. Dabei bleibt das lobende Urteil über die Sprache Rejs im Psalter und in der Postille bestehen, wie ich meinen möchte, weil es die entwickelte religiöse Sprache des XV. Jahrh. war. *W. Nehring.*

Tad. Stan. Grabowski: Współczesna Chorwacya, Studya literackie. I. Lwów 1905. 8°. IX, 252.

So dringt die Kunde von der kulturellen Tätigkeit der Kroaten nach geringem Zeitraume abermals zu den Polen [1]). Die lebhafte gegenseitige Sympathie beider slavischen Stämme mag auf gewisser Wahlverwandtschaft beruhen, denn zwischen dem »heutigen Kroatien« und den heutigen Polen gibt es so manche Berührungspunkte. Der Kulturkampf hat hier und dort ähnliche Daseinsbedingungen. In solcher Einsicht mag auch dieses Werk geschrieben worden sein. Es will »einen wertvollen Baustein zum Tempel einer edleren und vernünftigeren Verbrüderung und zugleich eine Stufe höher zur allgemein-menschlichen Vereinigung bilden« (Vorr. V). Dieser Standpunkt ist denn auch durchwegs eingehalten; von allem wird da nur mit Liebe und Verehrung gesprochen. Und das in lebhaft polnischer Weise: es gibt wohl nichts Kroatisches über Gjalski, das so begeistert sprechen würde, wie das der polnische Verfasser tut. Er versteht es, seinen literarisch wählerischen Landsleuten die geringeren kroatischen Brüder in Sonntagskleidern vorzustellen: er bespricht das »heutige Kroatien« nicht in aller Breite, Licht und Schatten berücksichtigend, sondern beschränkt sich auf drei literarische Repräsentanten: Š. Gjalski, S. Kranjčević und I. Vojnović. Im vorliegenden Bande ist nur Gjalski behandelt, über die zwei Letzteren soll demnächst ein zweites Bändchen erscheinen. Der Autor kennt seinen Gegenstand aus unmittelbarer Erfahrung, denn er weilte selbst längere Zeit »in Dichters Lande«. Er ist daher gut über den Zwiespalt zwischen den »Alten und Jungen« in der kroat. Lit. (S. 6 ff.) unterrichtet und begreift die Lage objektiver als z. B. J. Hranilović in einem Aufsatze darüber, der vor zwei drei Jahren im Летопис мат. срп. veröffentlicht wurde. Die Auflehnung gegen alle Regel a priori, die Freisprechung des Individualismus, und der enge Anschluß an moderne westliche Vorbilder (auch slavische) bilden die Charakteristik der Jungen, zu

[1]) Vergl. Archiv XXV. S. 317.

denen auch Gjalski (S. 18) gerechnet wird. — Über ein reichhaltiges bio- und bibliographisches Material hinweg, betreffend die Alten, gelangen wir zu dem eigentlichen Gegenstande der Studie, zu Gjalski. Eine hübsche Phototypie ersetzt jede persönliche Beschreibung: eine gebogene Nase, halbgesenkte Augenlider, ausgeprägte Züge um den Mund, die hohe Stirn und der kurz geschorene Schädel, alles das macht einen aristokratischen Eindruck, den man auch aus der Biographie (Kap. I), welche bis zum Jahre 1898 aus einer Autobiographie geschöpft wurde, gewinnt. Es ist zugleich eine typische Dichterbiographie: mehrere politische Phasen, Mißerfolge im Staatsdienste, schließlich Zurückgezogenheit und vorwiegend Landaufenthalt. Der Verf. bemüht sich, den biographischen Perioden auch literarische Epochen anzugleichen, und zwar unterscheidet er: eine romantisch-idealistische, eine entschieden realistische und eine moderne Epoche in Gjalski's Schaffen. Diese Dreiteilung ist etwas gezwungen, denn man kann ganz gelassen erwidern, daß Gj. wohl gar keine Richtung ausgebildet hat. Beginnt er doch auf Anregung Turgenjev's zu schreiben, er will also für einen Realisten gelten, de facto ist er aber kein ruhiger Beobachter, sein lyrisch reflexives Wesen mengt sich ein . .; beide Strömungen dieses Wollens und Könnens erscheinen nur mit der Zeit ausgeprägter, individueller, und daher wieder der Schein des Modernismus. — Die Besprechung der Werke folgt nun in chronologischer Reihenfolge nach bestimmten Gruppen. Man könnte diese vereinfachen und eine Sonderung rein nach Inhaltsmomenten vornehmen, da die Chronologie des Entstehens von Gj.'s Werken keine sichere ist. Ich hätte zusammen die Erzählungen lokalen Charakters (Zagorien) besprochen, für sich als »problematische Naturen« J. Borislavić, Radmilović u. ähnl. behandelt und schließlich soziale und historische Erzählungen für sich betrachtet. In solche Gruppen getrennt, hätte sich Gj.'s Realismus als von dem Stoffe, nicht von der Entwicklungsperiode abhängig erwiesen. Die Reihe eröffnen die frühesten Erzählungen aus Zagorien (Kap. II). Die Poesie des lokalen zagorianischen Lebens wird hier treu dem poln. Leser vermittelt. Das folgende Kapitel soll den psychologischen Prozess Gj.'s zum Realismus hin erklären. Walka ducha behandelt den Faustroman Gj.'s »Janko Borislavić«. Der Vergleich mit dem Goetheschen Faust ergibt dem Verf. den vorauszusehenden Schluß, daß Gj.'s Borislavić eine slavische Seele besitzt. Hier haben wir also den Glauben an die Racentheorie! Der geschichtliche Standpunkt wird so unberücksichtigt gelassen; wenn man nämlich Schiller mit Slovacki (S. 92 ff.) und Faust mit Borislavić bloß auf den nationalen Charakter hin vergleicht, vergißt man einen viel tieferen Gegensatz, den geschichtlichen, den zwischen Klassizismus und Romantik. In dem mystischen, überwiegend empfindsamen Wesen Borislavićs sieht der Verf. den Schwerpunkt von Gj.'s Unabhängigkeit gegenüber Goethe — und darin läge das slavische? (S. 91 ff.). — Viel besser scheint mir das folgende Kapitel »Von der Morgenröte zur — Nacht« (S. 97 ff.) geraten zu sein. Es behandelt die historischen und sozialen Romane Gj.'s. In den letzteren tritt der Realismus, wie ich meine, deshalb hervor, weil dies in der Natur der Sujets — der Gegenwart — liegt. Klar und schwungvoll wird dem polnischen

Publikum die illyrische Periode (nach »Osvit«) zu Gemüte geführt. Mit dem Realismus in den sozialen Studien Gj.'s nimmt auch ein gewisser Pessimismus zu. In »Radmilović« ist die Schopenhauerische Weltanschauung durchgedrungen. Der Held, ein Dichter und Idealist, erfährt in der Liebe wie in der Arbeit Mißerfolge und geht im Wahnsinn zu Grunde. Hier wie bei Besprechung anderer Stücke enthält sich der Verf. zu sehr einer kritischen Analyse und beschränkt sich mehr auf ein Reproduciren und Nachempfinden. Wir verstehen das aus der oben ausgesprochenen Tendenz des Verf., ein Werk der Liebe zu stiften. An dieser Stelle darf man jedoch auch ein Auge für die Schwächen G.'s haben. Vor allem dünkt mir Gj. in diesen Werken zu dogmatisch; sein Realismus leidet unter einer gewissen Tendenziosität. Neben Scenen voll Leben viel Gezwungenes, Hypothetisches. Auf eine enge kulturelle Basis, wie es die kroatische ist, verpflanzt er Ideen, denen dieses beschränkte Leben keine adäquate Nahrung zuführen kann. So sind Borislavić, Radmilović, ja selbst Gjurgjica Agićeva theoretischer, als dies der fremde Leser in Erfahrung bringen kann. Auch in der Technik eine Rückwirkung des Gekünstelten, der Dichter wirkt da mit starken Kontrasten. Besonders in Gjurgjica Agićeva ist diese Methode durchsichtig. Auf eine Freude erfolgt gewiß ein Leid, in diesem effektvollen Auf und Ab geht seine Heldin mehr physisch als psychisch zu Grunde. Die Charaktere: Engelsgüte und Lilienreinheit einerseits, Haß und Gemeinheit andererseits. — In der sozialen Novelle treten diese Mängel nicht so sehr an den Tag. — Das VI. Kapitel »Zwischen Himmel und Erde« beschäftigt sich mit den spiritistischen Erzählungen Gj.'s. Diese Art von Produkten wird sehr hübsch aus biographischen und literarischen Einflüssen erklärt, nur möchte ich ersteres gegenüber dem letzteren betonen. — Das letzte Kapitel (VII.) kehrt zum Ausgangspunkte zurück — »Von neuem Zagorien«! Der Verf. hat dieser Rückkehr nur einen refrainartigen Charakter beigemessen — sie bedeutet aber viel mehr! »Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle« kann man auch für Gjalski behaupten. In diesen späten Produkten findet sich geradezu der Dichter selber. Die zu grunde gehende adelige Welt Zagoriens hat in Gj. ihren lit. Repräsentanten gefunden. »Na rođenoj grudi«, »Iz varmedjinskih dana« und »Diljem doma« werden sich lebensfähiger erweisen, als J. Borislavić, Radmilović und selbst »U noći«. Diese Sachen sind Literatur, jene eine Konfession. Ich finde, daß die kroatische Erzählung eine lokale, provinzielle Phase durchgemacht hat; vortreffliche slavonische, küstenländische, zagorische, bosnische Erzähler reihen sich an Gjalski an. Gelungene Romane größeren Horizontes fehlen noch.

Im Buche T. Grabowski's sind eine Menge feiner Beobachtungen zerstreut, die wert sind gelesen zu werden. Leider wird das Wesentliche seiner Gedanken von einem synonymischen, rhetorischem und in Bildern schwelgenden Stile überwuchert. Es ist zu viel Licht und Farbe da und das Portrait schimmert zum Nachteil der Plastik. Das tritt besonders im Resumé [Zakonczenie S. 238] hervor, der Verf. hat darin nicht das Beste und Wichtigste seiner Beobachtungen zusammengefaßt. In diesem Falle urteile man also nicht nach dem Schlußworte! — Der Verf. erinnert da wieder an den

Einfluß Turgenjev's, ich hätte hier lieber den Unterschied zu diesem Vorbilde beleuchtet, nicht etwa um zum Schluß einen großen Maßstab an den Dichter zu legen, sondern um Präciseres über seine Eigenart zu gewinnen. Schon im Stile ein großer Unterschied. Turgenjev ist viel kürzer, er erschöpft die Charakteristik gerne im Dialog und läßt der Reflexion nur geringen Raum übrig. Gj. schwelgt geradezu in einer Breite des Schilderns und stellt lange Betrachtungen lyrischen Inhaltes an. Die Technik ist auch eine andere: Gj. heftet an das Erscheinen seiner Gestalten zugleich die genaueste Charakteristik — Turgenjev's Figuren werden erst in der Folge klar und interessant. Es sieht oft aus bei Gj., als ob die Personen nur die Konsequenzen ihrer Charakteristik in verschiedenen Situationen ziehen würden. (Es liegt darin etwas absichtlich Dramatisches, Unruhiges bei Gj.) Ideelle Gegensätze lassen uns noch mehr Gj. erkennen: Turgenjev huldigt dem Westen — Gj. dem Slaventum. Gj. glaubt an eine slavische Seele, der er gegenüber der germanischen gerne den Vorzug gibt. Leider findet der Dichter für diese Idee keinen dankbaren Boden auf dem von deutscher Kultur getränkten kroatischen Gebiete! So sehr auch Gj. psychologisch vorgeht, spielen doch äußere Motive bei ihm eine viel bedeutendere Rolle, als bei Turgenjev. (Man vgl. hierin Nežđanov mit Radmilović.) — Ein wesentlicher Charakterzug Gj.'s ist ferner ein ausgesprochener Feminismus. Kein kroatischer Erzähler weiß sich so in das weibliche Wesen zu vertiefen, wie Gjalski. Die Begeisterung, mit welcher sein Held Radmilović die individuelle Schönheit seiner Geliebten in Worten verewigen will, ist eine persönlich Gjalski'sche Saite. Seine Frauen sind denn auch viel tiefer und wahrer gezeichnet als die Männer. — Was Gj.'s Pessimismus anbelangt, so stimme ich dem Verf. darin bei, dass er diesen Zug nicht mehr, als es gelegentlich notwendig schien, hervorhob. Das Leben G.'s ist ein unausgesetztes Ringen nach Kulturgütern gewesen — wo da der wahre Pessimismus? — Dieses polnische Buch wird dem erfahrungsreichen Idealisten zum Trost und zur Genugtuung dienen. Es ist aus Liebe zu ihm entstanden und wird Liebe für ihn erzeugen. — Ich hoffe, daß der Verf. bald seinem Versprechen nachkommen und seiner Nation ebenso interessant über I. Vojnović und S. Kranjčević berichten wird. *D. Prohaska.*

Eine poln. Übersetzung des Igorliedes: »Слово о плъку Игоревѣ«.

Im Programm des Gymnasiums zum hl. Jakob in Krakau erschien eine neue polnische Übersetzung des berühmten altrussischen Denkmals »Слово о плъку Игоревѣ« vom ruthenischen Dichter Bohdan Lepki. Die Übersetzung liegt uns auch im Separatabdruck vor u. d. T. »Słowo o pułku Igora, przełożył Bohdan Łepki« (Krakau 1905).

Es mag schon gleich am Anfang bemerkt werden, daß der Ausdruck »przełożył« d. h. »übersetzt« an dieser Stelle eigentlich unpassend ist, da es sich hier 1) nicht um eine wortgetreue Übersetzung handelt, und 2) der Über-

setzer den Text in Versen, mitunter in verschiedenem Versmaß, wiedergegeben hat.

Es gab Zeiten, wo das Denkmal auch bei den Polen Interesse fand und schon im Jahre 1821 wagte sich Kyprian Godebski an die Übersetzung des Denkmals ins Polnische. Aber dieser Mann gehörte zu den hartnäckigsten Skeptikern bezüglich der Echtheit unseres Denkmals, kein Wunder also, daß er seiner nach der französischen Vorlage verfertigten Übersetzung die Überschrift setzte: »Wyprawa Igora na Połowców ‚poema Alexandra Iwanowicza Puszkina«[1]. Krasińskis Übersetzung vom J. 1856 erfreute sich ebenfalls keines Erfolges und es bleibt noch die im J. 1833 geleistete Umdichtung des »Слово« von Bielowski übrig, die wenn auch die beste aller polnischen Übersetzungen (natürlich handelt es sich hier um die versifizierten Übersetzungen) gegenwärtig als veraltet angesehen werden muß. Von den Übersetzungen neuerer Zeit in anderen Sprachen mag die russische von Longinow[2] und die deutsche von Abicht[3] genannt werden. Die beiden letztgenannten Übersetzer bestreben sich, das Denkmal in dem von ihnen entzifferten Metrum des Originals zu übersetzen.

H. Łepki hat seiner Übersetzung eine Vorrede vorausgeschickt (»Od tłómacza«. S. 1—7), wo er in kurzen Worten die Entdeckungsgeschichte des Denkmals durch Musin-Puškin (1795) zusammenfaßt und der wichtigsten Arbeiten auf diesem Gebiete gedenkt. Die obenerwähnten polnischen Übersetzungen befriedigen ihn nicht, er habe sich bestrebt, die Übersetzung den Ergebnissen der neueren Forschung anzupassen, und das Denkmal in der Gestalt zu vermitteln, wie er es verstanden und empfunden habe. Nach dieser Vorrede folgt die Übersetzung (S. 9—40) und zum Schluß merkwürdigerweise »Uwagi wstępne« (»Einleitende Bemerkungen«), die wir gleich am Anfang erwartet hätten. S. 46—54 kommen noch »Objaśnienia«, d. h. Erklärungen zu einzelnen Stellen der Übersetzung. In den »Vorbemerkungen« wird nach der Chronik die Geschichte des unglücklichen Heereszuges Igors vom J. 1185 erzählt und dazu einige Bemerkungen über den unbekannten Verfasser des Denkmals, die Zeit der Entstehung, den Dialekt und das Alter der letzten Niederschrift hinzugefügt. Was den unbekannten Verfasser anbelangt, so nimmt Łepki mit Weltmann an, er müsse ein Mann gewesen sein, der in der Nähe des Fürsten lebte, ihn verehrte, und an dem Zuge teilnahm. Doch die Annahme, daß der Dichter sich an dem Zuge beteiligte, ist nicht notwendig. Der ganze Zug und die Schlachtschilderung wird nur in Hauptzügen gegeben und die Beschreibung von Igors Flucht ist wohl als Bild der gestaltungsreichen Phantasie des Dichters anzusehen, ähnlich wie er Jaroslawnas Klage nachempfindet oder die Unterredung zwischen Gzak und Končak schildert. Richtig ist die Bemerkung Łepkis (S. 42), daß es sich dem Dichter nicht darum handelte, ein Bild der Greuel des Kampfes darzustellen

---

[1]) »Dzieła wierszem i prozą«. Warschau 1821. II. S. 308 ff.

[2]) »Истор. Изслѣд. о пох. сѣв. князя Игоря Святославича«. Одесса 1893. Als Beilage.

[3]) »Das Lied von der Heeresschar Igors«. Leipzig 1895.

oder die Polowcer in gehässiges Licht zu setzen, sondern daß der unbekannte Verfasser sich weit über die Parteikämpfe der Fürsten erhebt und die Liebe zum unglücklichen Vaterlande ihm die hinreißend poetische Rede entlockt. Die Entstehungszeit des Denkmals setzt Łepki — wie es gemeiniglich geschieht — zwischen das Jahr 1185 und 1187, da in diesem Jahre Jaroslaw Osmomysł starb, der im »Слово« unter den lebenden Fürsten genannt wird. — In Bezug auf den Dialekt des Denkmals beruft sich der neue Übersetzer auf Polewoj und Maksimowič, die das Denkmal in »ukrainischem Dialekt« abgefaßt wissen wollten. Doch weder Polewoj, noch Maksimovič, noch Łepki haben uns den Beweis für diese Behauptung erbracht. Ja man könnte auch die entgegengesetzte Behauptung aufstellen und sich bezüglich der Sprache des Denkmals und deren nahen Zusammenhanges mit der großrussischen Volkspoesie auf Kolosov, Smirnov und Barsov berufen! Und doch wird für die Sache dadurch nichts gewonnen. Dagegen ist es richtig, daß der innerliche Aufbau des Denkmals und der lyrisch-epische Ton seinen Wiederhall in den kleinrussischen Dumen findet. Die letzte Niederschrift des Denkmals glaubt Łepki in die zweite Hälfte des XVI. Jahrh. — wie es Barsov tut — versetzen zu müssen (S. 45).

Die Übersetzung zerfällt in XVI Abschnitte, und in jedem Abschnitt ist das Versmaß dem Tone des Liedes angepaßt. Selbstverständlich war es auf diese Weise unmöglich, eine wortgetreue Übersetzung zu liefern, und es ist wirklich ein wichtiges Zeugnis für die Begabung des Übersetzers, wenn er dort, wo er ein plus gegenüber dem Original gibt, nicht aus dem Geiste und Niveau dieser alten Zeit herausfällt. Unglücklich gewählt ist nur das Bild von der Überschwemmung des Flusses Stugna:

»O bo Stuhna już nie taka!
Sama ladajaka,
Lecz wchłonąwszy obce wody
Zalewa ogrody« (S. 35).

Abgesehen davon, daß im Original von überschwemmten Gärten keine Rede ist und die Worte »zalewa ogrody« nur des Reimes wegen angewendet zu sein scheinen, ist der Sinn des betreffenden Abschnittes unrichtig wiedergegeben. Mag die Stelle »Стугна худу струю имѣя, пожрѣши чужи ручьи, и стругы рострѣ на кусту. Уношу Князю Ростиславу затвори Днѣпрь темнѣ берязѣ. Плачется мати Ростиславля по уноши Князи Р.« (Владиміровъ Древн. Русс. Лит. S. 42) noch so verschieden kommentiert werden — so ist es zweifellos, daß der Fluß Stuhna nur darum dem freundlichen Donec gegenübergestellt wird, weil der Fürst Rostislaw darin ertrank. Und wenn Łepki weiter dichtet:

»Nawet Dniepr nasz ojciec stary,
»Zamknął brzegi, jary
»Dla młodego Rostysława« . . .,

so wird den Sinn der Stelle nimand verstehen.

Am schwächsten ist dem Übersetzer Kapitel II geraten: Begegnung Igors mit dem Bruder Wsewołod. Die Apostrophe an Bojan, die im Original so ergreifend klingt, ist ganz matt ausgefallen. Die Stelle »о Бояне соловію стараго времени« u.s.w. lautet in der Übersetzung folgendermaßen:

. . . . »O, wieszczy Bojanie,
»Słowiku wieków minionych! Twej pieśni
»Trzebaby tutaj. Ty po myśli drzewie,
»Swobodnie latasz, jak ptaszkowie leśni« u.s.w.

Der tapfere Fürst Wsewołod flößt gleich bei der Begegnung dem durch das böse Zeichen der Sonnenfinsternis gebückten Igor kriegerischen Mut ein, indem er ihn anspricht: »Одинъ братъ, одинъ свѣтъ свѣтлый ты Игорю, оба авѣ Святъславличя; сѣдлай, брате свои бръзии комони« u. s. w. Vergleichen wir dagegen die Übersetzung, so ist die Munterkeit des Buj-Fürsten in seiner Rede nicht mehr zu finden:

«Ach Bracie mój jedyny,
»Obydwaj przecie my, synowie Swiętosława!
»Każ siodłać konie swe, bo moje ci drużyny
»Już opuściły Kursk. A wiedz, wojenna sprawa
»To jest rzemiosło ich . . .« (sic!) (S. 12).

Bekanntlich schlägt der Ton im alten Liede auf Schritt und Tritt um, lyrische Stellen sind nicht selten zu finden — und in diesem liegt all die Schönheit des Igorliedes. Da aber der Übersetzer jedes Kapitel in besonderem Versmaß übersetzt, so gehen oft die schönsten lyrischen Stellen in der Übersetzung verloren. Daß hier das Versmaß so verhängnisvolle Ketten dem Übersetzer angelegt hat, kann man sich leicht überzeugen, wenn man gleich die Naturschilderungen oder Ausmalungen von Situationen zum Vergleich heranzieht, wie sie sich prächtig in der Übersetzung ausnehmen. Die Worte: »Тогда въступи Игорь Князь въ златъ стремень и поѣха по чистому полю» — lesen wir in gelungener Übersetzung wiedergegeben:

»Słysząc to Igor, w strzemiona złociste
»Wstąpił i ruszył po polu rozłogiem.
»Był wieczór. Słońce zaćmione i mgliste
»Gasło. Noc czarna westchnieniem złowrogiem
»Budziła ptactwo« u. s. w. (S. 13).

Am schönsten ist die Übersetzung von Jaroslawnas Klage gelungen. Die Klage und Schmerz nach dem gefangenen Fürsten-Gatten, dieses Gemisch von Liebe und Verehrung, finden wir in der neuen Übersetzung prachtvoll zum Ausdruck gebracht. Jaroslawna (Igors Gattin) wendet sich an die Sonne mit den Worten: »свѣтлое и тресвѣтлое слънце! всѣмъ тепло и красно еси: чему господине простре горячюю свою лучю на ладѣ вои? въ полѣ безводнѣ жаждею имъ лучи съпряже, тугою имъ тули затче« (Владим. S. 39). Łepki dichtet das um:

»Słońce, mój jasny, trzykroć jasny panie,
»Źródło ciepła piękny gospodynie!
»Pocóż swoje gorące promienie
»Skierowałeś na miejsce gdzie sławny
»Stał pułk mego męża?
»Poco rzeki i strumienie
»Wypiłeś a w żołnierzach zbudziłeś pragnienie
»Tak, że nie mieli sił chwycić oręża?« (S. 33).

Das Verhältnis der Übersetzung zum Original, wie man schon aus den angeführten Stellen ersehen kann, ist sehr frei, daneben aber findet man Auslassungen und Zusätze, mitunter ganz unbegründete und mit dem Texte in keinem Zusammenhang stehende. So z. B. im Kapitel II (S. 11) läßt der Übersetzer den Dichter sich mit den Worten an Bojan wenden: »*Poradź że mi przecie,* | *Jak mam Igora śpiewać!* Czy słowami: | »Hej, nie burza-ż to po szerokim świecie | Pędzi sokoły — nie stadaż gawronów...« Das ist ein neuer an die antiken Apostrophen erinnernder Zug gegen das einfache des Originals: »(Бояне,) Пѣти было пѣсь Игореви того (Ольга) внуку: »не буря соколи« u. s. w. Das gleiche findet man im dritten Kapitel (S. 13), wo der Übersetzer den Div zu den Heiden rufen läßt: »Czujcie! Nieszczęście nie drzemie!« Im Original findet sich davon kein Wort. Die raschen Übergänge, wie sie in unserem Denkmal so häufig zu finden sind, suchte der Übersetzer durch eingeschaltete Sätze zu vermitteln oder die Sätze, die im Texte scheinbar ohne Zusammenhang stehen, reiht er später an die durch den Inhalt verwandten an. So wird z. B. Igors Angst und Unruhe vor der Flucht in kurzen Sätzen geschildert: »Игор спить, Игор бдить, Игор мыслію поля мѣрить отъ великаго Дону до малого Донца. *Комонь въ полночи.* Овлуръ свисну« u. s. w. Łepki läßt an dieser Stelle den Satz »комонь въ полночи« aus und schaltet ihn erst später im engeren Zusammenhange ein:

»Północ, cicho! Wtem gwizd jakiś
»Cóż to za gwizdanie?
»Oto Owłór daje znaki,
»Że czas wstawać, panie,
»*Że czas wstawać gdyż koń czeka*
»Gotowy do drogi« (Kap. XIV, S. 34).

Eine recht schwere Arbeit bei der Übersetzung dieses in jeder Hinsicht so interessanten Denkmals bildet die richtige Wiedergabe der sog. dunklen Stellen. In der Einleitung sagt der neue Übersetzer, daß er getrachtet habe, die neuesten Forschungen über das Denkmal seiner Übersetzung zunutze zu machen. Doch aus den Literaturangaben ersieht man, daß er über Barsovs Werk nicht hinausgegangen ist. Ja, was noch zu bedauern ist, das ist der Umstand, daß dem Übersetzer kein anderer Text zu Gebote gestanden zu haben scheint, als der von Ogonowski redigierte in seiner Ausgabe des Denkmals vom Jahre 1876! Nun ist aber der wörtliche Abdruck des Textes aus der ersten Ausgabe des Denkmals (vom J. 1800) bei Wladimirov in »Приложенія« zu seiner »Древная Русская Литература Кіевскаго періода« (Кіевъ 1901) leicht zugänglich.

Was die sog. dunklen Stellen anbelangt, so ist darüber bei einer so freien Übersetzung wie die von Łepki nicht viel zu sagen. So z. B. die dunkle Stelle »и въ морѣ погрузиста и великое буйство подасть хиновы« übersetzt Łepki ganz frei und setzt sich leicht über die schwierige Stelle hinweg: »Już potęga tonie w morzu, chan rośnie«. Gänzlich verfehlt ist auch die Übersetzung der folgenden dunklen Stelle: »Рекъ Боянъ и ходы на Святъславля пѣстворца стараго времени Ярославля Ольгова Коганя хоти« (Влад. S. 44).

Łepki — wahrscheinlich dem Ogonowski folgend — nimmt an, daß hier von zwei Sängern die Rede sei und übersetzt:

»Rzekł niegdyś Bojan wieszczy
»Do piewcy Światosława,
»Co śpiewał stare czasy Olega, Jarosława,
»A był książęcym druhem« (Kap. XVI, S. 39).

Doch ist hier nur von Bojan die Rede und jede andere Deutung (z. B. von Longinov, Wladimirov) wäre besser als die vom Übersetzer gewählte. Auch andere Freiheiten hat sich der Übersetzer erlaubt, die gänzlich unnütz sind. So z. B. wenn es in dem Original heißt: »коли Игорь соколом полетѣ, тогда Влуръ влъкомъ потече«, so war es ganz unnötig zu übersetzen: »Kiedy Igor leci ptakiem | Owłór *konno* goni« (Kap. XIV, S. 35).

Obwohl in der Übersetzung Łepkis an einigen Stellen Änderungen oder Berichtigungen wünschenswert wären, so ist sie doch eine dankenswerte Leistung, da sie heute gewiß die erste Stelle unter den Umdichtungen des Denkmals in polnischer Sprache behaupten darf. — *Bohdan Lewickyj.*

Dr. Anton Wallner: Deutscher Urmythus in der tschechischen Ursage. Laibach 1905. Kleinmayr und Gemberg. 35 S. [Sonderabdruck aus dem Jahresbericht der St. O. R. Laibach.]

Immer wieder verlockt die boshafte Sphinx »tschechischer Urmythus und Ursage« neue Rätsellöser, denn immer noch sucht man nach dem Beispiele Jakob Grimms in den Chronisten Böhmens nach (dem) uralten Mythenstoff. Alle diese vergeblichen Versuche blieben erspart, wollte man nach dem Vorgange Lipperts [Die tschechische Ursage und ihre Entstehung. Gemeinnützige Vorträge Nr. 41], der doch vom Verfasser benützt wurde, ohne jede Romantik mit kritischem Blicke zunächst die Quellen prüfen. Eine Berufung auf Palackýs »Würdigung....« genügt nicht, ein klein wenig Umschau in den Chronisten selbst ist schon förderlicher.

Der Autor vorliegenden Schriftchens [Text 33 Seiten] druckt zunächst Rasmanns Übersetzung einer Partie der Thidrekssaga [S. 3—6], dann Kosmas lib. I, 10—12 [S. 8—11], und dazu Hajeks Version anno 863, 867, 868 [S. 13—20] ab, behandelt hier Hajek, wie auch die übrigen Chronisten nach Kosmas als brauchbare Quellen. Hajek zitiert er namentlich wegen dessen Angaben, daß der böhmische Held Tyr, nach Wallner = Isung, eine Personifikation des Winters, am 10. Mai fällt, eine Angabe, die auch von den beiden Gelehrten Weleslawin und Lupacius ernst genommen werde! (S. 35). Wenn dieses Datum sagenecht sei, was Wallner sehr gerne annehmen möchte, dann fiele erst ein volles Licht auf den dreitägigen Kampf zwischen Hertnid und Nordian etc. . . . Wallner hätte nur beachten müssen, wie skrupellos Hajek nicht nur andere »historische Tatsachen« fälscht, sondern namentlich auch genaue Daten über sein »Werk« verschwenderisch ausstreut, wie gedankenlos ein Chronist vom andern abschreibt.

Und nun die Sagen selbst. In der Thidrekssaga wird König Hertnid im Kampfe gegen Isung von Bertangenland durch das Löwen-, Bären- und Drachenheer seiner Gemahlin Ostacia unterstützt, die von ihrer Stiefmutter Hexenkünste erlernt hat. Nach dem Siege findet Hertnid sie todwund, er erkennt, daß sie ebenfalls als Drache am Kampfe teilgenommen, sie stirbt nach drei Tagen mit geringem Nachruhm, als Hexe natürlich [Thidrekssaga um 1250!]. Hier möchte W. eine Parallele zur böhmischen Sage konstruieren und motivieren, »weil sie gegen ihre Verwandten gekämpft hat«, doch seiner Mythologie zuliebe gibt er diese Konjektur auf.

In der böhmischen Sage I. kündet Herzog Wlastislaw dem Pragerherzog Neklan den Krieg an, befiehlt seinen Leuten, Raubvögel mitzunehmen; W. sieht darin die Drachen der Ostacia, diesem Motiv stünden die böhmischen Chronisten mit sichtlicher Befremdung gegenüber und versuchten allerlei Deutungen (S. 32); Kosmas wendet sicherlich hier nur das alte antike Motiv der ὕβρις an. II. Das ganze Heer geht zugrunde, nur einer entkam (biblisches Motiv), es zu melden. Auf den Rat der Stiefmutter haut er dem ersten Gegner die Ohren ab, flieht, findet zuhause sein Weib tot, die Ohren fehlen ihr, ein altes Hexenmotiv; diese Frau entspricht nach W. der Ostacia. III. Der Sieg der vormals feigen Prager wird durch ein Eselsopfer (hiefür keine Parallele) und durch den Helden Tyr bewirkt, der in des feigen Herzogs Neklan Rüstung kämpft und fällt, nach W. Seitenstück. Isung beruft seine Freunde Thetleif und Fasold, gewaltige Kämpen, zu Hilfe. Die Parallele zu Patroklos-Achilles liegt doch für Kosmas näher.

Ebensowenig besagen die übrigen Ähnlichkeiten, deren Fülle W. nicht dem Zufall aufbürden mag, daß man zu dem Heereszug beiderseits ein Heer rüstet, ein gewaltiges, daß beide Kriege mit Plünderungen beginnen [S. 22] etc.

Es handelt sich also in beiden Sagen um Hexenmotive, die doch sehr verschieden sind, von einer Abhängigkeit der tschechischen Sage finde ich keinen Beweis.

Jegliche Beweiskraft verlieren jedoch diese Parallelen, namentlich für die mythologische Ausdeutung, wenn man sich die Entstehung der böhmischen »Ursagen« betrachtet. Aus dem Namen »Děvin« wird, wie schon Lippert darlegt, eine Mädchenburg, aus der Benennung Vyšehrad eine höhere, eine Männerburg erschlossen, Děvin ist zerstört, folglich haben die Männer der Mädchenherrschaft ein Ende gemacht. Wie? Das erzählt Kosmas frei nach dem Raube der Sabinierinnen, mehr nicht, keinen Namen. Dalimil erzählt schon einen ganzen 7jährigen Krieg, mit einer Menge Namen und Episoden, alles teils nach Ortsnamen erfunden, teils Variationen des Motivs der trügerischen Frauengunst, sehr viel Nachbildung der Amazonensagen, Mythologisches weder bei Dalimil, noch bei Kosmas, es liegt vielleicht im Namen, nicht in der Sage, die nur »gelehrte« Konstruktion ist.

Kosmas ist ferner ein Geistlicher, die Libussasage, soweit er sie vorfand, und nicht etwa selbst zusammensetzte, schmückt er mit antiken und biblischen Motiven aus, eigentlich ist Libussa für ihn eine Hexe. Auch hier bildet die Grundlage die Deutung der topischen Bezeichnung, Tetin, Kašin,

Libušin; das Motiv vom eisernen Tisch, der so vielfach Anlaß gab, Przemysl gleich Perun = Donar zu setzen, findet sich erst bei Dalimil, kann wohl schwerlich von Kosmas vergessen worden sein oder aus ungenauer Kenntnis der Volkssage ersetzt worden sein, es ist ja auch nur eine Entlehnung des in der Antike bewanderten Dalimil aus dem gelesensten Buche des Mittelalters nach der Bibel, der Aeneis des Vergil, der Stelle, wo Aeneas die Prophezeiung der Herrschaft erhält, sobald seine Gefährten vor Hunger die Tische verzehren würden.

So ist endlich die ganze Tyrsage aus dem Namen »Turske pole« und dem Grabhügel hergeleitet, wie Kosmas sagt: unde et hoc die nominatur militis acerrimi bustum Tyri, dazu der Name des Neklan, als »unerprobt, feig« gedeutet, antike, biblische, Hexenmotive dazu, und eine Sage ist fertig.

Somit geben die Berichte des Kosmas, und also noch viel weniger die späteren phantasiebegabten Chronisten, durchaus nicht eine feste Handhabe zu mythologischer Deutung, und bei der Thidrekssaga müßte ja auch die Umwandlung des alten Sagengutes unter der Hand des christlich gesinnten Bearbeiters in Rechnung gezogen werden.

Die kühnen Etymologien seien nebenher erwähnt.

Dr. *Gust. Ad. Thal.*

Dr. Jakob Sket, Slovenska slovstvena čitanka za sedmi in osmi razred srednjih šol. druga predelana izdaja. Na Dunaju. V cesarski kraljevi zalogi šolskih knjig. 1906. 482, 8°.

Als im Jahre 1893 Prof. Sket seine für die zwei letzten Klassen der Mittelschulen bestimmte slovenische Chrestomathie mit einem Abrisse der slov. Literatur das erste Mal in die Welt geschickt hatte, konnte er sich mit Recht des Bewußtseins freuen, eine sehr bemerkbare Lücke im Unterrichte des Slovenischen als Muttersprache ausgefüllt zu haben. Da die Slovenen noch keine Literaturgeschichte hatten, war seinem Buche auch außerhalb des Schulzimmers eine freundliche Aufnahme gesichert.

Unter diesem Eindrucke standen auch die Besprechungen des Buches. Prof. V. Korun begrüßte es mit Freude in Erinnerung daran, daß er vordem die literaturgeschichtlichen Notizen mit Mühe hatte sammeln und seinen Schülern diktieren müssen, gab eine kurze Übersicht des Inhaltes — hegte aber sonst keinen Wunsch (Popotnik, Glasilo »Zaveze slovenskih učiteljskih društev«. Marburg. XIV [1893], S. 233—234).

Auch Dr. Oblak begrüßte das Buch als eine mit Verständnis zusammengesetzte Chrestomathie, hob aber auch seine Mängel hervor. Die Zergliederung der Literaturepochen war ihm zu künstlich (Mittelalter VI.—XVI. Jahrh.; protestantische Periode 1550—1595; kath. Per. 1595—1765; Wiedergeburt 1765—1843: A. Übergangsperiode 1765—1795, B. Per. Vodniks 1795—1830, C. Per. Prešerens 1830—1843; Per. d. Volksaufklärung 1843—1893), die Besprechung von Levstik und Jurčič fand er zu wenig eingehend und tadelte

mit Recht das gänzliche Fehlen des nationalen Erzählers Erjavec. Die Beurteilung Koseskis schien ihm zu panegyrisch und Vraz kam viel zu kurz davon. Den älteren Teil wünschte sich Oblak weniger breit gegenüber dem neueren. Für sein Festhalten an der pannonischen Hypothese bekommt Sket einen Verweis, und schließlich notiert Oblak noch einige Unrichtigkeiten (unsere Zeitschrift XVI [1894], S. 477—481).

Der »Ljubljanski Zvon« stellte zwar eine Anzeige in Aussicht (XIII [1893], S. 442), vergaß aber darauf. Die slovenische Öffentlichkeit kümmerte sich weiter nicht um das Buch ....

Die Chrestomathie liegt nun in zweiter umgearbeiteter Auflage vor. So ist es auf dem Titelblatte zu lesen.

In der Tat aber sind die Anderungen sehr formeller Natur.

Die oft interessanten und inhaltsreichen Bemerkungen, welche früher einen Anhang von S. 357—411 bildeten, haben einen passenderen Platz bekommen und sind auf diese Weise vielleicht dem früheren Schicksale entgangen, als minderwertig von den Professoren nicht beachtet und von den Schülern nicht gelesen zu werden. In der neuen Ausgabe stehen sie entweder klein gedruckt unter dem Texte oder sind gar zu selbständigen Nummern erhoben worden, wie die Auszüge aus Valvasor (96—101), die Abhandlung über die Entwicklung der Passionsspiele bei den Slovenen, oder das wenige, was Sket über Levstik, Jenko, Jurčič und Stritar zu sagen wußte und weiß.

Das Bestreben des Verfassers, auf Kosten der Schriftstellerei vor Prešeren die Zahl der Lesestücke aus Prešeren und der neueren Literatur zu vermehren, kann man nur billigen. So finde ich aus den Freisinger Denkmälern nur noch das erste Fragment abgedruckt und dann mit wenig Ausnahmen bis Prešeren jeden Schriftsteller durch wenigere oder kürzere Beispiele vertreten, als in der ersten Ausgabe. Hingegen kommt bei Prešeren unter anderem der ganze Sonettenkranz neu hinzu, Jurčič ist neu vertreten durch vier Kapitel aus seinem Romane Rokovnjači, Stritar durch den Essai über Jurčič und ein Kapitel aus dem Romane Sodnikovi, Aškerc durch einige seiner besten Gedichte; Dr. Tavčar, Janko Kersnik (Aus der Erzählung: Očetov greh) Janez Trdina (Vila in junak Petrovič, und etwas aus den Hrvatski spomini), Fran Meško (aus der Skizze: Ciganček. 1904), Oton Zupančič (9 Gedichte) — alles das sind neue Erscheinungen der zweiten Ausgabe. Ein schweres Opfer hat Sket gebracht und sich von der bei uns noch immer beliebten Einbildung vom pannonischen Ursprunge des Altkirchenslavischen verabschiedet (S. 22). Mit Rücksicht darauf, daß sich in seiner »Staroslovenska čitanka« für die 7. und 8. Gymnasialklasse noch immer die pannonische Hypothese breit macht, hätte Prof. Sket hier seine Bekehrung wohl etwas näher auseinandersetzen sollen.

Wenn ich noch hinzufüge, daß nach Kos die Regierungszeit Samos' statt 627—661 in die Jahre 623—658, das erste Auftauchen des Namens Carniola statt 738 ins Jahr ca. 670 versetzt wird (6), und daß die Namen der Kärntner Wojwoden Vojnomir Ingo, Pribislav, Semika, Stojmir, Etgar (ibid.) in der ersten Ausgabe nicht zu finden sind, so ist hiermit der Vorrat dessen, worin sich die neue Ausgabe als eine Umarbeitung äußert, so ziemlich erschöpft.

Prof. Sket hat es nicht für notwendig erachtet, seinen vor 12 Jahren geschriebenen Abriß der slovenischen Literatur auch nur durch einen einzigen neuen Strahl zu beleuchten, hat die berechtigten Wünsche Oblaks bezüglich Kopitar, Levstik, Jurčič und Erjavec vollständig ignoriert, und verkündet der Welt, daß er sein Buch umgearbeitet habe. Es kann doch nur von einer kleinen Erweiterung die Rede sein, obwohl eine Umarbeitung sowohl möglich als auch notwendig gewesen wäre.

Denn während dieser letzten 12 Jahre hat man nicht einmal im Slovenenlande auf der ganzen Linie den Schlaf des Gerechten geschlafen. Seitdem ist die slov. Literaturgeschichte von Glaser erschienen, die zwar nicht dem modernen Ideale einer Literaturgeschichte entspricht, aber doch eine Menge Material bietet und dem Nachfolger bedeutend die Arbeit erleichtert. Dr. Murko hat für den Slovník naučný Otto's (sub Jihoslované) in kurzen Zügen den Gang der slovenischen Literatur gezeichnet und besonders den fremden Einfluß hervorgehoben. In den slovenischen Zeitschriften wurde so manche Frage slovenischer Literatur erörtert. Und ich kann wirklich nicht verstehen, warum ein für das leichtgläubige Schülerpublikum bestimmtes Buch solche Winke nicht verwerten dürfte! Nicht alle haben ja im späteren Leben Gelegenheit, Literaturgeschichte zu studieren, und das nach den Angaben des Schulbuches gezeichnete Bild wird bei so manchem durch kein anders gefärbtes ersetzt! Daher sollte man glauben, daß sich der Verfasser eines solchen Buches zur Aufgabe stellen werde, alle sicheren Resultate einschlägiger Studien zu einem einheitlichen Bilde vereinigt in möglichst kurzer, aber doch alles zum Verständnisse Notwendige enthaltender Form wiederzugeben!

Die Scheidung der Literaten in solche, welche an üblicher Stelle mit üblichen Lettern gewürdigt zu werden verdienen, und solche, die sich mit einigen klein gedruckten Sätzen unter der Zeile begnügen müssen, scheint mir nicht besonders passend. Man stelle nur folgende Parallele: der Verseschmied Koseski an üblicher Stelle (S. 282—287); die Dichter Gregorčič und Aškerc unter der Zeile (413 Anm. 1; 432 Anm. 1)! Ich wage es auch zu behaupten, daß es dem Zwecke des Buches nur nützen könnte, wenn der literaturgeschichtliche Teil ganz von der Chrestomathie getrennt für sich ein fortlaufendes Ganze bilden würde (jetzt wechseln literaturgeschichtliche Notizen mit Lesestücken aus den betreffenden Schriftstellern), etwa in der Form der Stručné dějiny literatury české, ein Hilfsbuch für Mittelschulen und Lehrerbildungsanstalten, dessen ersten Teil Dr. Jaroslav Vlček und Dr. Emil Smetánka voriges Jahr im k. k. Schulbuchverlage zu Prag herausgaben. Daß man aber auch in der von Sket bevorzugten Form seine Aufgabe ganz anders lösen kann, als er es tat, davon kann er sich überzeugen, wenn er etwas Aufmerksamkeit den Wypisy polskie dla klas wyższych von St. Tarnowski und Josef Wójcik (I. T.) und St. Tarnowski und Fr. Prochnicki (II. T.), Lemberg 1894 schenken will.

Prof. Sket hat es nicht verstanden, das meist von verschiedenen Literarhistorikern (Levec, Perušek, Lendovšek, Wiesthaler u.s.w.) stammende Material gehörig abzurunden, das Zusammengehörige an einem Punkte zu ver-

einigen und so dem Ganzen ein einheitliches Gepräge zu geben. Und so kommt es, daß über den Volksschriftsteller und Pädagogen Bischof Slomšek auf S. 256—263 ausführlich gesprochen wird, seine pädagogische Schriftstellerei aber auf S. 273 noch einmal behandelt werden muß. Über den Pfarrer Volkmer wird auf S. 128 das Notwendige gesagt, auf S. 145 ist ein Lied aus seiner »Basni in pesni« abgedruckt mit einer Anmerkung über die Ausgaben seiner Lieder und auf der nächsten Seite folgt wieder eine Abhandlung Slomšeks »Über den berühmten Dichter der Wind. Bücheln und seine Zeit« (146—148). Über Kopitar ist auf S. 151 und dann wieder auf S. 223 Anm. 1 etwas zu lesen. Die illyrische Bewegung wird an mehreren Stellen berührt (S. 200, 246 Anm. 1, 247 Anm. 1, 249—251, 274, 309—310), aber eine klare Vorstellung über ihre Entstehung und Bedeutung, über die Triebfedern und Hemmnisse ihres Hinübergreifens auf den Stamm der Slovenen geht daraus nicht hervor. Die Krainer huldigten ja einem Individualismus, dem gegenüber sich auch der Name Slovene erst Geltung verschaffen mußte, und der Bewegung arbeiteten auf slovenischem Boden historische und politische Momente entgegen. Dies und Ähnliches wird aber nicht erwähnt. Ich bin überzeugt, daß jene, welche einst nach diesem Buche slovenische Literaturgeschichte studierten, aber später nicht selbständige Studien machten, die Tätigkeit eines Vraz, Trstenjak, Jarnik, Majar u.s.w. nie verstanden und nie verstehen werden, wenn nicht zufällig ihr Professor mehr wußte als das Buch und es ihnen auch sagte, was bei uns nicht immer zu geschehen pflegt.

Aber dem jungen Slovenen wird noch manches andere unverständlich bleiben.

Er wird in der Schilderung der mittelalterlichen Periode erfahren, wie groß das Ansehen der slovenischen Sprache gewesen sein soll, da die Kärntner Herzöge auf dem deutschen Reichstage in slovenischer Sprache sich verteidigen durften und die Kärntner Ritter im Jahre 1227 Ulrich von Lichtenstein mit den Worten: Buge was primi, gralwa Venus begrüßten, wird aber umsonst eine Erklärung dafür suchen, wieso es kam, daß trotz dieses Ansehens für die Pflege der slovenischen Sprache fast soviel wie nichts geschah.

Er wird hie und da im Buche von Schulen auf slovenischem Gebiete hören, aber nie erfahren, wie jeweilig so ein Ding aussah, was man dort hörte und lernen konnte.

Der Zusammenhang der Literatur des slovenischen Volkes mit der Geistestätigkeit seiner Nachbarn wird ihm fast ganz unbekannt bleiben. Und doch war es das italienische Vorbild, nach dem Ende des XVII. Jahrh. in Laibach die Academia operosorum ins Leben gerufen wurde, die für diesmal zwar bald einschlief, aber Ende des XVIII. Jahrh. aufs neue erweckt wurde und ihre Erwecker zugleich die Erwecker der sloven. nationalen Literatur waren. Der Einfluß Klopstocks auf den sympathischen Vertreter der Aufklärungsperiode Linhart und der Einfluß der deutschen Romantik auf Prešeren und seine Zeit findet im Buche Skets keinen Platz. Vergebens sucht man darin den Namen eines Kollár, dessen Einfluß auf den Grazer Kreis sich in den 30er Jahren bemerkbar machte, umsonst den eines Mickiewicz, mit dem die polnischen Emigranten die Slovenen bekannt machten.

Hier möge ein Schattenbild unseres literarischen Unterrichtes erwähnt werden! Für ein Schattenbild halte ich es nämlich, daß junge Slovenen das Gymnasium verlassen, ohne im literaturgeschichtlichen Unterrichte aus ihrer Muttersprache jemals nur die Namen der größten Geisteshelden anderer Slaven gehört zu haben. Ich glaube, es wäre doch kein so großes Staatsverbrechen, dies irgendwo in möglichster Kürze anzudeuten, sei es zur Illustrierung einzelner Perioden in der Form, wie Tarnowski und Wójcik die ausländische Literatur im XVI. Jahrh. andeuteten (o. c. I. 183), sei es durch Aufnahme von Übersetzungen in die Chrestomathie, was besonders im Lesebuche für die 5. und 6. Klasse geschehen könnte, wo einzelne Dichtungsgattungen erklärt werden.

In der Abhandlung über die Passionsspiele (105 ff.) vermisse ich die Erwähnung der Passionsspiele in slovenischer Sprache schon im Jahre 1700 zu Maria Rast bei Marburg a/D., also 21 Jahre vor dem von Sket hervorgehobenen Beispiele zu Bischofslack.

Es sollte im Buche das Faktum und die Zeitperiode angedeutet werden, da die deutschen Komödianten und die italienische Oper den Weg nach Laibach fanden (XVII. Jahrh.). Linhart, der sich um das slovenische Theater so bedeutende Verdienste erwarb, hätte eine eingehendere Besprechung verdient. Die Oberflächlichkeit aber und Unaufmerksamkeit, womit Sket die slovenische dramatische Literatur behandelt, auf S. 278 fünf Namen aufzeichnet und von ihnen nur berichten kann, daß sie schöne Erfolge erzielt hätten, ohne nur ein einziges Lesestück aus dem slovenischen Drama in seine Chrestomathie aufzunehmen, verdient wohl, öffentlich gerügt zu werden.

Überhaupt behandelt Sket die Literaten nach Prešeren viel zu stiefmütterlich, ausgenommen Koseski. Erjavec wird man bald in England besser kennen, als ihn nach Skets Meinung die slovenische Intelligenz zu kennen braucht. Die rege literarische Tätigkeit des letzten Dezenniums (1893—1903) wird auf S. 277—278 in 21 Zeilen behandelt und gesagt, in Poesie und Prosa habe sich ein neuer Geist geltend gemacht, der aber nicht im heimatlichen Boden wurzelt, sondern in der modernen Strömung anderer Weltliteraturen. Worin dieser fremde Geist sich äußere und ob diese slovenische Moderne mit dem heimatlichen Boden wirklich nichts Gemeinsames habe als die Sprache, darüber wird geschwiegen. Ich verlange nicht, daß die neueste Literatur und die zum Teil noch lebenden Schriftsteller so ausführlich behandelt werden sollen wie die der früheren Perioden, aber mit solchen nichtssagenden Phrasen soll man die Jugend nicht füttern, unter welchen man sich alles und nichts vorstellen kann, und gerecht soll man sein. Prof. Sket hätte konsequent bleiben und sich von dem traditionellen Nichtanerkennen unserer jüngeren Talente von Seiten der älteren slovenischen Professorengeneration frei machen sollen, zumal wenn diese Talente schon im Grabe ruhen, wie die beiden Dichter Murn-Aleksandrov und Kette; letzterer wird im Buche nur genannt (278), Murn-Aleksandrov dazu noch mit einem Satze unter der Zeile ausgezeichnet (468 Anm. 3), ohne daß Prof. Sket nur ein einziges von ihren Gedichten der Aufnahme würdig erachtet hätte, obwohl einige zum Besten gehören, das die slovenische Literatur stolz ihr Eigentum nennen kann.

Ebenso hätte Sket neben Meško und Zupančič auch für Ivan Cankar ein Plätzchen finden sollen, denn wenn man die Literatur bis in ihre neuesten Produkte verfolgt, muß man zufällig eben auch den anerkanntesten und individuellsten Schriftsteller der Gegenwart gebührend berücksichtigen. Der sonderbare Umstand, daß einmal ein hypereifriger Bischof den ganzen Verlag von Cankars Gedichten um klingende Münze gekauft und so konfisciert hat, darf nicht in die Wagschale fallen. Cankar ist ja sehr fruchtbar und Sket hätte gewiß etwas geeignetes finden können.

Bis auf die angeführten Lücken ist ja die Auswahl der Lesestücke recht glücklich getroffen. Dr. Tavčars juristische Abhandlung »Uber das Steuerbuch und dessen zwei wichtige Eigentümlichkeiten« (418) ist zwar nicht das charakteristischeste Erzeugnis seiner Feder, aber wie ich nachträglich aus dem letzten Heft des Ljubljanski Zvon« (Jänner 1906) erfahre, hat das Ministerium selbst ein solches Stück verlangt.

Auf S. 5 vermisse ich die beiläufige Grenze zwischen Kroaten und Slovenen in Istrien. Das Fragment aus den Freisinger Denkmälern ist abgedruckt in der Orthographie des Originales und in neuslovenischer Transscription. Doch wenn Prof. Sket die Schreibweise des Originales wiedergeben will, darf er nicht das dort zusammengeschriebene beliebig trennen, die Interpunktionen ganz nach dem heutigen Gebrauche setzen und die sogenannten Accentzeichen bald anbringen bald auslassen. S. 30_{28} ist wohl sinič(s)tvè und nicht činistvě zu lesen. Voudráks Ausgabe der Freis. Denkmäler scheint Sket nicht zu kennen. Da Sket die Werke der ältesten Schriftsteller durchwegs in der Original-Schreibweise abdruckt, und z. B. auch mylhost (= milost) und pustill unverändert läßt (S. 53), hätte er konsequent auch die Wiedergabe der slovenischen *c*- und *č*-Laute unverändert lassen sollen, zumal diese den Protestanten die größten Schwierigkeiten bereiteten. Als letztes slov. prot. Buch muß der Katechismus . . . Jansha Snoilfhika, Tübingen 1595 hervorgehoben werden. In Nestor pflegt man heutzutage nicht mehr jenen Verfasser von Viten und der russ. Chronik bis 1113 zu sehen, wie anno dazumal und bei Sket S. 181 Anm. 1, sondern möglicherweise einen Mitarbeiter jener mehreren Mönche, als deren Produkt die sogen. Nestorsche Chronik erscheint.

Es lag mir fern der Gedanke, die Verdienste Skets als des tätigsten Herausgebers slovenischer Schulbücher zu schmälern. In dieser Hinsicht kann er seinen Kollegen aus anderen Fächern ein nachahmenswertes Beispiel geben. Man soll vielmehr meine Sprache als einen im Namen vieler gegen die abtötende Manier des Unterrichtes aus unserer Literatur gerichteten Protest betrachten! Mit Jahreszahlen und Titeln vollgestopft schleppte man uns vor den grünen Tisch der Prüfungskommission, aber einen Einblick in die geistige Werkstätte unseres Volkes, in den Ideengang der Literatur gewährte uns das Buch Skets nicht, Professoren finden sich aber noch immer, deren Unterricht im bequemen »von da — bis da« besteht. Und bei den 2 Stunden, die der slovenischen Sprache gegönnt sind, ist es oft auch nicht anders möglich. *Fr. Kidrič.*

Kleine Mittheilungen.

Поша јаньичарска — *Poša jańičarska.*

Le dictionnaire de Vuk St. Karadžić donne deux significations du mot *poša*; ce serait une espèce de cravate *ein flornes Halstuch, colloris genus*; c'est aussi une espèce de châle dont les Turcs entourent leur turban, *ein schwarzer mit Gold durchwebter Turban, tiara nigra auro intexta.* Le texte de Vuk se trouve reproduit chez Ivekoviċ et Broz; ils ajoutent seulement que le mot est étranger. Ivekoviċ et Broz citent aussi deux exemples, tirés des chansons de geste serbes, pour démontrer qu'il y avait deux espèces de poša: *poša stambolija*, la poša de Constantinople et *poša jańičarska* la poša des janissaires.

La *poša jańičarska* est mentionnée dans la littérature et dans les documents du commencement du XIX siècle. Dans les rapports verbaux de l'homme de confiance de Karageorges, le buljubaša Pierre Jokić, il est question de la *jańičarska poša* à deux reprises; une première fois, en racontant les cadeaux faits par Karageorges (avant 1804) au janissaire de son village (soubache), Ibrahim, on parle d'une *jańičarska poša*; et il en est question une seconde fois, dans le rapport sur la mort d'un janissaire auquel un insurgé serbe a enlevé le pistolet et la *jańičarska poša* [1]). Dans les matériaux qu'on recueille à l'Académie de Belgrade pour le dictionnaire du serbe littéraire [2]), on mentionne d'après le livre *Gr. Lazić Histoire Naturelle* [3]) la prise en 1792 sur le Cap de Bonne Espérance d'un faucon avec une *poša* en soie autour du cou. Dans un livre de V. Vrčević [4]) on mentionne la *poša blanche* que pouvaient porter seulement les ulémas.

Nous devons citer aussi l'ouvrage d'un français, F. Beaujour, ancien consul de France à Salonique, intitulé »Tableau du commerce de la Grèce. Paris 1800«. I, 422. En énumérant tout ce qui se fabrique en soie de Macé-

---

[1]) С. К. Академија, IV, Милићевић Ђ. М. Причање Петра Јокића, 10 et 20.

[2]) Les matériaux ont été mis aimablement à ma disposition par m. Momčilo Ivanić.

[3]) Проста наравна историја. Будимъ 1836.

[4]) Помање српске народне свечаности. Панчево, 1888.

doine, on parle de »la *fabrication de pochs* qui sont des espèces de châles dont les janissaires entourent leur turban«.

Pour terminer cette recherche léxicologique sur un mot appartenant au passé, qu'on doit considérer comme mort et faisant partie plutôt des archives de la langue, nous pourrions en préciser le résultat ainsi:

La signification première et originaire doit provenir de quelque mot oriental, turc probablement, indiquant le châle en soie (de couleur et épaisseur variées) fait pour envelopper le chapeau — turban — des janissaires, ulémas etc. Chaque ordre se distinguait par la couleur ou l'ornementation selon les prescriptions de l'étiquette turque pour la tenue.

Comme le même châle pourait être employé en guise de cravate autour du cou, cet usage prêta au mot sa seconde insignification, presque oubliée autant que la première dans la langue courante.

Poša, en ce sens, devait signifier une cravate légère, comme un châle plié, sans forme précise et sans ressemblances avec celles qui se portent actuellement.

Belgrade, le 17 déc. 1905. *St. Novaković.*

Čech. kostel.

In Kuhns Zeitschr. XXXIX. 545 habe ich čech. *kostel* 'Kirche' = lat. *castellum* zweifelnd aus der äußeren Ähnlichkeit der von einer Mauer umgebenen Kirche mit einem Schloß erklärt. Mein Kollege Rud. Much wies indessen gelegentlich eines Vortrages, den ich auf dem Indogermanischen Abend in Wien hielt, auf die wirklich nach Art von Kastellen gegen feindliche Angriffe befestigten mittelalterlichen Kirchen hin, die die čechische Bezeichnung verständlich machen. Ich habe seitdem selbst die 1279 gegründete gotische Pfarrkirche von Eisenerz gesehen, die von starken Mauern und Türmen mit Schießscharten umgeben ist. Auch das Blasienmünster in Admont ist mit einer von Schießscharten gekrönten Mauer befestigt. Inzwischen hat H. Lewy K.Z. XL. 255 auch auf die Kirchenburgen Siebenbürgens hingewiesen, wie es deren z. B. in Mediasch, Elisabethstadt, Hamruden, Tartlau, Broos, Grossau noch gibt. Der čechische Ausdruck setzt jedoch voraus, daß solche Kirchenkastelle gerade in Böhmen besonders häufig gewesen sind. Ich habe indessen nur ein einziges Beispiel dafür gefunden, die 1350 als Pfarrkirche erwähnte Filialkirche des Heil. Martinus in Tožitz (Bezirk Selčan), die nach Hlávka's Topographie der histor. und Kunstd. im Kgr. Böhmen III (Prag 1899), S. 144 »auf einer Anhöhe inmitten des mit einem wehrhaften Mauerring und mit einem teilweise noch erhaltenen Graben umgebenen Kirchhofes« steht. Es ist zu vermuten, daß es solcher befestigter Kirchen in Böhmen noch mehrere gibt, die vielleicht bessere Kenner dieses Landes nachweisen können.

Wien. *P. Kretschmer.*

Slavische Etymologien.

I.

Ursl. **sěnь*, **stěnь* und **těnь*.

Diesen drei Worten widmete in einem der letzten Hefte von Bezzenbergers »Beiträgen« (II.—III. Heft d. XXIX. B. [S. 143—178]) Dr. Vondrák eine spezielle Untersuchung. Weder ist er mit Miklosich (EW.) einverstanden, der ohne weiteres die Formen *těnь* und *sěnь* aus *stěnь* ableitet, noch mit Brugmann Gr.[2] 546, der im Urslavischen doppelte Formen annimmt, nämlich **sk̂ěnь* (woraus **sěnь*) und *skěnь* (woraus *stěnь*). Herr Vondrák weist mit vollem Rechte darauf hin, daß der letzteren Etymologie nicht nur das Vorhandensein von СТѢНЬ in den ältesten altkirchenslavischen Denkmälern widerspricht, die in anderen Fällen die Gruppe *sk* in *sc* umwandeln, sondern auch der Übergang derselben Form im Westslavischen in *šč* (v. altksl. СѢКГАЪ »solus« bei altčech. *ščiehlý*, poln. *szczegół*). In Anbetracht alles dessen billigt Herr Vondrák Brugmanns Etymologie von **sěnь*, glaubt aber für **těnь* einen andern Ursprung annehmen zu müssen und erklärt **těnь* phonetisch aus **tem-nь* (vergl. **pomen-nąti* > ПОМѢНАТИ). **stěnь* ist dagegen nach Vondráks Meinung aus einer Kombination von **těnь* und **sěnь* entstanden.

Selbst wenn diese Etymologie, phonetisch betrachtet, ganz richtig wäre, auch dann hätte sie wenig Wahrscheinlichkeit für sich, weil ihr Verfasser einige diesen Worten der Form wie der Bedeutung nach sehr nahestehende Bildungen anderer idg. Sprachen außer Acht gelassen hat. Denn kaum ist wohl zu bezweifeln, daß ursl. **stěnь* sich so zu **těnь* verhält, wie z. B. altind. *stāyát* »verborgen sein« zu altind. *tāyúṣ* »Dieb«, zend. *tāyuš*, altksl. ТАИЖ, ТАТЪ, gr. *τητάω*, dor. *ταταάω* »raube« Hirt, Ablaut § 77. Der Wechsel der Gruppe *st-* und *t-* im Wortbeginn im idg. gibt uns das Recht, für die einheitliche Herkunft von **stěnь* und **těnь* einzutreten, und der eventuelle Schwund des nichtsilbenbildenden Elementes in Diphthongen vor Vokalen in derselben Sprache erlaubt uns mit diesen Worten slav. ТАТЬ und gr. *ταταάω* in Vergleich zu stellen. Interessant ist es, daß sich im Altindischen sogar die reduzierte Form der Wurzel **stāi̯* im Substantiv *stēnú-s* »Dieb«, »Räuber« erhalten hat, dessen Ähnlichkeit mit dem altksl. СТѢНЬ umsomehr auffällt, als das letztere Wort gleichfalls eine Form masc. g. war.

Seine Hypothese sucht Vondrák durch den Hinweis auf slov. *zatòn* »Sonnenuntergang«, slov. *tóña* »Schatten« zu bekräftigen; doch ist nur das große Interesse an seiner Hypothese schuld, daß er eine semasiologische Schwierigkeit sieht in der Annäherung dieser Worte an sl. *zatóniti* »ins Wasser tauchen«, *zatòn* »Insel«, russ. тоня, die aus **topn-* abzuleiten sind. Noch problematischer ist Herrn Vondráks Etymologie des Wortes **tělo* aus **temslo* »Spiegelung des Schattens«: ungeachtet äußerster Künstelung und Gesuchtheit in Betreff der ihr zugelegten Bedeutung hat sie phonetische Schwierigkeiten im Gefolge, da **temslo* im ursl. **tęslo*, doch nicht *tělo* lauten müßte. Übrigens gibt Herr Vondrák im Nachtrage auf S. 248 diese Etymologie selber auf. (Fortsetzung folgt.)

St. Petersburg. *G. Iljinskij.*

Cyrillo-Methodiana.

In neuerer Zeit ist eine Reihe von Betrachtungen kritischer Art über die große kulturhistorische Frage, die an die Namen Konstantin, vulgo Kyrill, und Method geknüpft ist, erschienen. Unsere Zeitschrift soll dieser Kritik nicht aus dem Wege gehen, wenn auch der Umfang der Einzelforschungen nicht gestattet, sie vollinhaltlich dem Leser vorzulegen. Wir müssen uns mit den Auszügen und Resumés, die wie ein kurzer Rechenschaftsbericht aussehen, begnügen, die uns zum Teil von den Verfassern selbst (Prof. Brückner, Dr. Franko) eingesendet, zum Teil von der Redaktion (d. h. von mir) geliefert werden. Nach dem einmal, vor beinahe hundert Jahren, von Dobrovský dem Kopitar gegenüber (die ja gerade in dieser Frage immer auseinandergingen) gemachten Ausspruch »judicia sunt libera«, sollen auch hier alle Ansichten, mögen sie uns gefallen oder nicht, frei zum Ausdrucke kommen. Es ist nicht zu befürchten, daß die Wahrheit dadurch unterdrückt oder auf falsche Bahnen gelenkt werden könnte. Der subjektive Hintergrund einzelner Forscher vermag zwar den geschichtlichen Tatsachen verschiedene Bedeutung und Tragweite beizumessen, doch solche Färbungen verblassen mit der Zeit, das Wesentliche, die Materie bleibt. Ob man bei der Beurteilung eines weltgeschichtlichen Ereignisses gerade seinen persönlichen Stimmungen frei die Zügel schießen lassen soll, diese Frage könnte, wie es einmal beim ersten Erscheinen der römischen Geschichte Mommsens der Fall war, auch jetzt angesichts der Einfälle und Kombinationen Lamanskij's oder Brückners aufgeworfen werden. Doch weder hat die römische Geschichte Mommsens der Geschichtsforschung zum Schaden gereicht, noch wird unsere große Frage durch die erwähnten Exkurse geschädigt. Im Gegenteil, es eröffnen sich neue Gesichtspunkte, die manchen bisher noch dunklen Winkel beleuchten oder wenigstens das Vorhandensein desselben aufdecken, und der weiteren Forschung fällt die Aufgabe zu, die laut werdenden Zweifel oder Bedenken zu beseitigen. Ich wollte mir erlauben, hie und da eine kurze

Bemerkung unter dem Texte hinzuzufügen, doch unterließ ich es, um nicht den Eindruck der Selbstüberhebung oder des Hanges nach Maßregelung fremder Urteile, die ich immer hochachte, hervorzurufen. Selbstverständlich würde durch solche Bemerkungen nicht gleich die Sache abgetan sein, da sie ja nur kurze Schlagworte oder Anspielungen enthalten müßten, deren jede zu einer ganzen kritischen Abhandlung anwachsen könnte. Ich zog es daher vor, meine Gegenbemerkungen zu unterdrücken. *V. J.*

I. Vita Cyrilli.

Kritische Bemerkungen (Fortsetzung).

III.*)

(J. d. M. d. Aufkl. 1903, April, S. 359—374). Die Motive der Reise Konstantins nach Cherson gleichen auffallend jenen der Mission zu den Sarazenen. Den Zweck beider bildete eine religiöse Disputation. Dort war die Zeit ungefähr bestimmt, hier wird sie nicht angegeben. Nur zufällig erfahren wir auch das, daß Konstantin auf dieser Reise den Bruder Methodios zum Begleiter hatte. Dieser soll den ausführlichen Bericht Konstantins über seine Disputation mit den Chazaren aus dem Griechischen ins Slavische übersetzt haben. Aus dem Wortlaut der Legende kann man aber folgern, daß der Verfasser der letzteren jene Schrift selbst nicht näher gekannt hat. Wann fand nun die Übersetzung Methods statt? In der Krym, auf dem Rückwege oder in Konstantinopel? Doch wohl nicht auf der Fahrt nach Mähren. Übrigens ist nirgends gesagt, daß Konstantin selbst alle die Gespräche mit den Chazaren niedergeschrieben. Vielleicht ist auch die Notiz, daß die Übersetzung von Methodios herrührt, eine spätere Einschaltung. Der Verfasser der Legende legte auf die ganze Chazarenmission kein zu großes Gewicht. Manches mag er von Methodios selbst gehört haben, aber ohne alles richtig wiedergegeben zu haben. In der Erzählung von

*) Der Anfang dieser Abhandlung ist im XXV. B. des Archivs S. 544—553 erschienen. Die Fortsetzung der sehr ausführlichen, noch immer nicht zu Ende geführten Darstellung zwingt mich, aus Raumersparnis den weiteren Verlauf der Beweisführung nur in kurzem Auszug mitzuteilen. Wer sich um die Einzelheiten interessiert, wird sie leicht nach den genauen Angaben der Bände und Seitenzahlen der russischen Zeitschrift im Original nachschlagen können. *V. J.*

der Erlernung der hebräischen Sprache, von der Begegnung Konstantins mit einem Samaritaner und von der Entdeckung der Bücher mit »russischen Buchstaben« spielt augenscheinlich ein Wunder mit. Wollte man nämlich der Legende aufs Wort glauben, so hätte Konstantin in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes in Cherson erlernen müssen: 1) hebräisch, 2) samaritanisch, 3) chazarisch, 4) russisch, d. h. skandinavisch, und 5) gotisch. Selbst der genialste Mensch ist nicht im Stande, alles das im Verlaufe von einigen Wochen zu leisten. Das Chazarische, wovon übrigens die Legende nicht ausdrücklich spricht, könnte Konstantin allerdings schon in Konstantinopel erlernt haben. Betreffs des Hebräischen meinte Malyševskij, daß es Konstantin ebenfalls schon von früher her bekannt sein konnte (vergl. in Труды Кіев. Дух. Акад. 1878 Juniheft: Евреи въ южной Россіи и Кіевѣ). Es ist glaubhaft, daß Konstantin in der Tat hebräisch und samaritanisch schon in Konstantinopel, aus Gründen eines tieferen biblischen Studiums, gelernt hatte. Doch was die Benutzung einer Grammatik oder des Lexikons des Hebräischen im IX. Jahrh. anbelangt, waren Malyševskij und Bodjanskij falsch beraten. Die erste Grammatik kam erst im X. Jahrh. zustande (Näheres auf S. 367/9), Konstantin hätte also nur durch den persönlichen Verkehr mit den Juden das Hebräische sich aneignen können. Das war bei dem damaligen Antisemitismus nicht so leicht, und seit der Ankunft Konstantins nach Konstantinopel reichte auch seine Zeit kaum aus, um solche Studien zu treiben, da er gewiß schon damals, während seiner Besuche bei der Mutter in Saloniki und bei dem Bruder Methodios zur Zeit seiner weltlichen Amtstätigkeit, auf seine große slavische Mission bedacht war. (Folgt eine Parallele aus dem Leben des heil. Origenes und des heil. Hieronymus.) Der Legende ist also in diesem Punkte nicht zu glauben. »Die Erlernung der hebräischen Sprache wurde von dem Biographen an Cherson geknüpft, vielleicht darum, um sich und dem Leser begreiflich zu machen, wieso Konstantin mit den Chazaren-Hebräern disputieren und sich verständlich machen konnte. Wahrscheinlich glaubte der Verfasser der Legende, daß Konstantin in hebräischer Sprache mit ihnen Gespräche führte. Unmittelbar nach der Erzählung von den hebräischen Studien Konstantins spricht die Vita auch von einer samaritanischen Handschrift, wahrscheinlich darum, weil ihr die nachfolgende Mitteilung von der durch den Philosophen erfolgten Entzifferung einer Inschrift auf einem Kelch vorschwebte. Diese Inschrift war nämlich mit hebräischer und samaritanischer Schrift ge-

schrieben. Niemand konnte sie entziffern und lesen. Der Philosoph las sie als Kenner der hebräischen und samaritanischen Bücher. Von seiner Vertrautheit mit diesen Sprachen war gerade darum schon vorher die Rede, bei der Erwähnung seines Aufenthaltes in Cherson.

IV.

(Ib. S. 374—379). Es handelt sich um die Bedeutung der »russischen« Schrift, in welcher angeblich ein Evangelium und Psalter geschrieben und von Konstantin vorgefunden wurden. Die übliche Deutung dieser Benennung wird seit Šafařík auf Waräger-Russen bezogen und diese werden mit den Krymgoten identifiziert. Die Erklärung Vasiljevskij's lautet zwar etwas anders, doch im wesentlichen kommt auch sie auf dasselbe hinaus, d. h. man dachte an die bekannte Übersetzung Vulfila's.

V.

(Ib. S. 379—385). Die Abweichungen in den Ansichten zwischen Golubinskij und Malyševskij einerseits und Vasiljevskij's andererseits werden näher besprochen. Vasiljevskij glaubte, daß in der vorausgesetzten griech. Vorlage der pannonischen Konstantinlegende statt der »russischen« Schrift der Ausdruck »tauroskythisch« stand. Die Ansicht Voronov's bezüglich der griech. Vorlage der Legende zurückweisend, lehnen wir auch die Benennung »tauroskythisch« ab. Die Wahrscheinlichkeit einer Verwechselung der barbarischen Russen mit den in Konstantinopel schon längst bekannt gewesenen orthodoxen Goten ist äußerst gering. (Das wird näher ausgeführt.) Wenn der fern von der Mündung der Donau lebende Walafrid Strabo († 849) die Möglichkeit hatte zu erfahren, daß bei den Goten der Gottesdienst in ihrer Sprache verrichtet wurde, so mußte um so mehr Konstantin etwas davon wissen. Möglicherweise trug er schon in Konstantinopel Sorge dafür, um die gotische Übersetzung in die Hand zu bekommen, was ihm der gelehrte Photios leicht verschaffen konnte, so daß er mit der gotischen Schrift und Sprache schon vor seiner Reise nach Cherson bekannt werden konnte.

VI.

(Journ. d. M. d. Aufkl. 1903, Mai, S. 136—142). Die Beweisführung betreffs der Asowschen und Pontischen Russen und ihrer angeblichen nahen Verwandtschaft mit den Krymschen Goten wird einer

näheren Prüfung unterzogen, wobei die Darstellung Golubinskij's der kritischen Betrachtung dieser Frage zugrunde gelegt wird. Alle von Golubinskij angeführten arabischen Zeugnisse betreffs einer Stadt »Russia« am Don und betreffs des Schwarzen als russischen Meeres datieren aus dem XI.—XIV. Jahrh., also aus einer Zeit, da man unter Russland schon das slavische Land und das slavische Volk verstand. Inzwischen wurde gerade das älteste und glaubwürdigste Zeugnis des arabischen Schriftstellers Ibn-Chordad-be von Golubinskij außer Acht gelassen. Aus diesem ergibt sich, daß er den Don für slavisch hielt: »le Tanais le fleuve des Slaves«; er spricht von russischen Kaufleuten und fügt hinzu: »les Russes qui appartiennent aux peuples slaves se rendent aux régions les plus éloignées de Çaklaba«. Das Schwarze Meer nennt er dagegen öfters Chazarisches Meer (la mer des Khazares). Diese Belege des Ibn-Chordad-be sprechen nicht zugunsten der Annahme Golubinskij's von einem besonderen Asowschen und Schwarzmeer-Russland, das nicht lange vor 839 neben den Tetraskythen und taurischen Goten sich niedergelassen hätte und mit diesen in eins zusammengeflossen wäre, so daß man Gotisch auch Russisch und Russisch auch Gotisch genannt hatte. »Eindringend in das Zeugnis eines so nüchternen Mannes, wie es Ibn-Chordad-be war, kommen wir zu dem Schlusse, daß schon 846/7 einige Russen (d. h. Normannen) in unserem Lande so fest ansässig erscheinen, daß sie sogar bilingues waren, neben ihrer Muttersprache auch slavisch sprachen, und auf Grund dieser Kenntnis bei den einflußreichen slavischen Eunuchen am Hofe Bagdads Privilegien erlangten als Kaufleute. Dieser Umstand spricht dafür, daß die Normannen nicht erst seit Rurik, sondern wohl schon viel früher bei uns auftraten. Wenn das Auftreten Ruriks und die sogenannte Gründung des russischen Staates nicht gerade in das Jahr 862 versetzt werden muß, sondern auch beliebig früher, so ist es auch nicht notwendig darauf zu bestehen, daß Askold oder eigentlich die Russen mit Askold nicht schon vor 862 hätten Kijew besetzen können und daß die Kijewer Russen nicht im Stande gewesen wären, sich zu dem Ausfall vom 18. Juni 860 vorzubereiten.«

VII.

(Ib. S. 142—150). Dieses ganze Kapitel ist den ältesten Beziehungen der Ostslaven (späteren Russen) zu den Finnen, Litauern und Letten und zugleich mit diesen zu den Normannen gewidmet und bezweckt,

dem Leser nahe zu legen, daß die Ostslaven viel früher, als man gewöhnlich annimmt, schon an Handelsbeziehungen mit dem Orient und dem Süden (Chazaren, Griechen) sich beteiligten.

VIII.

(Ib. S. 150—152). Früher, als man gewöhnlich annimmt, traten die Ostslaven auch aus ihrer Stammeseinteilung heraus und vereinigten sich mehrere Stämme zu einem staatlichen Ganzen. Vor den Normannen waren die Chazaren daran beteiligt. Gardhariki ist als eine germanische Umdeutung für das Chazarenland aufzufassen. Als Beweis dafür könnte das sonst gänzliche Schweigen der nordischen Sagen betreffs der Chazaren angesehen werden.

IX.

(Ib. S. 152—154). Für die Annahme, daß der Überfall Konstantinopels am 18. Juni 1860 nicht von den Russen der Halbinsel Krym ausging, sondern aus dem Inneren Rußlands, aus der Kijewer Gegend, zustande kam, werden neue, aus der den Griechen gegenüber verborgenen Lage des Kijewer Gebietes geschöpften Argumente gesucht.

X.

(Ib. S. 154—156). Über das Verhältnis der nordischen Sprache zur gotischen (nach fremden Forschungen).

XI.

(Ib. S. 156—157). Weitere Betrachtungen über das Verhältnis der Goten zu den Russen.

XII.

(Ib. S. 157—161). Dieses ganze Kapitel besteht aus Zitaten aus dem Buche Hildebrand's: Das heidnische Zeitalter in Schweden, zur Beleuchtung des Alters der nordischen Geschichte und der nordischen Sagen.

XIII.

(Ib. Juni, S. 350—360). Da man im IX. und X. Jahrh. die Russen nie mit den Goten der Krym verwechselte, so können auch unter den russischen Buchstaben der Legende nicht die gotischen gemeint sein.

Aber auch die Annahme einer späteren Einschaltung dieser Stelle in die Legende hat nicht viel für sich. Vielleicht ist das nur eine spätere Umarbeitung einer an sich richtigen Tatsache, wovon weiter unten. Früher noch etwas über die Chazaren und ihre einstige große Macht (nach Grigorjev). »Wir würden uns nicht entschließen, die slavische Legende von der chazarischen Gesandtschaft nach Byzanz mit der Bitte, ihren Glaubensboten zu schicken, für glaubwürdig zu halten, wenn nicht auch Gauderichs Zeugnis dafür vorhanden wäre. Im Zusammenhange jedoch mit der Encyklika des Photios, in welcher von der Bekehrung der Rhos zum Christentume die Rede ist, gewinnt die Erzählung von der Gesandtschaft der Chazaren nach Konstantinopel den Sinn, daß darunter die Russen Askolds zu verstehen sind, die nach der vor Konstantinopel erlittenen Niederlage eine Gesandtschaft nach Byzanz schickten, um Glaubensboten zu bekommen, die sie zum Christentume bekehren könnten. Diese Glaubensboten waren Konstantin und Methodios, sie gingen in das Chazarenland (darunter war das Kijewerland inbegriffen) mit der schon fertig gestellten slavischen Übersetzung. Unter den an der Gesandtschaft beteiligten Menschen fand Konstantin den einen oder anderen slavisch sprechenden Russen, dem er seine schon fertige Übersetzung des Evangeliums und Psalters vorlas. Ein späterer Umarbeiter der Legende veränderte den ursprünglichen Text derselben, indem er aus mährischem oder pannonischem Patriotismus die Fabel von der Erfindung der Schrift und der Übersetzung des Evangeliums erst um das J. 863, unmittelbar vor der mährischen Reise, erdichtete. Um die Modifikation wahrscheinlich zu machen, mußte die ursprüngliche Fassung, in welcher von dem seitens Konstantins mitgenommenen Evangelium und Psalter nach Chazarien die Rede war, so umgeändert werden, daß der mährische oder pannonische Redaktor ganz tendenziös aus dem Russen ein mit russischer Schrift geschriebenes Evangelium machte. Konstantin lag aber vermutlich viel daran, sich zu überzeugen, inwieweit die slavische Sprache der makedonischen Slaven, in welcher er die Übersetzung zustande brachte, den »chazarischen«, d. h. russischen Slaven verständlich war. Aus dem Gespräch mit den Russen konnte er auch die lautlichen Eigentümlichkeiten der russischen Sprache kennen lernen. »Auf diese Weise können die (in der Legende erwähnten) russischen Buchstaben als Beweis dienen, daß Konstantin der Philosoph und Methodios in das Chazarenland reisten mit den Segnungen des Patriarchen Photios, d. h. zu jenen Russen, die

kurz vorher auf Konstantinopel Überfälle machten und zuletzt einen christlichen Glaubenslehrer von dort sich erbaten«.

Aus dem »Slovo« von der Auffindung der Reliquien des h. Klemens und dem darin enthaltenen Datum 31 (23). Jänner 861 kann man erschließen, daß Konstantin und Method Ende Dezember oder Anfangs Jänner 861 nach Krym gelangten. Die Voraussetzung Malyševskij's, daß Konstantin drei oder zweieinhalb Jahre in Cherson zugebracht habe, hält vor der Kritik nicht stand. Der erbitterte Gegner des Photio,s Mitrophanes Metropolit von Smyrna, der damals in Verbannung lebte, hätte es nicht unterlassen, den Bibliothekar Roms, Anastasius, auf diesen Umstand aufmerksam zu machen, um daraus gegen Photios neue Anschuldigungen zu schmieden, daß er einen ihm so nahe stehenden Menschen, wie Konstantin, so lange Zeit in einem öden Orte sich aufzuhalten nötigte. Anastasius, der auch auf Photios nicht gut zu sprechen war, hätte das gewiß weiter dem Bischof Gauderich mitgeteilt.

XIV.

(Ib. S. 361—369). Die Angabe Chrabr's über die Zeit der Erfindung der slavischen Schrift ist nach der üblichen Berechnung mit 855 anzusetzen (d. h. nach Abzug von 6363 der üblichen byzantinischen Zahl der Jahre 5508). Für diese Berechnung kann eine Wiener Handschrift russischer Provenienz aus dem J. 1549 herangezogen werden, in welcher die Abhandlung Chrabr's enthalten ist mit einem Zusatz bei der Jahreszahl, der so lautet: »in den Zeiten des Kaisers Michael und seiner Mutter Theodora«. Theodora war aber im September 856 schon ins Kloster verbannt, folglich fällt die Schriftabfassung vor diese Zeit, also 855. In diesem, und fast in allen Texten Chrabr's wird Konstantin heilig, Methodios aber bloß Bischof Mährens genannt. Soll das nicht vielleicht bedeuten, daß zur Zeit der Abfassung der Apologie Chrabr's Methodios entweder noch lebte oder die Nachricht von seinem Tode Chrabr unbekannt geblieben war. In unserem (d. h. Wiener) Texte folgt nach dem Namen des Kaisers Michael und der Kaiserin Theodora noch der Zusatz, daß »diese zwei die Orthodoxie wiedereinsetzten und den ersten Fastensonntag als solchen anordneten, 44 Jahre nach dem 7ten Konzil«. Da nicht das siebente, sondern das Konzil, in welchem *Κυριακὴ ὀρθοδοξίας* eingesetzt wurde, im Jahre 842 oder am 11. März 843 stattfand, so könnte die Jahreszahl 843 + 44 die Zeit der Abfassung der Apologie 887 oder 886 enthalten. »Doch in einem einzigen Jahre

konnte Konstantin nicht alles leisten, darum bestimmen wir dafür die Jahre 850—855. Man kann vermuten, daß er nach seiner Rückkehr von der Mission zu den Sarazenen seine literarische Arbeit fortsetzte und, z. B. den Apostolus, die Morgen- und Abendgebete und das Meßofficium jetzt übersetzte für den Fall, daß das Evangelium und der Psalter bereits früher fertig waren . .«

XV.

(Ib. S. 369—371). In einem bulgarischen Synodik steht nach der Darstellung Drinov's unter dem Trnover Konzil des Jahres 1211 eine Notiz, die »ewiges Angedenken« dem Konstantin zuruft, der unter Kaiser Michael und der Kaiserin Theodora, die die Orthodoxie wieder aufrichteten, die heil. Schrift aus dem Griechischen ins Bulgarische übersetzte und das bulgarische Volk erleuchtete. Diese in die Notiz über das Trnover Konzil eingeschaltete Erwähnung Konstantin's als Erleuchters der Bulgaren zugleich mit der Erwähnung des Kaisers Michael und seiner Mutter Theodora kann auf alten Erinnerungen, die sich in verschiedenen Klöstern erhalten haben, beruhen. Ein weiteres Zeugnis dafür, daß Konstantin während der Mission zu den Chazaren slavische Bücher schon mit sich hatte, kann man aus den Worten Gauderich's schöpfen, wonach Rostislav gehört hatte, quod factum fuerat a Philosopho in provincia Cazarorum . . Wenn Rostislav und seine Mährer nur von der mündlichen Predigt Konstantin's und Method's gehört hätten, so würden sie keinen Anlaß gehabt haben, eine Gesandtschaft nach Konstantinopel zu schicken, um einen Lehrer zu bekommen, der sie selbstverständlich in den slavischen Büchern unterrichten sollte. Die mährischen Slaven konnten aus ihren beständigen Beziehungen zu den chazarischen Slaven leicht erfahren haben, daß die von Konstantin mitgebrachten Bücher, wenn sie den chazarischen Slaven verständlich waren, auch ihnen, den Mährern, verständlich werden würden . . Wenn aber die Nachricht von der Wirksamkeit Konstantin's bei den Chazaren so bald zu Ohren Rostislav's kommen konnte, so muß man annehmen, daß unser Apostel nicht in Bosphorus, nicht in Kafa, nicht in Sarkel, sondern irgendwo mehr gegen Westen von Don und Donetz sich aufhielt. Könnten nicht die Griechen mit ihrer durch die von Chagan geschickte chazarische Mannschaft verstärkten Escorte am Donetz zu Schiff und weiter am Ufer desselben bis zu irgend einer größeren Niederlassung jenes Gebietes vorgedrungen sein, das später nebst dem Land der

Kijewer Poljanen, par excellence den Namen Rußland führte, d. h. in das spätere Perejaslaver Fürstentum, wo vielleicht Askold selbst oder seine Abgesandten mit ihnen zusammentrafen? Fand nicht da irgendwo die erste Bekehrung der Russen statt (wenn nicht geradezu in Kijew), von welcher Photios spricht?

XVI.

(Ib. S. 371—382). Die Legende weiß allerdings von alledem nichts. Dafür gibt sie ganz genau den Inhalt der Gespräche Konstantin's. Sehr wahrscheinlich ist diese Episode nach einer slavischen Übersetzung irgend eines noch unbekannten griechischen Traktats über die Disputationen mit den Sarazenen und Hebräern später in die Legende eingeschaltet worden. In der ursprünglichen Redaktion der Legende, wenn diese zu Ende des IX. oder Anfang des X. Jahrh. verfaßt wurde, können solche Einschaltungen noch nicht vorgekommen sein. Freilich sagt die Legende, daß diese Erzählung aus dem Referate Konstantin's in der Übersetzung Method's im Auszug mitgeteilt sei. Doch kann ein merklicher Unterschied zwischen einzelnen Bestandteilen dieser Einschaltung beobachtet werden. Die erste Erzählung trägt mehr einen literarischen Charakter, erinnert an die später ins Slavische übersetzten Traktate über die Disputationen mit den Hebräern und Mohammedanern. In der Wirklichkeit zu Gast bei dem Chagan wären solche Disputationen kaum angebracht und geziemend gewesen, da die griech. Gesandtschaft doch auf die freundliche Stimmung seitens der Chazaren angewiesen war. Die zweite Erzählung, wie es scheint stark gekürzt, versetzt uns in eine ganz andere Atmosphäre, setzt eine andere Szene voraus. Hier werden Gespräche irgendwo im Freien geführt, vielleicht am Ufer eines Flusses. Hier bekennt sich der Chagan weder zu der hebräischen, noch zu der mohammedanischen Konfession. So auch sein erster Ratgeber. Wir werden in eine heidnische Gegend versetzt, wo gleichmäßig der hebräische wie der mohammedanische Glaube verkündet werden konnte. Das könnte eine von den vielen ausgebreiteten Provinzen zwischen Don und Dniepr, Dniestr und Bug gewesen sein, die schon damals von den später als Russen bezeichneten Slaven besiedelt waren. Vom Ende des VII. bis zur Hälfte des IX. Jahrh. stand beinahe dieses ganze Gebiet in der Gewalt der Chazaren, bei welchen neben der hebräischen die mohammedanische Religion herrschte, zwei monotheistische Religionen, zwei selbständige Kulturen, in mancher Beziehung überragend selbst die

mittelalterliche lateinische, zum Teil auch griechische Bildung. Eine Menge von kufischen, auf russischem Boden, in Gotland und Schweden gefundenen Münzen, weist auf die hohe Entwickelung des Handels und auf den ausgebreiteten Einfluß der arabisch-mohammedanischen Kultur hin. Die arabischen Kaufleute und die mohammedanischen Perser werden sich der unter ihnen lebenden, zum Islam bekehrten Slaven bei ihren Handelsbeziehungen mit den Slaven des Binnenlandes bedient haben. Die von Vladimir erzählte Umschau und Auswahl unter den verschiedenen Religionen kann auf die russischen Slaven seit dem Ende des VII. Jahrh. bis zur wirklichen Annahme des Christentums bezogen werden. Dazu gesellte sich dann das unruhige normannische Element. Bald erfolgte der plötzliche Überfall Konstantinopels und seine Folgen (wird sehr ausführlich erzählt). Die rein psychologischen Erwägungen bestimmen uns anzunehmen, daß bald nach der vor Konstantinopel erfolgten Katastrophe die Waräger Askolds ihre von Photios erwähnte Gesandtschaft nach Byzanz schickten. Das war eben jene von den Chazaren ausgesandte Botschaft, die Gauderich in seinem Brief und auch die slavische Legende erwähnt. Vielleicht kam Askold noch gar nicht bis Kijew, als er schon nach Konstantinopel die Botschaft schickte. Jeder Aufschub hätte einen Umschlag in der Stimmung verursachen können. So dürfte die Botschaft schon zu Anfang November nach Konstantinopel gelangt sein und in der zweiten Hälfte des Dezember machten sich die slavischen Apostel in der Begleitung der russischen Abgesandten auf die Reise nach der Krym und weiter.

Die Nichterwähnung der Russen in der Legende erklärt sich daraus, daß für die Griechen in Konstantinopel Gardhariki der Russen als Χαζαρηκή galt. Das Dnieprgebiet wurde zum Chazarenland gerechnet. Gauderich aber verschwieg die Sache aus anderem Grunde. Ihm und dem Verfasser der Legende war Photios als der vom Papst Nikolaus mit Bann belegte invasor ecclesiae, homo scelestissimus sehr verhaßt. Darum übergingen sie die russische Episode von 860 bis 862 mit Stillschweigen. Im XII. Jahrh. hat der russ. Mönch-Chronist diese erste Bekehrung mit der zweiten verwechselt. Philosoph Konstantin erscheint vor dem Fürsten Vladimir, dieser selbst knüpft angebliche Verbindungen mit Photios an.

XVII.

(Ib. S. 382—388). Für die Beteiligung Konstantins an der Bekehrung der Russen wird auch ein zuerst von Banduri, neuerdings von

Regel in vollem Umfang gefundener griechischer Bericht herangezogen, in welchem Regels Analyse das Durcheinanderwerfen dreier Erzählungen entdeckte: die erste bezog sich auf die Bekehrung der Russen unter Photios, die zweite auf die Bekehrung derselben unter Vladimir, die dritte auf die Erfindung der slav. Schrift durch Konstantin. Bei dieser Analyse Regels stand ihm das eine hinderlich im Wege, daß die Zeit der ersten Taufe der Russen in das Jahr 866 oder 867 gesetzt wurde. Damals aber waren Konstantin und Methodios schon in Pannonien oder auf dem Wege nach Rom oder vielleicht gar schon in Rom. Ganz anders sieht die Sache aus, wenn man die erste Bekehrung in die Zeit Ende 860 bis 862 setzt.

XVIII.

(Ibid. Dezember. S. 370—375). Die von Photios herrührende Beschreibung der Grausamkeiten der Russen Askolds vor Konstantinopel wird auch vom Papst Nikolaus I. in einem Briefe an den Kaiser Michael III. nebenbei berührt. Prof. de Boor bezieht in der Byz. Zeitschrift (Der Angriff der Rhos auf Byzanz) 1895. 460—461 eine darin enthaltene Anspielung betreffs der Ereignisse vor Konstantinopel auf die kretischen Araber, womit ich mich nicht einverstanden erklären kann. Kunik hielt daran fest, daß das Sendschreiben des Papstes in den ersten Tagen des Septembers 865 geschrieben wurde, als Antwort auf ein Schreiben des Kaisers Michael, das der Papst zu Ende August jenes Jahres erhalten hatte, während Askolds Russen nach der Berechnung Kuniks im Juni oder im Sommer 865 vor Konstantinopel erschienen wären (Bull. de l'acad. imper. StPétersbourg. XXVIII. 1881. 436). Kunik hatte nicht Recht mit seinen chronolog. Bestimmungen, wie das die von Cumont (Anecdota Bruxellensia) gemachte Publikation gezeigt hat. Ein zweites Zeugnis betreffs der Waräger-Russen gehört dem Niketas von Paphlagonien, dem Verfasser der Vita des Patriarchen Ignatios an (Migne 105, S. 213), worin der Raub- und Plünderungszug der Rhos erwähnt wird, auch von einem Erdbeben (860 oder 861) und von der Bekehrung der Bulgaren die Rede ist. »Seitdem wir wissen, daß die Russen am 18. Juni 860 vor Konstantinopel waren und wenn das im August begonnene Erdbeben, wovon Niketas von Paphlagonien berichtet, in das Jahr 860 und nicht 861 fällt, könnte dieses Naturereignis einer der Hauptbeweggründe des Rückzugs der Russen gewesen sein, d. h. der Rückzug hätte spätestens im September (nach der damaligen

Rechnung zu Anfang des Jahres 861) stattgefunden. Doch die Russen waren kaum imstande, in den 11 Junitagen und im Verlaufe des Monats Juli so viel Unheil anzustiften, so viel Raub und Plünderung zu verrichten. Und während des Elementarereignisses selbst würden sie kaum ihr Handwerk fortgesetzt haben. Photios erwähnt in seinen Reden das Erdbeben gar nicht. Wenn aber dieses 861 geschah, dann könnte der Rückzug vor August 861 geschehen sein. Bischof Porphyrius führt aus einem griech. Synaxarium (in der Handschrift des Jahres 1249) folgende Notiz unter dem 5. Juni an: »Erinnerung an die Befreiung von dem Überfall der Heiden durch die Gebete der allerreinsten Jungfrau Maria«. Wenn darunter die Befreiung von den Russen Askolds gemeint ist, so daß der Rückzug auf Anfang Juni 861 fallen würde, dann könnte die russische Gesandtschaft nach Konstantinopel betreffs der Bekehrung in den August oder Anfang September fallen, d. h. nach der byzantinischen Zeitrechnung in das Jahr 862. Die Abreise der byz. Missionäre hätte im Oktober oder November 861 stattfinden können und die Taufe selbst zu Anfang des Jahres 862«.

XIX.

(Ib. S. 376—380). Weitere Zeugnisse betreffs des Überfalls der Askold'schen Russen auf Konstantinopel werden durchgenommen (der Fortsetzer des Georgius Hamartolus, Leo Grammaticus, Symeon Magister).

XX.

(Ib. S. 380—391). Näheres Eingehen auf die Schilderung des Überfalls der Russen auf Konstantinopel nach dem Werke Vasiljev's, wobei die Frage über die Anwesenheit des Kaisers Michael in Konstantinopel während der Bedrängnis einer kritischen Prüfung unterzogen wird.

XXI.

(Ib. S. 391—396). Besprechung der Ansicht De Boors über dasselbe Ereignis mit Hervorhebung abweichender Auffassung, was den Zeitpunkt der Bekehrung der Russen anbelangt. De Boor meint nämlich, daß nicht sogleich, sondern nach Ablauf von mehreren Jahren (etwa 6) die Russen sich entschlossen hätten, an die Griechen in Byzanz eine Gesandtschaft zu schicken behufs ihrer Bekehrung zum Christentume.

XXII.

(Ib. S. 396—399). Um zur chazarischen Mission Konstantins zurückzukehren, für die Hypothese, daß die Gesandtschaft nicht von den Chazaren, sondern von den Russen ausging, denselben von deren Bekehrung Photios spricht, sprechen verschiedene Zeugnisse. 1. Das erste ist negativer Art. Es ist keine Nachricht sonst von der Bekehrung der Chazaren zum Christentum in dieser Zeit vorhanden. 2. Der Patriarch Nikolaos Mystikos (901—7, 911—15) erwähnt ausdrücklich, daß Chazaren zuerst von ihm einen Bischof verlangten. 3. Photios in seiner Encyklika vom J. 866—67 spricht von der Gesandtschaft der Russen behufs ihrer Bekehrung zum Christentum. 4. Das Verzeichnis der autokephalen Patriarchen und Metropoliten und ihrer Diözesen, herausgegeben von De Boor (Notitiae episcopatuum), verfaßt vor dem 7ten ökumenischen Konzil 788, wo eine gotische Eparchie mit mehreren Bischöfen, darunter *ὁ Τοματαρχα* (das russische Tmutarakań) erwähnt wird. Wenn das alles vor den Zeiten des Photios vorhanden war, so kann nicht erst unter Photios dorthin, d. h. in das Land der Chazaren, ein Bischof geschickt worden sein, sondern anderswohin, d. h. in das Gebiet der Askoldischen Russen.

XXIII.

(Ib. S. 399—405). Dank der Auffindung Cumonts wissen wir jetzt den terminus a quo, es handelt sich nur um den terminus ad quem. Wenn unsere oben gegebene Berechnung richtig wäre, wonach die beiden von Photios geschickten Glaubensboten (nach unserer Auffassung Konstantin und Methodios) im Oktober—November 861 aus Konstantinopel aufgebrochen wären, so würde das zur Auffindung der Reliquien des hl. Klemens (im Januar 861) nicht stimmen Man muß also das Datum des erwähnten Synaxars (5. Juni 861) aufgeben und sagen, daß die Belagerung Konstantinopels nur 2—3 Monate dauerte und daß die Glaubensboten zu den Russen schon anfangs Dezember 860 aufbrachen. Nach der pannonischen Legende handelt es sich dabei freilich um die Chazaren. Aber ist es wahrscheinlich, daß um dieselbe Zeit zwei Gesandtschaften abgingen, die eine nach der Legende zu den Chazaren, die andere nach Photios zu den Russen? Wenn aber Konstantin nicht zu den Chazaren, sondern zu den Russen kam, warum erwähnt die Legende nichts davon? »In den Jahren 867—868 sah Bischof Gauderich die Apostel Konstantin und Methodios nebst ihren Schülern in Rom und zwischen ihnen kam

mittelbar oder unmittelbar ein tacitus consensus zustande, Rußland nicht zu nennen, sondern diesen Namen durch den der Chazaren zu ersetzen. Noch vor kurzem gehörte ja das Dnieprgebiet zu Chazarien und die dem Chagan untergeordneten Slaven waren unter dem Namen Chazaren bekannt. Der Umtausch des Namens Rußland durch Chazarien war keine direkte Täuschung oder Lüge, das war nur eine diplomatische, eine Zensurberichtigung per euphemiam. Die Bekehrung der Russen war ja mit dem Namen des Photios aufs engste verknüpft. Wie man Photios in Rom beurteilte, haben wir schon erwähnt (Papst Nikolaus † 13. Nov. 867). Die slav. Apostel hatten schon in Rom von dem Tode Michaels III. († 23. Sept. 867) erfahren und von dem Sturz des von ihnen, namentlich von Konstantin hochverehrten Photios (25. Sept. 867). Ende 867 oder Anfangs 868 kamen nach Rom Briefe des Kaisers Basilios und des rehabilitierten Ignatios (Dez. 867). Die kaiserlichen Gesandten hatten auch das Aktenbuch der Kirchensynode vom J. 867, in welcher Papst Nikolaus verurteilt worden war, mit sich nach Rom gebracht. Ein byzantinischer Ablegat, der Metropolit Joannes, warf vor dem Papst Hadrian das Buch zu Boden und sprach: »du warst in Konstantinopel verdammt, werde es auch in Rom . . .« Der andere Ablegat sagte: »ich glaube, daß der Teufel darin steckt, der durch den Mund seines Gesellen Photios sich erkühnte das zu sprechen, was er selbst nicht den Mut hatte zu sagen«. Ob Konstantin, wenn er nicht schon tot war, bei diesen Vorgängen anwesend war, das wissen wir nicht, doch hätte er von dem Benehmen seiner Landsleute, der Ignatianer, Kunde haben können. Diese Verhöhnung des Photios kann selbst seinen Tod beschleunigt haben. Die Eröffnung der Synode (Juni 869) erlebte er nicht. Es wird ausführlich erzählt, was auf der Synode vor sich ging. Dabei spielte auch Gauderich eine Rolle, der mit Konstantin in Rom bekannt geworden war. Er wußte, wie hoch Konstantin Photios schätzte, . . er fühlte die schwierige Lage Konstantins in Rom. Er verstand delikat zu sein . . . Der Wunsch, das begonnene Werk fortzusetzen, beseelte Konstantin, geduldig zu ertragen alle Niedrigkeiten und Blödheiten seiner Landsleute und alle boshaften Verhöhnungen ihres hochverehrten Photios seitens der Römer. So war es nicht Konstantin, wohl aber seinem Bruder Methodios, der ihn um viele Jahre überlebte, für lange Zeit beschieden, stumm zu sein vor der Ungerechtigkeit, und nicht selten schweren Herzens unaufrichtig Achtung zu bezeugen und sich vor Machthabern zu beugen, die man nicht lieben, nicht

achten konnte«. Gauderich begriff diese Stimmung und zwischen ihnen kam allmählich ein Einvernehmen zustande, bald etwas mit Stillschweigen zu übergehen, bald es nicht mit offenen Worten auszusprechen. Auch die Schüler der beiden Apostel, die griechische Bildung hatten, waren in dieses freundschaftliche Verhältnis mit Gauderich eingeweiht und begriffen die Situation. Doch die Schüler aus Mähren und Pannonien vermochten weder klar zu begreifen noch lebhaft zu fühlen die tragische Lage ihrer Lehrer. Diese Beziehungen unserer Apostel und ihrer Schüler zu Gauderich erklären am besten die Ähnlichkeit mancher Stellen zwischen der Darstellung Gauderichs und der Konstantin-Legende, welche gewiß ein mit griechischer Bildung ausgerüsteter Schüler schrieb. Darum sind ungehörig und zwecklos alle Hypothesen darüber, wer von wem entlehnt hat, ob der Verfasser der Konstantin-Legende von Gauderich oder der letztere von dem slavischen Biographen dort, wo ihre Erinnerungen von dem großen Manne so nahe zusammentreffen.

XXIV.

(Ib. Jännerheft 1904, S. 137—147). Wenn die über Konstantinopel im Sommer 860 hergefallenen Russen nicht irgendwo am Schwarzen Meere oder in Tmutarakań wohnten, sondern im Kijewer Rußland Askolds, so waren sie nach den Worten des Photios von nun an *ἐν ὑπηκόων ἑαυτοὺς καὶ προξένων τάξει, ἀντὶ τῆς πρὸ μικροῦ καθ' ἡμῶν λεηλασίας καὶ τοῦ μεγάλου τολμήματος ἀγαπητῶς ἐκκαταστήσαντες*, mit einem Bischof an der Spitze. Ist es aber richtig, daß das Kijewer Rußland mit seinen Poljanen im J. 861 die Taufe annahm, warum erzählt dann der älteste russische Chronist, der uns so viele Daten über Oleg, Igor, Olga, Svjatoslav übermittelte, nichts davon? Als Antwort auf diesen Einwurf wird der Charakter der ältesten russischen Cronik als einer offiziellen Darstellung der Begebenheiten im Sinne der Gegner Askolds und Dirs, ganz nach dem Geschmack und Wunsch Olegs und Igors bezeichnet. Das alles nämlich hat ein vorsichtiger Chronist, der Christ und Slave war, geschrieben. Auch jene Überlieferung von der Einladung der Normannen mit den berühmten Worten »Unser Land ist groß und reich, aber es herrscht keine Ordnung« rührt von einem offiziellen Schreiber her. Die ganze Erzählung von dem Zug Olegs gegen Konstantinopel findet keinen Widerhall in der byzantinischen Historiographie (beim Fortsetzer des Theophanes), der Zug fand wohl statt, aber nicht so, wie er von dem offiziellen

Verfasser prunkhaft beschrieben ist, mit allerlei phantastischen Zutaten. (Diese ganze Darstellung lautet im russ. Original viel ausführlicher).

XXV.

(Ib. S. 147—173). Unsere offizielle Chronik begann zu Ende des IX. Jahrh., etwa zwanzig Jahre nach der ersten Einführung des Christentums durch Konstantin und Methodios, auf Grund der im J. 855 verfaßten Schrift. In etwa zwanzig Jahren vermochte die kleine bei zweihundert Seelen zählende Gemeinde unter dem duldsamen Askold sich zu entwickeln. Die Verträge der Russen mit den Griechen, wo vom heidnischen und christlichen Glauben die Rede ist, lassen vermuten, daß die christliche Gemeinde vorzüglich slavisch war. Wäre die daselbst erwähnte Elias-Kirche warägisch gewesen, etwa mit gotischem Gottesdienste, so würden auch die ältesten Nachrichten der Chronik entweder gotisch oder wenigstens mit gotischen Buchstaben geschrieben worden sein. Die Aufzeichnungen über Askold und Dir, über die Regierung Olegs und Igors und die Verträge mit den Griechen bestätigen unsere Auffassung von der in der Legende erwähnten Mission zu den Chazaren und lassen vermuten, daß in der Periode von Anfang der 60er Jahre des IX. Jahrh. bis zur Mitte des X. Jahrh., von der ersten Bekehrung zum Christentum unter Askold bis zur Taufe Olgas die Mehrzahl der Christen Kijews aus Slaven bestand, d. h. aus den Besiegten und nicht den Siegern. Die Konstantinlegende spricht von den Bekehrten als dem einfältigen Volke mit Weibern und Kindern, diese konnten in der Tat auch die Predigt in einer sehr nahe verwandten Sprache leichter verstehen, als die Russen-Waräger. In der ältesten offiziellen Darstellung findet sich kein Wort des Bedauerns über den Untergang Askolds und Dirs. Das entspricht allerdings nicht der Stimmung der ältesten Christen. Das Stillschweigen über die Bekehrung zum Christentum und den christlichen Bischof erklärt sich eben aus dem offiziellen Charakter der ersten Aufzeichnungen, die ungefähr durch hundert Jahre unter der Regierung der heidnischen Fürsten (Oleg, Igor, Svjatoslav, Vladimir bis zur Bekehrung derselben) geführt wurden. Der Bischof und die ihn umgebenden Mönche, zum Teil Griechen, mußten im Interesse der Erhaltung der christlichen Gemeinde zur Vorsicht in allen Äußerungen raten. Folgt eine Charakteristik der ersten Fürsten von Oleg bis auf Vladimir, unter welchem ein letzter Ansturm des Heidentums gegen das Christentum stattfand, womit die gleichartigen Erscheinungen bei den

Slaven Norddeutschlands in Zusammenhang gebracht werden. Den Ausgangspunkt bildet die Erzählung von der Ermordung der zwei warägischen Christen unter Vladimir und die Stimmung, die dieses Ereignis bei Vladimir und Dobrynja erzeugt haben mag, die ihn zuletzt zur Annahme des Christentums führte. Der an den Tag gelegte Eifer zur Erhaltung des alten heidnischen Glaubens war für die damaligen Zustände Russlands schon etwas unzeitgemäßes, verspätetes. Er kam, man möchte es glauben, vom Westen her, entfacht durch den ausgebrochenen Phanatismus bei den Dänen und Oderslaven. Wie konnte aber aus den um das J. 990 auf den Befehl des Fürsten getauften Knaben nach einigen 30—40 Jahren in Rußland eine ganze Reihe von bekannten und unbekannten Vertretern der christlichen Kultur und Literatur hervorgehen: Abschreiber alter Handschriften, wie ein Upyr' Lichoj (die kommentierte Prophetenübersetzung abgeschrieben 1047), ein Diakonus Grigorius (Schreiber des Ostromir-Evangeliums 1057)? In der Erzählung Nestors über Boris und Glêb († 1015) wird von der Lektüre Boris' der Legenden und Martyrien erzählt und in der Erzählung Jakovs heißt es, er habe über das Martyrium des heil. Niketas (des Goten) und heil. Wenzeslaus (des Böhmen) nachgedacht. Die letztgenannte Vita kam nach Rußland nicht aus Bulgarien, sondern wahrscheinlich aus Böhmen, vielleicht noch vor der Bekehrung zum Christentum durch Vladimir. Vom Fürsten Jaroslav († 1054) wird erzählt, daß er Bücher liebte und selbst übersetzte. Man sagt, gleich nach der Einführung des Christentums habe man mit der Belehrung des Volkes, Erbauung der Kirchen begonnen, es seien aus Griechenland und Bulgarien geeignete Personen bestellt worden. Allein die Griechen waren der slavischen Sprache nicht mächtig, die Bulgaren konnten selbst nicht viele Lehrer liefern und das Andenken Svjatoslavs wird sie kaum nach Rußland gelockt haben. Die Griechen konnten sich als höhere Hierarchie, dann als Künstler, Lehrer der griechischen Sprache oder des Kirchengesanges nützlich erweisen, ihre Einwirkung war auf die höheren Gesellschaftskreise beschränkt. Für die Masse der Bevölkerung muß der Einfluß von jenen russischen Slaven, die der alten christlichen Gemeinde angehörten, ausgegangen sein. Die einfache, in reiner russischer Sprache gegebene Darstellung des Erzbischofs Lukas Židjata zeigt es, daß es um die Mitte des XI. Jahrh. in Rußland Menschen gab, die nicht nur in kirchenslavischer Sprache, etwas russifiziert, sondern auch in der Volkssprache frei sich auszudrücken verstanden. Das setzt aber eine

Reihe vorausgegangener Versuche voraus, das heißt nicht nur Väter, sondern auch Großväter eines Upyr' Lichoj, oder des Abschreibers des Ostromirschen Evangeliums, des Izbornik 1073, der Nowgoroder Offizien-Menäen, und unserer ältesten zufällig erhaltenen Schriftsteller, eines Jakov, Nestor, Theodosios, Ilarion, Lukas Židjata. Die Geläufigkeit und Zuversicht in der Behandlung der Sprache dieser Schriftsteller veranlaßt uns, den Anfang des russischen Schrifttums nicht nur in den Anfang des X., sondern selbst ans Ende des IX. Jahrh. zu setzen. Das führt uns zu der Behauptung, daß schon bei der ersten Bekehrung Rußlands (im J. 861) die slavische Schrift und der slavische Gottesdienst uns beigebracht wurden. Ohne slavischen Gottesdienst hätte das Christentum nimmermehr einen so großen und schnellen Erfolg in Altrußland haben können, während doch schon in der ersten Hälfte des XI. Jahrh. das Mönchtum stark verbreitet war. Man denke an die ersten werktätigen Männer des Kijewer Höhlenklosters, an Antonius, der schon vor 1050 nach Athos ging und dort geraume Zeit blieb, an Nikita, der Theodosius um das Jahr 1055—56 einkleidete, an Varlaam, der das Studion-Kloster in Konstantinopel besuchte. Die Fürstin Olga, die 15 Jahre als Christin zubrachte († 969), besuchte Konstantinopel schon als Christin und stellte sich als solche dem Kaiser vor, auch ihre Reisebegleitung wird aus Christen bestanden haben. Sie betete gewiß nicht normannisch, sondern slavisch-russisch. Auch der gewaltsame Verdränger Askolds und Dirs erkannte die slavisch-russische Sprache als das offizielle Organ seines Fürstentums an. Die Verträge Olegs (907. 911), Igors (944—45) und Svjatoslavs mit den Griechen hatten zwei offizielle Texte, den griechischen und den slavischen. Es folgt eine Betrachtung über die verhältnismäßig große Verbreitung der slavischen Sprache damals in Konstantinopel und die nochmalige Betonung, daß Rußland durch die von Photios geschickten Slavenapostel Konstantin und Methodios das Christentum mit slavischem Gottesdienste bekam. Wäre im J. 861 das Christentum nach Rußland in griechischer Sprache eingedrungen, so würde kaum die unter Photios gegründete christliche Gemeinde Wurzel gefaßt haben, deren Fortbestand durch die bekannten Umstände unter Oleg, Igor und Olga bezeugt ist. Erst während der heidnischen Reaktion unter Vladimir mag ein Nachfolger des durch Photios eingesetzten Bischofs aus Kijew (oder Perejaslavl) vertrieben worden sein. Darauf mag sich auch die von Solovjev hervorgehobene Nachricht der Nikonischen Chronik beziehen, nach welcher nach Cherson zu

Vladimir ein Metropolit Michail kam, der die Leitung der neuen russischen Kirche zu übernehmen hatte. Der Ausdruck neu wird nur im Sinne der ganz neuen Umstände, unter welchen jetzt das Christentum zur Geltung kam, aufzufassen sein. Folgen Betrachtungen über die aus der Erklärung des Christentums als Staatskirche für die Reinheit seiner Lehre und seiner Ideen sich ergebenden Resultate und als reine Repräsentanten der christlichen Ideen werden Konstantin und Methodios hingestellt. »Sie fühlten die soziale Ohnmacht Byzanz' und setzten ihre Hoffnungen auf die Wiedergeburt der morschen byzantinischen Welt durch die Zuführung dem Christentum des frischen, munteren, zahlreichen slavischen Volksstammes, dessen Sprache und Sitten sie schon von Jugend auf kennen gelernt hatten. Sie fanden eine mächtige Stütze an dem Patriarchen Photios, einem Mann von großem Geist und starkem Charakter, welcher das der christlichen Aufklärung drohende Unglück von den zunehmenden Ansprüchen des römischen Bischofs auf Selbstherrschaft im Sinne eines römischen Autokrators und von dem Versuch, den den europäischen Osten ausfüllenden slavischen Volksstamm in derselben Weise seinem Einfluß und seiner Vormundschaft zu entziehen, wie der von den romanischen und germanischen Völkern bevölkerte Süden und Westen Europas schon längst gewohnt war, Rom noch von heidnischen Zeiten her zu gehorchen, voraussah. Byzanz, die Regierung und die Gesellschaft, namentlich aber das Mönchtum, das Photios seine umfangreiche Bildung und seine nicht zunftmäßig-mönchische Richtung nicht verzeihen konnte, wußten nicht und waren nicht imstande, Photios zu begreifen und zu würdigen. Um ihn zu beseitigen, gingen sie auf ein Bündnis mit Rom ein und trugen auf diese Weise nicht wenig zur Vernichtung des großen Werkes der slavischen Apostel und des Photios in westslavischen Ländern bei«. Nur in Rußland ging das große Werk des Patriarchen nicht zugrunde. Dank sei es den von ihm geschickten Lehrern hat das von ihnen bei einem Handvoll von Menschen angepflanzte Christentum (861) Wurzel gefaßt und stufenweise, wenn auch langsam, im Laufe von mehr als 120 Jahren sich entwickelt. Wenn nachher, seit dem Auftreten Vladimirs und seines Oheims Dobrynja, eine verhältnismäßig erfreuliche Blüte der jungen christlichen Kultur, wie wir sie seit der Mitte des XI. Jahrh. in Rußland wahrnehmen, eintrat, so muß das der vorausgegangenen, vernünftigen und freien Einführung des Christentums zugeschrieben werden. »Mag auch die Dankbarkeit des russ. Volkes einem Vladimir gegenüber ganz begreif-

lich erscheinen, so weiß doch die Geschichte, daß nichts neues und großes im Leben der Völker plötzlich geschieht, am wenigsten auf Befehl einer sei es noch so mächtigen Hand, sondern langsam sich vorbereitet, im Stillen wächst«.

XXVI.

(Ib. 1904 Aprilheft, S. 215—220). Die Sprache der Verträge mit den Griechen vom J. 907 u. 911 und die annalistischen Aufzeichnungen des IX. Jahrh. bezeugen die Anwesenheit in den Jahren des X. Jahrh. einiger Christen in Kijew, die Slaven, aber mit der griechischen und kirchenslavischen Sprache vertraut waren. Die zufällige Erwähnung der Eliaskirche zur Zeit Igors spricht dafür, daß wenn nicht diese, so eine andere Kirche in Kijev schon unter Oleg und Askold vorhanden war. Über die Taufe der Russen unter dem Kaiser Michael III. und Photios (861) haben wir vielleicht auch ein altrussisches Zeugnis in einem Prolog der Rumjancovschen Bibliothek des XIII.—XIV. Jahrh., wo von einem aus Konstantinopel von Olga heimgebrachten Kreuze die Rede ist, das »nun in Kijew in der heil. Sophia am Altar auf rechter Seite stehe«: обновися въ Роушьстѣи земли крьстъ ѿ Ольгы бл҃говѣрные кнегини мт҃ре С҃тославле. Das Wort обновися scheint auf die frühere Bekehrung unter Photios anzuspielen. Noch einmal werden dann die schon früher gemachten Kombinationen betreffs der Deutung der Legende im Sinne der Mission nicht zu den Chazaren, sondern nach Kijew wiederholt, und selbst die Worte Gauderichs, in welchen von der Danksagung seitens der Chazaren an den byzantinischen Kaiser die Rede ist, mit der Äußerung des Photios bezüglich der Russen in Zusammenhang gebracht.

XXVII.

(Ib. S. 220—231). Die bekannten Behauptungen Friedrichs betreffs Konstantins sind zurückzuweisen. Die Verfassung der Schrift und die Übersetzung gehören zusammen. Doch die Darstellung der Legende von der späteren Entstehung der slav. Schrift ist eine mährische patriotische Interpolation. Die Auktorität Šafaříks hat sie bei den Westslaven aufrecht gehalten, denen zuletzt auch einige Russen folgten. Schon vor Dobrovsky stand Lequien, nachher Gorskij, Hilferding und Kunik der Wahrheit nahe. Lequien verwickelte sich in Widersprüche dadurch, daß er die sogenannte chazarische Mission Konstantins in die Regierungs-

zeit Basilios I. (867—886) und des zweiten Patriarchats des Ignatios (867—878) versetzte. Darnach könnte Konstantin erst nach dem 23. Okt. 867 die Mission übernommen haben. Hilferding betonte wenigstens die Wichtigkeit des slavischen Elementes in der sogenannten chazarischen Mission, weswegen sich an ihr Männer beteiligten, die sich die Bekehrung der Slaven zum Ziel setzten. Er sah auch in der Übersetzung der von Konstantin verfaßten Polemik gegen die Mohammedaner und Juden bei den Chazaren, welche Methodios machte, ein Zeugnis für das den Slaven, zumal aber auch den russischen, schon vor der mährischen Reise gewidmete Interesse (vergl. seine Werke I. 307—312). Auch Hilferding verwickelte sich in chronologische Schwierigkeiten dadurch, daß er die chazarische Mission ins Jahr 858 und die erste Bekehrung der Russen in das Jahr 866 versetzte, die er eben darum der Reihe nach als die zweite Bekehrung ansah. Recht hatte er aber darin, daß er die legendare Nachricht von der Abfassung der slavischen Schrift erst unmittelbar vor der Reise nach Mähren verwarf. Gorskij gab Einschaltung von späteren Zusätzen zu und rechnete dazu die Episode von den Sprachstudien Konstantins in Cherson. »Das Hauptverdienst Hilferdings besteht aber darin, daß er den Rückschritt unserer Wissenschaft, seitdem sich Šafařík im J. 1855 von seinen früheren, von Dobrovsky vertretenen Ansichten lossagte, erkannte. Leider folgten Šafařík nicht nur die westslavischen (Miklosich, Rački, Jagić), sondern auch die Mehrzahl der russischen Gelehrten (Bodjanskij, Voronov, Golubinskij, Sreznevskij)«. Die Kritik Hilferdings gegen diese Schwenkung Šafaříks (ib. S. 313—314) verleiht ihm einen Ehrenplatz in der Cyrillo-Methodianischen Frage. Hätte er gewußt, daß der Überfall Askolds auf Konstantinopel im Sommer 860, und daß die Mission zu den Chazaren erst 860 oder 861 stattfand, so würde schon er die Vermutung Lequiens, daß die erste Bekehrung der Russen durch die Slavenapostel zustande kam, sichergestellt und soweit nötig berichtigt haben. Nun kommt Kunik an die Reihe, es wird eine Parallele zwischen ihm und Prof. Brückner zu Ungunsten des letzteren gezogen und seine Ansicht betreffs der ersten Tätigkeit der Slavenapostel an der Bregalnica nebst seiner Abwehr der entgegengesetzten Ansichten Rački's und Miklosichs billigend hervorgehoben.

XXVIII.

(Ib. S. 231—239). Jetzt wird die durch die Bestimmung, daß die Russen am 18. Juni 860 vor Konstantinopel waren, geschaffene neue

Gruppierung und Beleuchtung der Tatsachen nochmals hervorgehoben und darnach die früheren irrigen Ansichten Kuniks und Gorskijs berichtigt. Die Notiz Gauderichs und die Erzählung der Legende von der Begegnung mit einem Russen werden im Sinne der älteren Dnepr-Poljanen zusammengestellt, und der nach der Legende laut gewordene Wunsch Rostislavs, einen ähnlichen Lehrer für sein Volk zu bekommen, auf die zu diesem gelangte Kunde von der Tätigkeit der Apostel bei den Russen zurückgeführt. Da vor Oleg die Kijewer Gegend Chazarien hieß und unter Askold sie Gardhariki benannt worden sein mag, so haben vielleicht die Griechen durch volksetymologische Umdeutung aus dem ihnen unbegreiflichen Namen »Chazarien« gemacht. Die Griechen können aber auch später noch das mittlere Dnieprgebiet Chazarien genannt haben. Wenn sie im J. 860 von den gefangenen Russen den Namen Gardhariki hörten, so konnten sie leicht diesen Namen mit ihrem *Χαζαρική* identifizieren. Die Stelle der Legende von dem mit russischen Buchstaben geschriebenen Evangelium ist insofern wichtig, als sie beweist, 1) daß die Evangelienlektionen schon 861 übersetzt waren, 2) daß die Notiz Chrabrs betreffs der Abfassungszeit der slav. Schrift (855) und die Überlieferung von der Bregalnica kein Irrtum, keine Erfindung ist, 3) daß die sogenannte Chazarische Mission in der Wirklichkeit eine russische Mission war, und 4) daß die in der Legende gemachte Einschaltung und Modifikation nicht später, als in der ersten Hälfte des X. Jahrh. zustande kam. Derjenige, der von den russischen Buchstaben des angeblich von Konstantin in der Krym aufgefundenen Evangeliums schrieb, muß das Wort russisch als etwas fremdes, unverständliches aufgefaßt haben. Vom Beginn des XI. Jahrh. an wurden aber mit diesem Ausdruck schon Slaven bezeichnet. Die Stelle kann nur als spätere Umarbeitung erklärt werden. In ursprünglicher Fassung mag von einem der Abgesandten, mit welchen die Apostel die Reise unternahmen, die Rede gewesen sein, der ein Slave aus dem Dnieprland war. Der Zweck der Umarbeitung war, jede Anspielung auf Russen und darauf, daß Konstantin zu den russischen Slaven als Missionär geschickt worden, zu beseitigen. Diese nicht nach der Mitte des X. Jahrh. gemachte Umarbeitung wird weder von einem Ost- noch von einem Südslaven herrühren, sondern einem mährischen Slaven angehören, demselben, der auch die bekannte Fabel von der Erfindung der Schrift unmittelbar vor der Abreise nach Mähren erdichtete. Diese einfältige Einschaltung eines mährischen Patrioten dient als neuer wichtiger Beweis für die

Richtigkeit der von Lequien ausgesprochenen Vermutung, daß die Slavenapostel nicht zu den Chazaren, sondern zu den Russen reisten. Da die Mission in das Jahr 861 fiel, so war Photios und nicht etwa Ignatios derjenige, der sie veranlaßte. Begreiflich wählte Photios den Philosophen Konstantin dazu aus, dessen Lehrer und Freund er war, den er als Kenner und Freund der Slaven, als Erfinder der slavischen Schrift und Übersetzer des Evangeliums kannte, den er für den fähigsten für die Verbreitung des Christentums unter den Russen hielt. Nach Hause zurückgekehrt erzählten die beiden Männer von dem unbekannten Lande, und man kann mit Sicherheit behaupten, daß sie zu jenen schätzbaren Nachrichten des Kaisers Konstantin Porphyrogenitus über Altrußland den ersten Grund legten.

XXIX.

(Ib. 1904, Mai, S. 131—134). Gegen die Bedenken Gorskijs wird die Errichtung des Episkopats in Rußland in Schutz genommen. Oleg war zwar nicht selbst Christ, doch bediente er sich der einheimischen Christen, die der kirchenslavischen Sprache mächtig waren. Die christliche Gemeinde wird ihr Leben in Kijew auch während der späteren Jahre nach Oleg und Igor bis Vladimir nicht unterbrochen haben.

XXX.

(Ib. S. 134—142). Von der Diatyposis des Kaisers Leo X. ausgehend, deren Analyse Gorskij früher gab als Gelzer und De Boor, wird die Nichterwähnung des russischen Bistums in derselben an der Hand paralleler Erscheinungen als nicht beweisend gegen die Annahme eines russischen Bistums schon im IX. Jahrh. ausführlich begründet. Es ist auch von den Beziehungen Altrußlands zu Byzanz die Rede.

XXXI.

(Ib. S. 142—144). Die Nachrichten der Legende über die Rückkehr der beiden Apostel von ihrer chazarischen Missionsreise, namentlich der Vorgang mit der Eiche im Lande Phullae werden einer abfälligen Kritik unterzogen.

XXXII.

(Ib. S. 145—152). Das Kapitel behandelt die Stelle von dem angeblich Salomonischen Kelch mit der hebräischen und samaritanischen Inschrift, es wird die Erklärung Prof. Pastrneks zur Stelle zitiert und ein ausführliches Zitat aus der Londoner Encyclopaedia biblica IV. s. v. Writing gegeben.

XXXIII.

(Ib. S. 152—159). Der angeblich Salomonische Kelch wird weiter verfolgt, nirgends bei den mittelalterlichen Beschreibern der Sehenswürdigkeiten Konstantinopels geschieht seiner Erwähnung, dagegen wird in einer apokryphen Prophezeiung Salomons über Christus ein Kelch erwähnt, samt samaritanischer und hebräischer Inschrift (ein slavischer Text dieser apokryphen Erzählung wird hier mitgeteilt). Aus einer solchen Erzählung mag der spätere Interpolator der Legende die Biographie Konstantins ausgeschmückt haben. Die Interpolation steht im offenbaren Zusammenhang mit den erzählten angeblichen Studien Konstantins in der hebräischen Grammatik und einer samaritanischen Handschrift in Cherson.

XXXIV.

(Ib. S. 159—168). Nach der Entzifferung der angeblichen Inschriften auf dem Salomonischen Kelch durch Konstantin folgt in der Legende die Erzählung von der Gesandtschaft Rostislavs an den Kaiser Michail. In dieser halte ich die ganze Darstellung, angefangen von den Worten »wenn sie Buchstaben haben in ihrer Sprache« für eine spätere Einschaltung (bis zu dem Zitate aus dem Johannesevangelium inclusive). Die dem Kaiser Michail in den Mund gelegten Worte, daß sein Vater und Großvater nicht die Schrift bei den Slaven fanden, können nicht von ihm herrühren, weil sein Großvater (Michail II.) und sein Vater (Theophil) wütende Ikonoklasten waren. Dagegen wußte Rostislav schon von dem slavischen Gottesdienste und verlangte eben darum diesen oder einen anderen Lehrer auch für sein Volk. Das wußten noch früher die makedonischen, dann die thrakischen und mysischen Slaven. Auch Kaiser Michail wußte es, da er in dem Antwortschreiben an Rostislav ausdrücklich sagt, »daß in jenen Tagen dieses große Ereignis (die Erfindung der slav. Schrift und slav. Übersetzung) zustande kam, въ пръвам лѣта« (d. h. während er von 842 bis 856/7 mit der Mutter Theodora zusammen regierte). Die Antwort Michails sieht aus, als wäre sie von Photios abgefaßt gewesen. Die darin ausgesprochene große Wertschätzung der slav. Schrift und der Übersetzung des Evangeliums spricht entschieden dagegen, daß erst jetzt das ganze Werk Konstantins für die Slaven begonnen worden wäre. Man muß nur die von uns als Interpolation angesehenen Worte ausschalten. Hätte Konstantin erst ganz kurz vor der Abreise nach Mähren die Schrift abge-

faßt, so würde sich der Kaiser der Lobeserhebungen enthalten haben und auch die Legende würde nicht gleich nach seiner Ankunft in Mähren von seinem, den gesammelten Schülern erteilten Unterricht erzählen. Nach der gewöhnlichen Version (der sogenannten pannonischen Legende) hat Konstantin die Schrift in Konstantinopel abgefaßt, nach einer anderen, die wir für älter und ihren mährischen Ursprung treuer abspiegelnd halten (in der altruss. Chronik erhalten), machte er sich erst in Mähren an diese Arbeit. Nach dieser Version wäre Konstantin nach vollendeter Mission in Mähren nach Bulgarien heimgekehrt. Offenbar erinnerte man sich im X.—XI. Jahrh. in Mähren, daß Konstantin in Bulgarien war, und da man ihn vor allem für sich haben wollte, so schickte man ihn erst nachher nach Bulgarien [1]).

V. Lamanskij.

II. Thesen zur Cyrillo-Methodianischen Frage.

Erneutes Studium der einschlägigen Denkmäler hat zu Ergebnissen und Auffassungen geführt, die den hergebrachten entgegenstehen. Ohne auf irgendwelche Polemik und Diskussion einzugehen, mit der ganze Bände gefüllt werden könnten, namentlich wenn alle Literatur berücksichtigt werden sollte, begnüge ich mich mit dem Aufstellen und Begründen von Thesen, die das Werk der Slavenapostel in einem etwas neuen, hoffentlich wahrhafteren Lichte erscheinen lassen.

Folgendes wird behauptet:

I. Die drei Legenden, die lateinische (die sog. italische) und die, ursprünglich natürlich glagolitisch geschriebenen Vita Cyrilli und Methodii sind das Werk eines einzigen Autors, Methods, mag er auch den

---

[1]) Soweit reicht die bisherige Auseinandersetzung Lamanskijs. Wir bedauern, wegen Raummangel aus seiner allerdings sehr breit gehaltenen und den Hauptgedanken, der darin kulminiert, daß die Mission Konstantins zu den Chazaren in Wirklichkeit zu den Poljanen im Dnieprgebiet, zu den Russen Askolds stattgefunden habe, immer wieder zur Sprache bringenden kritischen Studie nur einen ganz kurzen Auszug geben zu können. Vieles, namentlich die ganz subjektiv gehaltenen Reflexionen des Verfassers über die bisher dieser Frage gewidmeten Forschungen, wobei sein echt slavophiler, d. h. die Westslaven geringschätzender Standpunkt stark zum Ausdruck kommt, mußten ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Die ganze Arbeit ist glänzend nach dem Grundsatz stat pro ratione voluntas durchgeführt. *V. J.*

Inhalt der lateinischen Legende bloß diktiert haben und mögen die letzten Sätze der Vita Methodii (Tod und Begräbnis) von einem Schüler herrühren. Die drei Legenden repräsentieren somit nur eine einzige Quelle und Auffassung.

II. Die drei Legenden sind somit vor der Vertreibung der Methodianer entstanden, die Cyrillslegenden vor 879, die Vita Methodii ist noch 885 abgeschlossen. Wir können alle drei mährische Legenden benennen; der bisherige Terminus pannonisch, für die beiden slavischen gebräuchlich, ist falsch.

III. Die drei Legenden, namentlich die beiden slavischen, sind nicht etwa bloß hagiographische Denkmäler, in lehrhafter und frommer Absicht, nur zur Erbauung der Schäfchen, zur Verherrlichung der Heiligen, zum Preise des Herrn geschrieben, sondern sind ausgesprochene Tendenzschriften, die Tatsachen unterschlagen oder erdichten, ganz wie es ihre Tendenz erforderte, die dahin ging, die Neuerung, die Einführung der slavischen Liturgie, von jeglichem Makel rein zu halten.

IV. Die in diesen Legenden vorkommenden Briefe und Reden, Lobeserhebungen und Motivierungen des Kaisers, der Päpste u.s.w. sind zu diesem Zwecke erdichtet oder ausgeschmückt.

V. Die Anerkennung der slavischen Liturgie durch Rom ist nur einmal und zwar dem griechenfreundlichen, auch den Photius anerkennenden Johannes VIII. abgerungen worden. Eine ähnliche, angebliche Rolle Hadrians II. ist fingiert.

VI. Den Angaben der Legenden sind zweierlei Schemata willkürlich zugrunde gelegt: das eine Schema für die Missionsreisen der Brüder unter Arabern, Chazaren, Mährern; das andere für ihre Reisen zu Kaiser, König und Papst; beiderlei Schemata sind erfunden, um die eigentlichen Beweggründe verschwinden zu lassen.

VII. Das blinde Vertrauen auf den bloßen Wortlaut der Legenden hat zu den sonderbarsten Widersprüchen, zu handgreiflichsten, unglaublichsten Irrtümern verleitet; so hat man z. B. aus einem gottesfürchtigen, christlichen, deutschen König einen wilden, ungewaschenen Magyarenhäuptling gemacht, Disputationen in Venedig erfunden, die verunglückte Chazarenmission für die mährische Mission Anlaß werden lassen u.s.w. Die Kritik muß diesen »Lügenden« gegenüber wieder zu Ehren gebracht werden.

VIII. Cyrill's Bedeutung ist gegen die Method's hierbei überschätzt worden; Cyrill z. B. hat selbst nur griechisch das geschrieben, was erst

sein Bruder ins Slavische übersetzt hat; Cyrill hat zwar das Werk begonnen, aber die eigentliche und schwierigste Hauptarbeit leistete Method, der eigentliche, unermüdliche, unerschrockene Vorkämpfer der slavischen Liturgie, einer übrigens im Grunde ziemlich zwecklosen Sache.

IX. Beide Brüder waren Photianer und die unversöhnlichsten Feinde Roms; namentlich Method haßte Rom, obwohl er ihm alles, nicht nur seine erzbischöfliche Würde, sondern seine Freiheit, ja sein Leben verdankte; Method zerriß auch die letzten ihn mit Rom verbindenden Fäden, verfluchte den römischen Glauben und ist dafür unter römische Heilige aufgenommen worden.

X. Svętopełks Verfahren gegen die Methodianer war ein weises, gerechtes und mildes; alle gegenteiligen Auslassungen sind tendenziöse Entstellungen des Sachverhaltes.

XI. Das Errichten einer griechischen Filiale fast im Herzen des römischen Abendlandes war von vornherein zweck- und aussichtslos; dieses Werk mußte in Mähren scheitern, hat sich auch niemals einer größeren Popularität in Mähren selbst zu erfreuen vermocht.

XII. Die Zurückführung von Hus u. dgl. auf methodianische Elemente, Anklänge oder Traditionen, wie sie noch heute von Phrasendreschern beliebt wird, ist kindische Fabelei.

Ich habe nun die Wahrheit dieser Thesen zu erweisen, wobei ich mich öfters kurz fassen kann, da ich zu Wissenden spreche.

I. Auf die widerspruchsvollen Annahmen über Zeit und Entstehung, gegenseitiges Verhältnis, ursprüngliche Niederschrift u. dgl. der einzelnen Legenden, brauche ich nicht einzugehen. Die Fülle und Genauigkeit der Angaben erweist zur Genüge — ihr hohes Alter; die vielen wörtlichen Übereinstimmungen — ihren gemeinsamen Ursprung, der nur auf Method selbst zurückgeführt werden kann. Ich zitiere z. B. nur einen Satz (der Bequemlichkeit halber nach der Ausgabe von Prof. Pastrnek): coeperunt (fratres) ad correptionem diversorum errorum, quos in populo illo (Moravico) repererant, falcem eloquiorum suorum inducere sicque *abrasis* et extirpatis de agro illo pestifero multifariis vitiorum *sentibus* divini verbi gramina seminare = vseže se (nämlich diese errores) jako i *trnije poseč* slovesnyim ognjem popali; gerade die Legenden verwenden mit ausgesprochener Vorliebe Bilder des Ackerbaulebens; man merkt, daß ihre Verfasser nicht in den Mauern Konstantinopels auferwachsen sind, z. B. das bekannte az na lěsě padaja, oder Vergleiche in den Argumentationen u. s. w. Die innigen Be-

ziehungen zwischen der »italischen« und der Cyrillslegende sind längst beobachtet worden; man wollte ja eine aus der anderen (aber wie und wann?) schöpfen lassen — diese Beziehungen erklären sich am natürlichsten aus dem Umstand, daß Method eben die italische Legende, auf Grund seiner Informationen, abfassen ließ, vielleicht den des Latein kundigen Gorazd; er nahm sie dann bei seiner zweiten Romreise 879 mit und so kam sie nach Italien und verblieb daselbst; dies ist mir wahrscheinlicher, als die Annahme, sie wäre schon 869 oder 870 in Rom durch Method veranlaßt worden; sie setzt nämlich den slavischen Text voraus.

Die italische Legende war für die Römer bestimmt und daher überging sie manches wichtigere mit Stillschweigen, rückte dafür anderes unwichtigere in den Vordergrund, gab unmögliche Motivierungen, verwickelte sich in Widersprüche mit den »mährischen« (slavischen) Legenden; aber diese Eigentümlichkeiten und Widersprüche erklären sich aus dem einfachen Grunde, daß beiderlei Vitae für ganz andere Leser und Zwecke berechnet waren. Für die Römer rückte die italische Legende die Auffindung der Klemensreliquien an die erste Stelle, förmlich als ob dies der Lebenszweck Cyrills gewesen wäre; dafür verschwieg sie wohlweislich die Einführung der slavischen Liturgie, das eigentliche Lebenswerk, vollständig; sie spricht ja nur vorsichtig und flüchtig von Cyrills Übersetzung des Evangeliums in die Landessprache, denn daran allein konnte man in Rom keinerlei Anstoß nehmen, gab es doch schon längst derartige Übersetzungen, altirische, althochdeutsche u. s. w. auch in der abendländischen Kirche. Um das auffällige Auftauchen der beiden Griechen mitten im römischen, als solchem stets unbedingt anerkannten Sprengel zu bemänteln, erfindet die italische Legende nicht nur die Aufforderung und Gesandtschaft des Rostic nach Byzanz, sondern motiviert noch dieselbe durch die Nachricht vom angeblichen Chazarenerfolge: audiens Rostislaus quod factum fuerat a philosopho in provincia Cazarorum etc. Hier wird uns ganz offenkundig ein Kindermärchen aufgebunden: zwischen Mähren und Chazarien, zwischen der March und dem Kaspisee gab es keinerlei Verkehr; von Chazaren hätten die Mährer gewiß nie etwas erfahren, außer etwa durch jüdische Händler, die Sklaven handelnd auch von Mährern zu Chazaren kamen; diese Juden hätten sich wohl gehütet, etwas von etwaigen Erfolgen der griechischen Mission verlautbaren zu lassen. Zudem gab es ja keinerlei Erfolge: die mit solchem Pomp angetretene Mission en-

digte ja mit einem totalen Fiasko; ein paar getaufte Chazaren und losgelassene Griechen ersetzten nicht die getäuschten Erwartungen auf Bekehrung des Chagan und seines ganzen Volkes selbst. Mit richtigem Blicke hat es Method gar nicht gewagt, diese so leichte Motivierung des lateinischen in seine slavischen Texte aufzunehmen; da hätten doch die Mährer etwas ihnen ganz unbekanntes erfahren können; statt dessen reichte ihm für sie das bogom ustim aus, womit sich die argwöhnischeren Römer nicht so leicht hätten abspeisen lassen. Im Vertrauen auf das kurze Gedächtnis der Römer wagte dann die italische Legende noch den Satz: daß der Papst die Brüder zu Bischöfen, ihre übrigen Schüler zu Priestern und Diakonen weihen ließ; denn zu dem päpstlichen Begrüßungsjubel stimmte schlecht das ärmliche Resultat, die Weihe bloß dreier Priester und zweier Anagnosten.

II. Erst auf Kocels Bitte wurde Method auf den Sitz des h. Andronikus geweiht, aber der Tätigkeit Methods in Pannonien machte deutsche Eifersucht und Herrschbegier ein rasches Ende; es folgte das Gericht über Method vor König Ludwig, seine Einkerkerung, hierauf nach dritthalb Jahren die Befreiung durch den Papst — aber nach Pannonien ist Method nie zurückgekehrt, hat in Pannonien nie mehr kirchliche Autorität ausgeübt. Der Papst mußte hierin offenbar nachgeben, Method mit dem bloßen Titel eines pannonischen Erzbischofs — ich hätte beinahe gesagt in partibus infidelium — sich begnügen. Wenn nun Mähren vor 868 und nach 872 der ausschließliche Schauplatz der Tätigkeit Cyrills und Methods war, so ist es doch die reinste Willkür, »pannonische« Legenden, statt »mährischer«, darüber berichten zu lassen. Wir wissen ja, welche vorgefaßte Meinungen, seit Kopitars Zeiten, diesen unglücklichen Terminus eingeschmuggelt haben, aber bei dem offenkundigen Irrtum zu verharren, wäre Eigensinn.

III. Der Grund, daß man die Legenden und ihre Angaben bisher völlig falsch beurteilt hat, liegt darin, daß man die Tendenz derselben völlig verkannte. Man hielt sie ja naiver Weise für hagiographische Schriften, denen, bis auf das erbauliche und wundertätige Beiwerk, ohneweiteres zu trauen wäre; man freute sich außerordentlich, als die Papstbriefe des Britischen Museums die Angaben der Vita Methodii bestätigten — aber gleich bei dieser Bestätigung hätte man sich fragen sollen, warum denn die Vita, statt die schlimme Wahrheit, wie wir sie aus den Papstbriefen kennen, rückhaltslos zu enthüllen, die unwürdigen

Verfolgungen des Method zu brandmarken, wie sie es verdienten, dieselben mit einem diplomatischen, nichtssagenden drьžašę vertuschte.

Die slavischen Vitae — die lateinische schweigt sich ja über die ganze Sache wohlweislich aus — haben den Zweck, die Schaffung der slavischen Liturgie als ein gottgefälliges und rechtgläubiges Werk darzustellen; ihre Tendenz geht dahin, jeglichen Makel von demselben fernzuhalten, keinerlei Bedenken aufkommen zu lassen. Denn die Sache war ja ganz neu, bisher nicht in der Kirche, bei den heiligen Vätern, dagewesen, und da jegliche Neuerung in der Kirche, auch wo sie von autoritativer Seite, z. B. vom Papst ausging, eo ipso schon eine Ketzerei, ein Greuel war — solche Neuerungen brachten ja die beginnende Entfremdung der beiden Kirchen zum Abschluß —, so mußte Method, da Cyrill frühe starb, auf das ängstlichste bedacht sein, sein Werk über jeglichen Zweifel, über jegliche Neuerungssucht, die der Grieche schlimmer als die Pest fürchtete, erhaben werden zu lassen; der Zustand der ungeteilten Kirche spiegelt sich dann darin wieder, daß Method nicht nur die Anerkennung Ostroms, sondern auch die Westroms unumgänglich erschien. Daher mußte von dem Werke jegliches Zeichen persönlichen Eingreifens, Hervorrufens durch die Brüder selbst, entfernt werden — die Mährer selbst mußten mit ihren Wünschen kommen, von denen sie sich nie hätten träumen lassen können; daher mußten in der Anerkennung desselben Kaiser und Patriarch, Papst und König wetteifern. Die Legende erwähnt z. B. die zweite (respektive dritte) Romreise des Method, vom Jahre 879, mit keinem Sterbenswörtchen — mit gutem Grunde, denn wie schlecht hätte es dieser ihrer Tendenz entsprochen, daß Method — wegen seiner Irrlehren vor Johannes VIII. zitiert war. Sie erwähnt auch nicht die schlechte und unwürdige Behandlung Methods durch die deutschen Bischöfe, damit auch so nicht ein Verdacht oder Makel auf denselben falle. Sie hütete sich zu sagen, warum der Kaiser Method zürnte; dafür erfand sie allerlei Briefe und Reden namentlich. Bei einem einzigen Falle sind wir in der Lage, die Angaben der Vita mit einem echten Briefe vergleichen zu können. In dem Streite mit dem römisch rechtgläubigen Wiching trägt Method den Inhalt eines Briefes Johannes VIII. vor (seine Legende nennt niemals Namen, diese setzen wir immer ein): der Papst nennt darin Method seinen Bruder, heilig und rechtgläubig, sein Tun ein apostolisches, wen er verflucht, der sei verflucht u. s. w. Im echten Briefe des Johannes hat dagegen davon nichts gestanden,

aber Method hat Wiching, wie wir aus einwandsfreien Quellen, aus dem Briefe Stephans und der Vita Clementis wissen, verflucht, und daher ist dieser Passus in die Vita hineingeschmuggelt worden, um zu zeigen, wie rechtmäßig, auf päpstliche Autorität hin, Method vorgegangen wäre, aber wie der Papst darüber dachte, wissen wir allerdings besser, denn von Stephan V. selbst. Diesen echten Brief des Johannes, allerdings mit Erweiterungen, hatte aber unsere Vita schon einmal früher, als Brief Hadrian II. gebracht; sie schwieg ja von der Romreise 879, aber das Resultat derselben, jener Brief an Svętopełk von 880, war ein zu unschätzbarer Erfolg, als daß er hätte vorenthalten oder gar unterschlagen werden können. Daher wurde dieser (teilweise geänderte) Brief Hadrian II. bereits zugeschoben, wobei dann aus dem echten Briefe selbst wichtiges, z. B. die Zuerkennung lateinischer Messe, jedem der es in Mähren wünschte, entfernt wurde, weil es in den Kram Methods nicht paßte. Über die Auflehnung der lateinischen Prister in Mähren gegen die slavische Liturgie gleiten die Vitae mit wenigen Worten hinweg; es lag ja nicht in ihrem Interesse, die Schärfe, Lebhaftigkeit und Dauer dieses Protestes ausführlich darzustellen. Nun hatte Cyrill in einem schriftlichen Gutachten die Rechtgläubigkeit der slavischen Liturgie, allerdings ganz vergeblich, zu erweisen versucht: sein Bruder, der mit allen schriftlichen Leistungen des Philosophen viel Aufhebens machte — er zitierte diese griechischen Schriften, z. B. die Geschichte der Klemensauffindung, oder gab sogar ausführliche Proben aus ihnen, wie aus den acht »Slovo« gegen die Juden und aus der eben erwähnten Apologie — wollte uns dieses Slovo nicht vorenthalten, aber wo sollte er es einreihen? In Mähren?, da tat er zu viel Ehre, legte zu viel Gewicht den lateinisch-deutschen Gegnern bei, die möglichst ignoriert werden sollten. In Rom? aber nach seiner Behauptung haben ja Nikolaus I. und Hadrian II. aus reiner Freude über der Griechen Wirksamkeit (!!) sie dorthin berufen, nicht um sie sich verantworten zu lassen. So entstand der Gedanke, lieber auf irgend einer anderen Reiseetappe den Streit ausfechten zu lassen; Venedig empfahl sich dafür durch irgend einen zufälligen Umstand, weil man hier wirklich rasten mußte oder sonst warum, und so kam in die Legende die Angabe von den Bischöfen, Priestern und Mönchen, die hier wie Krähen auf den Falken Cyrill stießen; was hat man nicht alles ersonnen, nur um die eigentliche Veranlassung für diesen Streit zu eruieren — aber wir können die Biographen beruhigen; in Venedig kümmerte sich keine Katze

um die slavische Liturgie und niemand hat um dieselbe zu streiten sich ereifert; und eher hätte alles andere auf dieser Welt, nur nicht dieses, die Venetianer aus dem Häuschen gebracht; vielleicht hat Cyrill in Venedig nur die angeblichen Gründe, mit denen er in Mähren focht, zuerst zu Papier gebracht; denn daß sie nur schriftlich, nicht mündlich, vorgebracht werden sollten, beweist schon das ellenlange Zitat aus dem Korintherbriefe.

Wie vorsichtig, jeglichem Einwand von vornherein die Spitze abbrechend, der Text der Legenden von Method hergestellt wurde, lehren andere Beispiele. In der Vita Methodii stellt bekanntlich der Kaiser selbst den Thessaloniern das Zeugnis aus, daß sie alle čisto slověnsky besědująt. Ich habe an einer anderen Stelle, in der Beilage zur Münchener Allgemeinen Zeitung vom 23. Juli d. J. (1903, in einem Artikel »Die Wahrheit über die Slavenapostel«), angegeben, was von diesem Zeugnis zu halten ist. Ich will hier nicht wiederholen, daß in der griechischesten aller Städte einfach niemand slavisch gesprochen hat, daß der Kaiser ebensogut über die Reinheit der chinesischen Sprache hätte urteilen können, daß Method jedoch dieses Zeugnis unbedingt brauchte, um den mit seinem mazedonischen Slavisch unzufriedenen Mährern, die nicht einsehen konnten, warum sie z. B. nošt statt noc sagen sollten, die Spitze zu bieten mit der angeblichen kaiserlichen Entscheidung, vor der sich ja die ganze orthodoxe Welt einfach zu beugen hatte, nicht daran kritteln und mäkeln durfte.

Ebenso tendenziös erfunden ist z. B. die Angabe, daß die Mährer um 873 alle deutschen Priester, die unter ihnen lebten, wegen ihrer politischen Umtriebe verjagt hätten. Die deutschen Quellen handeln gerade damals sehr ausführlich und eingehend über mährische Sachen; ich erinnere nur an die Geschichten mit Slavomir und Svętopełk, an die mährische Hochzeitsgeschichte und die Überrumpelung — sie hätten, wenn sie auch sonst über die mährischen Interna schweigen, ein so aufsehenerregendes Ereignis gewiß aufzeichnen müssen; es hätte ja unzweifelhaft durch diesen Schritt das neue mährische Christentum in deutschen Augen auf das bedenklichste erschüttert werden müssen. Keine Spur davon; die Angabe der Vita ist erfunden oder ein vereinzeltes Faktum ist absichtlich generalisiert worden. Ich habe in jenem Artikel sogar die Vermutung ausgesprochen, daß Method mit dieser Angabe von einer vermeintlichen Vertreibung der deutschen, d. i. de lateinischen Priester, die Halsstarrigkeit der Mährer, die Notwendig-

keit, ihnen entgegenzukommen, wenn man die Sache des Christentums bei ihnen und ihren Nachbarn nicht gefährden wollte, vor Popst Johannes gebracht und damit seinen offenbaren Ungehorsam, das slavische Liturgieren betreffend, den eigenmächtigen Bruch seines eigenen Versprechens, der offiziell festgestellt ist und den keine Interpretierkunst der Welt beseitigen wird, zu erklären und zu entschuldigen versucht hat. Daß lateinische Priester stets in Mähren verblieben sind, wissen wir von der nächsten Umgebung des Svętopełk und müssen wir aus der Opposition erschließen, welche Methods Werk in Mähren selbst immer gefunden hat und der es unterliegen sollte, als das Paar Augen geschlossen wurde, welches über der slavischen Liturgie in Mähren rastlos wachte.

Die von uns angedeutete Tendenz durchzieht nun wie ein roter Faden beide mährische Legenden. Man lese ja nur die Einleitung zur Vita Methodii. Wer hätte sich nicht an deren Übertreibungen gestoßen! Alle Propheten, Abraham und Moses, alle Apostel, Väter, Heiligen aufzurufen, mit ihnen Method wegen des bischen Slavisch (dasselbe hat Ulfilas geleistet!) auf eine Stufe zu stellen — wäre einfach unbegreiflich, wenn nicht gerade durch diese Gleichstellung seine absolute Rechtgläubigkeit erhärtet, die Rechtmäßigkeit der slavischen Liturgie über alle Zweifel erhoben werden sollte. Auf die großen ökumenischen Konzile, die die Dogmen gegen die Häretiker verteidigt und erstritten haben, läßt Gott den — Method folgen! Oder man lese den angeblichen Brief des Kaisers an Rostic über Cyrill und sein Werk. Man mag ja byzantinische Überschwänglichkeiten noch so sehr in Rechnung ziehen, aber daß der griechische Kaiser einem kleinen Barbarenhäuptling, der ihm nie gefährlich werden konnte, die Ehre eines Vergleiches mit dem großen Kaiser Konstantin, dessen Gewänder er selbst trug, antun sollte, heißt unserer Leichtgläubigkeit doch allzuviel zumuten. Außerdem spricht ja der Kaiser in diesem Briefe offenkundige Unwahrheiten: als Orientale wußte er am besten, und Cyrill würde ihn selbst, falls es nötig gewesen wäre, immer daran erinnert haben, wie viele Landessprachen und Alphabete für die Liturgie im Oriente es gab, und nun behauptet er auf einmal, ignorierend armenische, gotische und so viele andere Schriften und Liturgien, daß Gott jetzt auch die slavische offenbart hätte, was nur in den ersten Jahren (der Christenheit) geschehen wäre, auf daß die Slaven den großen Völkern (gemeint sind die bekannten drei) beigezählt würden.

Wenn hier der orthodoxe Kaiser die slavische Liturgie, die ihm im besten Falle arg zuwider war, in den siebenten Himmel erheben muß, so bleibt auch der Papst nicht zurück und wir finden in dem angeblichen Briefe Hadrians II., d. h. in der Verballhornung des echten Briefes Johannes VIII., einen Passus eingeschmuggelt, über den man in Rom höchst erstaunt gewesen wäre. Dieser Passus ist natürlich gegen Wiching gemünzt: wenn unter euren Lehrern etwelche die slavische Liturgie tadeln sollten, sollen sie gebannt sein, denn das sind Wölfe im Schafsfell u. dgl.

Wir wiederholen: jede einzelne Angabe der Legenden muß auf das cui bono untersucht und geprüft werden; nichts ist in diesen Legenden naiv, zufällig, gleichgiltig. Sogar das Herausstreichen Cyrills wird erklärlich, durch das Bestreben, den Überlebenden zu entlasten, die Initiative des Werkes auf den Toten abzuwälzen, der ja bei den Römern selbst im Geruche der Heiligkeit stand; dadurch hatte der Lebende leichteres Spiel.

Jeglicher Verdacht persönlichen Hervortretens, Ruhmsucht u. dgl. wurde entfernt, wenn es gelang, jegliche Spur der eigenen Initiative zu verwischen, alles als das Walten der Vorsehung allein hinzustellen. Jegliche der drei Missionen hat Cyrill allein eingefädelt — die Legende behauptet jedesmal das entgegengesetzte; sie setzt ein Schema fest und nach diesem führt sie die Missionen mit wörtlichen Wiederholungen durch. Das Schema ist von rührender Naivität: die Araber, Chazaren, Mährer haben, offenbar aus Langeweile, nichts gescheiteres zu tun, als nach Byzanz um Glaubensboten und Belehrung zu schicken; bei den Arabern, die über solches kindische Treiben erhaben waren, sogar in den Augen der Slaven, wird die Sache ein bischen anders gedreht, sie fordern nämlich zur Disputation über die christliche Vielgötterei die Griechen auf. Und immer ist guter Rat teuer, immer Konstantin der einzige Grieche, der in dieser Not gegen die Andersgläubigen wie ein zweiter Ilja von Murom gegen das Idoliščе zu helfen weiß, mit den Segenswünschen des Kaisers auszieht und die Mission erfolgreich durchführt. Was von der arabischen Mission zu halten ist, hat Prof. Lamanskij, den doch niemand der Voreingenommenheit gegen Cyrill und sein Werk zeihen wird, enthüllt — es hat einfach keine derartige Mission, am wenigsten eine Aufforderung von Seiten der Araber selbst gegeben.

Genau ebenso verhält es sich mit den beiden anderen Missionen. Sagt nicht bezüglich der Chazarenmission eher der lateinische Brief des

Anastasius die Wahrheit (Constantinus philosophus a Michaele imperatore in Gazaram pro divino praedicando verbo directus)? Die Chazaren hatten ja in Konstantinopel alle möglichen Anliegen, Griechen mußten ihnen ihre Festung bauen u. dgl.; es konnte sich nun Konstantin, wie er es bei den Arabern getan hatte, einer solchen Gesandtschaft anschließen und sein Glück auf eigene Faust versuchen — wie bei den Arabern und im Grunde mit nicht besserem Erfolge. Natürlich leugnen wir die Reise selbst nicht — wir haben sogar ihr eine ausschlaggebende Bedeutung für die slavische Mission zugeschrieben, weil jetzt vielleicht erst Cyrill die gewaltige Ausbreitung der Slavenwelt richtig erkannt haben mag, mit Ostslaven im Heere des Chan zusammentreffend, von Ostslaven als Tributpflichtigen des Chan erfahrend. Wir glauben nur niemals, daß die Initiative zu dieser Reise von den Chazaren ausgegangen wäre, denen es nicht einfallen konnte, sich ihren Glauben aus Byzanz, wie etwa die Ingenieure und Architekten, zu verschreiben: aber in Byzanz mochte man die Festsetzung des Judaismus bei dem Freunde und Bundesgenossen scheelen Auges sehen und versuchte einen Vorstoß gegen denselben, der jedoch zu nichts geführt hat; die Chazaren ließen sich durch theologische Scharmützel nicht aus ihrem Geleise bringen. Hier erschöpfte dafür Cyrill, was er an antijüdischen Argumenten auftreiben konnte und siegte auf dem Papiere wenigstens auf der ganzen Linie; der wichtigste Erfolg der Chazarenmission war auch nur ein papierner, er gab nämlich das Modell ab für den angeblichen Glaubensstreit vor Vladimir in der Chronik.

Und mit noch größerer Sicherheit können wir behaupten, daß es den Mährern nie, auch nur im Traume, eingefallen ist, nach Konstantinopel in Glaubenssachen sich zu wenden. Das Schema der Legende ist hier wörtlich dasselbe, wie bei den Chazaren: die Chazaren baten den Kaiser, trauend *in fide vestra* ac veteri amicitia, ut dignaretur mittere eruditum virum, qui eos fidem catholicam veraciter edoceret, quoniam *nunc Iudaei*, *modo Saraceni* ad suam nos convertere moliuntur . . *ignorantes* ad quos nos transferamus. Die Mährer behaupten: sąt v ny všli učitelje *iz Vlach i iz Grьk i iz Němьc*, učęšte ny različ a *my prosta čęd* . . posli mąž, iže ny ispravit vsjaką pravdą . . . ot vas bo na vsę strany vsegda *dobrъj zakon* ishodit — man sieht, die Mährer urteilen ebenso kompetent und kühn über das wahre Christentum, wie der Kaiser über das wahre Slavisch.

Hier hat sogar die Unbefangenheit unserer Forscher ein starkes

Leck erhalten; niemand glaubt an diese Motivierung und jedermann unterschiebt dem Rostic politische Motive: er hätte eine von Rom und den Deutschen unabhängige Landeskirche erstrebt und wandte sich darum nach Konstantinopel. Aber das ist nur ein verzweifelter Versuch, das Märchen der Legende von der mährischen Gesandtschaft mit den Forderungen der einfachsten Wahrscheinlichkeit auszusöhnen; der Przemyslide Christian, der über das Cyrillmethodianische Werk gut unterrichtet war und ihm die größte Sympathie entgegenbrachte, wußte besser Bescheid, als er die Initiative des Rostic leugnete und einfach Cyrill aus eigenem Antriebe nach Mähren (Pannonien überging er mit Recht, noch hatte kein Kopitar sein Urteil benebeln und verwirren können) kommen ließ.

Weder die Erklärung der Legenden (hier wiederholen sich alle drei wörtlich; es war nicht ratsam, die Erfindung variiren zu lassen), noch die Unterstellung der modernen Forscher treffen das Richtige. Die Legenden treffen darum am Ziel vorbei, weil Rostic offenbar nicht von den Griechen für sich und seine Slaven dasjenige verlangen oder erwarten konnte, was die Griechen für ihre eigenen Slaven niemals unternommen hätten; die Griechen, habe ich schon einmal ausgeführt, hatten für die Slaven unter ihnen nicht einmal das getan, was die Deutschen bereits für die fremden Slaven geleistet hatten; die Deutschen, nicht die Griechen, haben ja zu Cyrills slavischer Kirchenterminologie den Grund gelegt. Hauck vermutet nicht ohne Grund, daß bereits ein Salzburger Erzbischof zu Zwecken der Mission slavisch erlernt hatte. Wie konnte somit Rostic auch nur auf den Gedanken kommen, in Konstantinopel zu suchen, was ihm dieses nie gewähren konnte? Lag es ihm an Unterweisung in der eigenen Sprache, so mußte er junge Mährer in Deutschland und Rom hierzu ausbilden lassen — ein anderer Weg stand nicht offen. Wäre ihm aber der abenteuerliche Gedanke gekommen, sich von der römischen Obödienz loszusagen, d. h. zu den bereits vorhandenen Schwierigkeiten seiner Lage sich noch neue überflüssigerweise zu schaffen, dafür die griechische aufzusuchen, etwa in Nachahmung und auf Anregung seiner bulgarischen Nachbarn, die zwischen Rom und Byzanz eine Zeit lang oszillierten, so war auch so für die Forderung einer nationalen Kirche kein Platz: auch die Bulgaren forderten, weder von Rom noch von Byzanz, eine nationale Kirche, eine nationale Liturgie; sie forderten nur autonome Bischöfe, ja Patriarchen. Die Unbedeutendheit des Auftretens der Brüder, ihre kleinen Anfänge, die

bei den Deutschen keinen Widerhall wecken, lassen mich vermuten, daß Christian Recht hat, daß die Mährer selbst nichts unternommen haben, daß Cyrill und Method im Gegenteil, aus eigener Initiative, vielleicht von Photius angespornt, nach Mähren gezogen sind. Man beachte nämlich folgenden Umstand. Nach den Legenden hat Cyrill erst die Glagolica — nur von dieser kann vernünftigerweise die Rede sein — erfunden, nachdem die mährische Gesandtschaft erschienen war und er die naive Frage an den Kaiser gestellt hatte, ob denn diese Slaven ihre eigene Schrift hätten, und als er das Gegenteil erfuhr — er wußte es tausendmal besser, als der Kaiser, aber die Tendenz forderte die angebliche Unwissenheit Cyrills —, erbetete er sich die Offenbarung der Glagolica vom Himmel, und Lapôtre ist so naiv gewesen, wirklich anzunehmen, daß Cyrill in einigen Tagen die Glagolica erfunden hätte! Man braucht sie nur anzusehen, der Feinheit der Buchstabenbezeichnung, der Nüancen aller Laute nachzugehen — keine Sprache auf der ganzen Welt besaß damals etwas ähnliches, es ist dies die glänzendste sprachwissenschaftliche Leistung mehrerer Jahrhunderte — um zu erkennen, daß es sich nicht um ein Werk weniger Tage, plötzlicher Eingebung handeln kann. Nicht die angebliche mährische Gesandtschaft hat die Glagolica hervorgerufen — Lamanskij hat vollkommen recht, die Glagolica war von Cyrill längst vor 863 fertiggestellt. Wäre sie nämlich erst durch diese Gesandtschaft hervorgerufen, so hätten wir bestimmt erwartet, daß Cyrill wenigstens irgend eine Rücksicht auf den westslavischen Dialekt, für den er doch wirken sollte, genommen hätte; statt dessen ignoriert er ihn vollständig, als wäre das mazedonische Slavisch die einzige Norm für alle Slaven; ein triftiger Beweis, daß er sein Alphabet und seine Übersetzung nicht erst für die Mährer, nicht erst auf ihren Auftrag hin, unternommen hat; daß Alphabet und Übersetzung der Evangelien, ohne jeglichen Gedanken an Mährer und deren Bedürfnisse, nur aus der nächsten Umgebung und für diese entstanden sind.

Wie sind Cyrill und Method auf den Gedanken einer slavischen Liturgie, vor jeglicher »Gesandtschaft«, gekommen?

Cyrill, denn dem griechischen Mezzofanti und dem bedeutendsten Philologen der Zeit gebührt das philologische Verdienst, war weder von gewöhnlichem irdischen Ehrgeiz erfüllt, war kein Ämterjäger noch Politiker: noch lockte ihn Wissenschaft, weltliche, heidnische wie theologische um ihrer selbst willen; noch genügte es ihm, im aszetischen Hinbrüten in der Klosterzelle zu versauern: dazu war er eine allzu

energische, kampfesfreudige Natur, die sogar die Gebrechen des Körpers überwand. Er hatte nur einen Ehrgeiz, der Verbreitung seiner alleinseligmachenden, orthodoxen, griechischen Kirche — nicht umsonst war er Intimus des Photius — zu dienen. Aber ihr Spielraum war ein sehr beschränkter geworden: in Asien und Afrika war für sie nur alles noch zu verlieren, nichts mehr zu gewinnen — davon hatte sich Cyrill schon bei seiner kleinasiatischen Escapade hinlänglich überzeugen können; auch an der Grenze von Europa und Asien hatte sich die werbende Kraft des Christentums nicht bewährt, bei den Chazaren, wo Juden zum ersten und letzten Male triumphierten; so blieb nur Europa übrig, dessen größeren Teil bereits Rom für immer okkupiert hatte, das sich nunmehr anheischig machte, sogar alten mösischen und dakischen Boden Byzanz vor der Nase wegzukapern. Die Einbußen, welche die griechische Kirche erlitten hatte und immer noch erleiden sollte, konnten nur in Europa, natürlich nicht bei Franken und Lateinern, sondern bei den — Slaven wettgemacht werden; von der Ausdehnung der Slaven, nicht nur auf dem Balkan, sondern nördlich und östlich der Donau, hatte Cyrill auch auf der Chazarenreise sich unterrichten können; von Juden wird er sicherste Kunde über die großen slavischen Flüsse, Elbe, Weichsel, Dniepr, erlangt haben. Diese Slaven, von den Toren des heimischen Saloniki an bis an die Nordmeere hinüber, konnten für die griechische Kirche gewonnen werden, wenn man, nach dem Muster anderer orientalischer Kirchen, ihnen bot, was Rom nicht gewähren konnte, eine Liturgie in heimischer Sprache.

Die Gründe, die Bibelzitate, welche sich Cyrill zusammensuchte, um die Einführung slavischer Liturgie zu rechtfertigen, reichen nicht im mindesten dazu aus. Es war nämlich ganz etwas anderes, zur Unterweisung des Volkes nach seiner Sprache zu greifen — das tat und verlangte Rom selbst; und etwas ganz anderes, in die Liturgie, die nur der Priester vor sich hin verrichtete, an der die Gemeinde unbeteiligt war, eine neue, unbekannte Sprache einzuführen. Gerade darnach verlangte Cyrill, nach dem novum, das die römische universale Kirche niemals zugeben konnte, das die ohnmächtige griechische Kirche im Orient stillschweigend sich gefallen lassen mußte. Nur die slavische Liturgie, die Rom nie gewähren würde, konnte die Slaven für Byzanz gewinnen. Aber ebensogut wußte Cyrill, daß ihm niemals gestattet wäre, das slavische Experiment etwa vor den Toren Salonichis oder Konstantinopels zu erproben; der heil. Demetrius selbst hätte den Frevler ver-

jagt oder gelähmt. Weit weg von Konstantinopel, ja sogar weit von Bulgarien, mußte der erste Versuch gemacht werden. Aber es wäre unfruchtbar gewesen, damit zu irgend einem obskuren, bis dato heidnischen slavischen Stamm, zu Polanen oder Wislanen etwa, zu eilen; es mußte eine autoritativere Stelle gefunden werden, eine Art organisierten Staates mit einem respektableren Fürsten, die das Werk gutheißen und annehmen sollten; von ihnen konnte man sich Wirkung in die Ferne verheißen. Und so kam Cyrill auf Rostic und Mähren, von denen er noch in Byzanz oder auf seinen Reisen erfahren haben kann. Daß die Mundart, die er seit früher Kindheit kannte — obwohl er die Brust der slavischen Amme ausgeschlagen hatte, auch anderen slavischen Stämmen verständlich bleiben könnte, hatte er unter Ostslaven erprobt, und daher verblieb er bei ihr, verstand sich zu keinerlei Nachgeben anderweitigen, z. B. mährischen Forderungen gegenüber; es brauchte ja das Idiom der Kirchensprache nicht mit jedem Bauernidiom zusammenzufallen, das wußte er vom griechischen, lateinischen u. s. w. her. Für seinen Gedanken, der römischen Kirche bei den Slaven Abbruch zu tun, fand er williges Verständnis bei Photius, und mit den Segenswünschen von Kaiser und Patriarch ausgestattet, machte er sich mit seinem Bruder auf den Weg, nicht ohne kaiserliche Unterstützung. Über Bulgarien, auf den Pfaden der Salzkarawanen, eilte man nach Mähren. Hier war der Anfang schwer und langsam, aber die ungeahnte Neuheit frappierte; gegen die lateinischen Priester trat er auf mit seiner slavischen Liturgie — denn er las die Messe, nicht umsonst berichtete die Legende honorem sacerdotii est adeptus; trat er auf mit seinem aszetischen Eifern gegen jegliches Verletzen strikter Gesetze, gegen jegliche Laxheit in matrimonialen und anderen Verhältnissen; so imponierte er durch seine hohen Forderungen, denen sein eigener Lebenswandel wie der seiner Gefährten sich anpaßte, durch seine Betonung des wahren Christentums, durch die nationale Schrift und Sprache in Kirche und Schule — denn bald vertraute man ihm Jünglinge und Knaben sogar zum Unterrichte an. Bald wurden die lateinischen Priester der Eindringlinge gewahr, bald merkten sie, hier wie in Pannonien, wie der Eindringling linguam latinam doctrinamque romanam philosophice superducens, vilescere fecit populo missas et evangelia ecclesiasticumque officium illorum qui hoc latine celebraverunt. Sie erhoben Geschrei, woher diese unerhörte Neuerung, wo die Autorität dafür, wer verbürge, ob nicht Ketzerei dahinter stecke; niemals hätten sie auch nur einen slavischen Jünger der Griechen zum Priester

geweiht und bestritten ihnen jegliches Recht, in der fremden Diözese aufzutreten. Ihre Anschuldigungen verhallten nicht ungehört; beunruhigt durch die fortwährenden Beschuldigungen der Ketzerei — die die Griechen mit gleichen vergalten —, verlangte Rostic, daß sich die Griechen mit päpstlicher, römischer Autorisation ihres Treibens versahen, sahen die Griechen selbst ein, daß ohne römische Approbation ihrer Kirchensprache und Weihe ihrer Geistlichen auf die Dauer nicht auszukommen wäre, und machten sich daher schweren Herzens auf den Weg nach Rom; aber sie beeilten sich nicht übermäßig, benutzten gern die Gelegenheit, um, deutschen Pfaden ausweichend, einen Umweg über Pannonien und Venedig zu machen; in Pannonien hofften sie ja neuen Spielraum für ihr Wirken zu finden und fanden bei Kocel noch viel willigeres Gehör als bei Rostic. Unterdessen hatte die lateinische Geistlichkeit des Landes (Mähren) in Rom über die griechischen Eindringlinge, die beim Landesherrn und Volk Zustimmung fanden, Klage erhoben und der beunruhigte Papst entbot die Griechen zu sich; sein Brief traf wohl noch zusammen mit der Forderung des Rostic, aus Rom das Zeugnis der Rechtgläubigkeit beizubringen.

So deute ich mir den Verlauf der Begebenheiten zwischen 863 und 868. Wie das Märchen von der mährischen Gesandtschaft entstehen konnte, weiß ich nicht zu sagen; die Mährer hatten ja ganz andere, näherliegende Sorgen, nicht um Byzanz, Chazaren oder Chinesen sich zu kümmern; oder sollten Cyrill und Method, die ewigen Reisenden, ihren mährischen Aufenthalt unterbrechend mit Mährern einmal nach Konstantinopel gekommen sein (vьzvratiste sę iz Moravy)? Wir gehen am sichersten, wenn wir die Gesandtschaft der Mährer nach dem Schema der arabischen und chazarischen, schlankweg erfunden sein lassen. Schon der Umstand, daß Mährer sich über verschiedene Lehren beklagen — das ging noch für Chazaren an, bei dem Wettstreit jüdischer, arabischer, christlicher Missionäre, nicht jedoch für Mährer — läßt die Gewagtheit der ganzen, anscheinend so plausiblen, Erzählung hervortreten, die erfunden werden mußte, um die persönliche Initiative der Brüder verschwinden zu machen.

Wir greifen hier des Zusammenhanges wegen gleich zu anderen Thesen hinüber.

Wie für die Missionen das Schema, im Büreau würde man sagen, der Schimmel A, so gilt für das Vorladen vor alle möglichen Persönlichkeiten und Tribunale, das Schema B. Alle sind gleichmäßig entzückt.

wollen den Engel Gottes sehen, auch wenn sie ihn direkt der Ketzerei beschuldigen und ihm mit dem Tode drohen! želaję viděti ja jako angela božija = valde laetus = velmi tebe želają viděti dondeže jesi na sem světě i molitvą tvoją priimem = vъshotě ji viděti . . . pomęni mę v svętyih molitvah tvoih prisno. In Wirklichkeit lud sie Papst Nikolaus I. und Johannes VIII. vor ihren Richterstuhl, damit sie wegen schwerer Anschuldigung sich verantworten, und der Kaiser (Basilius) zürnte wegen der slavischen Liturgie, die schon in Bulgarien griechischen Besitzstand abzubröckeln drohte; in Mähren raunten sich auch zu Methods Gegner, die zahlreicher als seine Freunde waren, daß er nicht mit heiler Haut die Reise zum Kaiser wagen könnte. Bei der Deutung ihrer Reisen und ihrer Zielpunkte ist Dümmler ein ganz unglaublicher Irrtum passiert — allerdings ist noch viel unglaublicher, daß dieses komische Mißverständnis anstandslos wiederholt wird.

Ich muß vorausschicken, daß die Vita Methodii nach echt griechischem zeremoniösen Wesen, in den Titulaturen äußerst konsequent und vorsichtig ist. Der eigene mährische Landesfürst Rostic sowohl wie der ungleich mächtigere Svętopełk, ist ihr immer nur Fürst — knędz, nie mehr, und mit vollem Recht, wie wir es aus der Geschichte wissen; erst spät kam ein rex Svętopełk auf. Der griechische Herrscher heißt ihr immer cěsar; der deutsche König immer kralj. Von dieser Nomenklatur weicht die Vita Methodii niemals ab. Daraus folgt mit absoluter Sicherheit, daß der kralj, vor dem Method mit den Bischöfen disputierte, der deutsche König, Ludwig der Deutsche, sein muß — wäre dies Svętopełk, so müßte es knędz heißen. Daraus folgt weiter, daß die Stelle, (der Teufel) vъzdviže srdce *vragu Moravskago kralja* nań s vsěmi jepiskupy, verdorben sein muß: gemeint ist nur, dem (deutschen) Könige, und ich meine, in der Urschrift stand nur vъzdviže srdce kralju; vragu ist aus der vorigen Zeile hereingekommen, kralja dann verbessert und moravskago hinzugefügt, ganz falsch, denn vorläufig ist gar nicht von Mähren, nur von Pannonien die Rede; Method dürfte kaum schreiben lassen: der Teufel regte auf das Herz dem Könige, dem Feinde des pannonischen Fürsten (Kocel war ja Ludwigs Untertan) — es heißt auch gleich darauf, rekše Kocьlju. Aber wie auch die Verderbnis entstanden sein mag, sicher ist, daß der kralь selbst niemand anderer als der deutsche König sein kann. Wie Bretholz das Gegenteil behaupten konnte, ist unerfindlich — Svętopełk war damals noch gar nicht Herrscher von Mähren! Längst haben andere, Dümmler, Dudik u. s. w. den

»König« richtig bestimmt; wer wären dann die Bischöfe des Königs, wenn dies Svętopełk hätte sein sollen? Aber Dümmler hat dafür einen anderen, noch viel unglaublicheren Schnitzer begangen; unglaublich, wenn man bedenkt, daß das Studium des IX. Jahrh. sein hauptsächlichstes Lebenswerk war.

Im vorletzten Passus der Vita Methodii lesen wir von einem bedeutsamen Zusammentreffen: prišьdъšu že na strany dunajskyję *kralju ągrskujemu* vъshotě ji viděti etc. Nach dem obigen muß unter kralj der Deutsche König verstanden werden; jeglicher Zweifel ist ausgeschlossen. Der Inhalt des folgenden paßt dazu einzig: der König zürnt ihm (dem Feinde der deutschen Bischöfe) und Methods Gegner oder Freunde freuen sich über oder fürchten die Begegnung. Aber der König nahm ihn auf, wie es einem Herrscher geziemt, unterhielt sich mit ihm würdevoll, beschenkte ihn und empfahl sich seinen Gebeten. Ein solcher, majestätisch auftretender Christ-König soll nun nach Dümmler ein — ungarischer Hordenführer gewesen sein! Gab es denn vor 885 ungarische »Könige«? seit wann sind denn diese getauft? solchen baaren Unsinn leistete sich Dümmler, felsenfest auf das »ungarisch« der Vita bauend. In den mährischen Legenden ist ja von Ungarn die Rede — aber jako vlěsky vyjąšte, von Ungarn anderer Art, von christlichen Königen, wissen weder die Legenden noch irgend eine andere Quelle auf der Welt! Der kralj ągrъskij ist natürlich der deutsche König; wie sonst immer, kann man annehmen, daß auch hier in der Urschrift einfach prišьdšu na strany dunajskyję kralju es hieß; die Legenden meiden ja jegliche Namen. Ein Leser oder Kopist hat in seiner Weisheit, als er strany dunajskyję las, den ągrъskij hinzukalkuliert. Man könnte auch, aber dies ist gar nicht nötig, statt ągrskij ein älteres bavorskij vermuten, Karlmann hieß man mit Vorliebe den bairischen König; im XI. oder XII. Jahrh. ersetzte man dann das nunmehr unbekannte bavorskij mit ugorskij. Doch reicht jene erste Vermutung vollständig hin, im IX. Jahrh. gab es für Griechen und Slaven auf der Welt nur einen kralj, wie nur einen cěsarь und zahllose knędzi, und aus dem IX. Jahrh. stammt ja unsere Vita. Es wird uns also nicht einfallen, ungarischen heidnisch-tierischen Horden, vor Arpad, einen König und noch dazu einen Christen aufzudisputieren. Dazu sind wir nicht naiv genug. Hier führe ich alle Stellen aus der Vita an, die die eigenen Landesfürsten nennen: Rostislav knędz slověnsk, Svętopłk knędz s Moravljany, pogansk knędz, Method segnet cěsarja i knędzia, oblast mo-

ravska — also bleibt für einen kralj moravskij oder ugorskij keine Möglichkeit.

Da wir nun unzweifelhaft festgestellt haben, daß der unmögliche »ungarische« König der deutsche ist, gewinnen wir einen hübschen Beitrag zur Charakteristik der Zeit und fragen unwillkürlich, läßt sich nicht bestimmen, wann, mit welchem König Method an der Donau zusammengetroffen ist? Ich glaube ja; nur ist der kralj des vorletzten Passus nicht derselbe kralj, vor dem die Bischöfe über Method zu Gerichte gesessen haben. Die Legende spricht ja immer nur von cěsar und apostolik, obwohl Michael und Basilius, Nikolaus, Hadrian und Johannes gemeint sind; ebenso sind es zwei Könige gewesen, Ludwig der Deutsche und — wahrscheinlich Karlmann, wahrscheinlich im Jahre 877. Karlmann rüstete sich damals zu seinem italienischen Zuge, auf dem ihn slavische Schaaren begleiteten, Dümmler meint Karantanen, ich meine eher Mährer; um Sold standen Deutsche in mährischen, Mährer in deutschen Diensten. 877 weilte Karlmann im Osten seines Reiches und kann auch an die Donau gekommen sein und den Wunsch geäußert haben, Method, von dem er als Gegner der Deutschen viel gehört hatte, persönlich kennen zu lernen; Karlmann war kein Barbar, wie viele seiner Bischöfe es waren, und die Zusammenkunft verlief aufs würdigste, für mich der beste Beweis, daß die Persönlichkeit des Method eine achtunggebietende, imposante, wirkungsvolle war; als dieser persönlichen Autorität sein Werk durch den Tod beraubt wurde, stürzte dasselbe sofort zusammen, getragen offenbar durch die Macht der Person, nicht durch inneren Wert noch die Zuneigung des Volkes. Allerdings könnte man noch neben Karlmann an Arnulf denken: von der Intimität Svętopełks mit Arnulf zeugte ja schon der Name des Lothringerkönigs (und Bastards Arnulfs) Zwentibald.

IV. Aus der vorherigen Darstellung ist bereits ersichtlich, wie viel wir an der Echtheit der Schriftstücke und Reden, der Gesandtschaften und Berufungen auszusetzen haben. Wir haben gesehen, wie Method den Brief Johannes VIII. behandelte, ihn Hadrian II. zuschob, einen wichtigen Passus ausließ, einen ganz anderen dafür einschmuggelte; als Brief des Johannes eine Vollmacht für sein Anathema gelten ließ. Wir beanstandeten das Schreiben Michaels an Rostic, seinen Ausspruch über die Reinheit des salonischen Slavisch, die Briefe des Chagan, des Rostic u. s. w. Bekanntlich ist die Frage der Fälschungen sehr umstritten, gerade in unserem Archiv könnte ich auf lange Auseinandersetzungen

darüber verweisen. Wie ist man mit Wiching umgesprungen, was für einen Roman hat z. B. Lapôtre über den angeblichen Falsarius ausgesponnen — man glaubt ein Kapitel aus dem Ewigen Juden zu lesen. Andere haben Johannes VIII. eines Doppelspieles angeklagt. Wieder andere haben den Brief Stephan V. bestritten — als ob etwas echteres auf der Welt zu finden wäre! Alles zu Unrecht. Daß der Brief Stephans echt war, hat seine Wirkung gezeigt; er setzt bereits den Tod Methods voraus. Wiching brauchte nichts zu fälschen noch zu erfinden: der Vertraute des Svętopełk kannte und besaß unfehlbar den Brief Johannes VIII. an Svętopełk von 879, worin sich Johannes sehr wunderte, daß Method anders lehre, als er dem Papste gelobt hat; Wiching wird wohl auch den Inhalt des gleichzeitigen päpstlichen Briefes an Method selbst, mit dem ausdrücklichen Verbot der slavischen Liturgie und der Beschuldigung von Irrlehren, durch Priester Johannes, den Vertrauten Svętopełks, herausbekommen haben. Darauf sich stützend konnte er ohne weiteres Method des Ungehorsams und der Irrlehren beschuldigen, brauchte nicht erst päpstliche Briefe besonders zu fälschen, er ignorierte einfach die spätere Entscheidung zugunsten des Method als eine erschlichene, und Method konnte wanken und zweifeln, ob denn der Papst nicht hinter seinem Rücken Wichings Treiben begünstige. Das Vorzeigen dieses späteren Briefes wirkte nur vorübergehend; Wiching ließ nicht los von seinen Beschuldigungen, bis Method auf ihn den Bannstrahl warf, und damit sich selbst und sein Werk aufs schwerste schädigte, wie die nächste Zukunft lehren sollte.

Ich glaube somit an keine Wichingschen Fälschungen, weil er ihrer gar nicht bedurfte, auch ohne solche sein Ziel erreichte — hatte doch Papst Johannes in jenem Briefe ganz allgemein die Rechtgläubigkeit des Method ausgesprochen, war nicht auf die Einzelheiten, auf die es wesentlich ankam (Fasten; Filioque) eingegangen — das holte erst Stephan V. in einer für Methods Rechtgläubigkeit vernichtenden Weise nach. Ja, der Brief des Johannes konnte Wiching selbst den Beweis liefern, daß Method sich etwas anmaßte, was ihm gar nicht zustand, nämlich den Bann über den Bischof auszusprechen, während er nur über einfache Priester und Kleriker diese Macht hatte; noch unbequemer für Method war der ausdrückliche Befehl des Papstes, niemandem die lateinische Messe vorzuenthalten, wodurch die Autorität der slavischen Liturgie in Frage gestellt wurde, ein peinliches Schwanken sich einstellen mußte, das nur zu heilloser Verwirrung führen konnte.

V. Daß Papst Hadrian II. die slavische Liturgie feierlichst gestattet und geweiht hätte, ist einfach unwahr. Das tiefe Schweigen der italischen Legende über diesen Punkt ist sehr charakteristisch, ebenso das ausdrückliche Verbot Johannes VIII. im Jahre 873. Wäre diese Liturgie 869 so feierlich erlaubt gewesen, so wäre Johannes 873 und 879 bei den ausdrücklichen Verboten vielleicht irgendwie darauf zurückgekommen. Oder hätte man dies in Rom nach kaum vier Jahren so vollständig vergessen? Ungleich eher konnte Stephan V. 885 die Erlaubnis von 880 ignorieren, weil sie äußerst verklausuliert war, Johann VIII. mit halber Hand zurücknahm, was er eben mit voller gespendet hatte (Forderung der Vorausschickung der lateinischen Lektio und Nichtvorenthaltung der lateinischen Messe jedem Wünschenden), Method diese Bedingungen vielleicht gar nicht gehalten hat, sodaß man sich in Rom an nichts mehr gebunden fühlte und zu dem älteren Zustand von 879 und 873 zurückgriff — wobei allerdings Wiching auch mit erdichteten Einzelheiten, z. B. dem angeblichen Schwur des Method, nicht zurückhielt. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß die Brüder, als Verehrer des h. Klemens in Rom feierlich empfangen, von der slavischen Liturgie in Mähren möglichst wenig sprachen, in Allgemeinheiten, nötiger Unterweisung des unwissenden Volkes u. dgl. sich bewegten; erst die Klagen der deutschen Geistlichkeit, die immer lauter erklangen, ließen Rom stutzig werden und mit dem Verbot der slavischen Liturgie 873 vorgehen, das 879 erneuert werden sollte.

Statt dessen kam das unglaubliche, entgegengesetzte; Method brachte triumphierend die päpstliche Autorisierung der slavischen Liturgie heim; Rom hatte sein eigenes universale Prinzip unnütz preisgegeben, den Slaven eine unerhörte Konzession gemacht, die es Kelten und Germanen verweigert hätte. Es muß Method viel Mühe gekostet haben, dem widerstrebenden Papst diese Erlaubnis abzuringen. Die Argumente, die er brauchte, sind zum Teil aus dem päpstlichen Briefe selbst ersichtlich (die Textstellen stammen aus der Apologie des Cyrill, die Berufung auf ähnlichen Brauch in anderen — natürlich orientalischen — Kirchen, das sicut in quibusdam ecclesiis fieri videtur, stammt aus der Information des Method), zum Teil leicht hinzuzudenken. Den Papst lockte vor allem die Aussicht, ein ganzes großes Land (mit der Anwartschaft auf ein noch größeres) unmittelbar vom päpstlichen Stuhle abhängig zu sehen; der Fehlschlag mit Pannonien, das trotz der römischen Ansprüche deutsch verblieb, lehrte zur Genüge, wie prekär die

Anrechte des päpstlichen Stuhles waren, wie gering sie von den Machthabern geachtet wurden. Dazu zeigte Method, stark übertreibend, wie die Slaven hartnäckig wären, wie man ihnen entgegenkommen müßte (das Märchen von der Vertreibung der lateinischen Priester hätte hier eingefügt werden können), wenn man nicht das Gedeihen der novella plantatio gefährden wolle, wie Rücksicht auf die Nachbarn, die dann desto leichter dem Christentume (und dem päpstlichen Stuhl) zu gewinnen wären, andere Bedenken zurücktreten lassen müsse: dieses Argumentes hatte sich ja schon Rostic in dem angeblichen Gesandtschaftsschreiben nach Konstantinopel bedient — in etwas verdächtigem apostolischen Eifer (es ist ihm einfach ein Argument Cyrills in den Mund gelegt worden). Ja die Gründe waren billig wie Brombeeren, man könnte noch eine ganze Reihe nennen, die Method dem Papste vorgetragen haben mag: so habe ich z. B. die Rücksicht auf die slavischen, für Rom zu sichernden Bulgaren vollkommen aus dem Spiele gelassen oder die Möglichkeit, daß Method selbst die slavische Liturgie nur als ein zeitweiliges malum necessarium, für ein Übergangsstadium, hinstellte. Am entscheidendsten wirkte ein ganz anderes Motiv mit: die sträfliche, leichtsinnige Connivenz des Papstes wegen der Griechen! wie Photius, ist auch Methodius in Gnaden zugelassen worden und Methodius hat sich dafür ebenso dankbar erwiesen, wie Photius! Stephan V. erst räumte mit diesen Schwächen seines Vorgängers gründlich auf; statt des weibischen Aufgebens römischer Prinzipien forderte der Mann, allein richtig, die Durchführung derselben, und damit hatte sofort das letzte Stündlein für das griechische Experiment in Mähren geschlagen; Svętopełk zog nur die Konsequenz davon.

Bei den Thesen VI und VII brauche ich nicht besonders zu verweilen: sie ergeben sich aus dem Vorhergehenden; ich brauchte nur noch einmal zusammenzustellen, die Texte vergleichend, wie gleichförmig die Formeln für die Missionen und die Reisen zu den gekrönten Häuptern lauten, aber jeder Leser der Legenden ist mit dieser Erscheinung vertraut. Ich weiß wohl, daß die drei Vitae keine historischen Denkmäler darstellen, von denen wir genaueres (Daten, Namen, chronologische Folge der Ereignisse) erwarten und verlangen könnten; ich weiß, daß die Vitae im hagiographischen Rahmen und Schema sich bewegen. Daher nennen sie möglichst wenig Namen (Kaiser, König, Chagan, Papst u. s. w. ganz allgemein); daher beachten sie nicht streng die Chronologie (der Besuch des Method beim Deutschen König wird noch

nach der endgiltigen Abkehr vom Welttrubel und der Fortführung des Übersetzungswerkes erzählt, obgleich er offenbar früher sich abspielte), verkleinern die Intervalle von Zeit und Raum, generalisieren; daher vor allem weisen sie überall auf göttliche Intervention: das langwierige Werk Cyrills, die Glagolica, wird in einer Herabkunft göttlicher Inspiration geboren, Gott hat die Mährer zu jener Gesandtschaft inspiriert, in Gottes Hand ist das Herz des Kaisers gelegen. Folglich mußte die persönliche Arbeit und Initiative der Brüder vollständig zurückgedrängt werden; folglich mußten diejenigen, die in Wahrung berechtigter Interessen, in der Verteidigung römischer Prinzipien, gegen die Brüder auftraten, als Werkzeuge des staryj vrag gebrandmarkt werden; die Verquickung von Hagiographie und Tendenz erleichterte ganz außerordentlich die Arbeit des Biographen, der jeglichen weltlichen und persönlichen Beweggrund auszuschalten vermochte und eine ganz einseitige, vorurteilsvolle Darstellung als ein naives, unbefangenes, lauteres Denkmal griechischer Wahrheitsliebe noch den neueren aufdisputiert hat. Dem gegenüber machte ich einfach das Prinzip der Kritik, die sich auch durch die salbungsvollste Darstellung nicht imponieren läßt, geltend; sind die Vitae nicht bloße Legenden, sondern auch Geschichtsquellen, so müssen sie darnach behandelt werden. Ich raube nicht dem Gläubigen das Recht, sich an dem Bilde gottesfürchtiger Männer und ihrem Wirken zu erbauen; es würde mir aber nie einfallen, an Legenden der Heiligen Zustände des römischen Reiches oder römische Kaiser studieren zu wollen, aber wo in Ermangelung anderer Quellen Legenden als historische Denkmäler sich einführen, müssen sie sich kritische, zersetzende Analyse gefallen lassen; ich verlange nicht die Entfernung Cyrills und Methods aus dem slavischen Pantheon oder dem römischen Heiligenkalender, aber kein pretium affectionis, kein Heiligenschein, kein Respekt vor der Tradition darf uns hindern, der Wahrheit auf die Spur zu kommen.

Auch bezüglich VIII kann ich mich kurz fassen. Ich habe keinen Anstand genommen, die philologische Arbeit auf Cyrill zurückzuführen, auf sein — gerade bei Griechen ganz außerordentliches, ganz außergewöhnliches Sprachtalent, Sprachsinn, dessen vollständiges Fehlen sonst die Griechen auszeichnet, seit Homer bis heute. Ebensowenig möchte ich verkleinern das Verdienst der Brüder, doppelt groß auf griechischem Boden, sich anzunehmen języka našego (die Worte hat ein Slave geschrieben, nicht Method noch Klemens) o niemže sę ne bě

niktože nikoliže popekl — obwohl ich über die Nützlichkeit der slavischen Liturgie mein eigenes Urteil habe, das dem hergebrachten entgegengesetzt ist. Als nun Cyrill zur Schaffung einer liturgischen Sprache für die Slaven, nach dem Beispiel orientalischer Kirchen, heranging, mußte er, eben nach diesem Beispiel, sein neues Werk mit dem Schaffen eines, wenn auch nur scheinbar selbständigen Alphabetes, krönen — daher ersann er die Glagolica, die Cyrillica hätte für seine Zwecke gar nicht ausgereicht. Koptische, syrische, armenische und andere Beispiele, auf die er sich stets berief, verlangten gebieterisch eine besondere, auf den ersten Blick schon unabhängige, eigene Schrift — die gleichzeitigen Quellen, die einstimmig von den litteras sclaviniscas (nicht graecas!) a Constantino *repertas* (und Johannes VIII. kannte trefflich griechische Schrift) oder noviter (!) *inventis* sclavinis literis (des *Graecus* Methodius) sprechen, lassen darüber keinen Zweifel aufkommen; eine These aufzustellen, daß Cyrill die glagolitische, nicht die cyrillische Schrift erfunden hat, hieße heute offene Türen einrennen zu wollen. Hier könnte ich jedoch auch das paläographische und philologische Gebiet abstreifen: bei der künstlichen Erfindung der Schrift ist der Gedanke gar nicht abzuweisen, ob nicht der treffliche Kenner orientalischer Alphabete, der Entzifferer altsamaritanischer Inschriften, sich nicht auch in ihnen nach Material für sein Alphabet umgesehen hat, wie er aus alten Zeiten das Zeichen für das *a* aufgeklaubt hat; hierüber hat bereits unser Archiv berichtet. Ich möchte noch fragen, ob die Regulierung der Halbvokale nicht auch etwas künstliches und schematisches ist; ich bezweifele, daß der salonische Slave 860 ein zweisilbiges (oder meinetwegen anderthalbsilbiges) bogъ gekannt hätte; er sprach es gewiß einsilbig aus, die Schreibung und Unterscheidung der auslautenden und vieler inlautenden Halbvokale, z. B. vlъkъ, trъgъ (die unmögliche Stellung) ist vielleicht weniger auf eine phonetische, als auf eine orthographische Eigentümlichkeit oder Marotte zurückzuführen, wenn ich bedenke, daß es schon im V. oder VI. Jahrh. z. B. *strava*, nicht *sutrava* geheißen hat, doch liegt dies unserer eigentlichen Aufgabe fern; man könnte manches erklären aus einer sonst richtig beobachteten Vorliebe der Slaven für vokalischen Silbenschluß, die verallgemeinert worden wäre sogar auf die Schreibung von Fremdwörtern, wie olъtarь, das natürlich trotz der vier Vokalsilben nur zweisilbig gelautet hat, u. dgl. m. (das ě = ja u. a.).

Bei allen Verdiensten und Initiativen Cyrills darf die Wirksamkeit

Methods nicht unterschätzt werden, wie dies allgemein beliebt wird; sogar bei der Festsetzung der Schrift und Übersetzung hatte ja Cyrill Helfer, wie die Legende selbst es eingesteht. Ich habe schon hervorgehoben, daß Cyrill, abgesehen von dem Beginn der Übersetzung, nur griechisch geschrieben hat, so die historiola und die Hymnen auf Klemens, die Disputationen mit den Juden, vielleicht auch die Apologie der slavischen Liturgie, das slovo gegen die Dreisprachler; daß der Zuschnitt des Cyrill, seiner Gedanken u. s. w., ein ausschließlich griechischer war. Ich möchte daher fragen, ob der Gedanke einer slavischen Liturgie nicht zuerst bei Method aufgetaucht ist, der von seiner Beschäftigung mit Slaven ungleich eher darauf kommen konnte, als der dem Leben des Volkes entrücktere Askete. Daß dies in den Legenden nicht hervorgekehrt wird, hat seinen guten Grund in der Bescheidenheit des Method und seiner Bruderliebe, sowie in dem Umstande, daß Cyrills Name, schon wegen der Klemensepisode (obwohl ich mir keine richtige Vorstellung davon machen kann, wie die Brüder diese Reliquien behandelt haben mögen; ließen sich die Chersonianer dieselben so ohneweiteres entführen? wo blieb man damit in Konstantinopel?), bei den Römern so trefflich angeschrieben war, das neue, verfängliche Werk so trefflich empfahl. Method allein faßte somit den Gedanken, nur die Ausführung desselben vertraute er dem Philologen an; er hätte die cyrillische Liturgie nicht nur inspiriert, sondern er hat sie auch recht eigentlich ins Leben eingeführt, sich dafür ganz eingesetzt und Zeit seines Lebens erfolgreich verteidigt; daß der mit Prophetengabe bedachte gerade das nächste und sicherste übersah, nicht ahnte, wie rasch und vollständig in Mähren sein Werk entwurzelt werden sollte — ähnlich erging es auch anderen Propheten.

IX. Für die prinzipielle, unversöhnliche Gegnerschaft der beiden Photianer (die Legenden hüten sich, den Namen des Photius, außer einmal en passant, auch nur auszusprechen, und doch nennt eine einwandsfreie Quelle Cyrill den fortissimus amicus des Photius!) gegen Rom liefern die slavischen Legenden unzweideutige Beweise. Bekanntlich hat z. B. Ginzl die Photianer zu ergebensten Römlingen umzumodeln versucht; es lohnt sich nicht, ihn zu widerlegen. Andere haben den Umstand der noch ungeteilten Kirche allzusehr ausgebeutet; dieser Umstand wirkte eben nur darin, daß die Legenden den apostolicus noch mit der schuldigen Hochachtung nennen, daß sie in ihm noch den Nachfolger des wahren Petrus, nicht des Scheinpetrus, des Petrus

gągnivyj, anerkennen; daß ihnen noch viel gelegen ist an der päpstlichen, römischen Anerkennung der Rechtgläubigkeit Methods Man bedenke zudem, daß Method persönlich dem Papste alles verdankte, daß ohne des Papstes energisches Eingreifen nicht nur Method den »schwäbischen« Kerker nie verlassen hätte, sondern auch die slavische Liturgie nie auf die Beine gestellt worden wäre — alles doch Grund genug, um von dem apostolicus nur mit den Worten höchster Verehrung zu handeln! Aber gegen die Lateiner, d. h. gegen Rom, traten die Griechen von den ersten Tagen ihrer mährischen Wirksamkeit rücksichtslos auf; sie zögerten nicht, auch mit den unmöglichsten Vorwürfen sie zu überhäufen und zu schmähen. Daß die Verteidigung des römischen Standpunktes ihnen einfach Teufelswerk war, sagen sie in den Legenden ganz unverblümt. Daß die laxere Auffassung der kanonischen Ehegebote, wie sie Römer Neophyten, namentlich Fürsten und Vornehmen gegenüber, beobachteten, den asketischen Griechen ein Greuel war, nehmen wir auch als selbstverständlich hin; aber wenn die Vita Cyrilli den römischen Klerus manichäischen Lehren Vorschub zu leisten beschuldigt, hört die Gemütlichkeit auf, und wenn sie behauptet, daß der lateinische Klerus lehrte, der Mord eines Menschen würde durch dreimonatliches Trinken aus einer Holzschale gesühnt, so ist das eine unverschämte Lüge, welche nur beweist, welch Geistes Kind ihr Erfinder ist, wie er von der römischen Geistlichkeit und ihrer Lehre dachte.

Manichäische Lehren fanden in Europa frühzeitigen Eingang; die Lehre von dem guten und bösen Prinzip ist so verführerisch einfach, erklärt alles so trefflich, daß sie dem Verständnis des Unmündigsten entspricht. Auch nach Mähren kann ähnliches gekommen sein, die Erzählungen von dem Teufel-Schöpfer, den Schlangen, seinen Geschöpfen, den Verdiensten (Sündenvergebung) des Vertilgers der Teufelsbrut: solches kursierte im gemeinen Volk zumal, mit dem die Vertreter des (aristokratisierenden) Katholicismus auch schon wegen geringer Sprachkenntnisse, sich ausnahmsweise nur berührten. Übrigens waren Cyrill und Method gerade von ihren Balkanslaven her mit derlei Lehren vertraut und fanden nur in Mähren, wenn sie es nicht erfanden, gute Bekannte.

Mit dem ne branjachą žrtv tvoriti po prvujemu obyčaju hatte es auch sein besonderes Bewenden. Wie jener Fabeln, achtete vielleicht gar nicht recht die fremde, lateinische Geistlichkeit, wie es mit den žrtvy zuging; es mußten ja die Haus- und Flurgötter bedacht werden,

ebenso die Ahnen, und Pferdefleisch — das liebste den Göttern — wurde immer noch verzehrt und von jedem Rinde u. s. w. kamen noch die Stückchen an die alte heidnische Adresse. Daher enthielten sich skrupulösere Leute aller festlichen Mahle, deren Zubereitung ihnen nicht einwandsfrei war. Noch im Jahre 924: dum plurimi ad immolandum demoniis nefanda properarent sacrificia cibisque ex ipsis potibusque simul inquinarentur, nunquam Venceslaus horum consenciens contaminabatur verum in cunctis se subtraxit occasione facta qualibet — wir können uns vorstellen, wie es in der nächsten Nachbarschaft 864 zuging. Und wiederum waren die Brüder von ihrer salonischen Umgebung mit diesen Resten des Heidentumes vertrauter, also argwöhnischer, als die fremden lateinischen Geistlichen, die oft gar nicht den Zusammenhang des Brauches ahnen mochten und gar nicht strafend eingriffen. Und wenn gar Cyrill den Lateinern vorwarf als beštьstije, daß nach ihnen unter der Erde Großköpfe wohnten, so ist sein böser Wille offenkundig, der für Volksmärchen — schade, daß er nicht von psoglavci gesprochen hat — die nichts ahnenden Lateiner verantwortlich machen wollte. Die Deklamationen über die Humanität Cyrills und Methods, dieser griechischen Rigoristen, die nichts »unkanonisches« den Menschen gönnten, erleiden dadurch einen ungleich stärkeren Stoß, als die Reputation der Römer.

So dachte Cyrill über die Lateiner; er starb ja auch mit einer Verfluchung der trьjęzyčnaja jeres (pogubi!). Und Method? Wie dieser über Rom dachte, wissen wir aus den einwandsfreiesten Quellen. Seinen Diözesanen, Wiching, weil er den römischen Standpunkt vertrat, verfluchte er und stieß ihn aus der Kirche, aber mit Wiching traf er die Römer zugleich und den zu ihnen haltenden Svętopełk; daher konnte die spätere Tradition, noch bei Christian, von einer Verfluchung Svętopełks und seines ganzen Landes durch Method und von den furchtbaren Folgen dieses Fluches fabeln. Daher schrieb der empörte Stephan V. an Svętopełk: anathema vero pro contemnenda catholica fide qui indixit, *in caput redundabit eius!* Die Römer schieden fortwährend und mit Recht die notwendige Belehrung des Volkes in der Landessprache von der Sprache des liturgierenden Priesters, zwei Sachen, die nichts miteinander zu tun haben, die zweite ist für die Christianisierung des Volkes ganz überflüssig; ebenso konsequent warf Methodius beiderlei absichtlich zusammen. Und schließlich streifte er ganz seine Maske ab: er machte endgiltigen Frieden mit Byzanz, reiste zu Kaiser und

Patriarch, überzeugte sie mit denselben Gründen, die er unlängst vor Johannes VIII. debitiert hatte, von der Notwendigkeit der sprachlichen Konzession, wenn man Rom aus dem Felde schlagen sollte, und siegte auf der ganzen Linie; es überzeugten sich Kaiser und Patriarch, daß ihr Argwohn unberechtigt, das Perhorreszieren slavischer Liturgie unbegründet war; für den schwindenden griechischen Einfluß öffneten sich ungeahnte Aussichten. Getrost konnte Method einen Priester und Diakon mit slavischen Büchern in Konstantinopel zurücklassen; hier war sein Spiel gewonnen. Und auf seinem Sterbelager zog er die Konsequenz; er segnete — Kaiser, Fürst und Volk; er verwies Gorazd gar nicht an den Stuhl des h. Petrus, vom apostolik kam nichts über seine Lippen; Method war fertig mit Rom, aber Rom auch mit ihm; der haereticus war endgiltig entlarvt und nur der Tod rettete ihn vor den Konsequenzen, doch nicht seine Anhänger, die Griechen im römischen Sprengel.

X. Die letzte Etappe des methodianischen Werkes in Mähren hat zu den grundlosesten Verdächtigungen und Verunglimpfungen des großen Svętopełk geführt; ich verzichte hier auf den billigen Triumph, alle diese Expektorationen dem verdienten Spott preiszugeben. Man ließ sich von der Vita Clementis irreführen; weil der erboste Methodianer einen Kübel schmutzigster und gehässigster Vorwürfe über Svętopełk ausschüttete, glaubte man ihm aufs Wort; sogar deutsche Historiker, wie Dümmler, stimmten in den komischen Chorus ein; man begreift nicht, wie und wozu? Und doch schimmert durch die Anwürfe des Biographen die einfache Größe des Fürsten durch: vergebens mahnt er zu dem fratres habitare in unum; er ist kein Theologe und will sich keine Autorität in theologicis anmaßen; aber er ist Fürst und verantwortlich für den Frieden im Lande und wird ihn erzwingen — dazu fühlt er sich Mannes genug. Die streitenden Parteien, die Überzahl der Römer und die Minorität der Gräkoslaven, bezichtigten sich gegenseitig der Ketzerei; dem treuen Sohne der römischen Kirche war sein Weg längst vorgezeichnet, aber er wollte nicht die gesetzlichen Normen, die Prozeßformeln verletzen. Darum kam es zur Rechtsverhandlung und zur legitimen Entscheidung durch den Eid; wer die rechte römische Lehre bekenne, leiste darauf den Eid; einen solchen Eid konnten die Methodianer, wenn sie sich noch so beeilt hätten, nie leisten — der Brief Stephan V. in Wichings Händen vertrat ja schon das Gottesurteil; auf ihn sich berufend leistete Wiching den verlangten Eid; die Metho-

dianer waren somit der Ketzerei überwiesen und mußten, da sie dieselbe nicht abschwören wollten, das Land verlassen, das sonst durch sie in den verhaßten und gefürchteten Ruf der Ketzerei gebracht worden wäre. Das ist der natürliche Hergang der Sache gewesen; so und nicht anders mußte es kommen, wenn Svętopełk auf den Titel eines filius carissimus Roms nicht leeren Anspruch erhob. Was hat nicht die Vita Clementis daraus gemacht! wie schimpft sie über den Barbaren, in Weiberlüste verstrickten, schmutzigen und verstockten, den Mahnungen Methods unzugänglichen Verächter alles Heiligen — nun, das ist kein Wunder, der unterliegende schimpft auf den gerechtesten Richter (vgl. Libussa), Wunder nimmt nur, daß jemand dies einen Augenblick lang glauben konnte.

Wir wollen gar nicht leugnen, daß es zu Konflikten zwischen zwei herrischen Naturen, wie Method und Svętopełk es offenkundig waren, seit jeher schon gekommen war; schon die Rigorosität des Griechen in matrimonialen Angelegenheiten (beide Legenden bezeugen dies ausdrücklich) entfremdete ihm Svętopełk, der zur milderen römischen Praxis hielt — wir wissen, wie Rom noch viele Dezennien später, zumal bei Neophyten, nicht ein, sondern manchmal beide Augen zudrückte. Es mußte somit schon der asketische Rigorismus (die sogenannte Humanität) des Methodius zu Zerwürfnissen führen. Dazu kam wichtigeres. Svętopełk war in der Verehrung des lateinischen Ritus und Dogmas aufgewachsen; die griechisch-slavischen Neuerungen waren ihm unerwünscht; er scheint ja trotz Method an der lateinischen Messe festgehalten zu haben, wie er auch Wiching nicht fallen ließ — daher mußte es zu fortwährenden Reibungen mit Method kommen; Svętopełk konnte sich von der Zweckmäßigkeit, Notwendigkeit, Heiligkeit der slavischen Liturgie und des griechischen Dogma wie Ritus durchaus nicht überzeugen. Als daher Method ganz offenkundig die hyiopatorische Häresie verdammte, gegen römischen Fastenbrauch sich aussprach, die lateinische Liturgie geringschätzte, da war es nur der Respekt gegen den greisen Erzbischof, gegen die Autorität seines tadellosen, heiligen Lebenswandels, seines rastlosen Eifers, die ihn hinderte, gegen Method energisch vorzugehen. Aber Method verließ immer offenkundiger den römischen Standpunkt; seine Reise nach Konstantinopel gab seinen Anklägern Recht und vielleicht hat nur der baldige Tod Methods Svętopełk verhindert, nach dem rechten zu sehen. An eine Bestätigung Gorazds dachte er keinen Augenblick; er wartete nur noch eine kurze

Frist ab, um Rom (Stephan V.) das entscheidende Wort sprechen zu lassen, und zog dann die Konsequenzen, ohne Übereilung, die Rechtsnormen wahrend — sein Verfahren ist einfach tadellos gewesen; nur ein Grieche konnte daran irgend etwas auszusetzen haben.

XI. Wie man nicht müde wurde, des großen Svętopełk — seine Größe bezeugen seine deutschen Feinde — Andenken Method zuliebe zu verunglimpfen, so übertrieb man konsequent die Popularität und Bedeutung der slavischen Liturgie in Mähren. Von dieser Popularität ist aber herzlich wenig in den Quellen zu merken, das sieht man ja schon dem Berichte der fanatischen Klemensbiographie an. Es regte sich einfach in ganz Mähren keine einzige Hand zugunsten der Gräkoslaven; der Fürst ist abwesend, und trotzdem denkt niemand daran, ihnen beizuspringen; die fürstlichen Soldaten — unter ihnen gab es auch gegen Sold dienende Deutsche — eskortierten sie (böse Zungen könnten behaupten, um die Ketzer vor dem Unwillen der Mährer zu schützen) zur Donau und ließen sie bald laufen — auch jetzt noch scheu wie Diebe, auf heimlichen Pfaden eilen sie dem gelobten Lande, ihrem Bulgarien, zu. Der prahlerische Grieche wagte es gar nicht, eine Regung des Volkes zu ihren Gunsten zu verzeichnen, von Wehklagen über ihren Abzug, tatkräftiger Hilfe u. dgl. zu fabeln. Und die Zahl dieser Gräkoslaven? Der prahlerische Grieche gibt sie auf 200 an, was blutwenig ist nach über zwanzigjähriger Wirksamkeit, man vergleiche doch damit die kolossalen Zahlen, deren sich auf kleinerem Territorium, kein Erzbischof dazu, Klemens in Mazedonien in ungleich kürzerer Zeit brüsten konnte.

Ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß Svętopełk und alle Mährer herzlich froh waren, als die Gräkoslaven das Land verlassen hatten; ja, sie wollten später an diese ganze Episode gar nicht erinnert werden. So erkläre ich mir das absolute Schweigen der deutschen Bischöfe über diesen Punkt in ihrem haßerfüllten Memorial an Johannes X. vom J. 900. Die Mährer haben sich offenbar nur auf Wiching berufen, verschwiegen das pannonische Erzbistum und den Griechen — sonst hätten doch die Deutschen diesen Punkt aufgegriffen, reden sie doch von Wiching. Somit schwiegen sich die Mährer wohlweislich darüber aus; ja, wer weiß, vielleicht hat es Wiching durchgesetzt, daß die Leiche des ketzerischen Erzbischofs aus dem Dome wieder entfernt worden ist. Nicht in Mähren, nur in der Nachbarschaft, zumal bei den Böhmen, verblieb das Andenken an den Schaffer der

slavischen Liturgie; wie dankbar gedenkt seiner der Przemyslide Christian; Slavniks Sohn verhielt sich dagegen ablehnend, gerade wie der Mojmiride selbst. Über der Donau erst wuchs die Saat, die auf dem römisch-mährischen Boden nicht recht keimen wollte, üppig auf — der Anfang dazu wird schon bei Methods Lebzeiten gemacht worden sein, obwohl seine Vita darüber schweigt — wir wüßten sonst nicht, warum die vertriebenen Jünger nur den einen Wunsch, Bulgarien zu erreichen, hatten. Auf seinen Reisen (nach Byzanz etwa) mag der Erzbischof Gelegenheit gefunden haben, Propaganda für sein Werk zu machen. In Mähren wurde er vergessen, in Rom gedachte man seiner nur als des haereticus. Von der Cyrillslegende mußte eine lateinische Fassung — sie mutet uns an, trotz ihrer Zusätze in gratiam Romanorum, als eine gekürzte Übersetzung aus der slavischen Vita, das ist vielleicht das Probestück des učen dobrě v latinskyję knigi, des Gorazd — hergestellt werden, von der Vita Methodii war dies natürlich nicht mehr nötig.

XII. Bei der letzten These kann ich mich am kürzesten fassen: statt Gründe gibt es hier nur Phrasen zu bekämpfen. In Method den unentwegten, unbeugsamen, starrsten Vertreter der Orthodoxie zu erkennen und zu feiern — das ist selbstverständlich; Method eilt förmlich der Zeit voraus, eskomptiert schon das erst kommende Schisma, ist noch mehr Photius als Photius selbst. Aber was das mit Hus oder Humanität zu tun hätte, ist unerfindlich; mit demselben Rechte könnten wir den Lehrer des Hus, Meister Wikleff oder Savonarola und Doktor Luther als Methodianer bezeichnen. Methodius ist unduldsamer Askete, der blinden Gehorsam forderte, nirgends nachgab, dadurch sein eigenes Werk schädigte, bei Svętopełk und den Mährern, denen schon das eigensinnige, rechthaberische Verharren am salonischen Slavisch nichts weniger als gefallen konnte. Es war dies ein urfrommer Mann, von musterhaftem, heiligen Lebenswandel, aber solcher gab es in Europa mehr; er brachte nichts neues, bedeutete keinen Fortschritt, denn daß er eigensinnig darauf bestand — nicht slavisch dem Volke exponere evangelia et apostolum, was auch Rom unbedingt anprics —, sondern slavisch den Priester liturgieren zu lassen, bedeutete keinerlei Fortschritt; die Folgezeit hat ja gezeigt, was die slavische Liturgie den Slaven auch bringen sollte: den Ausschluß von reicheren Bildungsquellen, die geistige Isolierung. Den böhmischen Märtyrer lasse man hübsch aus dem Spiele:

er war nur auf römischem Boden möglich, unmöglich in der geistigen Knechtschaft der Photius und Methodius.

Um meine Darstellung nicht übermäßig anschwellen zu lassen, habe ich manche Einzelheit über den Weichselfürsten u. a. übergangen. So dürfte auch die Szene jenes mährischen věce, wo der Papstbrief (Johannes VIII.) verlesen wurde, weniger dramatisch verlaufen sein und vor allem täuscht dabei die Legende über die Widerstandskraft der Lateiner: die mgla, in der sie zerflossen sein sollten, verdichtete sich ja umgehends zur Wetterwolke, deren Strahl Methods Werk zertrümmern sollte. Statt solcher und anderer Einzelheiten verweise ich noch kurz auf die neue kostbare Quelle, die aus dem Schutt von anderthalb Jahrhunderten durch Dr. Jos. Pekař uns wieder neu erschlossen ist, auf die Wenzelslegende des Przemysliden Christian (Nejstarší kronika česká. Prag 1903, zum Teil Abdruck aus dem Časopis historický, 202 SS.). Obwohl sie erst 993 verfaßt ist, ist sie ein sehr interessanter Widerhall der böhmischen Vorliebe für das mährische Werk, widmet sie doch diesem ihre ersten Abschnitte. Christian hat die Methodlegende nicht mehr gekannt, wohl aber die des Cyrill, d. h. ihren Inhalt, von zweiter oder dritter Hand her; es ist interessant, bei ihm das Anwachsen der Svętopełksage zu konstatieren.

Methods Fluch muß doch eine mächtige Wirkung geübt haben, flößte doch das Leben und Treiben des Erzbischofs großen Respekt ein; das Volk muß in diesem Fluche ein Unglücksomen gesehen haben, das man nur zu bald, in Mährens heilloser Zerstörung eingetroffen, erkannte. Später verschob sich das Objekt: das Land litt, folglich mußte das Land (und sein dux vel rex) verflucht gewesen sein, also wegen seiner Sünden; so entstand das Märchen von der Sündhaftigkeit des Svętopełk, das schon Christian breit ausspinnt; noch später ließ man dann Svętopełk selbst seine Sünden als Einsiedler abbüßen. Irrigerweise läßt Christian die Bulgaren früher Christen geworden sein, als die Mährer: warum, ist leicht einzusehen — weil der Grieche Cyrill bulgarische Sprache und Schrift nach Mähren gebracht hätte. Die Angabe vom Augustinus, unter dem (in römischen Zeiten) Mähren das Christentum angenommen hätte, beruht auf einer Verwechslung der Markomannen mit den Mährern, doch waren damals Legenden von zeitiger Einführung des Christentumes in den verschiedensten Gegenden Deutschlands sehr im Schwange. Die Erzählung, daß Rostic Gift ohne Schaden zu nehmen getrunken hätte, ist vielleicht auch nur Reminiszenz aus der Cyrills-

legende. Als interessantestes bleibt nur die ungeheuchelte Sympathie, mit der der Regensburger Zögling von der slavischen Liturgie handelt, weil multe ex hoc anime Christo domino acquiruntur. Das Hauptgewicht der Legende Christians liegt freilich auf böhmischem, nicht auf mährischem Boden. *A. Brückner.*

Nachtrag. Vorliegender Artikel war bereits im August 1903 niedergeschrieben. Seitdem folgten von mir einige eben darauf bezügliche Publikationen in polnischer Sprache, im »Przegląd Polski« (Septemberheft 1903); in den »Roczniki« der Posener Gelehrten Gesellschaft (Band XXX: Legendy o Cyrylu i Metodym wobec prawdy dziejowej); im Feuilleton des »Słowo Polskie«. Meine Ausführungen stießen überall auf den schärfsten und einmütigsten Widerspruch; Jesuiten und Altruthenen, der Slavische Klub in Krakau und Agramer Zeitungen, überhäuften mich mit Schmähungen und Verdächtigungen; in einem neuen Feuilleton des »Słowo Polskie« habe ich die vorlautesten Schwätzer etwas unsanfter auf die Finger geklopft. Die Gegner beachteten nämlich nicht, daß es mir nur um die Wahrheit ging, daß mir aber völlig gleichgiltig war, wo ich mit dieser Wahrheit Anstoß erregen würde, in Rom oder Petersburg, in Krakau oder Moskau, in Prag oder Agram. Ein volles Jahr ist seit meinem ersten Auftreten vergangen; von seiner Richtigkeit habe ich mich nur immer mehr überzeugen können. Dasselbe gewährt aber noch weitere, interessante Ausblicke, und ich will hier noch einiges andeuten: mag es noch so problematisch oder phantastisch erscheinen, es bringt jedenfalls völlig neue Gesichtspunkte auch in Fragen, deren alle Möglichkeiten bereits erschöpft schienen. Z. B. in der Frage der Alphabete.

Die unbedingtesten, überzeugtesten Verehrer der salonischen Brüder haben sich bekanntlich mit der Erfindung der Glagolica durch Konstantin-Cyrill nie recht befreunden können; sogar Prof. Lamanskij sagt ohneweiteres (Izvěstija 1901, VI, 4, 317): »**wenn** Cyrill die Glagolica erfunden hat . . . so hat er einen großen Fehler begangen; unsere tiefe Verehrung des lichten, hellen, künstlerischen Geistes Konstantins läßt nicht die Annahme zu (daß er die Glagolica erfunden hätte) . . . und es macht dem Geiste und Geschmack der Ostslaven nur Ehre, daß sie die Glagolica sich abgeschüttelt haben«. Prof. Lamanskij hat vollständig Recht; dem Cyrill selbst war die Glagolica ebenso ein Greuel, wie dem

Petersburger Professor — er wählte sie, der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe, gezwungen und widerwillig.

Gewiß lag Cyrill viel daran, für die Slaven ein offenkundig griechisches Alphabet, ohne die häßlichen und lästigen Verzerrungen und Verschnörkelungen der Glagolica, zu schaffen; er hat auch vielleicht das cyrillische Alphabet zuerst erfunden. Aber mit einem griechischen Alphabet war auf römischem Boden, in Mähren, nichts anzufangen: der Verdacht, daß man es zu tun habe mit einem Griechen, der die mährischen und andere Slaven von Rom abspenstig machen und Byzanz zuführen wolle, hätte ja sofort die greifbarste Gestalt und Begründung angenommen und den Erfolg des Unternehmens von vorn herein aufs höchste gefährdet. Für die mährische Mission erfand daher Konstantin die Glagolica — damit man das griechische Alphabet nicht erkenne! denn erkennen und verwerfen war eins. Sehr richtig bekämpften daher die lateinischen Geistlichen das Alphabet: die Schaffung dieser kulturfeindlichen, die Slaven nur isolierenden Künstelei war vollkommen zwecklos. Wäre Konstantin an dem Wohl der Mährer selbst etwas gelegen gewesen, so hätte er in ihrer und nicht in der salonischen Sprache und in einem lateinischen, nicht in einem griechischen oder verkünstelt-barbarischen Alphabet seine Schriften für sie verfaßt: aber er verfolgte eben ganz andere Ziele. Nicht um das Wohl und Wehe ging es dem Griechen; der Photianer wollte einen tödlichen Schlag gegen Rom führen: diesem Rom, dem man das Illyricum abgenommen hatte, das sich jetzt für Bulgariens Gewinnung rüstete, sollte an seiner eigenen Schwelle, im Westen, das Wasser abgegraben werden; es sollte um jeden Preis der mögliche Anfall der Slaven an das verhaßte Rom verhindert werden. Zu diesem Zwecke ging man zu den Slaven mit dem Köder der eigenen, slavischen, Schrift und Sprache, aber die Sprache war die vor den Toren von Byzanz gesprochene und die Schrift trotz ihres bizarren Typus nach griechischem Muster zugeschnitten und diese Sprache und namentlich Schrift sollte die endgiltige, uneinreißbare Mauer bilden, sollte die Slaven von dem verhaßten Westen für immer trennen. War die Sache in diesem Sinne später einmal entschieden, waren die Slaven griechische Anhänger, so konnte die Glagolica auf dem jetzt gesicherten Terrain zugunsten der rein-griechischen Schrift sogar wieder aufgegeben werden und vielleicht hat Method in diesem Sinne den Kaiser und den Patriarchen beruhigt, wenn diese sich überhaupt Skrupel machten, worauf die Andeutung des Biographen von

einem Zürnen des griechischen Kaisers und seiner Besänftigung zu gehen scheint.

Die sonst ganz überflüssige Glagolica ist somit nur zu dem Zwecke einer Täuschung Roms erfunden worden. Wie richtig Cyrill kombinierte, bewies ja die Zukunft: nur die lateinischen Slaven haben die Glagolica behalten und behalten müssen, die griechischen haben sie als überflüssig, daher schädlich, frühe aufgegeben; die lateinischen durften nicht das cyrillische Alphabet annehmen, sonst wären sie griechischer Velleitäten überführt gewesen; es rettete ihre besondere Liturgie die Fremdartigkeit ihrer Schrift, die man schließlich auch einem Hieronymus in die Schuhe schieben konnte. Cyrill und Method waren eher selbst Gegner der Glagolica, die ihnen nur als Feigenblatt für Roms Augen galt; betrachteten sie nur als notgedrungene Konzession, oder Ausflucht vor Rom und seinem Argwohn; als Method auf seinem Sterbelager jegliche Beziehungen zu Rom trennte, kann er auch seine Schüler auf die nunmehrige Überflüssigkeit der Glagolica hingewiesen haben.

Man wird mir entgegnen, diese Kombination sei unmöglich; dagegen streite, daß ja mindestens noch ein ganzes Jahrhundert nach Methods Tode die Glagolica bei den griechischen Slaven sich nachweislich erhalten hat. Man vergißt dabei, daß durch die dreißigjährige Übung die Glagolica bereits festen Fuß gefaßt hatte; daß nicht alle Slaven bereit waren, sich unbedingt dem griechischen Einfluß mit Händen und Füßen auszuliefern; daß einige von ihnen sogar mit schriftlichen Argumenten zugunsten der nun einmal lieb gewonnenen Schrift gegen die griechische auftraten — so ist ja Chrabrs Schriftchen zu verstehen, wie ganz richtig V. Pogorělov (Ivěstija VI, 4, 1901, S. 340—345) erkannt hat: Chrabr verteidigt darin die glagolitische Schrift gegen die cyrillische vor den Slaven selbst, denn nicht für die Griechen, die der ganze Streit nichts anging, die nichts davon verstanden, war seine Schrift bestimmt. Daß Chrabr nur an das glagolitische, nicht an das cyrillische Alphabet (gegen alle früheren Erklärer) gedacht hat, hat Pogorělov treffend hervorgehoben.

Damit ergeben sich nun weitere Gesichtspunkte, z. B. für die Beurteilung der Notwendigkeit oder auch nur Nützlichkeit des griechischen Alphabetes für die Slaven: ich brauche sie gar nicht anzudeuten, um nicht noch mehr Anstoß und Widerspruch zu erregen; ich versichere nur den Leser, daß je schärfer er das Urteil gegen dieses Alphabet formuliert, desto näher er an meine Auffassung herankommt.

Aber die Kreise lassen sich noch weiter ziehen. Für die Kirchengeschichte, für die Geschichte des großen Schisma, für die Frühe der unvereinbaren Gegensätze, ergeben sich jetzt neue Gesichtspunkte. Als Hergenröther seinen Photius schrieb, ahnte er nicht, daß er die gravamina der Griechen gegen die Römer schon aus der Vita Cyrilli hätte bereichern können; nicht erst Photius oder Cerularius oder der biedere Nestor (S. 70 ed. Miklosich) haben zum Teil ganz unsinnige Beschuldigungen gegen die Römer vorgebracht, Cyrill ist ihnen darin mit leuchtendem Beispiel vorangegangen. Denn was anderes sind die Anklagen gegen die lateinische Geistlichkeit im XV. Kap. der Vita Cyrilli? Daß sie von den veleglavi unter der Erde lehre, ist ein genau ebenso schöner Vorwurf, wie die Verehrung der »mater' Erde« bei Nestor; als mich Prof. Pastrnek fragte, was dies dreimonatliche Trinken aus Holz statt aus Glas bedeute, suchte ich ganz umsonst nach ethnographischen Parallelen: das ist ja nichts weiter als die Verhöhnung des römischen, so außerordentlich abgestuften Pönitentialwesens durch den Griechen, etwa wie Nestor das spätere Indulgentienwesen verdammte (»praščajut že grěchy na daru, ježe jest' zlěje vsego«). So gewinnt die mährische Episode eine ganz neue Bedeutung für die Kirchengeschichte Europas: sie wäre ein wohldurchdachter, trefflich ausgeführter Vorstoß der griechischen Kirche gegen Rom, ein Meisterstück des Photius vielleicht eher als des Cyrill, der dann nur sein Werkzeug, Handlanger, gewesen wäre; Rom ließ sich wirklich überrumpeln und täuschen, zumal der schwächliche Johannes VIII., aber schließlich wurde die impostura entdeckt und Svętopełk entledigte sich der lästigen Diener einer fremden Kirche; was nicht im Westen, gelang ihnen im Osten, und die Slaven haben die Kosten der griechisch-römischen Rivalität bis heute zu bestreiten. Daß man im Rom Leos XIII. die Zusammenhänge völlig verkannt hat, ist nicht die einzige Täuschung, der man sich dort hingegeben hat: besser wußte es Bischof Łubieński, als er 1644 an die Kardinäle schrieb: sunt iidem omnino Graeci qui a saeculis toties sedi apostolicae imposuerunt — et Slavis, würde ich hinzufügen.

Das ist meine Anschauung von der mährischen Mission, ihrem eigentlichen Zweck und den sie begleitenden Umständen; daß ich den diese Mission bekämpfenden lateinischen Geistlichen des IX. Jahrh., ihrer trijęzycznaja jeres' (die sich nicht so sehr gegen die Sprache, als — und mit vollem Grunde — gegen die Schrift, eine zwecklose und schädliche Neuerung, wandte) alles Recht zuspreche, Cyrill und Method

jegliches Recht abspreche, ist ohneweiteres ersichtlich. Wie lange ich diese den heutigen Anschauungen diametral entgegengesetzte Meinung allein vertreten werde, ob und wann ich Billigung kompetenter Beurteiler (an der grubaja čad' liegt mir gar nichts) finden werde, wird die Zukunft lehren.

Berlin, 18. VI. 1904. *A. Brückner.*

Zweiter Nachtrag. Meine Thesen, vor zwei Jahren niedergeschrieben, erfuhren teilweise Zurückweisung in dem Studium des Krakauer Historikers, K. Potkański, Konstantyn i Metodyusz, Krakau 1905, 145 S. 8°. Die bisherige Armut der polnischen Literatur an einschlägigen Werken erfährt durch diese höchst umsichtige und gewissenhafte, interessant geschriebene Arbeit eine wesentliche Bereicherung; im Hauptteile gibt der Verfasser eine Art erschöpfenden Kommentars zu dem Bericht der »Legenden« (wir vermeiden den Terminus »pannonische« als einen nur irreführenden), um im Schlußteil, von S. 120 an, zu allgemeinen Erörterungen sich zu erheben. Der historische Hintergrund ist breit gezeichnet; einbezogen sind die gleichzeitigen Konflikte des Papsttums mit dem deutschen Episkopate; die finanzielle Abhängigkeit der Päpste von deutschen Bischöfen, die auf die Entschlüsse der Päpste so lähmend einwirkte; die Tendenzen der abendländischen Kirche, die auf das Monopol des Latein wie auf das Filioque hinzielten; sogar irische Verhältnisse werden verglichen; es ist dies, mit einem Worte, eine sehr anregende und lesenswerte Schrift; sie hält sich von jeglicher Polemik fern, sucht nur durch die Macht der Tatsachen, wie sie sie darlegt, zu wirken, erstrebt die größte Objektivität. Trotzdem ist der Versuch, die herkömmliche Auffassung der Einzelheiten des merkwürdigen geschichtlichen Vorganges, eines wahren unicum in der Weltgeschichte, zu rechtfertigen, völlig mißlungen und meine Einwände dagegen bleiben zu Recht bestehen.

Der Grundfehler von Potkański wie von der traditionellen Darstellung besteht darin, daß die Angaben der Legenden nicht zuvor auf ihre Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit geprüft, sondern als baare Wirklichkeit genommen wurden, zu der man nur noch die Erklärung nachzuliefern hätte. Sprach z. B. die Legende von einem »ungarischen König«, so wurde nicht zuerst, wie die einfachste Kritik es erfordern würde, nach der bloßen Möglichkeit eines christlichen ungarischen Königs an der Mitteldonau um 880 gefragt, sondern Dümmler nahm

diese Unmöglichkeit unbesehen hin und suchte nur, das unmögliche und unsinnige irgendwie möglich zu machen. Oder gaben die Legenden an, daß Rostislav Boten nach Konstantinopel in Glaubenssachen abgeschickt hätte, so wurde wiederum nicht nach der bloßen Möglichkeit eines solchen unerhörten Vorganges gefragt, sondern die Angabe wieder ohneweiteres als wahr unterstellt, und es blieb nur noch dem Historiker die Aufgabe, eine plausible Erklärung des unerklärbaren nachzuliefern, wobei man dann ruhig einem Manne des IX. Jahrh. Tendenzen des XIX. Jahrh. unterschob. Und so verfuhr man auf Schritt und Tritt: man glaubte ja den Legenden sogar eine Versicherung des griechischen Kaisers, daß »die Saloniker insgesamt rein slavisch sprechen«, während die Saloniker, ohne erst auf Basilius zu warten, eher selbst den Kaiser ermordet hätten, als daß sie die Verunglimpfung ihrer griechischen Gefühle ruhig hingenommen hätten. Doch wozu die Beispiele häufen, was für Unmöglichkeiten in den Berichten der Legenden gläubigst hingenommen wurden.

Rostislav hat niemals Boten nach Konstantinopel in Glaubenssachen hingeschickt. Strebte er, der noch keine politische Selbständigkeit besaß, schon nach einer kirchlichen, so gab es für ihn nur einen kurzen und geraden Weg, denselben, den Method 869, den Svętopełk I. 873, den Mojmir II. vor 900 gegangen sind: über die Köpfe der Deutschen hinweg und trotz aller ihrer Proteste mußte er sich an Rom direkt wenden und sein Land als ein patrimonium dem h. Petrus zu Füßen legen. In Konstantinopel hätte er auch nicht die geringste, weder materielle noch moralische, Hilfe finden können; Rom hätte ihm wenigstens eine moralische gewährt. Freilich, besaß er keine politische Macht und Selbständigkeit, so hätte ihm auch Roms Beistand nur wenig genützt; wir sehen dies an »Pannonien«. Nichts half die Intervention des Papstes, noch seine angedrohten Bannsprüche: die Deutschen verlachten einfach Johann VIII. und der pannonische Erzbischof durfte nie wieder nach 870 Pannonien betreten, blieb in partibus infidelium, ein bloßer Titularbischof, eben weil die Deutschen Pannonien als ihren Besitz ansahen und keinen Einspruch des Papstes zuließen. Methodius wurde von ihnen nur nach Mähren fortgelassen, aber die Deutschen respektierten den archiepiscopus Maravensium, nicht so sehr aus Furcht vor Rom, als aus Furcht vor dem Schwerte des Svętopełk. Als aber dieses Schwert wieder abgestumpft schien, reklamierten sie sofort auch Mähren als ihr Besitztum und richteten jenes Schreiben von 900 an den

Papst, das man ohneweiteres als Gipfel aller Frechheit bezeichnen kann; bezeichneten sie doch vor dem Papste dessen autoritative Verfügungen als widerrechtlich und nur durch Bestechung erschlichen, die sie nie anerkennen würden!

Rostislav hatte andere Sorgen, drückendere, näher liegendere, als die um die Selbständigkeit seiner Kirche; der Vergleich mit dem Verhalten des Boris, den Potkański wiederholt, paßt auf ihn in keinerlei Weise; Boris war Heide, zudem ein mächtiger Herrscher, vor dem Konstantinopel zitterte, und als er endlich das Christentum annehmen sollte, war es nur zu natürlich, daß er einen Augenblick lang zwischen Rom und Byzanz schwankte; Rostislav war dagegen deutscher Vasall und Katholik bereits und hätte durch einen Abfall nach dem fernen und ohnmächtigen Byzanz seine Stellung den Deutschen gegenüber nur noch verschlechtern und schwächen können. Aber wie war ein Abfall nach Konstantinopel für ihn möglich, wenn sogar die beiden Griechen selbst alsbald die Notwendigkeit einsahen, nach Rom zu gehen! Dazu zwang sie schon die lateinische Geistlichkeit in Mähren, die seit jeher im Lande war und hier blieb. Die Legende behauptet zwar, die Mährer hätten diese Geistlichen als Verräter vertrieben, aber, wie so oft, hat auch diesmal die Legende nur ihren frommen Wunsch für die Wahrheit ausgegeben: wir kennen doch beim Namen lateinische Geistliche in Mähren (Johannes, Wiching) und woher wären denn auf einmal nach 885 soviel lateinische Geistliche nach Mähren gekommen, daß sie die Vertreibung der Methodianer ohneweiteres durchzusetzen vermochten? Diese lateinische Geistlichkeit verdächtigte dem Rostislav, wie nachher dem Svętopełk, die Griechen als Ketzer, und wir können uns leicht denken, daß bereits Rostislav die Griechen aus seinem Lande herauskomplimentierte: sie mußten erst Roms Autorisierung beibringen, ehe er ihr Treiben weiter duldete. Um dies zu erlangen, um den Vorwurf der Ketzerei (und in diesem Punkte war das IX. Jahrh. sehr empfindlich) abzuwehren, gingen die Brüder nolens volens nach Rom. Ihr Erfolg in Mähren war ein höchst bescheidener: die Freilassung einiger hundert Sklaven, der Unterricht einiger Jünglinge. Erst Kocel zeigte mehr Interesse für die slavische Liturgie — er hatte freilich keine politischen Sorgen; aber auch er verlangte römische Billigung.

Auch bei Hadrian II. erzielten die Brüder nur weniges. Wohl segnete der Papst ihre Übersetzung des Evangeliums — dasselbe würde er 1905 auch getan haben, aber von einer Anerkennung einer slavischen

Liturgie war keinerlei Rede gewesen; hätte man nämlich in Rom 868 diese zugestanden und schon 873 dieses Zugeständnis wieder ganz vergessen, so hätte jedenfalls Method dem Paul von Ankona gegenüber auf ein Zugeständnis Hadrians II. sich berufen müssen, und Johann VIII. hätte auch darauf einzugehen gehabt; suchte er in der Urkunde von 880 nach allen möglichen Gründen, um die Erlaubnis der slavischen Liturgie plausibel zu machen, Gründe, die ihm erst Method soufflierte (z. B. das sicut in quibusdam ecclesiis fieri videtur, verglichen mit Vita Constant. Cap. XVI), so hätte er doch auch eine Erlaubnis Hadrians nicht unerwähnt gelassen. Die Dürftigkeit dieser Erfolge reizte nun Method zu einem weiteren Schritte, zum Vorschlage einer Wiedererrichtung des pannonischen Erzbistums durch Rom. Mit Freuden ging man in Rom darauf ein, boten sich doch glänzende Aussichten für einen Zuwachs des Katholizismus, aber freilich, diese Wiedererrichtung schloß noch keinerlei Erlaubnis zur slavischen Liturgie ein und der Papst verbot dieselbe, als er von ihr durch die Deutschen erfuhr, aufs nachdrücklichste und zitierte den ungehorsamen Erzbischof, der längst aus einem pannonischem zu einem mährischen geworden war, vor seinen Richterstuhl. Erst 880 erlangte endlich Method, wonach er bisher vergebens gestrebt hatte, den letzten und größten Erfolg seines Lebens, die Gestattung der slavischen Liturgie, ein unicum, das erste und letztemal in diesem Umfang in den Annalen der römischen Kirche; aber Johann VIII. nahm wieder mit der andern Hand, was er mit der einen gegeben hatte: denn nicht nur verlangte er die lateinischen Lektionen bei der slavischen Messe, sondern befahl die ganze lateinische Messe, falls sie Svętopełk und seine Großen sich wünschten. — Daß diese sie nun wünschten, war selbstverständlich, sonst hätte diese Bestimmung keinen Zweck, und wir kennen ja Svętopełks Verhalten, das identisch war mit dem des Rostislav — die traditionelle Darstellung konstruiert zu Unrecht ein gegensätzliches Verhalten beider Fürsten!; es war dies selbstverständlich zu einer Zeit, die sogar über die Wirksamkeit eines Gebetes (geschweige denn der Messe!) in einer anderen als der lateinischen Sprache zweifelte, vgl. Potkański a.a.O. Damit, mit dieser fakultativen lateinischen Liturgie, war der konfessionelle Konflikt in Mähren in Permanenz erklärt: Method, um die notwendige kirchliche Einheit zu wahren, mußte gegen die lateinische Liturgie nach Kräften wirken, sie zu verhindern trachten; die lateinischen Geistlichen verwirrten wieder das Volk, indem sie auf die Unwirksamkeit der slavischen Messe

hinwiesen; wenn ich meine Phantasie nicht zügeln würde, könnte ich sagen, daß Wiching, den ja der mißtrauische Papst dem Method als Aufpasser zugesellt hatte, über Methods Befehdung der lateinischen Messe nach Rom berichtete, worauf dann noch Johannes VIII. selbst die slavische Liturgie endgiltig verboten und die lateinische für die einzig berechtigte erklärt hätte (vergl. die Angabe im Commentatorium Stephan V.) — aber das bleibt Phantasie, so lange ein solches Verbot nicht zu finden ist. Das autoritative Einschreiten Stephan V. entschied endlich den konfessionellen Streit; die Methodianer mußten das Land verlassen — ohne das geringste Leidwesen der Mährer. Wenn somit von einem Schwanken Roms zu reden ist, so kann sich dies nur auf das Verhalten des nachsichtigen, zu Kompromissen stets geneigten Johannes VIII. von 880 beziehen; dessen wertvolle Urkunde hat Method wohl gehütet, eine Übersetzung davon mit ganz erheblichen, willkürlichen Einschiebungen und Veränderungen angefertigt und die Urkunde unter Hadrians Autorität gestellt, die sicherer zu sein schien, als die von Johannes VIII., der ja selbst ebendieselbe slavische Liturgie schon einmal strikte verboten hatte. Die Vergleichung der echten päpstlichen Urkunde mit der slavischen Übersetzung, mit ihren Zusätzen und Verdrehungen (z. B. wem und wofür der Kirchenbann angedroht wird), ihren Behauptungen (von der Wendung auch nach Konstantinopel!) ist außerordentlich lehrreich, enthüllt uns schonungslos die graeca fides.

Potkański geht auf das weitere, nach dem Tode Methods, nicht mehr ein; behandelt nicht einmal das bairische Schreiben von 900. Er läßt sich auch nicht ein auf das Verhältnis der Legenden zu einander; ich denke, daß Method die Vita Constantini verfaßte und aus dieser Vita den lateinischen Auszug für Rom 879 herstellen ließ; für die Vita Methodii hat er seinem künftigen Biographen (Clemens?) eine Anleitung gegeben, was etwa im Anfange zu berücksichtigen wäre, welches Schreiben des Papstes und wo einzuschalten, was über andere Einzelheiten, die weder Clemens noch Gorazd wissen konnten, zu sagen wäre, z. B. über die Zusammenkunft mit dem »ungarischen« König oder mit Kaiser Basilius, oder über den Streit mit den deutschen Bischöfen (wo die Worte »meinen Method, der verschwitzt ist« erfunden sind, um die Anekdote von dem Philosophen anknüpfen zu können). So entstammen die drei Legenden einer einzigen Quelle und stellen ein einziges Zeugnis dar — ihre gegenseitigen Widersprüche u. dgl. erklären sich aus den verschiedenen Zwecken, die sie verfolgen. So schweigt z. B. der latei-

nische Text wohlweislich von der feierlichen Anerkennung der slavischen Liturgie in Rom durch Hadrian II., der slavische wieder schweigt von einem Eindruck der chazarischen Mission auf Rostislav u. s. w. Die Eigenart der Vita Constantini, ihr Umfang namentlich gegenüber der des Method, ist erklärlich durch das Ziel, das ihr Method setzte: es sollte nämlich diese Vita nicht bloß hagiographischen Inhaltes sein; sie sollte den einfachen, literaturlosen Slaven eine Art Kompendium der Apologetik sein, sie lehren, wie man Einwänden der Sarazenen, Juden und Katholiken zu begegnen habe. Am ausführlichsten wendet sie sich gegen die Juden; an den Katholiken bekämpft sie nur die »Dreisprachlerei« und die laxere Handhabung der Ehegebote; eine Ergänzung dazu stellt der Anfang der Vita Methodii dar, wo überflüssigerweise die sieben Kirchenversammlungen aufgezählt werden: was nach diesen nämlich in der römischen Kirche neu aufkam (z. B. die Abstammung des h. Geistes u. a), ist eo ipso null und nichtig, mit der heiligen Orthodoxie unverträglich. Was übrigens die chazarische Disputation betrifft, glaube ich gar nicht, daß sie in Wirklichkeit stattgefunden hätte: Konstantin wird vielleicht gar nicht weit über die chazarische Grenze gekommen sein und nur zu literarischen Zwecken ein Colloquium mit den Juden fingiert haben. Was mich zu dieser Annahme bewog, ist der Umstand, daß der Aufenthalt in Cherson und der Krim mit charakteristischem Detail ausgestattet ist, während alle Einzelheiten von Land und Leuten ganz aufhören, sowie sich Konstantin in das Schiff setzte, das ihn angeblich zu den Chazaren entführte: der Disput vor den Chazaren gehört wie der Araberdisput, bloß der Literatur an. Zwang doch vielleicht gerade der Überfall der ungarischen »Wölfe« Konstantin, von der weiteren Mission abzustehen.

Auch anderes übergeht Potkański völlig, z. B. das auffallende Totschweigen der Salonischen Brüder durch die griechischen Quellen, was doch mit ihrer angeblichen Rolle in Byzanz sich nicht leicht vereinen läßt; der einzige Grieche, der wenigstens des Konstantin gedenkt (ich sehe natürlich von den Klemenslegenden ab), ist ja Mitrophan, der dem Anastasius nur den Bericht des Konstantin selbst über die Auffindung des heil. Klemens wiederholt, also kein neuer, unabhängiger Zeuge ist.

Es ändern somit die Ausführungen Potkański's nichts an meinem Beweise, daß die drei Legenden eine höchst einseitige und tendenziöse Darstellung enthalten, der man nie trauen darf. Diese Legenden ver-

folgen nämlich nicht nur hagiographische Ziele, d. h. übertreiben die Einzelheiten (gehört nicht auch hierher die Angabe über Methods Bibelwerk?), schieben alles auf göttliche Gnade und Erleuchtung, stellen die Gegner, mögen sie noch so berechtigte Interessen verfechten, nur als Werkzeuge des Teufels dar. Aber sie haben auch noch eine andere Tendenz. Die beiden, jeder Neuerung aus dem Wege gehenden Griechen empfanden das novum der slavischen Liturgie tief und setzten alles daran, daß ja kein Zweifel an der Orthodoxie und Askese der Urheber dieses novum aufkäme; die Legenden leugnen daher ständig jegliche persönliche Initiative der Brüder, belassen sie stets in der Zelle und beim Studium, und immer ist es die Welt, Kaiser, Patriarch, Papst u.s.w., die sie ihrer Beschaulichkeit entreißt. Der konventionelle hagiographische Stil wie diese spezielle Tendenz legen uns somit bei der Benutzung der drei Legenden die größte Zurückhaltung auf, lassen sie auf keinen Fall in eine Reihe mit Papstbriefen oder der Conversio Carantanorum treten; man erinnere sich nur z. B., wie die Vita Methodii die letzte Romreise (879) und vor allem den Streit um die Liturgie wohlüberlegt verschwiegen hat.

Meine Ausführungen treten dem genialen Plane und Werke der Griechenbrüder in nichts zu nahe, lassen ihnen völlige Gerechtigkeit widerfahren und entkleiden sie nur von allerlei romantischem Beiwerk. Konstantin und Method sind gewiß Vertreter der geeinten, universalen Kirche, nur verstehen sie darunter das Aufgehen Roms in den Bahnen der Griechen und als statt dieses Aufgehens nur noch eine Verschärfung der längst bestehenden, nicht erst durch Photius geschaffenen Gegensätze eintrat, ging die Spaltung mitten durch das Slaventum und teilte dieses in zwei einander fremde Welten, deren Entfremdung ebenso heute noch, wie vor einem Jahrtauseud, besteht.

Gerne räume ich ein, daß meine Ausführungen keine tatsächliche Bereicherung unseres Wissens bedeuten, keinerlei historische oder philologische Fakta beibringen, daß ich denselben Gegenstand nur anders beleuchte und Schatten in die Lichtflächen hereinzeichne; man kann mir vorwerfen, daß ich nur einer subjektiven Auffassung das Wort rede, nur Gezänken und Kasuistik Vorschub leiste. Trotzdem glaubte ich, nicht schweigen zu dürfen, meine Deutung der mährischen (nicht: pannonischen) Legenden veröffentlichen zu müssen, da neben meiner subjektiven Auffassung oder gerade infolge derselben die Interpretation der Einzelheiten selbst mir wesentlich gefördert erschien: es

gibt in meiner Beleuchtung keine einzige undeutliche, auffällige, rätselhafte Stelle in den Legenden mehr. Mit mehr Recht könnte man gegen mich einen andern Vorwurf richten, daß ich nämlich statt einer zusammenhängenden, systematischen Darstellung mit bloßen Aphorismen, Fragmenten, Einzelheiten mich begnügt habe. Aber einmal konnte ich, mit anderem beschäftigt, dieser Frage nur ab und zu Aufmerksamkeit zuwenden, und dann widerstrebte mir, da ich keinerlei neue Quellen gefunden habe, die Breittretung desselben, bis zum Überdrusse behandelten Gegenstandes; meine Ausführungen, mögen sie sich auch vielfach wiederholen, zeichnet wenigstens eins, die Kürze, aus.

September 1905. *A. Brückner.*

III. Beiträge zur Quellenkritik der cyrillo-methodianischen Legenden.

I.

Zu den weiter unten dargelegten Ansichten bin ich auf einem Umwege gekommen. Im J. 1902 begann ich in den Записки наук. Тов. імени Шевченка die Publikation einer Arbeit über den gesamten Legendenkomplex, der sich seit dem zweiten Jahrhundert der christlichen Aera um die durchaus unhistorische Person des Klemens Romanus, des dritten oder vierten Papstes nach dem Apostel Petrus gerankt hat. Dieses Thema führte mich natürlich nach Chersonesus Taurica, wo das, ebenfalls durchaus unhistorische Martyrium des Klemens in einer verhältnismäßig späten Zeit (noch Gregor von Tours weiß nichts von diesem Ort) lokalisiert wurde. Kategorische, wenn auch nicht näher motivierte Versicherungen des Leo Allatius und seiner späteren Nachschreiber (Coteler u. A.), die bekannte Legende über das Wunder des heil. Klemens mit einem Knaben, welcher von seinen Eltern im Grabtempel des Heiligen am Meeresgrunde zurückgelassen und dann vom Wasser überflutet, nach Jahresfrist bei der wunderbaren Wasserebbe lebend im Tempel wiedergefunden wurde, stamme von einem Ephraem episcopus Chersonensis, veranlaßte mich, nach den Spuren dieses Ephraem und weiter nach den Überresten des chersonesischen Schrifttums zu suchen. Die Notiz des Allatius erwies sich als pure Phantasie, da jener Ephraem, welcher im IV. Jahrh. gelebt haben soll, gar keine historische, sondern eine legendarische Persönlichkeit ist, einer der »sieben chersonesischen Heiligen und Märtyrer«, welcher dazu in Cher-

sonesus nach dem Wortlaut der Legende nie gewesen war. Nun zeigte sich aber, daß wir in der Legende über diese chersonesischen Heiligen, die sich in einem alten griechischen Codex Mosquensis erhalten hat und sehr nachlässig in Bd. XI der Записки одесскаго общ. ист. и древностей veröffentlicht wurde, höchst wahrscheinlich ein Überbleibsel des chersonesischen Schrifttums vor uns haben, da sich diese Legende als ein im Interesse der Autokephalie der Chersoneser Kirche gegenüber dem Konstantinopeler Patriarchat (sie wird als eine jerusalemitische Gründung aus dem IV. Jahrh. dargestellt) aus verschiedenen Quellen zusammengestoppeltes Machwerk erweist; Fragmente davon, aber in einer den Interessen des Patriarchats entsprechenden Umarbeitung, haben sich in den Konstantinopeler Menologien des XII.—XIII. Jahrh. erhalten und sind auch in die kirchenslavischen Прологи hinübergegangen. Da diese Legende nicht älter ist, als das VI.—VII. Jahrh., so kann auch die, einem ihrer Helden, dem heil. Ephraem zugeschriebene griechische Legende über das Wunder des heil. Klemens mit dem Knaben am Meeresgrunde [1]) nicht älter, aber auch nicht viel jünger sein; das älteste Zeugnis über ihre Existenz im Osten haben wir bei Klemens Velickij in seiner bekannten Похвала святому Клименту Римскому. Diese griechische Legende, offenbar in Chersonesus geschrieben, wäre ein zweites Überbleibsel des chersonesischen Schrifttums. Die Konstatierung, daß ein solches Schrifttum in Chersonesus wirklich existierte und daß sich Brocken davon teils in griechischen Texten, teils in kirchenslavischen Übersetzungen bis auf unsere Zeit erhalten haben [2]), scheint mir auch für die weiteren Ausführungen nicht ohne Interesse zu sein.

Zu der Wiederauffindung des Körpers des heil. Klemens in Chersonesus übergehend [3]), stieß ich vor Allem auf den folgenden kleinen, in einem Peremyšler Prologus aus dem XVI. Jahrh. gefundenen, in ge-

[1]) Ihr Prototyp ist übrigens lateinisch und kommt schon bei Gregor von Tours vor, selbstverständlich ohne Lokalisation in Chersonesus.

[2]) Ein interessanter Brocken dieses Schrifttums, welcher nur in kirchenslavischer Version auf uns gekommen ist, scheint mir die in die Vita der heil. »безсребренники« Kosmas und Damian eingeschobene Erzählung über ein »Trinkerwunder in Korsunj« zu sein, welcher ich eine spezielle Abhandlung gewidmet habe (Записки н. Т. ім. III. Bd. 44).

[3]) Beiläufig bemerkt, auch keine absolute Neuigkeit, da Körperteile des heil. Klemens in Westeuropa schon im VI. Jahrh. bekannt waren. Gregor von Tours erzählt ein hübsches Wunder, welches eine unbekannt woher gebrachte Rippe dieses Heiligen in seinen Tagen in Lemovicinum bewirkt haben soll.

druckten Прологи, so viel ich weiß, nicht vorkommenden kirchenslavischen Text: Въ тойже дн҃ь пр҃несенїе мощем с҃тго Климента ѿ глоубины мора въ Кор҃сѣнѣ. Въ ц҃рство Никофора затвори сѧ мори, йдѣже бѣхѫ мощи с҃тго Климента въ Корсоуни, и оу҃дивилъ бо бѣ Бг҃ъ с҃таго своего, ꙗ҆кож пишет. и҆ печа҃лен быв҃ъ вел҃ми Гєѡргїй є҃ппъ Корсѣнскы҃ йде въ Костѧнтин градъ и҆ извѣсти патрїа҃рхꙋ. и҆ тъ҃ посла с нимъ вє҃ клирос с҃тыа Софїа. и҆ пр҃ишдошѫ въ Кър҃сѣи, и тоу҃ събрав҃ше сѧ вси людие, йдошѫ на край моря съ ѱал҃мы и҆ пѣсн҃ми, пол҃ꙋчити желаємое съкровище. и҆ не растѫпи сѧ им вѫда. зашедшѫ же сѧ҃нцѫ въсѣдошѫ въ корабль. а҆ въ полѫноци въсїа им сѣт҃ ѿ моря и҆ ꙗ҆ви сѧ им пр҃вое глава, потомже и҆ вс҃ мощи с҃таго Климента. и҆ възе҃мше а҆ с҃тїи положиша въ корабль и҆ привезше а҆ въ градъ въложиша въ рак҃ и҆ положишѫ въ цр҃кви ап҃лът҃кй. наченшим же литорг҃їѫ мнѡга быша чюдеса: слѣпїи прозр҃кшѫ, бѣсы прогнашѫ [сѧ] и҆ хромїи и҆ блѣнїи здрави быша ѿ ч҃лвкъ мл҃твами с҃тго Климента [1]).

Diese kleine Erzählung schien mir in mancher Hinsicht interessant zu sein. Zuerst das sich daraus ergebende Datum. Es ist ja offenbar, daß der unbekannte Verfasser das Ereignis in die Zeit des byzantinischen Imperators Nikephor I. verlegt, welcher 802—811 regierte und am

[1]) Gedruckt in meiner Sammlung Апокріфи і легенди з українських рукописів, Bd. III, S. 312—313. Ich finde diese Erzählung soeben in einem anderen kirchenslavischen, aber viel älteren Prologus (im Lemberger Narodnyj Dom, Handschriftensammlung des Domherrn Petruševyč Nr. 69) und zwar unmittelbar nach einer kurzen Passio Clementis, wo erzählt wird, derselbe sei in Ancyra in die Stadtmauer lebendig vermauert worden, wurde dort von den Gläubigen durch einen winzigen Spalt mit gekochten Weizenkörnern genährt (woher auch die коутїа abgeleitet wird), und sei erst nach seinem Tode aus der Vermauerung hervorgeholt und ins Meer geworfen worden. Eine merkwürdige Etappe in der Wanderung der Klemenslegende von Rom, resp. Sardinien nach Osten, verursacht durch die Attraktion einer anderen Legende über den Klemens Ancyranus, den »meistgeprügelten Märtyrer« — sein Martyrium soll ja 28 Jahre gedauert haben. Siehe darüber mein soeben erschienenes Buch Съвятий Климент у Корсунї.

26. Juli 811 in einer blutigen Schlacht mit den Bulgaren fiel. Als sein Zeitgenosse wird der chersonesische Bischof Georgios genannt. Nun wissen wir aber, daß ein chersonesischer Bischof Georgios auch in dem Слово на пренесение мощей преславнаго Климента sowie in der Italischen Legende eine Rolle spielt; in der Vita Constantini wird der chersonesische Erzbischof nicht genannt. Da aber, wie weiter dargelegt werden soll, die Erzählung der Italischen Legende von dem Слово на пренесение (richtiger, von dessen griechischem Original) abhängig ist, so erschien es mir ganz natürlich, die obige Erzählung mit dem Inhalt des Слово zu vergleichen. Leider ist dieses Слово, nur aus einer einzigen späten Handschrift von Gorskij im J. 1856 zuerst im Москвитянинъ publiziert und dann 1865 im Pogodinschen Кирилло-Меѳодіевскій Сборникъ abgedruckt, in einer ziemlich wertlosen Gestalt auf uns gekommen, und die von mir (nach dem Fingerzeig Golubinskijs) herbeigezogene Abschrift eines älteren und etwas korrekteren Textes (siehe Записки н. Т. ім. Шевч. Bd. LX, S. 246—256) hat bei weitem nicht einen überall klaren und lesbaren Text geliefert. Soviel aber scheint mir aus meiner ziemlich eingehenden Untersuchung dieses Denkmals (für die Details verweise ich auf den oben zitierten Band der Записки) hervorzugehen, 1) daß das Слово на пренесение eine mühsame und mangelhafte Übersetzung aus dem Griechischen ist; 2) daß wir darin einen in Chersonesus gehaltenen Sermon, also wieder ein Stück chersonesischen Schrifttums vor uns haben; 3) daß das Слово und die oben zitierte Prologus-Erzählung von einem und demselben Ereignis, von einem und demselben Georgios handeln und in den Worten des Слово »паче же вѣрнаго пастыра Геѡргїа с҃ Никифорѡмъ славнымъ, тогда цр҃твїа добрѣ и кротко пр҃їмша кормила градскаа« keineswegs ein chersonesischer Proteuon oder Strategos Nikephor, sondern eben der in der Prologus-Erzählung genannte byzantinische Imperator Nikephor I. zu verstehen ist, welcher hier ausdrücklich als цр҃твіе пр҃їмша bezeichnet wird (das Wort градскаа wäre ein späteres Anhängsel), während an einer anderen Stelle der chersonesische Strategos ganz richtig бг҃олюбецъ кнѧзь градскыи (op. cit. S. 252) tituliert wird; 4) daß die Prologus-Erzählung eine kurze und wieder im Interesse des Konstantinopolitanischen Patriarchats gemachte Umarbeitung des chersonesischen Sermo ist (siehe das kindische Anhängsel, Georgios habe das Werk nicht selbst vollbracht, sondern zuerst den Segen des

Patriarchen dazu erbeten, und dieser habe ihm außer seinem Segen noch den gesamten Klerus der Sophienkirche nach Chersonesus geschickt, welcher Klerus übrigens in dem weiteren Verlauf des Ereignisses keine Rolle spielt). Ist dies richtig, so stehen wir vor der ziemlich interessanten Tatsache: in Chersonesus gab es eine seit dem Anfang des IX. Jahrh. populäre und schriftlich fixierte Tradition über die Auffindung und Übertragung des Körpers des heil. Klemens; diese Auffindung wurde auf Initiative eines uns dem Namen nach unbekannten Priesters (seinen vermutlichen Namen werden wir später aus einer ganz unverhofften Quelle erfahren) und unter Mitwirkung des chersonesischen Bischofs Georgios bewerkstelligt und die gefundenen Reliquien wurden in der Hauptkirche der Stadt beigesetzt. Mit Konstantin aus Thessalonich hatte die Sache gar nichts gemein, da sie ja ein halbes Jahrhundert vor seiner Anwesenheit in Chersonesus geschehen war.

Diesen Schlußfolgerungen, welche, ich bekenne es offen, an einem sehr dünnen Haar, an jener späten, vielleicht korrumpierten Prologus-Erzählung hängen, stellt sich nun die Autorität der Italischen Legende entgegen, welche ausdrücklich sagt, Konstantin sei derjenige gewesen, welcher den chersonesischen Metropoliten zur Auffindung des Körpers des heil. Klemens bewogen habe. Und wenn auch die Autorität dieser Legende in den letzten Decennien des XIX. Jahrh. nach den Analysen des Voronov und Lavrovskij nicht allzu hoch angeschlagen werden konnte, so erfuhr die Sache seit der Entdeckung des Prof. Friedrich in München eine jähe Änderung; es zeigte sich, daß hinter der Italischen Legende die Autorität eines Zeitgenossen des heil. Konstantin, eines hochgebildeten und hervorragenden Mannes steht, des Anastasius Bibliothekarius. Es zeigte sich, daß diese Legende größtenteils auf den von ihm gesammelten, resp. aus dem Griechischen übersetzten Materialien und auf seinem Brief an Gauderich von Velletri gegründet ist. Und trotzdem wage ich zu behaupten, daß diese Autorität an dem von mir aufgedeckten fadenscheinigen Tatbestande zerschellt.

Prüfen wir nun die Italische Legende auf ihre unmittelbare Quelle, auf den Brief des Anastasius hin. (Ich zitiere nach der Ausgabe des Prof. Pastrnek). Kap. 1 lassen wir einstweilen bei Seite. Kap. 2: Konstantins Nachfragen unter den Chersonesern nach den Reliquien des Klemens und die Schilderung des trostlosen Zustandes der Gegend. Die einzige Quelle dieses Kapitels ist Kap. 2 des Briefes des Anastasius. Und was sehen wir aus dem Vergleiche? In diesem Kapitel des Briefes wird

eine Erzählung (storiola) des Konstantin selbst über Chersonesus zitiert. Von sich selbst, von seinen Nachfragen nach den Reliquien sagt hier Konstantin kein Wort; er sagt nur allgemein, daß das Wunder des marini recessus bei dem Körper des heil. Klemens vor vielen Jahren aufgehört hat und die Einwohner, von Barbareneinfällen geplagt, die Arche und den Tempel ganz vergessen hatten. Nichts mehr! Was macht daraus der Verfasser der Ital. Legende? Er beginnt seine Erzählung mit den Nachforschungen des Konstantin, worüber er aus einer anderen, uns einstweilen unbekannten Quelle etwas erfahren mußte, behauptet dann schnellfertig, die Einwohner hätten ihm keine Kunde geben können, weil sie »utpote non indigenae, sed diversis ex gentibus advenae« waren — ein purer Unsinn, wenn man seine direkte Quelle, die »storiola« des Konstantin vor Augen hat, wo ausdrücklich gesagt wird, daß in Chersonesus von der alten Bevölkerung nur der Bischof »cum non plurima plebe remansisset« und daß diese griechischen Einwohner in den Mauern der Stadt nicht wie Bürger in ihrer Stadt, sondern wie Gefangene saßen. Hätte sich Konstantin bei diesen seinen Landsleuten erkundigt, so hätte er von der alten Tradition doch etwas erfahren müssen; hat er sich aber mit Außerachtlassung seiner Landsleute, welche doch den alten Kern der Bevölkerung bildeten, nur an die Fremdlinge und Barbaren gewendet, so war er mit Fleiß an die falsche Adresse gegangen. Die Quelle dieses Unsinns sowie der Erzählung über Konstantins erfolglose Nachfragen haben wir in Kap. 3 des Briefes des Anastasius in der Erzählung, welche Metrophanes von Smyrna für ihn geschrieben haben soll. Anastasius rekommandiert uns diesen Metrophanes als einen »virum sanctitate ac sapientia clarum«, doch werden wir gut tun, unser Urteil über seine Wahrheitsliebe erst nach der Analyse seines Zeugnisses abzugeben. Dieser Metrophanes also, welcher zur Zeit des (wahrscheinlich zweiten) Patriarchats des Photios (876—886) einige Zeit in Chersonesus in der Verbannung lebte, will dort erfahren haben, Konstantin habe unter den accolae (also Nachbarn) der Stadt Chersonesus nach den Reliquien des heil. Klemens geforscht und nichts erfahren können, was ganz richtig sein mag, da jene accolae wirklich Ankömmlinge und Barbaren waren. Der Verfasser der Legenda Italica machte aus den accolae — incolae, und der Unsinn war fertig.

Kap. III. Konstantin betet zu Gott, animiert den Metropoliten Georgios und noch mehrere chersonesische Bürger zu Nachforschungen.

An einem bestimmten Tage begeben sie sich aus Meer und segeln zu einer Insel, in qua videlicet aestimabant sancti corpus Martyris esse, und nach einer Untersuchung des Ortes beginnen sie dort zu graben. Als Quelle dieses Kapitels diente zum Teil wieder die Erzählung des Metrophanes (Brief des Anastasius Kap. 3), aber nur zum Teil, da in dieser Erzählung der Bischof von Chersonesus nicht genannt wird und kein Metropolit ist, von einer Segelpartie nach einer Insel keine Rede ist, im Gegenteil ganz ausdrücklich gesagt wird, die Leute, durch die Erzählungen des Philosophen ermuntert, haben sich omnes ad illa littora fodienda geworfen. Woher nahm nun der Verfasser der Legenda Italica die abweichenden Details? Einen Fingerzeig gibt uns der Brief des Anastasius (Kap. 4), welcher sagt, er besitze drei Dokumente, von Konstantin selbst verfaßt, nämlich einen Hymnus auf den heil. Klemens, den er aber aus dem Griechischen nicht zu übersetzen wagte, eine brevem historiam und einen sermonem declamatorium, die er beide übersetzte und seinem Brief an Gauderich beifügte. Die Texte dieser beiden Übersetzungen sind uns separat nicht erhalten und wir können auf ihren Inhalt nur aus jenen Details schließen, welche daraus in die It. Legende übergingen und in den Kap. 2 und 3 des Briefes des Anastasius nicht enthalten sind. Solche Details sind: der Name des Metropoliten von Chersonesus Georgius (im Kap. 5 der Leg. It. wird aus diesem Personennamen vielleicht durch eine Corruptel des dem Anastasius vorliegenden griechischen Textes, Georgia oder Gloria metropolis gemacht), sowie der Name des Nicephorus, welcher hier per nefas mit dem im Слово на преселение ohne Namen erwähnten князь градскыи identifiziert wird. Hieher gehört weiter der ganze Inhalt der Kap. 4 und 5 der Ital. Legende, also das Graben nach den Reliquien, das stufenweise Auffinden der Gebeine, wobei zuerst eine Rippe, dann der Kopf, später andere Glieder und zuletzt der Anker zum Vorschein kommen; weiter die feierliche Rückkehr in die Stadt, wobei der Bischof die Büchse mit den Reliquien charakteristischerweise auf dem Kopfe trägt, das Entgegenkommen des Stadtoberhauptes mit dem Gefolge, das Niederlegen der Reliquien zuerst in der Vorstadtkirche des heil. Sozont und dann das Übertragen in die Kirche des heil. Leontius. Alle diese Details und in derselben Ordnung sind in dem Слово на преселение enthalten, dessen griechisches Original wir somit ganz sicher (natürlich verschiedene stilistische Abweichungen mit in den Kauf genommen) mit dem von Anastasius erwähnten Sermo declamatorius identifizieren können. Für

die brevis historia, welche von der von Anastasius im Kap. 1 erwähnten, von Konstantin selbst verfaßten (oder nur mündlich erzählten) Storiola, deren Inhalt im Kap. 2 des Briefes wiedergegeben ist, offenbar ganz verschieden war, und welche wir uns als eine kurzgefaßte Synaxar-Erzählung, ähnlich der aus dem Peremyšler Prologus, vorzustellen haben, bleibt uns kein Detail, welches nicht im Слово на пренесение enthalten wäre. Entweder wies sie wirklich nichts Neues auf, oder wurde vom Verfasser der Ital. Legende einfach ignoriert.

Der Vergleich der Ital. Legende mit dem Briefe des Anastasius und dem Слово на пренесение führt mich noch zu einer Vermutung über die von Anastasius erwähnte, quasi von Konstantin verfaßte Hymnologie ad laudem dei et beati Clementis. Was Anastasius von dieser Hymnologie sagt, daß von ihr »graecorum resonant scholae», ist ein offenbarer Humbug: nirgends in dem griechischen Schrifttum ist eine Spur dieser Konstantinischen Hymnologie geblieben. Aber auch für diese windige Behauptung des Anastasius finden wir eine Grundlage im Слово на пренесение: dort wird ja eine Hymnologie auf den heil. Klemens einigemale zitiert und sogar ihre Strophenzahl (mindestens 16) angegeben; die Vermutung liegt nahe, daß Anastasius von dieser Hymnologie auch nichts mehr als jene Zitate im griechischen Original des Слово in den Händen hatte und darum auch mit gutem Fug auf ihre Übersetzung verzichtete. Im Слово на пренесение wird einigemale ausdrücklich gesagt, der Initiator der Aufsuchung der Reliquien sei auch der Verfasser des Sermons. Daß Anastasius diesen Verfasser mit Konstantin identifizierte, wissen wir aus seinem Brief an Gauderich. Auf welcher Grundlage tat er dies? Daß er dies von Konstantin selbst nicht erfahren hat, sehen wir aus seinen eigenen Worten in dem Briefe an Gauderich, wo er von Konstantin sagt, dieser praedictus philosophus fugiens arrogantiae notam habe nie von seinem Anteil an der Auffindung der Reliquien erzählt. Aus dem Kontext des Kap. 3 des Briefes scheint zu folgen, daß Metrophanes dem Anastasius auf dessen eifrige Nachfragen den Konstantin als Verfasser des Sermo, der brevis historia und des Hymnus angegeben hatte. Da aber Konstantin der Verfasser des griechischen Originals des Слово на пренесение schon aus dem Grunde nicht sein konnte, weil dieser Sermo in Chersonesus eine geraume Zeit nach der Auffindung der Reliquien, vielleicht an einem Jahrestage des Ereignisses vorgetragen wurde, und Konstantin in Chersonesus doch nicht so lange verweilte, so konnte er aus demselben

Grunde auch der Urheber der Auffindung der Reliquien nicht sein. Mit anderen Worten, dank der unzweifelhaften und bekannten Tatsache, daß er mit seinem Bruder im J. 868 die Reliquien des heil. Klemens nach Rom brachte, wurde die um ein halbes Jahrhundert ältere chersonesische Lokallegende auf ihn übertragen und er zum Verfasser chersonesischer Schriftstücke gemacht. Metrophanes, welchen Anastasius während seines Aufenthaltes in Konstantinopel nach Klemens und Konstantin ausfragte, wußte ihm von dem Letzteren nur seine persönlichen (irrigen) Kombinationen, von dem Ersteren aber nicht selbstgesehene Tatsachen, sondern den Inhalt und vielleicht auch die Texte der chersonesischen schriftlichen Tradition mitzuteilen. Das wäre die ganze Autorität dieses Zeitgenossen und Gewährsmannes der Ital. Legende.

Wie behandeln die pannonischen Legenden diese Details? Die Vita Methodii weiß von Konstantins Verweilen in Chersonesus, von der durch ihn bewirkten Auffindung der Reliquien und sogar von ihrer Übertragung nach Rom gar nichts. Der chazarischen Mission Konstantins wird einmal (Kap. 4) gedacht, aber in einer Weise, welche sehr geeignet ist, unseren Verdacht zu erwecken. Am Schluß des Kap. 3 lesen wir, Methodius habe sich in ein Kloster zurückgezogen, **постригъ сѧ облѣче сѧ въ чрьныѣ ризы и бѣ повиноуіѧ сѧ покоромь съвръшаѧ вьсъ исплънь мьнишьскыи чинъ, а къниґахъ прилежа.** 4. Приключьшоу же сѧ врѣмени такомоу и посъла цѣсарь по философа братра ѥго въ Козары, да пойатъ ѩ съ собоѫ на помощь; бѣахѫ бо тамо жидове хрьстьиньскѫѭ вѣрѫ вельмы хоулаще. онъ же рекъ, ико готовъ ѥсмь за хрьстьньскѫѭ вѣрѫ оумрѣти. и не ослоуша сѧ, но шьдъ слоужи ико рабъ мьньшю братроу повиноуіѧ сѧ ѥмоу; сь же молитвоѫ а философъ словесы прѣможе ѩ и посрамисте. **видѣвъ же цѣсарь и патриархъ подвигъ ѥго добръ на божьи пѫть, кѣдиша ѩ, да биша и свѧтиѧ архиѥпископоуіа на чьстьноѥ мѣсто** u.s.w. Lesen wir diese Worte mit Weglassung der von uns in gewöhnlicher Schrift wiedergegebenen Erzählung, so sehen wir, daß der Gedankenfaden nicht nur nicht zerrissen, sondern geradezu klarer wird. Method, welcher bisher eine hohe weltliche Stellung eingenommen hatte, tritt in ein Kloster ein, erfüllt fleißig die Ordensregeln, vertieft sich in die Lektüre theologischer Bücher. Der Kaiser und der Patriarch sehen bei ihm eine Neigung zum geistlichen Stande und da sie aus früherer Zeit seine administrative Fähigkeit kennen, wollen sie ihn zum Erzbischof weihen, worauf er

aber nicht eingehen will. In diesen logischen Zusammenhang reißt die Notiz über die chazarische Mission Methods ganz abrupt ein. In einer nicht näher bestimmten Zeit schickt der Kaiser Method zu den Chazaren, damit er auf eine nicht näher bestimmte Weise seinem Bruder dem Philosophen [1]) helfe. Aus der weiteren Erzählung sieht man gar keine konkrete Grundlage für eine solche nachträgliche Mission. Die Behauptung, Method habe seinem jüngeren Bruder »wie ein Sklave gedient«, ist zu allgemein und charakterisiert schablonenhaft Method als Mönch, welcher das Gelübde der Demut und des Gehorsams abgelegt hat, läßt sich aber nicht gut mit der Schilderung der Vita Constantini reimen, wo ausdrücklich gesagt wird, Constantin sei zu den Chazaren mit kaiserlicher Bedienung und Gefolge (чьстно идѧ съ цѣсарьскоѥ помощьѭ) geschickt worden, habe also Sklavendienste seines Bruders nicht benötigt. Die weiteren Worte, daß zum Erfolg der Mission Method mit seinen Gebeten beigetragen habe, zeigen nur, daß der Schreiber dieser Worte über den Anteil Methods an dieser Mission gar nichts Konkretes zu sagen wußte. Und überhaupt ist der ganze logische Bau dieser Notiz nichts weniger als glänzend. Nachdem der Verfasser über die Aussendung Methods durch den Kaiser zu den Chazaren erzählt hatte, erinnert er sich plötzlich, daß sein Leser über die Mission

[1]) In seiner lateinischen Übersetzung der Vita Methodii gibt Miklosich diese Stelle so wieder: »accersivit imperator philosophum fratrem eius, ut in Kozaros eum assumeret secum in auxilium«, was aber unrichtig ist, da посъла gar nicht accersivit (berief), sondern misit bedeutet, по философа nicht einfach durch philosophum übersetzt werden kann, sondern höchstens ad philosophum erfordert, и aber nicht einfaches und, sondern eum sei. Um den Wortlaut »ut in Kozaros eum assumeret« herauszubringen, setzt Miklosich willkürlich ein Komma vor въ Козары, wodurch ein unnatürlich gebauter Satzteil herauskommt: въ Козары да поиѧтъ и съ собоѭ — eine dem slavischen Sprachgeiste ganz antipathische Wendung. Wenn man dem Texte keine Gewalt antun will, so wird man sehen, daß въ Козары zu посъла gehört, поиѧть aber eher acciperet, als assumeret bedeuten wird. Das heißt, die einfache, naive Interpretation des Textes ergibt, daß der Kaiser Method erst dann nach Chazarien schickte, als Konstantin bereits dort war, also eigentlich eine zweite Gesandtschaft ausrüstete, eine Darstellung, welche vom historischen Standpunkt aus ganz in der Luft schwebt, und sogar vom Standpunkte der Vita Konstantini, wo der friedliche und freundliche Charakter der Mission hervorgehoben wird, ganz überflüssig erscheint. Dies soll aber noch ein Grund mehr sein, dieses Einschiebsel als unauthentisch, resp. als eine später in den Text eingeschobene Glosse zu betrachten.

Konstantins und deren Zweck noch gar nichts weiß, und erläutert diese kurz und ungenau: dort waren Juden, welche den christlichen Glauben sehr verhöhnten. Der Verfasser griff nur ein, und zwar gar nicht das wichtigste Moment aus dem heraus, was in der Vita Constantini gesagt ist, wobei er sich ein grobes Mißverständnis zu schulden kommen ließ, denn wie konnten die Juden das Christentum verhöhnen in einem Lande, wo es gar kein Christentum gab und wo dergleichen Verhöhnungen eine Predigt vor tauben Ohren gewesen wären? und stellte die ganze Mission ganz falsch dar, als wäre ihr einziger Zweck gewesen — die Juden zu überdisputieren und zu beschämen. Das Wichtigste — die Bekehrung der Chazaren zum Christentum — erwähnt der Verf. gar nicht. Und unmittelbar nach dieser Erläuterung des Zieles der Mission, ohne eine vorhergehende Ansprache des Kaisers notiert zu haben, läßt der Verf. den Method die ganz unpassenden Worte sagen, er sei bereit für den christlichen Glauben zu sterben, obwohl die Mission nach der Schilderung der Vita Constantini ja einen ganz friedlichen, mehr ehrenvollen als gefährlichen Charakter hatte. Offenbar sind diese Worte nur eine inepte Reproduktion der Worte Konstantins in der Vita Const., er sei bereit auf eine solche Mission zu Fuß und barfuß zu gehen. Ich meine hiermit bewiesen zu haben, daß der Anfang des Kap. 4 der Vita Methodii bis zu den Worten **вид҃къ же ц҃сарь** eine von späterer Hand gemachte Interpolation sei und daß der ursprüngliche Verfasser dieser Vita von einem Anteil Methods an der chazarischen Mission Konstantins gar nichts gewußt hat. Den Grund zur Interpolation, und, man kann sagen, auch ihren ganzen Inhalt gab eine Stelle im Kap. 12 der Vita Constantini, wo gesagt wird, daß Konstantin auf seiner Rückkehr von Chazarien in eine wasserlose Wüste kam, vom Durst gequält eine Salzwasserlache fand und **рече къ меѳодью братоу своємоу**, er möge ihm von diesem Wasser reichen; nachdem er davon geschöpft hatte, **окр҃тета ѩ сладкѫ, ꙗко и медовьнѫ, и стоудєнѫ** (Pastrnek 195). Diese Notiz war also für den Interpolator ein Beweis, daß Method zusammen mit Konstantin an der Chazaronmission teilnahm, und da er ihm Wasser reichte, so machte der Interpolator sogleich daraus den allgemeinen Satz: er diente ihm wie ein Sklave. Unterdessen ist das ganze Kap. 12 der Vita Constantini aus verschiedenen legendarischen Motiven zusammengeflickt mit der Tendenz, aus Konstantin einen Wundertäter und Propheten zu machen, und die historische Bedeutung dieses Kapitels ist fast gleich Null.

Sogar die Überbringung der Klemensreliquien nach Rom, dieser Glanzpunkt im Leben der beiden Brüder, wird in der Vita Methodii gar nicht erwähnt. Das Kap. 6 dieser Vita, wo von der Romreise der Brüder erzählt wird, paßt mit seinen Anachronismen (es ist Papst Nikolaus, welcher die Brüder in Rom empfängt, ihr Werk belobt und ihre Widersacher [die Lateiner] sogar verflucht) und seinen Widersprüchen gegen die Vita Constantini (der Streit um die »trilingue Häresie« wird hier in Rom, dort in Venedig geführt, das Bonmot **пилатники и тризъычники**, dort von Konstantin erfunden, wird hier dem Papst selbst in den Mund gelegt; dort weihen zwei Bischöfe die slavischen Jünger zu Priestern, hier nur einer und dazu ein Gegner der slavischen Kirchensprache) sehr schlecht in den übrigen Text dieses bündig, aber durchgehends logisch und nüchtern geschriebenen Denkmals. Das Urteil des Prof. Jagić (Zur Entstehungsgeschichte S. 15), es sehe so aus, als sei zwischen Kap. 5 und 6 etwas ausgefallen, möchte ich dahin modifizieren, das Kap. 6 sehe aus wie zusammengeflickte Fetzen einer ausführlicheren Erzählung, wo an verschiedenen Stellen Phrasen oder ganze Sätze zusammengestrichen wurden und daraus ein grammatisch zwar einwandfreies, inhaltlich aber ganz haltloses Ganze gemacht wurde. Wie es aus der Hand des Originalverfassers hervorging, wissen wir nicht; jedenfalls sei konstatiert, daß die uns erhaltenen Überreste keine Erwähnung der von beiden Brüdern nach Rom gebrachten Reliquien enthalten [1]).

Man wird einwenden, dies sei dennoch der Fall, da ja in dem bekannten Papstbriefe Hadrians, welcher im 8. Kap. der Vita Methodii steht, sich der Ausspruch über beide Brüder findet: **кромѣ канона не сътвориста ничъсоже, нъ къ намъ придоста и свѧтаѥго Климента мощи несѫща** (Pastrnek 228). Ich lasse die Frage

---

[1]) Es sei hier gleich erwähnt, daß auch das offenbar in Bulgarien, aber bald nach Methods Tode geschriebene Слово похвально на память стꙑма оу҃чителема словѣнскоу ꙁыкоу (der Verfasser spricht von Mähren und Pannonien: въ западьнꙑхъ странахъ), dort wo die Wirksamkeit der beiden Brüder ziemlich ausführlich charakterisiert wird (siehe die Moskauer Чтенія 1899, Bd. 189, S. 134), weder die Auffindung der Klemensreliquien in Chersonesus durch Konstantin, noch die Überführung derselben nach Rom durch beide Brüder auch nur mit einem Worte gedacht wird. Dasselbе muß auch von der dem Klemens zugeschriebenen Похвала блѫженнаго оца нашего и оучителꙗ словѣнскаго Кирила фꙗлософа gesagt werden (vergl. Moskauer Чтенія 1895, S. 34—38).

über die Echtheit oder Unechtheit dieses Briefes einstweilen bei Seite und möchte nur hervorheben, daß der Text dieses Briefes ursprünglich nicht zum Texte der Vita Methodii gehörte und gegenwärtig darin als eine Interpolation späterer Hand steht. Noch mehr, der Verfasser der Vita Methodii scheint mir einen Text des Hadrianbriefes vor sich gehabt zu haben, welcher von dem interpolierten wesentlich verschieden war und dessen Inhalt er kurz skizzierte. Ich bitte folgende Worte, welche jetzt als Rahmen des Kap. 8 der Vita Methodii teils am Anfang, teils am Schluß desselben stehen, in einem Zusammenhang zu lesen: Посълавъ же Коцьлъ къ апостолику проси Меѳодья блаженаѥго оучителя нашего, да би и ѥмоу отъпоустилъ. и рече апостоликъ: »не тькъ ѥдиномоу тъкъмо, нъ и вьсѣмъ странамъ тѣмъ словѣньскъимъ съліж и оучитель отъ бога и отъ сватаѥго апостола Петра, прьваѥго настольника и ключедрьжьца цѣсарьствью небеськоуѥмоу«. приѩтъ же и Коцьлъ съ великоіж чьстьіж u.s.w. Die von mir in Anführungszeichen gefaßten Sätze dürften wenn nicht ein wort-, so doch gewiß ein sinngetreues Zitat aus dem ursprünglichen Hadrianbriefe sein. Nach ihnen und vor dem приѩтъ steht gegenwärtig der interpolierte Brief mit der kurzen Einleitungsformel: и напьсавъ епистолиіж сьіж, ein überflüssiges Anhängsel, da doch das die vorhergehenden Worte des Papstes einleitende рече offenbar dieselbe Bedeutung hat, da ja der Papst an den entfernten Kocel nicht wirklich mündlich sprechen konnte. Meine Ansicht, daß der ausführliche Hadrianbrief in seiner gegenwärtigen Form zum ursprünglichen Texte der Vita Methodii nicht gehört hat, sondern erst nachträglich interpoliert wurde, wird von der von verschiedenen Forschern erlangten Überzeugung, er sei kein Authentikum, sondern ein Falsifikat, nur bekräftigt, wobei wir aber nicht gleich den Verfasser der Vita Methodii als Fälscher zu brandmarken haben.

Zur Vita Constantini übergehend und uns an die Episode über den Chersoneser Aufenhalt Konstantins sowie die Auffindung der Klemensreliquien wendend, können wir uns vor Allem einer gewissen Überraschung nicht erwehren. Diese Episode, welche in der Ital. Leg. so ausführlich behandelt war, wird hier in 10 Zeilen abgemacht. Die Vita beruft sich zwar auf irgend ein geschriebenes окрѣтенье, wahrscheinlich auf eine Version des Слово на пренесение, traut aber offenbar dieser Relation nicht sehr, da sie in einigen wichtigen Einzelheiten da-

von abweicht. So sagt die Vita, entsprechend der älteren Legende über das Martyrium des heil. Klemens und im Widerspruch zum Слово на пренесение und zur Italischen Legende, der heil. Klemens liege im Meere und Konstantin hoffe и извести изъ мора. Ebenso widerspricht die Vita Const. der Ital. Leg. noch in einem Detail: während dort Konstantin in Chersonesus selbst nach den Reliquien zu forschen beginnt und Niemand ihm etwas davon sagen kann, so daß er, ein Fremder, auf Grund der Bücher und Schriften über chersonesische Heiligtümer mehr weiß, als die Chersoneser selbst, ein Umstand, welcher den Verfasser der Italischen Legende zu der absurden Behauptung führte, diese Chersoneser seien gar keine Eingeborene, sondern fremde Eindringlinge gewesen, — weiß die Vita Constantini über diese Nachforschungen Konstantins gar nichts. Im Gegenteil, sie sagt ganz ausdrücklich, wenn auch ganz lakonisch, Konstantin habe in Chersonesus gehört, die Reliquien seien da und lägen im Meere. Zweifellos muß man dem Verfasser der Vita Constantini mehr Logik zuerkennen, als dem Verf. der Leg. Italica. Leider wußte dieser Verf. auch nicht viel authentisches über dieses Ereignis und hatte außer einer Version des Слово на пренесение offenbar auch keine andere Quelle. Aus dieser Version nahm er aber auch nicht viel: die Notiz davon, daß Konstantin den Chersoneser Erzbischof und Klerus zum Anteil an der Suche nach Reliquien beredete, die Erwähnung der Segelfahrt zu einem näher nicht bestimmten Orte und die Erwähnung des Grabens. Dabei erwähnt der Verf. der Vita gar nicht den блаженаго отока, wo die Reliquien angeblich vergraben waren, noch ihre teilweise Auffindung, noch den Stadtfürsten, notiert nicht den Namen des Bischofs und schweigt von den Festlichkeiten nach der Auffindung der Reliquien. Aus ausdrücklichen Andeutungen, die Reliquien lägen im Meere, sowie aus der unklaren Wendung: явиша са святыа мощи könnte man vermuten, dem Verf. der Vita wäre eine andere Version der Legende bekannt, wo die Wiederauffindung der Klemensreliquien mehr entsprechend den älteren Legenden als eine wunderbare Erscheinung, ohne irgend ein Graben dargestellt war, wie wir es in unserer Prologus-Erzählung sehen [1]).

Aus dem Gesagten scheint mir noch eines zu folgen: die be-

[1]) Dieses Detail wird in der späteren, der sog. Mährischen Legende reproduziert.

treffenden Absätze der Vita Constantini sind unabhängig von der Ital. Legende geschrieben, wenn sie auch häufig dieselbe Quelle benützen. Ich möchte noch einen Schritt weiter gehen und die Behauptung wagen, das Umgekehrte sei das Richtige, die Italische Legende sei von der Vita Const. durchaus abhängig. Angesichts der von deutschen Gelehrten hervorgehobenen Wichtigkeit der Italischen Legende, welche ja ein Produkt der unmittelbaren Zeitgenossen Konstantins und Augenzeugen seines Aufenthalts in Rom sein soll, scheint mir die Reihe der von mir gemachten Beobachtungen, was man auch über ihre Richtigkeit zu sagen haben wird, doch einiger Aufmerksamkeit wert zu sein.

Beginnen wir gleich mit dem IX. Kap. der Italischen Legende, welche ja eben am ehesten alle Anzeichen der Augenzeugenschaft sein sollte, und vergleichen wir sie mit Kap. XVII der Vita Constantini. Sieht denn die Erzählung der Italischen Legende nicht aus wie ein blasser und ziemlich flüchtiger Auszug aus der Vita? Alle konkreten Tatsachen, welche in diesem Kap. IX erwähnt werden, haben wir auch im Kap. XVII der Vita — mit Ausnahme eines einzigen Details, welches dazu phantastisch ist. Nur daß die Vita Const. solcher konkreten und zweifellos authentischen Details weit mehr hat: Papst Hadrian geht den Reliquien feierlich entgegen, bei denselben geschehen Wunder, ein Kranker wird gesund und Besessene werden von Dämonen frei; der Papst weiht die slavischen Bücher in der Kirche der heil. Marie, welche Fatni heißt; dann befiehlt er zwei Bischöfen, Formosus und Gauderich, slavische Jünger zu weihen; bei ihrer Weihe wird die slavische Liturgie in verschiedenen spezifizierten Kirchen gesungen; viele Römer und ein Jude disputieren mit Konstantin. Lauter Details, welche wir am ehesten von Gauderich oder Anastasius erwarten dürften und welche beweisen, daß der Verf. dieses Kap. der Vita Const. entweder selbst Zeuge der Ereignisse war, oder aus einer ihnen sehr nahen Quelle schöpfte. Dagegen macht das Kap. IX der Italischen Legende entschieden den Eindruck eines Auszuges, und das einzige Selbständige, was es bringt, nämlich, daß Konstantin auch zum Bischof in Rom geweiht wurde, ist aller Wahrscheinlichkeit nach falsch; weder Anastasius noch Gauderich konnte dies geschrieben haben.

Ebenso gering ist der historische Wert aller anderen Zusätze des Verfassers der Ital. Legende, besonders in der ersten Hälfte des Kap. I. Aus dem Briefe des Anastasius wußte der Verfasser dieses Kapitels, daß Konstantin in Saloniki geboren und Philosoph genannt wurde;

daran knüpft er aus Eigenem zwei Einzelheiten, welche beide unrichtig sind: 1) er wurde Philosoph genannt »ob mirabile ingenium«, während es ein offizieller Titel Konstantins als Lehrer an der hohen Schule in Konstantinopel war, und 2) er wurde schon als erwachsener Jüngling (cum adolevisset) von seinen Eltern nach Konstantinopel gebracht, während er nach der Vita Const. seinen Vater vor dem siebenten Lebensjahre verliert und im Alter von 14 Jahren von einem Logotheten nach Konstantinopel berufen wird. Die Ital. Legende ist hier wirklich unabhängig von der slavischen Vita, doch verdient die Vita entschieden mehr Glauben.

Woher nahm aber der Verf. der Italischen Legende den zweiten Teil des I. Kapitels? Prof. Friedrich erklärt das ganze I. sowie die von ihm weggelassenen Kap. X—XII als spätere Anhängsel an die ursprüngliche Schrift Gauderichs. Götz verteidigt die Authentie des Kap. I, nach meiner Meinung erfolgreich, aber wie bei Kap. IX, so stellte er sich auch hier nicht die Frage, woher denn der Verf. der Ital. Legende jene Details genommen hat, die ihm Anastasius nicht lieferte? Gewiß, das Einfachste wäre zu denken, er habe ja als Zeitgenosse und persönlicher Bekannter der Slavenlehrer von ihnen selbst oder von ihrer Umgebung diese Einzelheiten erfahren. Leider steht einer solchen Annahme die Tatsache entgegen, daß aus Konstantins Erzählung in der Ital. Legende nur dies verwertet ist, was in dem Briefe des Anastasius vorkommt; wo aber der Verf. von jenen Spuren abweicht, schreibt er lauter leere Phrasen oder Irrtümer, — und zweitens die Tatsache, daß manche von diesen Zusätzen nur zu sehr ihre Abhängigkeit von einer literarischen Quelle, und zwar von der slav. Vita Const. verraten. Wir sahen dies bereits beim Kap. IX, sehen es auch hier bei der zweiten Hälfte des ersten Kapitels. In dem Briefe des Anastasius oder eigentlich in der dort reproduzierten Erzählung des Metrophanes wurde von der Gesandtschaft der Chazaren an Kaiser Michael nichts gesagt. Nun bitte ich die Erzählung der Italischen Legende mit der ersten Hälfte des Kap. VIII der Vita Constantini zu vergleichen — ich gebe hier beide Texte lateinisch, damit die Ähnlichkeiten desto besser sichtbar werden:

Italische Legende.	Vita Constantini.
Tunc temporis ad praefatum imperatorem Cazarorum legati venerunt, orantes ac supplicantes, ut	Venerunt autem legati ad imperatorem a Kozaris dicentes: A principio unum Deum agnoscimus,

dignaretur mittere ad illos aliquem eruditum virum, qui eos fidem catholicam edoceret; adjicientes inter cetera, quoniam nunc Judaei ad fidem suam, modo Saraceni ad suam nos e contrario moliuntur. Verum nos ignorantes, ad quos potissimum nos transferamus, propterea a summo et catholico Imperatore consilium quaerere nostrae fidei ac salutis decrevimus, in fide vestra ac veteri amicitia plurimum confidentes. Tunc Imperator simul cum Patriarcha consilio habito, praefatum philosophum advocans simul cum legatis illorum ac suis honorificentissime transmisit illuc, optime confidens de prudentia et eloquentia ejus.

qui est super omnia, et eum veneramur ad orientem, et mores nostros alios turpes tenentes. Hebraei vero suadent nobis, ut fidem eorum et actionem accipiamus; Saraceni autem in aliam partem, pacem offerentes et munera multa, trahunt nos ad suam fidem dicentes: Nostra fides est melior (fide) omnium gentium. Ideo mittimus ad vos, veterem amicitiam et fidem servantes. Gens enim magna cum sitis, imperium a deo tenetis, et vestrum consilium exquirentes petimus virum in literis eruditum a vobis, ut si refutaverit Hebraeos et Saracenos, vestram fidem sequamur. Tunc quaesivit Imperator philosophum, et postquam invenit, communicavit ei Kozarorum orationem u.s.w.

Wenn Dr. Götz die Originalität und Authentie des I. Kap. der Ital. Leg. verteidigend schreibt: »denn gerade darin, daß diese biographischen Notizen kurz sind, nur Tatsächliches bringen und sich dadurch eben von der Vita Constantini unterscheiden [1]), liegt eine Gewähr, daß

---

[1]) Wie gründlich das Urteil über die Kürze und Knappheit der Darstellung der Ital. Leg. im Vergleich mit der Vita Const. ist, möge die folgende Beobachtung zeigen. Im zweiten Teil des Kap. I der Ital. Leg. werden in 99 Worten folgende logische Tatsachen dargestellt: 1) Ankunft der Legaten, 2) ihre Bitte um einen Lehrer, 3) ihre Darstellung der religiösen Wirren in Chazarien, 4) der Entschluß der Chazaren, sich auf den byz. Kaiser zu verlassen, 5) Beratung des Kaisers mit dem Patriarchen, 6) Berufung des Philosophen, 7) seine Aussendung, 8) des Kaisers Zuversicht, also durchschnittlich 12 Worte für eine (logische) Tatsache. Dagegen gibt der slavische Text der ersten Hälfte der Vita Const. (bis zu den Worten: абые же пати са иатъ) in 196 Worten folgende logische Tatsachen: 1) Ankunft der Legaten, 2) ihre Aussprache, 3) Schilderung ihres Volksglaubens, und zwar a) Monotheismus, b) Anbetung gegen Osten, c) ekle Sitten; 4) religiöse Wirren, worunter a) die Saracenen verlocken die Chazaren zu ihrem Glauben u. s. durch Geschenke und b) sie halten ihren Glauben für den besten; 5) die Gesandtschaft der

sie wohl von Gauderich selbst stammen können« (Slavenapostel 28), so muß man doch fragen: gibt der Verf. der Ital. Legende mehr Tatsachen, als die Vita Const.? sind diese von ihm kürzer gegebenen Tatsachen auch richtig gegeben oder nicht? und schließlich sind sie in einer von der Vita Const. unabhängigen Form gegeben? Untersuchen wir nun in Hinsicht auf diese Fragen beide Parallelstellen. In der Vita Const. charakterisieren die chazarischen Gesandten vorerst ihren Glauben und geben zu erkennen, daß er ihnen nicht ausreicht. Sie kommen zum griech. Kaiser mit der Bitte, ihnen einen weisen Mann zu geben, welcher ihnen zeigen soll, welcher von den beiden Glauben, der hebräische oder saracenische, besser ist, und sind eventuell bereit, auch den dritten, den griechischen, anzunehmen, wenn er sich noch besser erweisen sollte. Sie bitten die Griechen um Rat, weil ihnen die Größe ihres Imperiums imponiert und weil sie sich dazu auch durch die alte Freundschaft verpflichtet glauben. Dies ist eine wirklich logische Ansprache, gehalten im Geiste der Männer, welche sich in ihrem kleinen Reiche dennoch selbständig fühlen und noch auf keiner Seite engagiert sind. Und was sehen wir in der Ital. Legende? Die chazarischen Gesandten kommen mit einer untertänigen Bitte (orantes et supplicantes); sie haben schon im voraus beschlossen, den katholischen Glauben anzunehmen, und bitten nur um einen Lehrer; sie kommen zum griechischen Kaiser als zum höchsten und katholischen Machthaber und anerkennen eo ipso seine Oberherrschaft; die Disputation mit den Juden und Saracenen ist eigentlich nur eine eitle Formalität, denn die Chazaren haben bereits beschlossen, im griechischen Glauben ihr Heil zu suchen. Wir sehen, mit etwas kürzeren Worten vermochte der Verf. der Italischen Legende die Ansprache der Legaten ganz falsch wiederzugeben und ihre Gesandtschaft in einem ganz unmöglichen Lichte darzustellen. Und man sage doch nicht, der Verf. der Ital. Legende habe sich auf irgend welche abweichende Relationen

---

Chazaren mit alter Freundschaft begründet, sowie dadurch 6) daß den Byzantinern ihr Gott ein großes Reich gegeben hat, folglich ein großer Gott sein muß; 7) Bitte um einen Polemisten, 8) Versprechen den sieghaften Glauben anzunehmen; 9) der Kaiser sucht den Philosophen, 10) legt ihm das Anliegen der Chazaren dar, 11) ermuntert ihn dorthin zu gehen, 12) meint, Niemand sonst könne dies besser tun; 13) Antwort des Philosophen, 14) er ist bereit zu Fuß und barfuß zu gehen, 15) Replik des Kaisers, 16) die Gesandtschaft soll mit kaiserlichem Gefolge gehen. Also gerade zweimal so viel Tatsachen mit fast derselben (genau bei der It. Leg. 12·375, hier 12·5) Durchschnittszahl der Worte für eine Tatsache.

über diese historische Tatsache gestützt. Die Tatsache der chazarischen Gesandtschaft vom J. 851 ist in der in beiden Legenden überlieferten Form durchaus unhistorisch. Bitte mich nicht zu mißverstehen, ich meine die überlieferte Erzählungsform und nicht den möglichen historischen Kern. Chazarische Gesandte konnten wirklich im J. 851 in Konstantinopel anwesend sein, aber das, was beide Legenden ihnen in den Mund legen, haben sie gewiß nicht gesprochen. Wir haben hier mit keiner historischen Tatsache, sondern mit einem durchaus literarischen Erzeugnis, mit einer wandernden Legende zu tun. Orientalische Literaturen aus dem VIII.—X. Jahrh., jener Zeit der großen religiösen Krise, weisen eine Anzahl ähnlicher Legenden auf; die späteste und meistbekannte dürfte die über den Kijever Fürsten Vladimir den Gr. sein [1]). Es ist sehr wenig wahrscheinlich, daß hier beide Verf. unabhängig von einander eine allgemein bekannte historische Tatsache erzählten; eine literarische Anleihe zugegeben, besteht m. E. kein Zweifel darüber, daß der Verf. der Ital. Leg. die Relation der Vita vor Augen hatte und dieselbe nach gutem journalistischen Brauch »gekürzt und verschönt«, d. h. verhunzt hat. Das Umgekehrte ist ja ganz unzulässig [2]).

Im Kap. II der Ital. Legende schöpft der Verf., wie wir gesehen haben, aus dem Briefe des Anastasius und der darin eingeschalteten Erzählung des Metrophanes. Bitte aber ein Detail zu merken. Metrophanes sagt, die Entdeckung der Klemensreliquien sei nicht mit einem Schlag geschehen, sondern indem Konstantin Cersonam, quae Chazarorum terrae vicina est, pergens ac rediens frequentaret. Ob dies ein Echo wirklicher Tradition, oder eine persönliche Kombination des Metrophanes ist, jedenfalls ist die Kombination in Anbetracht der vielen Nachforschungen Konstantins logisch gedacht und verrät auch einige Lokalkenntnis. In der Ital. Legende wird diese logische Spur verlassen und die Entdeckung der Reliquien vor die Reise nach Chazarien gesetzt. Warum? Ich sehe keine andere Ursache als die, daß der Verf. eine andere geschriebene Relation vor sich hatte, der er nicht zu wider-

[1]) Darüber sowie über einige orientalische Parallelen siehe M. Hrušev-śkij, Geschichte der Ukraine, Bd. I, deutsche Ausgabe, S. 629—630.

[2]) Noch ein kleines Detail möge angemerkt werden: die Bitte der Legaten referierend sagt die Ital. Leg.: adjicientes *inter cetera* — ein untrügliches Zeichen, daß der Verf. eine ausführlichere literarische Vorlage vor Augen hatte.

sprechen wagte, und welche die Sache geradeso darstellte. Und eine solche Relation haben wir eben in Kap. VIII der Vita Const.

Die Vergleichung der beiden Relationen über den Chersoneser Aufenthalt Konstantins ist auch sonst lehrreich für das Verhältnis beider Quellen zu einander. Der längere Aufenthalt Konstantins in Chersonesus wird in der Vita Const. ziemlich ausführlich und den historischen Umständen entsprechend motiviert. Wir lesen da gleich von zwei Überfällen auf Chersonesus — von Chazaren und Ungarn, welche Konstantin und das byzantinische Gefolge von Chersonesus abwenden mußte. Die Wege waren also unsicher und die Gesandtschaft mußte in der befestigten Stadt so lange sitzen, bis sich die Gegend beruhigt hatte. Diese Zwangslage benützte Konstantin für Sprachstudien: soll er in Chazarien mit Juden disputieren, so vertieft er sich vor Allem in die Lektüre jüdischer Bücher, wobei sich ihm eine Gelegenheit darbietet, sich auch mit dem samaritanischen, bekanntlich vom Aramäischen nicht allzu entfernten Dialekt bekannt zu machen. Hier erscheint ihm eine Gelegenheit, auch die »russische« (Manche wollen — gotische) Schrift und Sprache kennen zu lernen. Ohne uns in die Frage einzulassen, wie viel historischen Kern diese Details enthalten, müssen wir doch sagen, daß sie sehr entsprechend gewählt sind zur Charakteristik des lebhaften Naturells und der Rastlosigkeit Konstantins, sowie sie auch die vielstämmige und vielsprachige Bevölkerung einer solchen Grenzstadt wie Chersonesus sehr gut charakterisieren. Aus diesem ganzen lebensvollen und farbensatten Bild ist in der Ital. Leg. nichts geblieben; als einziges Motiv des längeren Aufenthalts Konstantins in Chersonesus erscheint der Wunsch, die chazarische Sprache zu erlernen. Wie gegenstandslos dieses Motiv ist, sehen wir erst, wenn wir bedenken, daß Konstantin am Hofe des chazarischen Kagans mit Juden und Saracenen jedenfalls nicht in barbarischer chazarischer Sprache, sondern wahrscheinlich griechisch disputierte, welches ja damals in ganz Vorderasien die Sprache der Diplomatie und der Gelehrten und gewiss auch für chazarische Machthaber verständlich war.

Selbstverständlich ist die Sicherheit des Anastasius und des Verf. der Ital. Legende, und nach ihnen auch der modernen Kritiker in Bezug auf Konstantins Autorschaft des Слово на пренесеніе (richtig, seines griechischen Originals) für uns sehr erschüttert. Wissen wir einmal, daß der Chersoneser Bischof Georgius kein Zeitgenosse Konstantins, sondern des Kaisers Nikephoros I. war und daß es in Chersonesus schon

vor Konstantin eine Legende über die wunderbare Auffindung der Klemensreliquien gab, so wird uns mit einemmale klar, warum Konstantin nach dem Zeugnisse des Anastasius von diesem Ereignis fugiens arrogantiae notam referre non passus est; er tat dies nicht aus übermäßiger Bescheidenheit, welche hier gar nicht am Platze gewesen wäre [1]), sondern er konnte als ehrlicher Mensch ein Werk nicht als das seinige beanspruchen, welches er nicht vollbracht hatte.

Eine Stelle der Ital. Legende scheint dieses Räsonnement umstoßen zu wollen: nicht Konstantin, wohl aber Methodius habe öffentlich gesagt, sein Bruder habe diese Reliquien gefunden. So lesen wir im Kap. XII der Ital. Legende, Methodius habe sich nach dem Tode seines Bruders an den römischen Klerus mit der »kleinen Bitte« (petitiuncula) gewendet, denselben in der Kirche des heil. Klemens zu bestatten, cuius corpus multo suo labore ac studio repertum huc detulit (Pastrnek 224). Leider wird die Beweiskraft dieser Stelle dadurch aufgehoben, daß sie offenbar wieder keine Aussage eines Augenzeugen, sondern eine Reproduktion einer geschriebenen Vorlage, und zwar wieder derselben Vita Const. ist, wie aus folgender Nebeneinanderstellung leicht zu ersehen ist:

Italische Legende XII.	Vita Constantini XVIII.
Methodius . . . oravit iterum: Obsecro vos, domini mei, quandoquidem non est placitum vobis meam petitiunculam adimplere, ut in ecclesia B. Clementis, cuius corpus multo suo labore ac studio repertum huc detulit, recondatur.	Dixit vero frater eius: Quia me non audivistis, neque dedistis mihi eum, si vobis placat, jaceat in ecclesia sancti Clementis, quocum etiam huc venit [2]).

Also gerade die Worte »multo suo labore ac studio repertum« finden sich in der Vorlage nicht und entpuppen sich als eine Kombination des Verf. der Ital. Legende selbst.

In der Erzählung von den Erfolgen der Mission Konstantins bei den Chazaren weicht die Ital. Legende wieder von der Vita Const. ab —

[1]) Vergleiche den in damaligen Viten sehr oft gebrauchten Ausdruck: Des Kaisers Geheimnis zu wahren ist gut, doch Gottes Wunder zu verhehlen ist unklug.

[2]) Was wird wohl Herr Götz zu der Knappheit der Leg. Ital. im Vergleich mit der Loquacität der Vita Const. bei dieser Stelle sagen?

und wieder einmal ins Absurde hinein. Der Erfolg war gar nicht glänzend und der Verf. der Vita Const. versucht auch nicht, ihn zu beschönigen; für den Verf. der Ital. Legende gibt es kein Zaudern, er sagt geradewegs: »convertit omnes illos ab erroribus, quos tam de Saracenorum, quam de Judaeorum perfidia retinebant«. Damit nicht genug, läßt er sogar alle Chazaren »se ob eam rem imperio eius (des byzant. Kaisers) semper subditos et fidelissimos de cetero velle manere«. Irgend eine Tendenz einer Verherrlichung Konstantins in dieser Blague zu sehen hieße ihr zu viel Ehre antun; es ist nur die Inerz der Schablone, welche die Feder des Verfassers geführt hat: es kostet nichts und klingt doch gut. Sogar an Stellen, wo wir von dem Verf. der Ital. Leg., wenn es Gauderich oder ein unter seiner Aufsicht Schreibender wäre, am meisten lebendige, der Autopsie entnommene Züge erwarten müßten, also bei der Schilderung der Übertragung der Klemensreliquien nach Rom, sehen wir etwas ganz Anderes. Coeperunt interea, — lesen wir im Kap. IX — ad praesentiam sanctarum reliquiarum per virtutem omnipotentis Dei sanitates mirabiles fieri: ita ut quovis languore quilibet oppressus fuisset, adoratis pretiosi martyris reliquiis sacrosanctis, protinus salvaretur (Pastrnek 243). Für einen Bericht des Augenzeugen ist diese Erzählung im vorhinein zu schablonenhaft und allgemein gehalten; kein Zweifel aber kann über ihren Charakter aufkommen, wenn wir die analoge Erzählung der Vita Const. lesen: и абьıе богъ чоудеса прѣславна сътвори тоу: ослабленъ бо человѣкъ тоу исцѣлѣ, и ини мънози отъ различьнъıихъ недъгъ исцѣлишѧ сѧ, ѩкоже паче и плѣньницы Христа нарекъше и сватаѥго Климента, плѣньшихъ ихъ избавиша сѧ. Auch hier ist die Erzählung der Vita Constantini konkreter, ursprünglicher; leider dürfen wir auch ihr nicht trauen: die von uns am Anfang dieses Artikels zitierte kirchenslavische Prologus-Erzählung, welche wir als einen Auszug aus der ursprünglichen Form der chersonesischen Legende über die Auffindung der Klemensreliquien charakterisiert haben, hat auch einen analogen Absatz, wo aber von den in Chersonesus und nicht in Rom geschehenen Wundern erzählt wird: начеши же литургїѫ мнѡга бышѧ чюдеса: слѣпїи прозрѣшѧ, бѣсы прогнашѧ [сѧ] и хромїи и блънїи здрави бышѧ ѿ чл҃къ мл҃твами сг҃го Климента. Das kirchenslavische Слово на пренесеніе in seiner jetzigen Gestalt hat diesen Passus nicht, doch war er gewiß in seinem Prototyp enthalten.

Und noch ein interessantes Detail. Als Beweis der großen Altertümlichkeit der Ital. Leg. und ihrer Verfassung durch Gauderich oder Johannes Levita wird gewöhnlich Leo Ostiensis, der Benediktinermönch von Monte-Cassino, zitiert, welcher um das Jahr 1115 als Bischof starb und in seiner verloren gegangenen Chronik angeblich die Ital. Legende zitiert hat. Dies wird auf Grund späterer Schriftsteller behauptet, nämlich Jacobus de Voragine, welcher in seiner Goldenen Legende im Epilog zur Vita Clementis davon spricht, und Petrus de Natalibus, welcher in seinem Catalogus Sanctorum sich auf Leo beruft. Merkwürdig genug haben sich die bisherigen Forscher darauf beschränkt, nur die Goldene Legende einzusehen, wo gesagt wird: »Leo Bischof von Ostia erzählt, daß zu Zeiten des Imp. Michael ein Priester, welcher wegen seiner Weisheit noch im jungen Alter den Namen Philosoph erhalten hatte, nach Chersonesus kam und hier bei den Einwohnern dieses Landes darnach forschte, was die Geschichte des heil. Klemens betrifft. Sie antworteten ihm, sie wüßten nichts, da sie eher Fremdlinge als Eingeborene seien. Denn wirklich hatte sich seit langer Zeit das Wunder des Meeresabflusses nicht wiederholt, und in der Zeit, als es geschah, gab es Barbareneinfälle, der Tempel wurde ruiniert und die Arche mit dem Körper wurde durch Meereswellen überflutet für die Sünden der Einwohner. Darüber verwundert, ging der Philosoph in eine kleine Stadt, genannt Georgia, mit dem Bischof, Klerus und Volk, und begab sich zu einer Insel, wo nach seiner Meinung der Körper des Märtyrers lag, um dort die schätzbaren Überreste zu suchen. Man begann zu graben unter Absingung von Hymnen und Gebeten, und Gott gab ihnen, daß sie den Körper des heil. Klemens fanden sowie den Anker, mit dem er ins Meer geworfen wurde, und alles nach Chersonesus brachten. Später kam der Philosoph nach Rom mit dem Körper des heil. Klemens, welcher viele Wunder bewirkte und mit Ehren in der Kirche beigesetzt wurde, welche noch bis jetzt den Namen des Heiligen trägt«.

Wer die freie Art des Jacobus, mit seinen Quellen umzuspringen, kennt (und die Vergleichung obiger Erzählung mit der Ital. Leg., aus der sie ja geschöpft sein soll, illustriert diese Art nur zu gut), sollte doch auch in Bezug auf seine Berufung auf Leo Ostiensis etwas mißtrauisch werden. Das Mißtrauen zeigt sich ganz berechtigt, wenn wir mit dem obigen Zitat dies vergleichen, was Petrus de Natalibus aus Leo erfahren haben will: »Leo Ostiensis tradit, quod tempore Michaelis imperatoris Constantinopolitani quidam Philippus sacerdos Chersonam

veniens, de his, quae narrantur in historia S. Clementis, de maris aperitione habitatores interrogavit. Qui nihil de hoc scire professi sunt, eo quod advenae magis quam indigenae erant. Nam miraculum marini recessus jam longe desierat et incursionibus barbarorum templum erat destructum. Tunc assumpto episcopo Georgiae civitatis cum clero et populo accesserunt ad insulam, in qua putabant esse martyris corpus. Ubi divina revelatione fodientes corpus invenerunt et anchoram, cum qua fuerat in mare projectum. Quod Chersonam reportantes ibidem sepelierunt. Tempore vero Nicolai papae corpus ipsum a sancto Cyrillo, Slavorum episcopo, inde sublatum et Romam delatum« [1]).

Wie man auch diese Erzählung beurteilen mag, eines ist sicher: ihr Verfasser hat die Italische Legende nicht vor Augen gehabt. Weder die römische Translation unter Papst Nikolaus, noch den Cyrill Bischof der Slaven, noch auch den Prieser Philipp, den Entdecker der Reliquien in Chersonesus konnte er in der Ital. Leg. gefunden haben. Wir haben hier offenbar eine nach Westen, speziell nach Monte Cassino verschlagene Spur einer neuen Abzweigung jener chersonesischen Legende vor uns, deren andere Abzweigungen uns in dem Слово на пренесение sowie in der Erzählung des Peremyšler Prologus vorliegen. Nur daß wir in dieser Abzweigung zufällig auf ganz verblaßtem Hintergrunde den Namen des eigentlichen Entdeckers der Reliquien und Urhebers der chersonesischen Legende finden. Priester Philippus, kein Chersoneser von Geburt, aber dort in irgend einer Angelegenheit geschickt — vielleicht verschickt; Chersonesus war ja seit jeher ein beliebter Verbannungsort. Der Name sagt uns zwar nichts, aber es ist doch ein Name und klingt gar nicht wie Konstantin.

Was folgt aus diesen Bemerkungen für die Gesamtdarstellung des Lebens und der Wirksamkeit der »Slavenapostel«? Ich möchte nichts Voreiliges sagen. Noch ist ja das gesamte Material nicht durchforscht und Manches noch zu entdecken. Sollten die Konstantinopeler Archive auf die Geschichte der chersonesischen Kirche kein Licht werfen und die Lebenszeit jenes Bischofs Georgius nicht näher bestimmen lassen? Noch soll ja in der Bibliothek von Monte Cassino das ganze Buch über Klemens von Johannes Levita in der Handschrift vorliegen (vergl. Clementinorum epitomae duo ... cura Alb. Rd. Max Dressel, Lipsiae 1859,

---

[1]) Ich zitiere mangels des Catalogus aus Baronius, Annales ecclesiastici, t. X, Venetiis 1711, S. 328.

S. 101) und zufällige Funde wie der von Prof. Friedrich gemachte sind ja auch nicht ausgeschlossen. Auch die handschriftliche Überlieferung der pannonischen Legenden ist noch nicht völlig erschöpft, und vielleicht fällt auch von hier ein neuer Strahl auf den historischen Kern der Legenden. Was mir aus dem Vorhergehenden klar hervorzugehen scheint, ist vor Allem, daß die Italische Legende als historische Quelle hinter den Brief des Anastasius (mit oben gemachten Distinktionen seines Quellenbestandes) und hinter beide pannonische Legenden zu setzen ist [1]). Angesichts der auch gegen die Vita Const. vielfach vorgebrachten Bedenken erhebt sich die gedrängte, nüchterne Erzählung der Vita Methodii (auch mit Beachtung der oben angedeuteten Vorsichtsmaßregeln) in die erste Reihe der Quellen für die Darstellung unseres Gegenstandes. Ihre Nachrichten, besonders wenn sie von einer anderen Quelle bestätigt werden, gewinnen für uns ein besonderes Gewicht. Was dies zu bedeuten hat, möchte ich an zwei Beispielen spezifizieren. Erstens die in ihren Zwecken und Erfolgen bisher so widersprechend beurteilte »slavische Mission« vom J. 863. Wie hat man sich gequält, um aus den Worten der Legenden Rastislavs große kirchenpolitische Pläne herauszulesen — einzig und allein auf dieser Grundlage, weil in der Vita Constantini steht, die Slaven haben um einen Bischof gebeten. Weder die Vita Methodii, noch die Ital. Legende wissen hier etwas von einem Bischof und auch in der Vita Const. kann dies Wort leicht eine Glosse, ein späteres Einschiebsel sein. Dagegen sprechen alle drei Legenden einmütig davon, die Slaven hätten um einen Lehrer gebeten und einen solchen erhalten, — dieser Gedanke aber konnte keinem Forscher einleuchten. Ist er denn so absurd? Wird er denn nicht durch den weiteren Lauf der Erzählung auch in der Vita Const. bestätigt? Enthält denn irgend eine Quelle auch nur die leiseste Andeutung davon, daß Konstantin unter den Slaven Jemanden vom Heidentum bekehrt oder getauft hat? Keine Spur. Sobald er nach Mähren kommt, gibt man ihm Schüler zu unterrichten, dies ist alles. Von diesen Schülern sollte nur ein geringer Teil zu Priestern geweiht werden, die Anderen blieben offenbar im weltlichen Stande. Wie man sich dieses Vorgehen mit sonstigen Taten und Plänen des Rastislav und Svjatopolk

[1]) Die von Prof. Friedrich und Götz eröffnete Diskussion über die Authenticität ihrer einzelnen Teile ist ganz gegenstandslos, da sie ja im Ganzen gar kein Werk Gauderichs ist.

zusammenreimen muß, dies ist eine andere Frage, aber hier ist nur eine Antwort möglich: forschen wir weiter.

Aber die Einführung der slavischen Sprache in die Liturgie! Das ist ja doch ein kirchenpolitischer Schritt. So wird man mir einwenden. Ganz richtig, ein kirchenpolitischer Schritt, und konnte nur von einem Politiker, nicht aber von einem Theologen gemacht werden. Dem selbstlosen, weltabgewandten und dem Wissen ergebenen Konstantin diesen Gedanken in die Schuhe zu schieben, scheint mir ein völliges Mißverstehen seiner Natur zu sein. Rastic oder Svjatopolk, einer von ihnen hat diesen Gedanken gefaßt, vielleicht als die salonischen Brüder bereits in Mähren waren; der Enthusiast Konstantin entbrannte für ihn, kämpfte für ihn bis an sein Lebensende — ganz ohne politische Hintergedanken, nur aus reinem Doktrinarismus. Methodius verhielt sich anfangs skeptisch, — dies kann man aus der Ermahnung herauslesen, die ihm Konstantin auf seinem Sterbebette gibt, er möge das Werk unter den Slaven nicht verlassen. Der Gedanke war gewiß in Mähren erwacht unter dem politischen Sturm und Drang und im Kopfe eines Politikers, was Konstantin nie gewesen ist.

Zweitens: die Romreise und der venetianische Aufenthalt der Brüder. Wie viel vergebliche Mühe haben den Forschern diese Episoden gekostet und doch ist es bisher nicht gelungen, aus einander widersprechenden Relationen eine widerspruchslose Geschichte herauszuschälen. Wo bekamen die Brüder die Zitation zum Papste: in Mähren (nach der Ital. Legende) oder in Venedig (nach der Vita Const.)? Was hatten sie überhaupt in Venedig zu schaffen? Erschienen sie in Rom als Angeklagte oder als Triumphatoren? Dies sind nur einige aus den verzwickten Fragen, welche uns die Quellen entgegenweisen. Ist das oben Dargelegte richtig, sa haben wir vor Allem die Vita Methodii zu Rate zu ziehen. Und da bemerken wir zugleich in dem Schlußsatz des Kap. V eine bisher von den Forschern eben dank der Erzählung der Vita Const. ganz außer Acht gelassene Notiz, die Brüder **трѣмъ лѣтомъ ишѣдъшемъ възвратисте сѧ из Моравъı оученикъı наоучиша**. Die einfachste Auslegung dieser Stelle ist doch nur die, daß sie nach drei Jahren wieder nach Konstantinopel zurückkehrten. Hier erst trifft sie offenbar die Botschaft des Papstes, von hier begeben sie sich nach Rom, von hier — um es auch gelegentlich beizufügen — und nicht von Chersonesus tragen sie nach Rom die Klemensreliquien, nicht als ein Privatgeschenk Konstantins, sondern als ein Emblem irgend

einer großen politischen Aktion. Es sei ja daran erinnert, daß zwischen dem J. 863, da sie nach Mähren zogen, und sogar näher, zwischen dem J. 866, da sie von Mähren zurückkehrten, und ihrer Ankunft in Rom im Frühling des J. 868 sich in Konstantinopel solche Sachen ereigneten, wie der Bruch des Photius mit Rom, die Ermordung des Bardas, dann des Kaisers Michael, der Sturz des Photius und der Sieg der unionsfreundlichen Partei. Eine Manifestation dieses Sieges war eine Festgesandtschaft nach Rom, mit welcher wahrscheinlich auch Konstantin und Method nach Rom kamen. Dies würde uns den in den Legenden geschilderten festlichen Empfang erklären. Die von der Vita Const. in Venedig gesetzte Disputation mit den Trilinguisten dürfte in Wirklichkeit ein Echo der in Rom bei der päpstlichen Kurie über diese und andere einschlägige (bulgarische!) Fragen geführten Pertraktationen sein, welche nicht unter dem Druck der theologischen Argumente, sondern durch den Zwang politischer, uns vielleicht nur zum kleinsten Teil bekannter Verhältnisse zugunsten der slavischen Liturgie und der Autonomie der mährisch-pannonischen Kirche ausfielen. Die venetianische Episode, nur von der Vita Const. allein überliefert und dazu noch offenbar einzig zu dem Zwecke, das Wissen und den Witz Konstantins hier noch einmal glänzen zu lassen, muß von der historischen Tatsachenreihe gestrichen werden.

Hiermit habe ich die Reihe meiner Beobachtungen vorläufig erschöpft. Aus der Natur der von mir analysierten Quellen folgt, daß ich den zweiten Teil der Vita Methodii (vom Kap. IX angefangen) in das Bereich meiner Bemerkungen gar nicht miteinbezogen habe. Dies ist eine anders geartete kritische Aufgabe.

Iv. Franko.

Zur Frage nach dem Verhältnisse des Freisinger Denkmals zu einer Homilie von Klemens.

In meiner »Studie« (S. 5—18) suchte ich zu beweisen, daß Klemens einen slav. Text, wie er — allerdings in ziemlich verstümmelter Form — in den Freis. Denkmälern enthalten ist, bei der Abfassung seiner Homilie benutzte. Prof. Jagić analysierte neuerdings diese Denkmäler (A. f. sl. Phil. XXVII, S. 395—412) und kam zu dem Schluß, man könne durchaus keine sicheren Beweise dafür anführen, daß Klemens gerade den Text des Freis. Denkmals vor Augen gehabt oder bewußt aus ihm geschöpft hat (S. 411). Ich prüfte noch einmal meine Deduktionen und die gegen sie erhobenen Einwendungen und muß gestehen, daß ich leider auch jetzt noch das Verhältnis der beiden Denkmäler nicht anders beurteilen kann, als ich es in der »Studie« getan habe. Es tut mir sehr leid, daß ich mich da im Widerspruche zu meinem verehrten Meister befinde, aber da ich ihn zu gut kenne und weiß, daß er stets die persönliche Überzeugung eines anderen und überhaupt die wissenschaftliche Selbständigkeit des Mannes achtete, was leider so selten anzutreffen ist und was uns, seinen Schülern und Jüngern, stets ungemein imponierte, so erlaube ich mir, hier meine gegenteilige Ansicht kurz zu begründen.

Daß Klemens abhängig war vom slavischen Text, wie er etwa im Freisinger Denkmal vorliegt, zeigt sich mir deutlich im folgenden. Im Freisinger Denkmal heißt es: *gemu be fiti, ſtarofti ne prigemlioki*, was bei Klemens lautet: ѥмоу бѣло житиѥ . . . старости не приѥмающе . . .

In den Freis. Denkmälern ist die Konstruktion *jest* mit dem Infinitiv sehr beliebt und wiederholt sich hier häufig (vgl. meine »Studie« S. 16); auch in dem von uns zitierten Texte ist sie am Platze und hat den Sinn etwa »es wäre ihm beschieden, zuteil geworden, zu leben«. Nun habe ich gezeigt, daß Klemens diese Konstruktion meidet (S. 137—138). Sie kommt nur einmal in der Method-Legende und je einmal in zwei Homilien vor (S. 146, 150). Seine Sprache stimmt da

merkwürdigerweise mit der ältesten Redaktion der aksl. Texte überein, denn auch da finden wir sie nicht (erst in der Sav. kn. kommt sie einmal vor). Da nun Klemens die Konstruktion wo möglich mied, machte er aus *jemu bylo žiti* ein ѥмоу̑ бѣ̀ло житиѥ, allein das hat nicht mehr den Sinn, den wir hier erwarten und der im Freis. Denkmal richtig wiedergegeben ist. Sein Text heißt einfach »er hätte das Leben gehabt« (wie z. B. *obyčaj bě igumenu*, Ostr.), es soll aber heißen: ihm wäre zuteil geworden u. dgl.

Dadurch aber, daß statt des Infinitivs ein Substantivum (житиѥ) gesetzt wurde, ist auch das Partic. пріѥмлюще hier nicht recht am Platze, und Klemens hätte es aus eigenem gewiß nicht gesetzt, denn wir haben eine parallele Stelle, auf die ich S. 137 aufmerksam mache und die uns zeigt, welche Konstruktion Klemens selbständig gebrauchte. Sie lautet: рождьшоу̑ сѧ достоитъ бѣ̀ти и тогда чловѣ̀чьскоѥ дѣ̀ющіе трьпѣ̀ти любо добро любо зло. Hier erklärt also das Ger. дѣ̀ющіе näher den Infinitiv, wie es auch in dem Freisinger Denkmal der Fall ist. Die Homilie (*na krvšt.*), aus welcher dieses Zitat stammt, gehört zu den unzweifelhaften des Klemens.

Unter solchen Umständen ist natürlich auch die Übereinstimmung zwischen *starosti neprijemljoći* und старости нѥ пріѥмлюще sehr bezeichnend und man kann mir hunderte von Phrasen mit пріимати und den verschiedenen Objekten, die dabei möglich sind, aus den aksl. Denkmälern zitieren: bei dieser Sachlage beweist es eben nicht viel. Selbstverständlich ist auch sehr bezeichnend: *ni slzna telese imoći* und ни слѣзна тѣ̀ла имоу̑ще. Auch das kann ich hier für keinen Zufall halten.

Auf anderes glaube ich hier nicht näher eingehen zu müssen und verweise einfach auf meine Arbeit. Ich behaupte also nach wie vor, Klemens habe einen slav. Text, wie er uns im zweiten Freisinger Denkmal — allerdings verstümmelt, erhalten ist, bei der Abfassung seiner Homilie benutzt oder er ist ihm wenigstens hiebei zu statten gekommen etwa so, daß er ihn z. B. wiederholt gehört hatte und daß einzelnes in seiner Erinnerung haften blieb. Es muß allerdings auffallen, daß er hier Beichtgebete verwendete (S. 17), aber, wie ich eben darauf hinweise, zeigt sich überhaupt in seinen Schriften sehr stark der Einfluß der Beichtgebete.

Daß die bewußte Homilie wirklich von Klemens herrührt, beweise ich auf S. 20—22. Unter anderem hebe ich auf S. 21 ein Zitat hervor.

das sich sonst auch bei Klemens wiederholt und von ihm eine spezifische Modifikation erlitten hat, so daß uns dadurch auch in zweifelhaften Fällen seine Autorschaft verraten wird. Es lautet: **не оубоите сѧ отъ оубивающихъ тѣло а доушн не могущимъ . . . нъ паче оубоите сѧ . . . ен того оубоите сѧ.** Ich sah darin den Reflex des Matth. 10. 28. Nun meint Prof. Jagić S. 410, daß allen meinen Kombinationen die Spitze abgebrochen wird durch den Hinweis auf eine andere Stelle, das ist Luk. 12. 45 (soll heißen: 12. 4—5), die Klemens bei seinem Zitat vorschwebte. Daraus hätte er sowohl den »bedeutsamen Zusatz« **ен того оубоите сѧ** als auch die Worte **оубоите сѧ имоущаго власть**, die bei Matthäus nicht in dieser Form ausgedrückt wären. Man könne daher nicht von der freien Benutzung der Zitate bei Klemens sprechen. Aber im Gegenteil, meine Kombinationen gewinnen jetzt erst recht an Beweiskraft. Das Zitat lautet nämlich bei Luk. 12. 4—5 folgendermaßen: **не оубоите сѧ отъ оубивающихъ тѣло и потомъ не могущемъ лиха чесо сътворити . . . оубоите сѧ имѫщаго власть по оубьении въврѣщи въ геонѫ . . . ен того оубоите сѧ.** Man wird auf den ersten Blick bemerken, daß hier bei Luk. von der **доушл** überhaupt nicht die Rede ist, die jedoch bei Matth. 10. 28 vorkommt [1]). Daher habe ich eher an diese Stelle gedacht. Nun stellt sich aber durch die freundliche Mitwirkung des Prof. Jagić heraus, daß Klemens zwei Zitate, zwei Stellen des Evangelientextes zu einer verquickt hat und daß er diese freiere Auffassung der Zitate konsequent zur Anwendung bringt (man findet das **доушл** in allen von mir angeführten Citaten aus Klemens). Es kommt also mitunter bei ihm auf eine kleine Konfusion hinaus, aber wir wollen ihm beileibe nicht deshalb irgend welche Vorwürfe machen, im Gegenteil, wir sind ihm sehr dankbar dafür, denn auf diese Art hat er sehr viel dazu beigetragen, daß es uns jetzt ermöglicht wird, seine Anonymität ein wenig zu lüften. Ich will hier nur beispielsweise anführen, daß es auch ein so spezifisch modifiziertes Zitat ist (Matth. 11. 12), das wir in seiner Homilie *na vъkrъs.* 15. 5, aber auch in der Beichtordnung des Euchologium sin. 69b, Z. 14—16 finden, so daß es für mich einer der wichtigeren Gründe ist, die auch hier für die

---

[1]) Bei Matth. 10. 28 heißt es: **и не оубоите сѧ оубивающихъ тѣло и доушѧ не могущь оубити. боите же сѧ паче могущаго и доушѫ и тѣло погоубити въ геенѣ.**

Autorschaft des Klemens sprechen (vgl. bei mir S. 35—36). Bei meinen Studien habe ich überhaupt vor allem als maßgebende Kennzeichen des klementinischen Stiles folgende aufgefaßt: 1) Wiederholung bestimmter Zitate aus der heil. Schrift, insbesondere, wenn sie eine spezifische Färbung aufweisen; 2) Wiederholung derselben Gedanken, namentlich wenn sich darin der Einfluß der Beichtgebete zeigt; 3) sprachliche Eigentümlichkeiten, ein bestimmter Wortvorrat u. dgl., worüber ich wieder bei mir nachzulesen bitte (allgemeine Charakteristik seiner Schriften). So naiv bin ich nicht, daß ich glauben würde, wenn sich in zwei Schriften derselbe Gedanke wiederholt, daß sie vom selben Autor sein müßten.

Gern möchte ich hier auch auf die Frage nach der Autorschaft der beiden sog. pannonischen Legenden näher eingehen, aber ich müßte weiter ausholen; das würde nun viel mehr Zeit erfordern und an der fehlt es mir eben jetzt. Doch hoffe ich noch nach Absolvierung anderer Arbeiten darauf zurückkommen zu können. Hier will ich nur folgendes bemerken. Als das wichtigste Moment bei dieser Frage sehe ich den Zusammenhang der Methodlegende (bez. ihrer Einleitung) mit einer Homilie, die offenbar auch Klemens geschrieben hat, den ich S. 142—150 nachgewiesen habe. Allein solche Arbeiten wie meine »Studie« sind jetzt noch in der Slavistik undankbar. Man liest solche Sachen nicht, man hat seine — fast möchte ich sagen — aprioristischen Konstruktionen, worin sich niemand stören lassen will. Ich will ja ihre Berechtigung nicht leugnen, aber die tägliche Erfahrung zeigt uns, daß solche Erwägungen allgemeinerer Art dadurch, daß neue Tatsachen bekannt werden, auf dem Gebiete aller wissenschaftlichen Disziplinen über den Haufen geworfen werden können. So würde wahrscheinlich der von mir hervorgehobene Zusammenhang ganz unberücksichtigt bleiben, wenn ich selbst nicht noch einmal darauf aufmerksam machen möchte. Hier ist bei unserer Frage der Hebel anzusetzen, hier wird man hoffentlich zum Ziele kommen. Freilich wäre es erwünscht, daß sich ein größeres Interesse für unsere Frage zeige und daß sich mehr befähigte Mitarbeiter melden möchten, insbesondere in Rußland. Was sich aber dort meldet, ist nicht immer frei von gewissen störenden Vorurteilen. So las ich eine von Golubinskij herrührende Recension meiner Arbeit (in den Izvěstija), welche den dort herrschenden Standpunkt der Slavistik so recht illustriert. H. Golubinskij hat meine Vorrede gelesen, das muß ich konstatieren, wahrscheinlich auch die einzel-

nen Kapitelüberschriften, denn nur so ist er zu einem Kapitel gekommen, welches von dem Verhältnis des Klemens zur Glagolica handelt. Als er nun hier las, daß Klemens ein Anhänger der älteren, ursprünglicheren Glagolica war, da bekam er Krampfanfälle und hat in diesem Zustande Ansichten vorgebracht [1]), die nur ein mitleidiges Lächeln hervorrufen müßten, wenn sie nicht ein trauriges Symptom dafür wären, in welchem Stadium sich die Slavistik heutzutage in Rußland, wo einst ein Vostokov, Pogodin und and. wirkten, befindet. Solche Mitarbeiter habe ich nun oben nicht im Sinne gehabt.

[1]) Zu seiner Entschuldigung muß allerdings hervorgehoben werden, daß H. Golubinskij eigentlich kein Slavist ist, aber seine Anschauungen werden von den dortigen Slavisten fast allgemein geteilt.

W. Vondrák.

Mein Zusatz. Ich habe in der langen Reihe der Beweise, die zugunsten einer größeren Selbständigkeit Klemens' als des Verfassers jener Homilie, die man seit Vostokov mit einem Freisinger Stück in Zusammenhang bringt, sprechen sollen — der Redewendung »jemu bê žiti« allerdings etwas zu wenig Beachtung geschenkt. Mit Recht greift Prof. Vondrák diesen einen Punkt heraus, bei dem ich richtiger einen solchen unverkennbaren Parallelismus hätte zugeben sollen, wie bei der Phrase »ni slzna telese imoći« (Archiv XXVII. 400/1). Doch auch diese zweite Parallele zwischen der Homilie und dem Freisinger Denkmal ohne weiteres zugegeben, kann und muß ich noch immer an meiner Voraussetzung »irgend einer dritten Vorlage« (ib. 396. 400) festhalten, höchstens die Annahme des Vorhandengewesenseins dieser dritten Vorlage in slavischer Fassung (wovon ich S. 401 sprach) gewinnt dadurch größere Wahrscheinlichkeit. Da nun jetzt auch Prof. Vondrák (oben S. 257) nur von »einem slavischen Text, wie er uns im zweiten Freisinger Denkmal — allerdings verstümmelt — erhalten ist«, spricht, so ist in diesem Punkte die Verschiedenheit unserer Ansicht durchaus nicht so groß. Einen Zusammenhang der beiden Texte leugnet keiner von uns beiden, nur leite ich diesen auf wenige Stellen beschränkten Zusammenhang von einer dritten Vorlage ab, die endlich und letzlich auch Prof. Vondrák insofern zugibt, als er ja das Freisinger Stück als verstümmelt ansieht. Das Hauptgewicht meiner Beweisführung war die

Ehrenrettung des Schriftstellers Klemens, den die Darstellung Vondráks etwas zu niedrig geschätzt hatte. Das scheint mir selbst in den Augen meines Herrn Kollegen doch einigermaßen gelungen zu sein. Damit kann auch diese Meinungsdifferenz als abgeschlossen betrachtet werden. Was die Person des Verfassers der Legenden oder Biographien über Konstantin-Kyrill und Method anbelangt, darüber haben uns die diesen Bemerkungen vorausgehenden Referate dreier Gelehrten so viel neues eingebröckelt, daß es vielleicht gut sein wird, ein wenig abzuwarten, um zu sehen, in welchem Umfange das neu Angebotene verdaut werden kann. *V. J.*

Bemerkungen zu Prof. Baudouin de Courtenay's »Kurzem Resumé der kašubischen Frage«.

Die Ausführungen des um die Lösung der »kaschubischen Frage« hochverdienten Sprachforschers sind geradezu epochemachend; gegen § 21 (Dreiteilung des »lechischen« Sprachgebietes) läßt sich wissenschaftlich nichts einwenden: Lorentz gegenüber wird mit vollem Rechte an der Einheit des Kašubischen und Slovinzischen festgehalten, andererseits aber Ramułt's allzu kühne Zusammenfassung des Kašubischen und Polabischen als »Pomoranisch« zurückgewiesen. Wohl scheint — wie Prof. Baudouin de Courtenay selbst bemerkt — bereits K. Nitsch mit manchem das Richtige getroffen zu haben, allein dadurch wird Prof. Baud. d. Court.'s Verdienst nicht geschmälert: er hat uns endlich die richtige Definition des Wortes »Pomoranisch« als »Strandpolnisch, Seeküstepolnisch« im Gegensatze zu »Festlandpolnisch oder Polnisch im engeren Sinne« geboten, und die Sprachwissenschaft wird gut daran tun, an den drei technischen Ausdrücken: Polnisch im engeren Sinne, Pomoranisch, Polabisch endlich festzuhalten. Die Einführung der Bezeichnung »Ostseewendisch« (Mikkola) statt des schon längst eingebürgerten »Polabisch« ist durch nichts zu rechtfertigen. Nebenbei be-

merkt, muß auch gegen Mikkola's neueste Ansicht (Archiv 1904), das Lüneburgisch-Wendische sei ein Grenzdialekt gegen das Sorbische, protestiert werden: die Übereinstimmungen zwischen Drawänisch und Sorbisch erklären sich einfach aus dem Charakter des ganzen polabischen Sprachstammes, da eine direkte Berührung zwischen Drawänen und Sorben, geographisch und historisch betrachtet, rein unmöglich ist.

Einen breiten Raum nimmt im »Resumé« die gelegentlich ziemlich scharfe Polemik ein, und zwar gegen das politische Allpolentum und gegen Brückner's in verschiedenen Abhandlungen des Archivs vertretenen Standpunkt. Wer das chauvinistische Kesseltreiben gegen den unabhängigen Forscher zu beobachten Gelegenheit hatte, wird die Schärfe dieser Polemik begreiflich finden. Anders aber verhält es sich mit den deutlich gegen Brückner gerichteten Ausfällen. Brückner's »Randglossen« sind an einzelnen Stellen wohl schwach, manches in der Hitze des Gefechts allzu rasch abgegebene Urteil wird wohl eingeschränkt werden müssen, aber ihren Wert haben sie bis heute nicht verloren: auch sie haben zur Lösung der kašubischen Frage ebenso wesentlich wie Baudouin's groß angelegtes »Resumé« beigetragen.

Im Folgenden sollen nur einzelne Punkte des »Resumés« näher beleuchtet werden.

Eine Einschränkung verlangt zunächst die Behauptung (S. 372/73): »Wenn man mit etymologisch dunkeln und bloß von den deutschen Chronisten und Urkundenschreibern aufbewahrten Eigennamen operiert, verfährt man unkritisch«. Bei der Erforschung des Altpomoranischen (das jetzige Kašubisch-Slovinzische verhält sich zum Altpomoranischen genau so wie das Drawänische zum Polabischen, da das Pomoranische und Polabische — eben die zwei Reste [Drawänisch—Kašubisch—Slovinzisch] ausgenommen — ziemlich gleichzeitig bereits um 1400 vollständig erloschen waren) sind wir ja ausschließlich auf die Urkunden angewiesen, die uns nicht einen einzigen zusammenhängenden Satz, wohl aber eine große Menge von Eigennamen neben vereinzelten Appellativen überliefert haben. Wie will denn überhaupt die Sprachwissenschaft die Begriffe »Polabisch«, »Altpomoranisch« mit Inhalt erfüllen? Kann es anders geschehen als durch ausschließliche Ausbeutung der so verpönten Urkunden? Prof. Baudouin de Court. hat uns ja selbst mit seinem monumentalen Werke über die altpoln. Sprache

vor mehr als 30 Jahren den einzuschlagenden Weg gewiesen, ja im »Resumé« selbst verweist er auf die geographische Verbreitung der Ortsnamen von der Form *tart*, z. B. Naugard (Novogard), Stargard. Leider ist die Ortsnamenforschung noch so unvollkommen, daß die Philologie bisjetzt gar keinen Gewinn daraus ziehen konnte. Der erste Versuch, das vielfach so spröde Urkundenmaterial philologisch zu verwerthen, ist gerade von Prof. Baud. de Court. im J. 1870 ausgegangen, doch muß heute gerade das für die Erkenntnis der Verwandtschaftsverhältnisse wichtige Kapitel, die Vergleichung des Altpolnischen mit dem Polabischen, als zur Hälfte mißlungen betrachtet werden; wäre damals bereits das Wesen des Polabischen richtig erfaßt worden, so hätte die lechische Frage überhaupt nicht zum Gegenstande erbitterten Streites werden können!

Kein gewissenhafter Forscher wird also auf diesem dunklen Gebiete die obligatorische Forderung des Urkundenstudiums verkennen; worauf es nur ankommt, das ist die kritische Scheidung zwischen Entstellungen, die vielfach in der niederdeutschen Aussprache begründet sind, und wesentlichen Eigentümlichkeiten der Sprache selbst. Baudouin's Bemerkung ist übrigens wohl nur gegen das unvorsichtige Operieren mit Eigennamen gerichtet, das gelegentlich in den »Randglossen« wahrzunehmen ist. Hier sei ein Beispiel gegeben! Brückner nimmt fürs Polabische sporadische Metathese der Formel *tlot* (*głowa*) an und will auch bei *tret* (sorb.-lechisch: *breg*) vereinzelte Fälle von Metathese wahrgenommen haben. Der großpoln. O.-N. *Kołdrąb* (aus *Kłodrąb*, čech. *Kladrub*) scheint diese Ansicht zu rechtfertigen; allein bei näherer Betrachtung erweist sich die angebliche Metathese als volksetymologische Anlehnung an *kołdra* (Decke, Mantel), wobei gewiss auch der gleichfalls großpoln. O.-N. *Szołdry* einen gewissen Einfluß ausübte. Wenn also schon das großpoln. Ortsnamenmaterial mit Vorsicht zu gebrauchen ist, wie muß es dann erst mit dem altpomoranischen, polabischen und sorbischen beschaffen sein, das durch die Germanisierung so stark gelitten hat? Dr. Hey (Die slav. Ansiedelungen in Sachsen) hat auch für das sorbische Gebiet einige sichere Beispiele dieser Metathese nachweisen können (*Moldewitz* aus *Młodovici*), und er zieht aus der Tatsache, daß der wirklichen sorb. Sprache eine solche Metathese ganz und gar fremd ist, den einzig richtigen Schluß, dass dieser Wandel in der slav. Sprache selbst nie begründet war, sondern ausschließlich dem deutschen Einflusse zugeschrieben werden muß. In der Tat,

der Beweis läßt sich leicht erbringen! Es handelt sich nämlich nur um unbequeme Konsonantenverbindungen, die der deutschen Sprache fehlen: *ml-*, *wl-*. Da der Deutsche *ml-* einfach nicht aussprechen konnte, half er sich auf zweierlei Art: entweder wurde *ml-* zu *bl* (cf. slav. *Kostomlat*, čech. *Kostomlaty*[1]) [Knochendrescher], germanisiert bei Teplitz *Kostenblatt*, niedersorb. *Kosomlot*, german. *Kossenblatt*, poln. *Kostomlot*, jetzt germ. *Kostenblut*), oder es trat die erwähnte Metathese ein: *Moldewitz* (sorb. *Mlodovici*), *Molstow* in Pommern (pomoran. *Mlodestowo*). Auch durch Einschaltung eines *e* machte man die fremde Konsonantengruppe gefügiger: es sei hier auf die Wiedergabe des drawänischen *mlůka* durch *melauka* verwiesen. Aus *Prévlaka*[2]), lechisch *Prevloka*, wurde im Lüneburgischen zunächst *Priwelok*, woraus sich das jetzige *Privelack* entwickelt hat. Derselbe O.-N. kehrt in Mecklenburg in der zweiten Form (Metathese) als *Priwolk* wieder! Schließlich konnte *wl-* im deutschen Munde auch zu *fl* werden: z. B. *Wlotowo* : *Flatow*. Noch ein zweiter Beleg sei gegeben für die Tatsache, daß erst im deutschen Munde die von Brückner mit Unrecht der slav. Sprache zugesprochene Metathese eingetreten ist: aus *Włostowo* (häufiger poln. O.-N., čech. *Vlastov*) entstand in der Altmark *Walstowe*: der O.-N. findet sich auch sonst auf polab. Gebiete und lieferte die durch Volksetymologie entstellten Eigennamen Walstaff, Bahlstaff, Wollstoff! Aber gerade in derselben Altmark findet sich im O.-N. *Wlasteiske* (drawänischer Name für *Arendsee* : **wlostiska*) die echtslavische Form, selbstverständlich ohne Metathese! Die draw. Sprachreste, die doch die wirkliche Volkssprache wiedergeben, bieten ebenso wie das Polnische und Sorbische nicht ein einziges Beispiel der angeblich slav. Metathese *tlot* zu *tolt*! Sie ist eben rein-deutsches Produkt! Leider hat Prof. Brückner auch die O.-N. *Pritzwalk* und *Pasewalk* hierher gezogen; trotzdem er neuerdings[3]) mit apodiktischer Gewißheit erklärt, mit *volk* Wolf hätten diese O.-N. nichts zu tun, im übrigen aber über die Etymologie wohlweislich schweigt, ist es doch jedem Unbefangenen klar, der die urkundl. Formen polab. *Pristawolk*, sorb. den Lautgesetzen entsprechend *Pristawelk*, jetzt *Priestäblich*, ferner das häufige Vorkommen des O.-N. *Přestavlky* auf čech. Gebiete berück-

---

[1]) Der O.-N. *Kostomlaty* kommt im čech. Teile Böhmens häufig vor.

[2]) Häufiger O.-N., Bezeichnung der Überfahrt zwischen zwei Flüssen.

[3]) Cf. Deutsche Erde, Heft 1, 1905.

sichtigt, daß hier Zusammensetzungen mit *volk* (sorb. *ẃelk*) Wolf tatsächlich vorliegen: *Prêstavl̥k*, *Pozdovl̥k* (weil urk. *Posduwolk*, *Posdowolk*); zu letzterem cf. *Pozdimir*. Aber nicht nur die Urkunden sprechen für *volk* Wolf, sondern auch die Tradition (Vita Vigberti über Volk und seine Stadt *Posduwolk*) und das Stadtwappen! Und bedeutet schließlich die Autorität eines Hilferding, Beyersdorf, Baudouin de Court. nichts, die alle *Posduwolk* als *Pozdovolk* erklären? Infallibel — Baudouin spricht ausdrücklich von einem Infallibilitätsglauben mancher Forscher — ist niemand, besonders auf dem schwierigen Gebiete der Ortsnamenforschung! Der Nachweis für die Existenz einer slav. Metathese *tlot* zu *tolt* ist von Brückner nach dem Gesagten nicht erbracht worden, weil er überhaupt nicht erbracht werden kann, da die Erscheinung, ausschließlich auf *ml-*, *wl-* (also nicht wie im großpoln. *kołdrąb*! beschränkt, nur in der deutschen Aussprache begründet ist. Ebenso sind analoge Erscheinungen der Form *tret* zu erklären: lechisch *črezpian-* (jenseits der Piana Peene) wurde von den deutschen Urkundenschreibern (Klerikern!), wenn sie genau sein wollten, durch die noch annehmbare Schreibung *zerezpan-* (also mit Einschaltung des *e* wie in *mel-* für *ml-*, *wel-* für *wl-*) wiedergegeben: die Form *circipan-*, auf die sich Brückner allein stützt, ist nichts anderes als eine Latinisierung (Anlehnung an *circa*, *circi-ter*)!

Ferner ist wohl zu beachten, daß neben 4—5 mal wiederkehrendem *Predöhl* (sl. *Prêdoly* oder *Prêdolije*) nur einmal *Perdöhl* auftaucht: allein selbst dieser O.-N. lautet noch 1194, 1230 richtig *Predole*, womit der Beweis erbracht ist, daß die Metathese tatsächlich erst im deutschen Munde eintrat.

Da nun einmal die Ortsnamenforschung zur Aufhellung sprachlicher Prozesse beisteuern mußte, sei hier eine Antwort gegeben auf Brückner's Excurs in der »Deutschen Erde« (Heft 1, 1905), der sozusagen als Vermächtnis an alle Ortsnamenforscher (die jetzigen — »ihre Vorgänger und Nachfolger«) aufgefaßt werden muß. Prof. Brückner, der Begründer der wissenschaftlichen Erforschung des polab. Ortsnamenmaterials, predigt jetzt Resignation: die Ortsnamen aus Personennamen sieht er als minderwertig an und rät, auf ihre Deutung ganz zu verzichten; da ist doch die Frage erlaubt, ob er nicht selbst in der Deutung von *Mieszka*, *Lestkovici*, *Krak* eine »Bereicherung« des slav. Namenmaterials gesehen hat? Kann bei dieser Resignation die ohnedies ganz vernachlässigte Ortsnamenforschung überhaupt vorwärts-

schreiten? Soll das von Miklosich erst angefangene Werk nicht vollendet werden? Prof. Brückner's fernere Bemerkung: »Diese Veröffentlichungen mehren sich fast in erschreckender Weise« ist wohl nicht als ein allgemeines Verdammungsurteil aufzufassen — das wäre entschieden zu weit gegangen —, sondern Brückner wollte nur die oft kaum glaublichen plumpen Mißgriffe der Forscher, die nota bene oft nicht eine einzige slav. Sprache kennen, ein für allemal brandmarken; im Interesse der Wissenschaft ist es jedoch erwünscht, daß noch mehr Werke über polabische, pomoranische oder sorbische Ortsnamen erscheinen, da sie — mag die Deutung noch so elend sein — stets als Sammlungen des Materials höchst willkommen sein müssen.

Doch gehen wir an der Hand des »Resumés« zur Besprechung der Eigentümlichkeiten der lechischen Sprachzweige über!

Da tritt uns zunächst die Frage der Palatalisation entgegen; leider hat hier Prof. Baudouin de Court. verschwiegen, wie es sich damit im Polabischen verhielt. Die drawänischen Sprachdenkmäler belehren uns, daß es in diesem Dialekte keine Erweichung der Konsonanten vor palatalen Sonanten gab. Die bekannten 5 Fälle:

ě : *pjâs* (*pěsŭ*)
-ja : *vülja* (*volja*)
ia (aus *ê*) : *siónü* (*siano*)
ió
-ju : *ljüudí* (*ljudije*)
ią (aus *ę*) : *diwjungte* (*devęty*).
jung (aus *ang*)

kommen hier nicht in Betracht, da dies nicht die »Weichheit« des Polnischen, Sorbischen und Großrussischen ist. Mit Recht hat sich Schleicher — diese 5 Fälle selbstverständlich ausgenommen — gegen die »Polonisierung des Polabischen« gesträubt, allein seine Meinung, erst unter dem mächtigen Einflusse des Deutschen sei Entpalatalisierung des *ńe ťe ťi* etc. eingetreten, hat nichts für sich, da sich aus den Schreibungen der Urkunden kein Beweis für die Palatalisation beibringen läßt. Wenn wir bedenken, daß der großrussischen Weichheit die kleinrussische Härte schroff gegenübersteht, ja sogar das Westslavische in dieser Beziehung nicht ganz einheitlich vorgeht (čech. *ne* gegenüber slovak. poln. sorb. *ńe*), so können wir auch fürs Altpolabische unbedenklich absolute Härte wie im Südslav. u. Kleinruss. annehmen: dafür

sprechen nicht nur Polanski's Ausführungen über die Entwickelungsbedingungen der Palatalisation (ein anschauliches Beispiel čech. *te ne* gegenüber *tě ně ťi ňi*), sondern auch das deutliche Streben des Drawänischen, selbst berechtigte ursprüngliche Weichheit vor palatalen Sonanten zu tilgen: aus *vydanije vydanje* wird *voidône* (*ne* hart zu sprechen, im Gegensatze zum kleinruss. *ńe* in *ćuvańe*!), aus *zeḿę* (für *zeḿą*) entsteht *zimę zimang*.

Die Annahme von Halbweichheit fürs Urslav. ist, wie Polanski mit Recht bemerkt, ein bequemes Ausfluchtsmittel; die Gutturalen kommen selbstverständlich nicht in Betracht, da diese Konsonanten, wie die Übereinstimmung aller slav. Sprachen in diesem Punkte beweist, seit jeher im Slavischen überhaupt, im Lechischen insbesondere, eine Sonderstellung einnehmen, gegen palatale Sonanten ungemein empfindlich sind. Daß im Ursl. die nichtgutturalen Konsonanten vor palatalen Sonanten kaum anders als in den westeuropäischen Sprachen lauteten, dafür scheinen folgende zwei Erwägungen zu sprechen:

Aus großruss. *ti* und kleinruss. *ty* kann sich fürs Urruss. nur *ti* als Resultante ergeben, da ein Übergang von *ti* zu *ty* rein unmöglich ist. — Neben *chwała* und *ljud* (*polje*) gab es ein indifferentes, nach westeuropäischer Art gesprochenes *l* in *chvaliti*: wenn hier das Polnische, Sorbische und Großrussische *chvaľi* sprechen, so merkt man unschwer, dass hier eine sekundäre Erscheinung, nämlich Zusammenfall des indifferenten *li* mit *lj*, vorliegen muß. Verfehlt wäre es daher, fürs Urruss. *chvaľiťi* anzusetzen, da sich damit kleinruss. *chvalyty* (hier ist umgekehrt das indifferente *l* zu *l* geworden!) unmöglich in Einklang bringen läßt. Wenn im Kleinrussischen sogar aus *polje pole* wurde, so beweist dies deutlich, dass es in der Sprache keine Verbindung *l'e* gab, sondern nur indifferentes *le*, an das sich eben das vereinzelt dastehende *polje* anschließen mußte. Mit dem indifferenten *l* zugleich geschah dann die Weiterentwickelung des Wortes zu *pole*.

Ich ziehe also aus dem Gesagten die Schlußfolgerung: Das verschiedene Verhalten (im Punkte der Palatalisation) der russischen Sprachzweige berechtigt uns auch, eine ähnliche Spaltung innerhalb des Lechischen anzunehmen; das Drawänische weist absolute Härte auf, und da sich in einer Sprache wohl einzelne Laute, z. B. *ś ź*, entpalatalisieren lassen, niemals aber systematisch alle Konsonanten, so haben wir schon fürs Altpolabische den Zustand des Drawänischen vorauszusetzen. Zwischen Kašubisch-Polnisch und Polabisch (Drawänisch) liegt

eine ungeheuere Kluft in dieser Beziehung, so daß wir es eigentlich unbegreiflich finden müssen, wie Ramułt gerade Polabisch und Pomoranisch zu einer näheren Einheit gegenüber dem Polnischen zusammenschweißen wollte. Brückner's Zitat aus Krylov: slona-to ja ne primětil bleibt darnach in Kraft.

Prof. Baudouin de Courtenay bemerkt: »Die kašubisch-polnische Weiterentwickelung des ursl. *ɤ* zu *ar* (*tɤt* zu *tart*) wiederholt sich, aber im Grunde genommen nur scheinbar, im Niederlausitzisch-Sorbischen«. Dazu wäre zu ergänzen, daß auch das Polabische in dieser Hinsicht vollkommen mit dem Kašubo-Polnischen übereinstimmt. Wir haben es mit einer gemein-lechischen Weiterentwickelung zu tun, die bisjetzt noch nicht genügend Beachtung gefunden hat, da Schleicher den wahren Sachverhalt nicht richtig erfaßt, durch seine Autorität aber alle Forscher irregeführt hat. Bei Dr. Mucke findet sich zwar (Niedersorb. Gramm. S. 123) ein Verweis auf das Polabische, allein Mucke's Rekonstruktionen in seinen Szczątki języka połabskiego zeigen klar, daß auch er noch nicht zur richtigen Erkenntnis der wirklich vorliegenden Verhältnisse gelangt ist. Ursl. *tɤt* auch im Polabischen = *tart*, draw. *tórt*. Belege fürs Polabische [1]):

Zarneglowe (Vorpommern) } poln. *Čarnogłowy*,
Zarnewanz (Vorpomm., 2 mal in Mecklenbg.) } *Čarnowąs*.

Sarnßecke (Lüneburg) = poln. (*Żarnośćky*) *Żarnosieki*.

Diese 2 Fälle, die eigentlich zu *tɤ́t* gehören (cf. russisch *čern- žern-*), sind hier nur deshalb erwähnt, weil das Resultat von ursl. *tɤ́t* in diesem Falle, nämlich nach *č*, *ž*, *š*, vollkommen mit dem Ergebnis von *tɤt* übereinstimmen muß.

Karchow (Mecklenbg.) zum P.-N. *Karch*, čech. *krch*, osorb. *korch* Linkhand : poln. *Karchów*.

Kargow (Mecklenbg.) : poln. *Kargów*.

Karbow (Mecklenbg.) : poln. *Karbowo*.

tɤ́t ist ferner ganz zu *tɤt* geworden in den 2 O.-N. (Mecklenbg.) *Tarnow* (poln. *Tarnów*, *Tarnovica* etc.) und *Twardulino*, jetzt *Warlin* (cf. poln. *twardy*, südsl. P.-N. *Tvrdilo*, urk. *Tverdilo*).

Echtes *tɤt* liegt wieder vor in den O.-N.:

---

[1]) Die O.-N. sind aus Kühnel's Werken über Mecklenburg und das Wendland geschöpft.

Wargalitz, *Wardow* : *Wargalitz* zum P.-N. *Wargal* (poln. *warga* »Lippe«, daher *wargal* »Großlippiger« wie *wąsal* »Großbart« zu *wąs*).

Wardow : P.-N. *Warda* = poln. *warda* »Linktatz«.

Im Drawänischen, dem organischen Fortsetzer des Altpolabischen, muß natürlich dieselbe Weiterentwickelung auftreten, mit dem einzigen Unterschiede, daß sich das *a* in *tart* zugleich mit allen sonstigen *a* in *ô* verwandelt hat. Es war daher ein gewaltiger Irrtum Schleicher's, wenn er *gôrnak* (polnisch *garnek* Topf) als **gârnak* transskribierte, da bereits im Altpolabischen in vollkommener Übereinstimmung mit der ganzen lechischen Sprachgruppe *garn-ŭk* vorlag. Hier sei gleich die Entwickelnng des altpolab. *čarny* angedeutet: die zu erwartende Form *côrne* findet sich tatsächlich bei allen Aufzeichnern, Schleicher's *čârne* ist also in doppelter Hinsicht falsch: *â* hat keine Berechtigung und die Erweichung findet nur eine scheinbare Stütze an einer Schreibung Pfeffinger's: *tschiurna*. Alle übrigen Quellen bieten nur *côrne* (ohne *i*), und selbst Pfeffinger hat noch eine zweite Schreibung *tschoorne*, die allein als die richtige angesehen werden muß; daß *i* tatsächlich nur graphisch ist, beweist auch die Schreibweise *tschiöra* für *tschöra* (*gjöra-gora*) bei demselben Aufzeichner. Eine Form *čorn* ist schon deshalb unmöglich, weil nach *ž*, *š*, *č* im Lechischen die Erweichung sozusagen im Zischlaute aufgeht: daher *żądlo* (poln.) *zundlü* (polab., ursl. *žędlo*, woraus zunächst *žiądlo*, dann *żądlo*), *nocungl načął* (er fing an, aus ursl. *načęl*).

Hierher gehört auch ein von Schleicher arg verkanntes Wort. Das von Hennig überlieferte *bôrs*, *bôrsch* »eher« ist natürlich nicht *prêžde*, sondern der Comparativ zum gemein-lechischen *barzo* (polnisch jetzt *bardzo*), **barže* »rascher, früher, eher«, daher zu transskribieren durch *bôrz*, *bôrž*.

Dem poln. *smarkać* (obersorb. *smorkać*) entspricht polab.-draw. *smarkat-smôrkat*, das ja tatsächlich in der Wendung *süpâl voismôrkat* (mit *o* geschrieben!) vorliegt.

Schließlich sei hier noch die einzig-mögliche Etymologie von draw. *porg* Bofist gegeben. Durch die Ähnlichkeit des Klanges verleitet, stellten es die bisherigen Forscher ohne weiteres zu poln. *purchawka*, *parch*, obsorb. *porchawa*. Mucke rekonstruiert säuberlich »*porch* oder *pârch*«, ohne zu beachten, daß Parum-Schulze nur *g* schreibt. Die Worte des Parum-Schulze müssen uns den richtigen Weg

weisen: »*porg* — wenn man darauf tritt, dann berstet es und spritzet Dreck heraus«, d. h. der Bofist heißt im Draw. deshalb *porg*, weil er berstet . . .; bersten aber heißt draw. *pârgnọt*, Nebenform *pirgnọt*, poln. *pierzgnąć*. Es liegt also ursl. *pr̥̀g-* zu Grunde: wie nun aus *tr̥̀n- tarn-* (*Tarnow* gemeinlech.), aus *tvr̥̀d-* poln. *twardy* (polab. nur im P.-N. *Twardula*) wurde, ebenso trat in der Wortableitung neben *pr̥̀g- perg-* (Zeitwort) auch *pr̥g* (Hauptwort), woraus sich eben altpolab. *parg*, draw. *porg* entwickeln musste. Das draw. Wort für Bofist steht also in keinem Zusammenhange mit *purchawka*, *parch* (Räude!), *porchawa*, seine eigentliche Bedeutung ist »Berstpflanze» (zum Stamme *pr̥̀g- pr̥̀gnąti*).

Es ergibt sich also, daß die Weiterentwickelung des *tr̥t* zu *tart* eine allgemein-lechische Erscheinung ist, und zwar ist sie nur diesem Sprachstamme eigen, da, wie Prof. Baud. de Court. richtig bemerkt, das niedersorb. *tart* nur scheinbar hierher gehört: es ist erst eine sekundäre Bildung für ursprüngliches *tërt*.

Auch Punkt 6 erheischt eine nähere Ausführung: »Die Aufbewahrung der Nasale ist gemein-lechisch, obgleich jedes Gebiet Eigengestaltungen aufweist«. Das Polabische ist wieder recht konservativ, es stimmt mit dem ursl. Zustand vollkommen überein bis auf zwei Prozesse, die diesen Zustand etwas ändern. Der erste Prozeß, nämlich die Steigerung des *ę* zu *ią* (*devętî*: *deviąty*) muß in die urlech. Zeit zurückreichen, da diese Erscheinung auch dem Kašubisch-Polnischen eigen ist. Der zweite Prozeß aber, der Ersatz des *ą* durch *ę* nach allen weichen Lauten, ist spezifisch polabisch: *pojangk* (altpolab. *pajęk*) gegenüber ursl. *pająk*, *zimang* (*zemę* aus *zem̀ę*) gegenüber ursl. *zemją*, *plozang* (*płačę*) gegenüber ursl. *płačą*; diese weiche Endung der Prima Sglris und Tertia Pluralis wurde dann im Polab. (Draw.) auf alle Zeitwörter übertragen: *eidang*, *plitang* (**idę*, **pletę*, aber durchaus nicht identisch mit poln. *idę pliotę*, dessen *ę* — wie wir bald sehen werden — tatsächlich auf *ą* zurückgeht!).

Gegenüber dieser Einfachheit der Verhältnisse im Polabischen müssen die polnischen Abweichungen vom ursl. Zustande als ziemlich kompliziert bezeichnet werden. Für ursl. *ą* finden wir bald *ą*, bald *ę*, und nur der Umstand, daß *ę* stets hart bleibt, deutet an, daß es sich tatsächlich um den Ersatz des urslav. *ą* handelt. Quantitative und qualitative, durch Accent oder Kontraktion (gelegentl. Ersatzdehnung) bedingte Unterschiede des *ą* liegen der poln. Vertheilung von *ą* und *ę*

zu Grunde. Die Differenzierung von *kładę kladą* (ursl. *kladą kladątĭ*) beruht z. B. auf einer durch Ersatzdehnung *kladą̄* (aus *kladątĭ*, dessen *tĭ* bekanntlich im Westslav. abgefallen ist) hervorgerufenen Wertänderung des ursl. *ą*: als Resultat der Ersatzdehnung *ą̄* stellt sich die Bewahrung des *ą* (»schwerer« Laut) dar, gegenüber dem quantitativ schwächeren *ą* der 1. Sg., das durch eine andere Nüance des Nasallautes, hartes *ę* (»leichter« Laut), wiedergegeben wird. Ähnlich verhält es sich mit *wodę — wodą*, wo wieder die Kontraktion *vodoją* > *vodą̄* die Bewahrung des *ą* herbeigeführt hat. Das Polnische geht in dieser Beziehung mit dem Čech. Hand in Hand, während das Polabische und Sorbische quantitative und qualitative Unterschiede bei *ą* getilgt haben, da hier jedes *ą* nur *ǫ* (*ung*) resp. *u* ergibt.

Poln. *kładę vodę* : čech. *kladu, vodu* =
Poln. *kladą̄ vodą̄*: čech. *kladú kladou vodú vodou.*

Dasselbe Verhältnis liegt auch vor in den Fällen, wo ohne Zweifel die ursprüngliche Verschiedenheit des Accentes der maßgebende Faktor war:

»Schwerer« Laut *ą*, čech. *ú*, *ou*.

kąt — kout.	*dąbek — doubek.*
krążek — kroužek.	*mąka — mouka.*
dąbrowa — doubrava.	*mądry — moudrý.*
pająk — pavouk.	*gąska — houska.*
krągły — okrouhlý.	*sąd sądu — soud.*

Aus poln. *gąść*, čech. *housť* und serb. *gȕšta* ergibt sich der Grund der Erscheinung; ursl. *ą* war in den angeführten westsl. Wörtern betont, und erst unter dem Einflusse des Accentes traten die einander wohl ähnlichen, aber durchaus nicht identischen Prozesse des Poln. und Čech. ein; das Polnische, das ja die Nasale bewahrt, deutete den urspr. qualitativen Unterschied (betontes *ą́*, unbet. *ą*) genau so an wie den urspr. quantitativen (*vodą vodą̄* aus *vodoją*), nämlich durch den »schweren« (*ą*) und »leichten« (*ę*) Laut; das Čechische, das den Nasal durch *u* ersetzen mußte, andererseits aber den quantitativen Unterschied von *kladą kladą̂ vodą̂, vodą vodą̂* auch nach dem Ersatze des Nasals durch *u* festhielt (*vodu—vodú vodou, kladu—kladú kladou*), deutete nun auch den qualitativen Unterschied zwischen *ą́* (betont) und *ą* (unbet.) durch *ú* (*ou*) und *u* an, genau so wie es bei *kráva* — russ. *koróva*, štokav. *krȁva* gegenüber *strana* — russ. *storoná* verfährt.

Einige Beispiele für den »leichten« Laut *ę*, čech. *u*:

kęs — kus. krępy — krupý.
pręt — prut. pajęčyna — pavučina (gegenüber *pająk — pavouk*).
bęben — buben, pęp — pup (gegenüber *pąpie — poupě*).
głęboki — hluboký (die erste Silbe war schon im Ursl. unbetont, cf. štokav. *dùbok*, čak. *dubȍk*).
ręka — ruka, cf. russ. *ruká*, aber poln. *rączka*, russ. *rúčka*.
łęk — luk, gęba — huba (Maul) etc.

Nur eine scheinbare Ausnahme bilden die Wörter *dąb, krąg, błąd, gołąb, galąź, sąd* (Gefäss), *mąż*, denen čech. *u* gegenübersteht: *dub, kruh, blud, holub, haluz, sud, muž*; das Polnische bietet aber wieder in vollkommener Übereinstimmung mit dem Čech. Gen. *dębu, kręgu, błędu, gołębia, gałęzi, sędu, męża*. Da čech. *suk, sup* = poln. *sęk, sęp* (nicht **sąk, *sąp*), ist es klar, daß es sich hier um einen ähnlichen Wechsel wie bei *miód — miodu* handelt: die genannten Wörter *dąb, krąg* etc. enden sämmtlich auf ursprüngl. tönende Konsonanten (*b, g, d, b, z, ž*) und der Nasal befindet sich stets in geschlossener Silbe. Wie nun *miod* zu *miȍd* wurde, so bekam auch der Nasal in der geschlossenen auf ursprüngl. tönende Konsonanten ausgehenden Silbe einen höheren Wert als in der offenen Silbe (*gołębia sędu — miodu, liody*): daher der »schwere« Laut *ą* im Nominativ Sgl. Das čech. *holub, kruh* ist daher das Ursprüngliche (cf. russisch *gólubʹ*), der polnische Wechsel *gołąb — gołębia* konnte sich erst entwickeln, nachdem *ŭ* und *ĭ* gefallen waren.

Wir sehen also das Polnische in der Frage des *ą* ganz auf der Seite des Čechischen, während das Polabische hier auf dem Standpunkte des Sorbischen steht; anders aber gestalten sich die Schicksale von *ę*: da kommt die lechische Verwandtschaft wieder zur Geltung.

Auch bei *ę* haben wir zwischen urspr. betontem *ę* und unbetontem zu unterscheiden:

I. *devęty*[1] betontes *ę* vor folgender Härte.
II. *tęža*[2] *jęti* » *ę* » » Weichheit.
III. *języ̆k* (cf. russ. *jazýk*) unbetontes *ę* vor folgender Härte.
IV. *dęvęti* (cf. russ. *dévjatʹi*) » *ę* » » Weichheit.

---

[1]) Cf. russ. *devjátyj.* [2]) *tjáža.*

Fürs Polabische fallen II. und IV. zusammen, d. h. das Polabische verfährt hier konsequent wie bei *ą*, wo ebenfalls *ą́* und unbetontes *ą* nicht geschieden werden: das Polnische und Čechische beachtet aber den Unterschied wohl. In I. und III. herrscht vollkommene Übereinstimmung zwischen Polnisch und Polabisch, aber auch das Čechische schließt sich ähnlich wie bei *ą* (*pająk* — *pavouk*) ungemein eng an, die Fälle sind analog.

Das Sorbische gehört zu I. nur durch den ausgestorbenen Sorauer Dialekt (Jakubica). Betrachten wir nun die Entwickelung der einzelnen Fälle! Aus *devę́ty* wird zunächst durch Einfluß des Accentes ein *devę́ty* (Dehnung), hierauf tritt 1) im Čech. Ersatz des Nasals durch *ia* (eine aus *eü iü* hervorgegangene, durch den gutturalen Charakter der folgenden Silbe bestimmte Lautgestalt) ein, daher **devjátý*, *devátý*;

2) im Lechischen eine ähnliche Spaltung des *ę̂* ein, wie sie beim nicht-nasalen *é* stattfindet.

Aus ursl. *mę̂sto* wird im Lechischen *miasto* (dieselben Bedingungen dieser Spaltung wie bei *devę̂ty*: Länge des *e*-Lautes (*ē*) und folgende Härte!), daher aus *devę̂ty* : *deviąty*. Selbstverständlich kann in *język* (III.) diese Spaltung nicht eintreten, weil hier die erste Hauptbedingung nicht erfüllt ist, es fehlt die an den Accent geknüpfte Länge des Nasals: daher richtig poln. *język*, čech. *jazyk* (*a* kurz!). Wenn das Drawänische trotzdem *jązik* (*jungsik*) bietet, so ist dies eine verhältnismäßig junge Analogiebildung nach Wörtern wie *gljungdat* (poln. *glądać*), *wjungzat* (poln. *wiązać*) etc., wo die Bedingungen des Wandels gegeben waren; nach Verlegung des Accentes nach vorne: **język* (aus *język*) trat dann wie in *ględat* — *gljungdat* auch Umformung zu *jungzik* ein. Auf die alte Betonung von westslaw. *męsò* weisen poln. *mięso*, čech. *mȁso* (*a* wieder kurz wie in *jazyk*), polab. *mangsŭ* (*męsò*). Der Sorauer Dialekt des Sorbischen bietet die Analogieform *mjuso* aus **miąso* nach *gljudać wjuzać*.

Beispiele: draw. *swante*, poln. *święty*, čech. *svätý*.
(= *svęty*) cf. russ. *svjatój*.

dagegen fem.: *sjunta* (Analogiebildung nach Verlegung des Accentes, poln. nur *święta*, čech. *svatá*), poln. *świątek*, čech. *svátek*.

draw. *sist disjungt* (60), poln. *sześć dziesiąt*, čech. *šedesát*.

draw. *gljungdat*, poln. *glądać*, čech. *hlídati* (differenziert *hledati*) aus *hliádati*) *hliédati*.

draw. *wjungzat*, poln. *wiązać*, čech. *vázati*.
draw. *zungdlŭ* (Accent verlegt), poln. *żądło*, čech. *žídlo* (aus *žiádlo*).
poln. *żądać*, čech. *žádati*.

Die Fälle II. u. IV. sind nur fürs Polabische identisch: ein *počęti* und *dévętí* (vorslav. Betonung *devętis*, *pentis*) ergeben *pücangt*, *divangt*, anders im Poln. und Čech. Im Poln. kann die Spaltung des *ę* zu *ią* in unbetonter Silbe nicht vor sich gehen: der Nasal bleibt wegen der folgenden Weichheit *'ę*: *dziewięć pięć*. Im Čech. tritt aus demselben Grunde (wegen des palatalen Charakters der folgenden Silbe oder des folgenden Lautes) nicht *ia* als Ersatz des Nasals auf, sondern *ie*, daher *pět*, *devět*, die nicht mit Gebauer als **pjat*, *devjat* aufzufassen sind. Wenn nun ein solches durch folgende Weichheit bedingtes *ię*, čech. *ě* betont war, wie in *počęti*, *vęže* (er bindet), so verfuhren die Sprachen genau so wie bei *ą*: im Poln., das quantitative Unterschiede wenig beachtet, trat wieder die bekannte Scheidung zwischen »schwerem« und »leichtem« Laut ein: in *pięć ię* urspr. unbetont, daher bleibt der leichte Laut *ię*; in *počęti* aber muss *ią* erscheinen: *począć*, *wiąże*. Es ist somit dieser Wandel des *ię* zu *ią* wohl zu scheiden von dem gemein-lech. Wandel *devętĭ* : *dev'ąty* (čech. *devátý*), wo gerade die Härte der folg. Silbe die conditio sine qua non ist. Für den zweiten spezifisch poln. Wandel bietet wieder das Čech. ein Analogon: im Čech. ergibt *počęti vęže* zunächst *počiéti viéže*, die sich vom unbet. *ie* in *pętí* durch die Länge des Nasals unterscheiden: daher jetzt *počíti víže*, *tíže* (poln. *ciąża*). Poln. *rząd rządu* (Regierung) = čech. *řád řádu*; aber *rząd rzędu* (Reihe) beruht eigentlich, wie das čech. fem. *řada* (*a* kurz) beweist, auf **rędŭ*. Das Verhältnis zwischen *rząd* Nom. und *rzędu* ist genau dasselbe wie in *kśądz księdza* (čech. nur *kněz kněze*), *jastrząb jastrzębia*, die alle so zu erklären sind wie die analogen Fälle *dąb dębu*, *krąg kręgu*.

Prof. Baudouin de Court.'s Bemerkung: »Außerdem unterlag im Kaš., im Gegensatze zum Poln., der urslav. Nasalvokal *ę* einer Spaltung . . .« verlangt eine Zurückführung aufs richtige Maß; es handelt sich hier augenscheinlich um den kaš. Wandel *přysīc* : *přysegac*; weit entfernt einen Gegensatz zum Poln. darzustellen, beruht die »Spaltung« nur auf lautlicher Modifikation der zu Grunde liegenden allgemein-poln. *przysiąc* — *přysięgać* (aus *ią* wurde über *iu(n)*-ī, aus *ię* — *e*!).

Schließlich sei noch hervorgehoben, daß die Entpalatalisierung des *ę* im Kaš. nicht mit dem polab. *ę* auf die gleiche Stufe gestellt werden kann, da dem polab. *ę* der palatale Charakter (*'ę*) überhaupt fremd war.

In Punkt 7 ist die Rede von der »Spaltung« des *e*, *ê*, *ę́*. Da diese Bezeichnung leicht irreführen kann, empfiehlt es sich, den Ausdruck »Spaltung« nur auf die zwei gemein-lech. Fälle *ê* = *ia*, *ę́* über *ę̂* = *ią* (Bedingung: Ton und folgende Härte) zu beschränken, da darin eine wirkliche Zerlegung, Spaltung desselben Lautes, des einfachen oder nasalen *ê*, zum Ausdruck kommt. Die »Doppelform« *'e — 'o* ist eine sehr späte Erscheinung, da sie dem Polab. ganz fehlt (poln. kaš. *bŕoza* aus *bŕeza*, Polab. nur *brēza*, *brizaińa*) und erst im Altpoln. in der Entwickelung begriffen erscheint. Die wesentliche Bedingung dieses Umlautes (*'e — 'o*) ist die Weichheit des *e*-Lautes, daher ist dieser Prozeß auch im Sorb., Großruss. anzutreffen; dem Čech., dem weiches *e* ganz fehlt, ist der Umlaut unbekannt; da nun auch das Polab. nicht die geringste Spur aufweist, so müssen wir darin wieder einen Beweis für die absolute Härte des *e* erblicken.

Prof. Baud. de Court. hätte aber hervorheben müssen, daß die Spaltung *ê—ia* (draw. *ē—io*, nach- und zwischentonig *ia niwéidial nevídêl*, *wäùjadǒn* = *vỳjadáno*) allen lech. Sprachzweigen eigen war. Leider hat man bisher noch immer nicht klar erkannt, daß das Polab. in der Behandlung des *ê* mit dem Polnischen vollkommen übereinstimmt. Dr. Kalina's Ausführungen (Słownik języka połabskiego — Par. Schultze) über die Schicksale des ursl. *ê* im Polab. sind im Prinzipe ganz verfehlt: Dr. Kalina, selbst ein guter Kenner des Bulgarischen, hat aus dem Polab., einer lechischen Sprache, eigentlich einen bulgar. Dialekt gemacht, da er ganz verkennt, daß sich die Gutturalen und Labialen gegenüber dem *ê* im Polab. genau so verhalten wie im Polnischen: wenn er wie einst Hilferding das *clavak* der draw. Sprachdenkmäler als **človjak* (cf. bulgar. *orjach*, *snjag*) faßt, so ist das vom Standpunkte des Polab. eigentlich eine sprachliche Ketzerei: das draw. *clavak* ist die regelrechte Weiterbildung eines früheren *clavĕk*, da es im Draw. das Lautgesetz gab: »Nachtoniges *ĕ* im Inlaute (und häufig auch im Auslaute) und nicht selten zwischentoniges *ĕ* werden über *ä* zu *a*«. Beisp.: *clóvĕk* > *clăvak vübasén* (*òbĕšén*), *pü zéima* (*po zímê*).

Die Spaltung des *ê* vor folgender Härte zu *ia* muß zu den ältesten Lautprozessen des Lechischen überhaupt gerechnet werden: sie ist im Vereine mit der analogen Wandlung des *ę* zu *ią* (*devęty*) sozusagen die wissenschaftlich unanfechtbare Grundlage der »lechischen« Theorie.

Aber auch die Doppelform *tert — ťart*, *tart* für ursl. *tr̥t* ist dem ganzen lech. Sprachgebiete eigen. Es ist ja auch nicht anders zu er-

warten, da wir bereits die Gleichung *tŕt* = *tart* auf dem ganzen Gebiete nachweisen konnten. Lange genug hat die Wissenschaft im Finstern getappt, und noch im Archiv 1904 (Dr. Mucke — Sprachgrenzen des Sorbischen) wird von Dr. Mucke allen Ernstes fürs Altpolab. **varch* gegenüber sorb. *čerch* angesetzt: man hat sich eben noch immer nicht von Schleicher emanzipiert, der wohl vieles richtig erfaßt, im einzelnen aber ganz gewaltige Schnitzer begangen hat. Nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Urkunden und O.-N. lautete ursl. *tŕt* auch im Polab. nur *tert* (bei folgender Palatalität).

O.-N. *Werben*, *Verbitz* (poln. *wierzba*, *wierzbica*),
O.-N. *Ferch* bei Potsdam,
Ferchesar (= *Verchjezeŕe*) bei Brandenburg und Rathenow,
Ferchlippe (Altmark = *Verchlipe*),
Werchau, *Ferchau* (Altm.),
urk. *Werchlaß* (Mecklenbg., identisch mit kaš. O.-N. *V'ečhlas*),
Verchen (Vorpommern) etc. etc., überall nur *verch*.

Der poln. Wechsel *čarny* — *černić* kehrt auch im Altpolab. wieder: *Zernikow Schernikau* = *černików*,
aber *Zarnekow* = poln. O.-N. *Čarnkowo*, Ort des *Čarnek*,
neben *Zernin Zernitz* findet sich *Zarrentin*, urk. *Zarnetin* = poln. *Čarnotino*.

Erwähnt sei schließlich noch urk. 1272 *Smerdele* (jetzt *Schmarl*, Mecklenburg), das sich mit dem poln. *śmierdziel* vollkommen deckt.

Im Drawänischen hat sich aus diesem altpolab. *er* (= sorb. poln. *'er*) das sekundäre *ar âr* entwickelt. Daß *ar âr* (beachtenswert ist der Umstand, daß die Quellen fast stets nur *a á* schreiben, nie *ó* wie in *côrne*, *gôrnak*, *bôrz*, gemein-lech. *čarny*, *garnŭk*, *barzy*) tatsächlich auf älteres *er* zurückgeht, beweist:

1) *wârdôt* (Lehnwort) aus deutsch. *werd-en*,

2) die Bewahrung des *er* als *ir* und selbst als *er* neben der gewöhnlichen Umgestaltung zu *ár*: neben *vârch*, *smârde*, *sârsin* (poln. *šeršeń*), *pârde* (poln. *pierdzi*) finden wir *dirze* (poln. *dzierży*), *wirgne* (poln. *wierzgnąć*), *pârgne* und *pirgne* (poln. *pierzgnąć*), *cârwéne* und *cerwene*, *cârkai* (*cźky*) und *cerkweića*. Es ist also vereinzelten Wörtern gelungen, sich dem allgemeinen Wandel des *er* zu *ár*, der erst im Drawänischen eintrat, zu entziehen.

Zu diesem Wandel ist die Neigung deutscher (besonders nieder-

deutscher) Dialekte, *er* in *ar* übergehen zu lassen, am nächsten zu vergleichen.

Schleicher hat es sich also sehr bequem gemacht mit der Darstellung des ursl. *tr̥t* durch **târt*, da *târt* erst aus älterem *tert* hervorgegangen ist: draw. *vârch*, altpolab. ***verch***.

Aber noch weiter geht die Übereinstimmung zwischen Polabisch und Polnisch-Kašubisch.

Wenn auf *tr̥t* Härte folgte, konnte das Lechische zwei Wege einschlagen; entweder wurde die Weichheit des *ŕ* ganz getilgt und damit der Zusammenfall mit *tr̥t—tart* herbeigeführt: *Tarn-ow* (polab. und poln.) *Tarnefitz* (poln. *Tarnowica*) gegenüber *terń* (*cierń*), poln. *twardy* (aber *twierdzić*), polab. P.-N. *Twardula* in *Twardulino* (1170, jetzt *Warlin* in Mecklenbg.),

oder es wurde *tart* erweicht: *tart*; Prof. Baudouin de Court. will diese Wiedergabe des *tr̥t* durch *ťart* nur dem Kašub. zuschreiben, allein die Übereinstimmung des Polnischen und Polabischen in dem Worte *ziarno*, *zjôrnü* (nur mit *ô* geschrieben wie *gôrnak*, *côrne*, *bôrz*) läßt keinen Zweifel an der allgemeinen Geltung des Lautgesetzes zu: nicht nur für das Polabische und Urkašub. ist *ziarno* (kaš. daraus sekundäres *zarno*, da *z* nicht erweicht werden kann) anzusetzen, sondern auch fürs Polnische ist *ziarno* die organische Lautform. Wir dürfen, wo Polnisch und Polabisch übereinstimmen, nicht eine Analogiebildung annehmen. Nach Prof. Baud. de Court. soll **zarno* die echtpolnische Form sein, die erst durch *ziarnisty* zu *ziarno* umgestaltet worden sei. Das ist schon deshalb unmöglich, weil sich aus *zr̥nisty* niemals **ziarnisty*, sondern nur **ziernisty* entwickeln kann (cf. *ciernisty*; *pierdzieć*, *śmierdzieć* stehen in jedem poln. Wörterbuche, was soll also die Stelle heißen: »man behauptete, es konnten diese Wörter nicht existieren«?); die Sache verhält sich also umgekehrt: nicht **ziarnisty* hat ein nie bestandenes **zarno* beeinflußt, sondern das organisch gebildete *ziarno* hat die organische Form **ziernisty* zu *ziarnisty* umgestaltet. Auch *piard* (Subst.), *piardnąć* (Vb.) verhält sich zu *pierdzieć* wie *ziarno* zu **ziernisty*, wie *čarn* zu *černić*. Prof. Brückner hat recht, wenn er bemerkt, das Kašubische habe nur einige Beispiele *ťart* mehr, während das Poln. die gänzliche Entpalatalisierung vorziehe.

Das Polabische stimmt wieder genau zum Kašubischen: kaš. *vu-*

---

[1]) Schleicher's Schreibung *zťårnü* grundfalsch.

miarti — polab. *eimiórte* (dies die richtige von P. Schulze überlieferte Form), kaš. *ćwardi* — polab. *tjórde* aus *tvjórde* (wieder *ó* — nicht *â*!), altpolab. **tvjardy*, kaš. *ćf'orti* — polab. *citjórte* aus *četvjarti*. Das Polnische bietet: *marty*, *twardy*, *ćwarty* (entpalatalisiert); dagegen herrscht Übereinstimmung bei *zy̨no*: poln. *ziarno*, kaš. *zarno* (aus *ziarno*) — polab. *ziarnò*, *ziórnŭ*.

Wir sehen also die *tart*-Form in allen lechischen Sprachzweigen reichlich vertreten; gerade dieser Umstand brachte es nun mit sich, daß ihr noch ein weiteres Gebiet zugewiesen wurde, wo sie ursprünglich keine Berechtigung hatte. Es soll nun die Frage nach dem so heiß umstrittenen Ursprung der polab.-kašub. Formation *gard*, draw. natürlich *górd* (poln. *grod*) beantwortet werden.

Es ist zunächst als feststehende Tatsache anzusehen, daß dem Polnischen eigentlich nur die Formel *trot* von allem Anfange an eigen war: das ist die echte Metathese, die — wie Prof. Baudouin de Court. bemerkt — nur durch die Tendenz, alle geschlossenen Silben zu beseitigen, hervorgerufen wurde; *tort* ward zu *trot* wie *tolt* : *tlot*, *telt* : *tlet*, *tert* : *tret*.

Wie verhalten sich nun dieser Metathese gegenüber die einzelnen lechischen Sprachzweige? Das Polnische steht ebenso wie das Sorbische auf dem sozusagen korrekten Standpunkte:

berg : *brěg*.

melko : *mleko*; daneben aber findet sich, was wohl zu beachten ist, sporadischer Zusammenfall des *telt* mit *tolt* : *tlot*, z. B. in der Schriftsprache *włokę* neben Inf. *wlec*.

golva : *głowa*.

gord : *grod*. Hier ist im Polnischen ebenfalls die gemein-slav. Metathese durchgedrungen, diese Entwickelung können wir daher als die organische bezeichnen. Nur ganz sporadisch tritt im Polnischen Zusammenfall der Formel *tort* mit *tart* ein: das ist bestimmt der Fall in dem nicht hinwegzuleugnenden Worte *karw*, das dem gesamten polnischen Sprachgebiete im engeren Sinne angehört. Prof. Baud. de Court.'s Behauptnng: »Kurz und gut, es lassen sich keine echt polnischen Worte mit *tart* nennen« trifft also nicht zu. Wie haben wir uns die Entwickelung dieses Wortes **korw* zu denken? Es war ihm wohl gelungen, sich der Metathese (**krow*) zu entziehen, vielleicht weil die Sprache differenzieren wollte zwischen »Ochs« und »Kuh« (*krowa*), aber bei der im Slavischen tief eingewurzelten Tendenz nach Beseitigung

der geschlossenen Silbe *tort* war auch die Duldung eines **korw* absolut ausgeschlossen: es mußte — das war der einzige Ausweg aus diesem Dilemma — Anschluß an die ähnlich klingende, im Lechischen weit verbreitete *tart*-Formel eintreten: so war einerseits die Metathese umgangen und die unerträgliche *tort*-Form überhaupt beseitigt, andererseits aber die ursprüngliche Lautfolge beibehalten: *karw* wie gemeinlech. *barzo*, *garnŭk*, *tarn-*. Es gibt überhaupt nur diese zwei Möglichkeiten bei Beseitigung der geschlossenen Silbe *tort*: entweder Metathese, wofür sich das Polnische gleich den meisten anderen slav. Sprachen entschieden hat[1]), oder — was nur auf lechischem Gebiete eintreten konnte — Zusammenfall der Form *tort* mit *tart*, im Poln. allerdings nur sporadisch zu beobachten. Übrigens sei noch ein poln. O.-N. angeführt, der gewiß auch hierher gehört. Für *Charlupia* (in Russ. Polen) bietet uns das Altsorbische gerade die regelrechte poln.-sorb. Form *Chrolupe*, *Chrolipe*, jetzt *Krölpa* in Thüringen. Mit dem altsorb. O.-N. *Kralup* (jetzt *Kralapp* bei Rochlitz in Sachsen, cf. čech. *Kralupy* »Schollenspalter«), dem auch im Poln. mit *kra* zusammengesetzte O.-N. entsprechen, hat *Chrolupa* natürlich nichts zu tun. Die Form erscheint gesichert, mag auch die Bedeutung noch dunkel bleiben. Auf polabischem Gebiete kehrt der poln. O.-N. *Charlupa* wieder in urk. *Garlop*, jetzt *Garlippe*, *Garlip* (Altmark): schon Hilferding hat mit Recht diesen O.-N. mit dem poln. *Charlupa* identifiziert, wozu nun auch der altsorb. O.-N. *Chrolupa* gezogen werden muß.

Doch wenden wir uns dem zweiten lech. Sprachgebiete zu, dem Kašub.-Slovinzischen! Mit dem Poln. stimmt das Pomoranische überein in *brěg* und *głowa*; anders schon steht es mit *telt*: was im Poln. nur sporadische Erscheinung war, nämlich der Zusammenfall von *telt* und *tolt*, ist hier schon ziemlich häufig anzutreffen. Es wiederholt sich also Ähnliches wie bei *tart*, wofür das Poln. vereinzelt *tart* (*ziarno*) neben gewöhnl. *tart* (*twardy*) bietet, während das Kašubische eine Vorliebe für *tart* besitzt: *čf'orti*, *vumiarti* etc. Die Beispiele für *tlot* statt *tlet* sind: allgem. kaš. *mloc*, *ploc*, im Slovinz. noch *mloko*, *plova*, bei einem Worte finden sich sogar beide Formen: *mloč* und *mleč*. Sonst herrscht aber auch im Kašub. die regelrechte *tlet*-Form: wir sehen bloß eine Steigerung der sporadischen Erscheinungen des Polnischen. Genau so

[1]) Das russische Polnogłasije kann nur als eine besondere Abart der Metathese gefaßt werden.

verhält es sich auch mit der heiß umstrittenen Formel *tart* für *trot*. Was im Poln. ganz sporadisch ist (*Karw*, *Charlupa*), hat im Kaš. eine weite Ausbreitung erfahren, daneben aber besteht auch die gemein-poln. Metathese ungeschwächt fort, denn Kašub. ist ja nur Strandpolnisch, nicht eine streng abgeschlossene sprachliche Individualität: an eine nachträgliche massenhafte Importierung polnischer Wörter mit der *trot*-Form, die noch dazu die gewöhnlichsten Begriffe des täglichen Lebens bezeichnen, ist gar nicht zu denken. Wohl zu beachten ist auch, daß wir neben *Stargard* und *Belgard* auch *Stargrod* und *Belgrod*[1]) geschrieben finden; neben *Vartislaus* erscheint vereinzelt *Vrotislav*. Es ist eben das charakteristische Merkmal des Kašub., daß es wohl sporadische Erscheinungen des Polnischen steigert, niemals aber den Zusammenhang mit dem Poln. verliert: daher *tlot* neben *tlet* (charakteristisch *mloč* und *mleč*), *tart* neben *trot*. Die Tendenz, das tautosyllabische (*tort*) *or* durch Metathese zu beseitigen, war eben auf pomoranischem Gebiete nicht mehr so lebhaft als auf echt-polnischem; auf polabischem Gebiete nun läßt sich diese Tendenz allerdings auch nachweisen, sie ist ja etwas Allgemein-slavisches, aber die große Entfernung brachte es mit sich, daß diese Tendenz hier äußerst schwach war: die Sprache entschied sich für die zweite Möglichkeit, sie tilgte das tautosyllabische *or* (*tort*) durch Einsetzung der allgemein-lechischen *tart*-Form.

Wir erhalten also folgendes Schema:

Polnisch:	Kašubisch:
Ausschließliche Herrschaft der Form *trot*, sporadisch *tart* : *Karw*, *Charlupa*.	*trot* und *tart*.
Polabisch:	
Ausschließliche Herrschaft der Form *tart*, sporadisch *trot* : *broda*.	

Ähnlich verhält es sich mit den Schicksalen von *telt*, während bei *tolt* und *tert* (*břeg*, *głowa*, *breg*) Übereinstimmung herrscht:

Polnisch:	Kašubisch:
Ausschließlich *tlet* : *mleko*, *wlec*, sporadisch *włokę*.	*tlet* und *tłot*.

[1]) Altpomoranische O.-N.

Polabisch:

Ausschließl. *tlot*, draw. *tlât* : *mlåka* (cf. slovinz. *mloko*)
mlåt
vlåct
plåva plåvoj (poln. *plewa*).

Ferner ist noch zu vergleichen:

Polnisch:

Scheidung zwischen *tl̨t* und *tl̨'t*.

tl̨t fast ausschließlich *telt*, weil *ŭ* poln. *e* : *pełny*, *pełk* (Świętopełk) nur ganz sporad. *ŭ* durch *o* wiedergeg. *mołwić* ⟩ *mówic*, *półk* (*pułk*);

nur Wörter wie *dl̨gi*, *stl̨p* weisen in Übereinstimmung mit Čechisch und Niedersorbisch *łu* auf: *długi*, *słup*;

tl̨'t = *tilt* : *wilk*, *milčeć*.

Kašub.-Slovinzisch:	Polabisch:
długi, *słup* wie im Polnischen	nur *oł* (*åł*),
sonst *oł* durchgeführt: *połny*.	daher *dolg-stolp*.
Neben *wilk*	*volk*.
schon *wołk* (d. h. Entpalatalisierung d. *tl̨'t*).	

Wir sehen also deutlich die vermittelnde Stellung des Kašubischen: das Kašubische steigert sporadische Erscheinungen des Polnischen, das Polabische wieder verallgemeinert diese »Kašubismen«. Das mitleidige Lächeln der Forscher über die bereits von Prof. Baud. de Court. und Ramułt ausgesprochene Hypothese, *gard* und *garnek* (**gord* u. **gr̨nŭk*) seien gleich weiterentwickelt, war berechtigt, so lange man in Schleicher's falschen Bahnen wandelte und das *bôrz gôrnak smorkat tjôrde ziôrnü* der Quellen durch die grundfalschen (von dem monströsen *p'ordz* sei ganz abgesehen!) *gårnak tårde*, *smårkat z'årnü* wiedergab, während in Wirklichkeit die konsequente Schreibweise der Quellen mit *ô* auf die gemein-lech. Formen: *barzo*, *garnŭk*, *smarkati*, *tviardy*, *ziarno* zurückführt. Es kann ja gar nicht anders sein: die draw. *bôrz*, *gôrnak* (ursl. *bŷz*, *gr̨nŭk*) weisen dasselbe *ô* aus altpolab. *a* auf wie *gôrd* (ursl. **gord*), *gôrch* (urslav. **gorch*), *wôrnô* (urslav. **vorna*), die einst *gard* (*Stargard* Mecklenbg., *Putgarden* Rügen), *warna* (O.-N. *Warnow*). *garch* lauteten.

Was also Prof. Baudouin de Court. mit der Bemerkung: »Warum statt des polab. *tort* im Kašub. ausschließlich *tart* steht, ist bis jetzt

nicht klar« eigentlich meint, ist schwer zu ermitteln, da doch die Sache ganz durchsichtig ist. »Polabisches *tort*« gibt es gar nicht: im Altpolabischen gab es nur dasselbe *tart* wie im Kašubischen; im Drawänischen mußte natürlich dieses *tart* zu *tôrt* werden. Prof. Baudouin de Court. wird doch nicht etwa annehmen, »polab.« *tort* sei das urslav. *tort*? Die Bewahrung eines *tort* ist im Slavischen einfach unmöglich!

Die Argumentation des genannten Forschers ist aber noch in zwei Fällen keine glückliche zu nennen. Prof. Brückner hatte in den Randglossen mit vollem Rechte darauf hingewiesen, daß auch im Polabischen neben *tart* die poln.-sorb. Form *trot* zu finden sei. Prof. Baudouin de Court. spricht gleich wegwerfend von einem Misch-masch und ist bereit, seine Vergangenheit zu verleugnen und die Partei der »Lautgesetzler« zu ergreifen. Wie erklärte er aber einst selbst *kropla* aus altpoln. *krop'a*? »Die Tendenz, *p'* zu *pl'* zu verwandeln, wie im Süd-Ost-slav., bestand auch im Westslav., war aber zu schwach, um überall durchdringen zu können«. Dasselbe läßt sich von den polab. »Ausnahmen« (z. B. *broda*) sagen: Auch im Polab. bestand, wie im Slavischen überhaupt, die Tendenz, das tautosyllabische *or* (*tort*) durch die Metathese zu tilgen, sie war aber in dieser Sprache nur schwach entwickelt, weshalb sie eine sporadische Erscheinung blieb. — Prof. Baud. de Court. muß also das alltägliche Wort *bröda*[1]) erst durch sorbischen Einfluß erklären! Eine sachliche, geographisch-historische Unmöglichkeit.

Wir können jetzt die Form *trot* auch im Polabischen gut belegen, da uns die Arbeiten Kühnel's und Mucke's über das hannover. »Wendland« neues Material bieten. Ich habe aber das ganze obodritisch-ljuticische Gebiet berücksichtigt: urslav. **dorg* erscheint als *darg* in:

Dargebell (= *Dargobyl*, O.-N. in Vorpommern).
Dargeband (= *Dargobąd*, jetzt *Darbein* Mecklenbg.).
Dargomysl urk. Mecklenbg.
Dargun (Mecklenbg. = *Darguń* wie *Miluń*, *Raduń*).
Dargelin Vorpommern = altpoln. O.-N. *Drogolin*.
drog ist zu belegen in: *Dragovit*, *Cealodrag*, *Ceadrag* (schon von Brückner erwähnt).

---

[1]) Poln. *broda*, draw. ist nur *bröda*, nicht *brüda* zu schreiben, da ursl. *o* zu *ü* (Weichstufe) oder *ö* (Hartstufe) wird, genau nach demselben Prinzipe, das die Verteilung von *ě* — *ia* regelt: *büg* (*bog*) — *lěkar*, *pěl* (*pol*) — *bióle biały*, *süböta* (*sobota*) — *liotü* (*liato*) — *dëwa cëp*.

Im Lüneburgischen heißt ein Ort *Dragahn* = *Drogany*: auf sorb. Gebiet ist dieser O.-N. ziemlich häufig.

Der lüneburg. Flurname *Draginn*-Stücke will nichts anderes besagen als »die Stücke bei dem eingegangenen Orte *Draginn*« = poln. O.-N. *Droginia* (kirchensl. *Dragyńa*).

Neben *Dargola* (in *Dargelin*) findet sich im Lüneburgischen *Draguhl* (Draguhl's Feld).

Im Gau *Sêmčici* [1]) gab es ein *Droganiz* (so ist das *Drogauiz* der Urkunden zu lesen, nicht *Drogaviz*!), noch jetzt *Drogentz*; ebenso hieß und heißt ein Wald bei Eberswalde (Brandenbg.): *Droghenize*, *Drogentz*, *Drögenitz*.

Neben *Stargard*, *Naugart(en)*, *Sagard*, *Putgarten* begegnet uns *Wiligrad* (= Mecklenburg) und *Potgrot* (*Podgrod*, jetzt *Podegrund*, Altmark).

Wir haben also in dem überlieferten *bröda* (altpolab. *broda*) ein polabisches Eigenprodukt, nicht einen importierten sorbischen Artikel zu sehen.

Damit erscheint wohl die ganze *tart*-Frage endgültig gelöst: der Accent spielt hier keine Rolle und ebenso müssen alle Torbiörnsson-Enzelin'schen Erklärungsversuche als zu gekünstelt, ja geradezu als phantastisch energisch zurückgewiesen werden. Prof. Baud. de Court. hat uns eine ausführliche Behandlung der »Kašubischen Frage« versprochen: möge er die hier vorgebrachten zwanglosen Bemerkungen eines strengen kritischen Blickes würdigen!

---

[1]) Er lag an der Havel, wie schon Hilferding ermittelt hat; Brückner wußte offenbar davon nichts, da er die Lage des Gaues nicht mit voller Sicherheit bezeichnet.

Julius Koblischke,
Realschulprof. Warnsdorf (Böhmen).

Die älteste böhmische Sprichwörtersammlung.

Es ist den Lesern des Archivs aus dem gründlichen Artikel Brückners (»Zur slavischen Parömiographie«, A. f. sl. Phil. XVIII, 193 bis 203) hinreichend bekannt, daß sich die ältere böhmische Literatur eines verhältnismäßig großen und alten Reichtums an Sprichwörtersammlungen rühmen kann, daß aber die jetzigen Sammlungen fast alles noch zu wünschen übrig lassen. Neuere böhmische Literatur kann nicht nur kein solches monumentale Werk (wie es etwa für die Deutschen Wander mit seinem riesigen Sprichwörterlexikon oder für die Rumänen Zanne mit seinen bändereichen Proverbele Românilor geleistet hat) aufweisen, aber nicht einmal ein zuverlässiges Handbuch, wie es in Adalbergs Księga przysłów die Polen oder in Stechers Dictionnaire des Spots die Wallonen besitzen, existiert heute in der böhmischen Literatur. Čelakovský's Mudrosloví bietet auch in der neuen Ausgabe (s. über sie Brückner a. a. O.) nur ein kleines Bruchstück unserer Sprichwörtertradition, und zwar so unzuverlässig und fast ohne jede Quellenangabe, daß die Benützung dieses Handbuchs eher irreführt als aufklärt.

Es wäre müßig, den Wert einer kritischen Sprichwörtersammlung allzulange zu schildern. Ich kann mich bloß mit dem Hinweis begnügen, daß in neuerer altböhmischen Sprachforschung zuviel die Büchersprache und Schreibertradition berücksichtigt wird, als die nie versiegende und rein erhaltene Volkstradition. Ich kann nur die Fragen von der Wortfolge, Satzgefüge, Enklise u. s. w. nennen, welche ohne eine solche Sammlung gar nicht erörtert, geschweige denn gelöst werden können (Bernekers bekanntes Buch mußte hier eben resultatlos die Segel streichen). Zu einer solchen künftigen Sammlung will ich hier nur einen kleinen Baustein liefern. —

Bis heute (siehe z. B. Vlček's und Smetánka's Stručné dějiny literatury české, 1905, I, 38) führt man in böhmischen Literaturgeschichten die bekannte Sprichwörtersammlung Flaška's (in einer Handschrift der zweiten Hälfte des XV. Jahrh. erhalten, 1826 von Palacký in Wittingau gefunden, von ihm im Časopis Českého Musea 1827, II, 62—70, herausgegeben) als erste und zwar nur Volkstümliches bietende an. Und zwar trotzdem schon Brückner im Archiv (a. a. O.), in den Krakauer Rozprawy

(Filol. XXII, XXIII), im Ateneum (1895, III, 160) u.s.w. hinlänglich bewiesen hat, daß die Ansicht von der Priorität Flaška's wahrscheinlich irrig ist, trotzdem schon Feifalik (in den Wiener Sitzungsberichten, Phil.-hist. Kl. XXXII, 688) unzweifelhafte Bücherweisheit in diesen »rein volkstümlichen« Sprichwörtern nachgewiesen hat. Ich habe in Časopis Českého Musea (1905, 298—299) beide Einwendungen gegen die hergebrachte Meinung wiederholt; jetzt kann ich — an der Hand der Fingerzeige Brückners — die wirklich älteste böhmische Sprichwörtersammlung nachweisen und abdrucken.

Es ist bekannt, daß man schon in den ältesten böhmischen Versen (z. B. in den Bruchstücken der Apostellegende, des Marienlebens, der Passion u.s.w.) mit Recht Sprichwörter vermuten kann; in der Reimchronik Dalimils sind sie verhältnismäßig am zahlreichsten und am reinsten erhalten, während sich die Alexandreis mehr an die künstliche Spruchdichtung anschmiegt. Aber die älteste, absichtlich nur Volkstümliches wählende, Sammlung der Volksweisheit und Volkslist gehört doch erst der zweiten Hälfte des XIV. Jahrh. an.

Es hat schon Brückner in seinen soeben angeführten Studien mit Recht die Anfänge der böhmischen Parömiographie an den Namen Konrads von Halberstadt (etwa um das Jahr 1360) gekettet (S. Rozprawy, filol., XXII, 46—50 und XXIII, 318). Er hat gezeigt, daß dieser Mönch sein unvollendetes »Tripartitus moralium« (nur den ersten Band »Poetarum et philosophorum dicta« finden wir in den Hdss.) hauptsächlich nach ähnlichem Handbuche Jeremias von Montagnone (etwa um das Jahr 1300) zusammenstellte und daß in den böhmischen Handschriften wahrscheinlich böhmische Sprichwörter hinzukamen. Dies schloß er — wie richtig, werden wir gleich sehen — zuerst (in den Rozpr. XXII, 50) aus sechs polonisierten Sprichwörtern, welche er in zwei Krakauer Hdss. entdeckte, bekräftigte es durch weitere vier, welche er in einer weiteren Hds. fand (Rozpr. XXIII, 318) und prophezeite endlich (Ateneum, 1895, III, 160) wörtlich: »Myślę, że w praskich odpisach dzieła Konrada, których dotąd nie widziałem — Czesi o tem dziele nic wiedzą nic — będzie przysłów więcéj«.

Seine Prophezeiung ist — allerdings erst nach einem Dezennium — mehr als glänzend in Erfüllung gegangen. Die Prager Univers.-Bibliothek (s. J. Truhlář, Catalogus codd. mss. latinorum . . I, 1905, S. 48 Nr. 130 und 229 Nr. 556) besitzt zwei Handschriften von Konrads Tripartitus: I C 37 (hier weiter als *C* zitiert) und III H 3 (als *H* weiter);

die erste aus dem Ende des XIV. Jahrh., die zweite anfangs des XV. Jahrh. geschrieben. Beide Hdss. sind böhmischen Ursprungs (was von der ersten auch der neue Catalogisator, Herr Custos J. Truhlář, erkannte) — und in beiden finden wir (was bisher alle Benützer und Beschreiber übersahen) nicht nur alle zehn Sprichwörter Brückners, sondern auch mehr als die doppelte Anzahl weiterer Sprichwörter. Beide gehen auf eine gemeinsame Quelle zurück, beide eröffnen Perspektive auf weitere in anderen Hdss. möglich zu findende Sprichwörter, beide bieten uns also — wie Brückner richtig vorausgesehen hat — die älteste böhmische Sprichwörtersammlung, etwa aus dem dritten Viertel des XIV. Jahrhunderts.

Brückner fand zuerst sechs, später zehn Sprichwörter; die Handschrift C bietet 26, die Hds. H 34, beide nahezu 40 Nummern. Von diesen 40 Fällen kann man zwar ein Sprichwort (gyz toho nenye) als eine bloße Glosse des späteren Abschreibers hinstellen, ein anderes (sobye rzit lowka) wird bloß wiederholt; aber es bleiben immerhin 36 Sätze, welche die altböhmische Volkssprache etwa um die Hälfte des XIV. Jahrh. so klar charakterisieren, wie kein anderes Dokument (denn die böhmische Sprache in den Stadtbüchern, Urkunden und Volksliedern ist erst späteren Datums). Nach dem, was hier gesagt worden, ist uns in diesen 36 Sätzen nicht Alles erhalten, was in der Prager Rezension Konrads vorkam; nach Polen sind sogar nur 10 gekommen. Aber die Existenz dieser Sammlung ist doch außer allem Zweifel.

Ich lasse nun die vollständige Sammlung nach Konrads Reihenfolge und nach der älteren Hds. C (mit Ergänzungen und Varianten von H) folgen; bei jedem Sprichwort zitiere ich die älteren Belege. Die Hds. C enthält unsern Tripartitus auf fol. $1^{r}a$—$124^{v}b$; der Text ist unvollständig, von späterer Hand des XV. Jahrh. ergänzt (besonders auf fol. 73—96). Sie gehörte im XVIII. Jahrh. dem Kloster Goldenkron, aus welchem sie in die Clementina kam. Die Hds. H enthält unsern Tripartitus zweimal: auf fol. 1—59 gekürzt, ohne böhmische Sprichwörter, auf fol. 60—221 ganz, aber unvollständig (nur bis »Uxoris dileccio«). Beide Hdss. bieten die böhmischen Sprichwörter gewöhnlich zu Ende der Absätze. Das Werk Konrads ist bekanntlich in alphabetisch geordnete Stichwörter (abicere—zelus) eingeteilt, in welchen besonders die Stellen der Klassiker und der Bibel häufig vorkommen; zum Schluß dieser Artikel werden dann nach »Proverbium« die böhmischen

Sätze angeführt. Eine Null in Klammern zeigt, daß das Sprichwort in der andern Hds. fehlt.

1. (C 12ra, H Ø) »Appetitus .... Terencius in Andria: Quoniam non potest fieri id, quod vis, id velis, quod possis *ne yakz chtye, ale yakz moha*« (sonst unbelegt).

2. (C 13ra, H 74r) »Ars . . Secundum poetas . . Proverbium *ktoz naywyecze z rzemefla vmye, naywyecze we pfi bywa*« (in H naywyecz; und z fehlt). Vgl. die Sammlung Srnec Nr. 336 »kdož nejvíce řemesl umí, nejspíš ve psí bývá«.

3. (C 15vb; H Ø): »Adulator . . . Proverbium: Vendit oleum. *Postawuge malowane banky*« (sonst unbelegt).

4. (C 29va, H 81v): »Certitudo . . Secundum poetas . . Plus valet in manibus passer quam sub dubio grus *lepy geden ptak w ruku nezly dwa leczycze w czaff* (in H . . . letyecze . .). Vgl. Flaška 124: »Lepší pták v ruce nežli dva letiece«.

5. (C Ø, H 91r): »Cura . . Secundum poetas . . . Plus alios quam se quis nisi stultus amat Proverbium: *Tak prawy fowka fobye rzyt lowka*«. S. unten Nr. 9; auch in zwei Krakauer Hdss. (bei Brückner l. c.); sonst unbelegt.

6. (C 41ra, H 57r): »Delectacio ... variacio ... Plus mellis habet variata voluptas Proverbium *Aneb by fye med przyegel* (H: Ano . . . przygyedl) (sonst unbelegt).

7. (C 41vb, H 102r): »Dicta ridiculosa . . Proverbium: *Zagyeczyeho fkoku, mramoroweho olegye* [*a*] *fwonoweho zwuku* [*a k tomu komaroweho fadla*] *dobuda budess zdraw* [*nebudely tebe nycz bolety*]« (in H fehlen die eingeklammerten Worte; ebenso in den zwei Krakauer Hdss.) (sonst unbelegt).

8. (C 42ra, H 105r): »Diligencium absencia . . . *Czo zuoczy, to* [take y] *fmyfly*« (Worte in Klammern fehlen in H; . . ffoczy . . H; sonst auch in einer polnischen Hds.). Vgl. Hus, 1415, in einem lateinischen Briefe: »Co s óčí, to z mysli« (bei Palacký, Documenta Mg. J. Hus . ., S. 102).

9. (C Ø, H 105r): »Dileccio . . . Plus alios quam se ⟨quis⟩ nisi stultus amat. Proverbium: *sobye rzit lowka*«. S. oben Nr. 5.

10. (C Ø, H 106r): »Disciplina . . . Disce puer, dum tempus habes, ne tempora perdes. Proverbium: *vcz fye a budes knyczem*« (auch in einer polnischen Hds.). Vgl. 'knihy hlubokých mudrců': »uč se, aby byl maudrý« (in Časopis Českého Musea, 1863, 75).

11. (C Ø, H 107r): »Disciplina... Disce puer, dum tempus habes, dum sufficit etas. Proverbium *yaks ſſkragyeno a ſſyto, tak muſſy zedrano byty*« (sonst unbelegt).

12.—14. (C 37ra, H 110r): Diviciarum utilitas ... secundum poetas. Proverbium:

Tat rzecz neſpomuoz, penyez lepe muoz.
Ktoz nema penyez, ten [ale] huby gez.
Bez penyez na trh, bez ſoly domuow.

(Alle drei kommen auch in einer Krakauer Hds. vor). Sonst unbelegt; nur das 14. hat eine Parallele bei Flaška 194: »bez peněz na trh, bez soli domóv« — wie schon Brückner bemerkte.

15. (C 37vb, H 111r): »Diviciarum conservacio .... Proverbium: *Lechczyegye [gyeſt] ſ wozu metaty nezly na wuoz klaſty*« (auch in einer Krakauer Hds.; statt klaſty bietet H wkladaty, die Krakauer Hds. mytaczy). Vgl. Flaška 72: kdy jeden na vóz nakládá a dva s vozu, nebrzo ho nakladú.

16. (C 39rb, H 113r): ».. Donum .. De abstinencia .. Diogenes: michi a sole; non obstes. Proverbium: *stup my ſ plaſſtku*« (auch in einer polnischen Hds.; in H plaſſczku, in der Dąbrówka-Hds. placzku). Sonst unbelegt.

17. (C 29ra, H 118r): »Experiencia ... Proverbium ⟨*Experto crede Ruperto* in H⟩ *Bywal ale nebude.* Vgl. dasselbe Sprichwort in einer Hds. des XV. Jahrh. der Prager Metropolitan-Domkapitelbibliothek, sign. O LXXIII, fol. 172r: Býval ale nebude.

18. (C 46ra, H 119r): »Fallere ... Fallere fallentem de racione potes Proverbium: *wet meho czymz tymz*«. Sonst unbelegt.

19. (C Ø, H 155v): »Loqui mala de aliis... Proverbium: *zly zazik* (sic!) *hlawye neprzyege*«. Bei Flaška 169 unvollständig: jazyk hlavě nepřeje.

20. (C Ø, H 156r): »Loqui mala de aliis ... Quid iuvat ad surdas si cantent plurimi aures. Proverbium: *netrzeba we mlynye huſty*«. Vgl. Flaška 209: ve mlýně hudba neplatí.

21. (C Ø, H 156v): »Ludus ... secundum poetas .. Sum nudus ut passer, hoc fecit tasser et asser. Proverbium: *ottecz ſam hragye naczem mu ſtrata na bagye*« (man kann auch lesen 'na hagye'). Sonst unbelegt und dunkel.

22. (C 83v, H 162v): »Modus .. secundum poetas ... modus est

certissima virtus. Proverbium: *wſſye whod dobro*«. Ein wohlbekanntes Sprichwort; auch bei Flaška 175.

23. (C 75r, H 164r): »Morum coniectura . . secundum poetas . . Ex feda testa fetidus exit odor. Proverbium: *Po runye poſnaty kuotye*« (in H .. kacze poznaty). Sinnverwandte Sprichwörter sind nicht selten; in dieser Form jedoch unbelegt.

24. (C 76rb, H Ø): »Miseria . . . Solacium est miseris socios habere penarum. Proverbium: *Czyzye horze lydem ſmyech*«. Ein bekanntes Sprichwort; auch bei Flaška 50 (wörtlich).

25. (C 75va, H 165r): »Multitudinis acceptabilitas . . Sed que non prosunt singula, multa iuvant. Proverbium: *Pomalu, pomalu, az ſſye nayde*«. Sonst unbekannt.

26. (C 81vb, H Ø): »Odium . . secundum Philosophos. *Gyz toho nenye*« (vielleicht kein Sprichwort, nur ein Glossem des späteren Abschreibers).

27. (C 82va, H 169r): »Obsequium . . . Obsequio removetur amor. Proverbium: *vmye folkowaty*«. Sonst unbelegt; sinnverwandte neuere zahlreich.

28. (C 74va, H 174v): »Ordo . . . certo procedit vestigio qui gradatim desiderio potitur accepto. Proverbium: *znenahla rzadem gyty*«. Sonst nicht belegt.

29. (C 84ra, H 175v): »Parentes . . secundum poetas. Proverbium: Qualis pater, talis filius *nedaleko padne od yablonye yablko*«. Ein wohlbekanntes Sprichwort, auch in der Sammlung Červenka's (und Blahoslav; vor dem J. 1570) wörtlich (in Časopis Českého Musea 1829, IV. 62).

30. (C Ø, H 177v): »Paupertas: Libertas pauperis haec est: Pulsatus rogat et pugnis concisus adorat, ut liceat paucis cum dentibus inde reverti *Dyekuy panu*« (auch in einer Krakauer Hds. in der Variante 'podzekuy panom'). Sonst unbekannt.

31. (C 96vb, H 181v): »Petere . . Vocis iusta petencium tribuat effectus. Proverbium: *yakoby my darmo dal*« (in H: 'akomu darmo dal nebo nechtyel). Sonst unbekannt.

32. (C Ø, H 200r): »Sacietas . . Dum satur est sucnlus, libens cum gelnua ludit. Proverbium: *Syte praſſye wyechtem hra*«. Dasselbe Sprichwort wörtlich bei Flaška 213, mit kleinen Abweichungen sehr bekannt.

33. (C Ø, H 202v): »Secretum ... non bene secretum mulier tenet

ymmo revelat. Proverbium: *yakoby byrzicy dal dwa halerzye*«. Ein bekanntes Sprichwort: 'jakoby bířici groš dal' bei Srnec Nr. 8, Komenský Maudrost starých předků (ed. Novák) Nr. 1695 u.s.w.

34. 35. (C Ø, H 205r): »Sero . . . Proverbium Patella edificantur turres. Proverbium: *Pozdye hodye — vgela hodyena fklyczy*«. Das erste ist wohlbekannt; schon in der Alexandreis (vgl. Gebauer, Slovník staročeský I. 443 s. *hod*); das zweite gänzlich unbekannt.

36. 37. (C Ø, H 207v): »Societas . . . Consonus esto lupis, cum quibus esse cupis Proverbium: *S wlky wlczky wyczy*. Aliud: *Rowne k rownemu, zla zena chudemu*«. Beide Sprichwörter sind wohlbekannt; das erste hat sich bis heute erhalten (s. die zahlreichen Belege bei Jungmann, Slovník V, 134, s. v. vlk), das zweite schon bei Flaška 97 in folgender Form: jedno k druhému, zlá žena chudému; komu se dostane, vždy jemu bieda bude.

38. (C 116r, H 211v): »Tempus ... omnia fructificant, cum venit apta dies. Proverbium: *kdyz czeho czaff*«. Sinnverwandtes zahlreich; in dieser Form unbelegt. —

Aus diesen, leider wenigen, Sätzen der Volksweisheit lassen sich interessante Folgerungen ziehen. Es seien hier rasch nur einige skizziert.

Das erste, was dem Leser auffällt, ist der rasche Wechsel der Tradition; fast die Hälfte dieser Trümmer ist uns unbekannt und schon bei Flaška finden wir ein anderes Bild der Volksweisheit. Auch dies bestätigt die bekannte Brückuersche Hypothese von dem Unvermögen des Volkes, eine Tradition ohne schriftliche Fixierung zu bewahren und unverändert weiterzutragen.

Das zweite, was ebenso auffällt, ist die frappante Übereinstimmung der zweiten bekannten Hälfte unserer Sprichwörter mit der aus dem folgenden Jahrhundert stammenden Sammlung Flaška's. Ich habe schon für Flaška eine unbekannte Sammlung vorausgesetzt (in ČČM. a. a. O.): man kann jetzt getrost Konrad von Halberstadt zu den Quellen Flaška's zählen. Neben Konrad hat er freilich auch die Bibel, den Alan, Dalimil u.s.w. ausgebeutet; aber Konrad war gewiß an erster Stelle. Konrad ist also das erste Kettenglied der böhmischen Parömiographie; mit ihm fängt unsere Tradition an.

Außerdem fällt auch der Reichtum der Volkssprache gegenüber der leeren Schriftsprache sehr auf. Um nur bei den Worten zu bleiben: man würde es nicht glauben, daß in diesen paar Sätzen eine Reihe neuer

Wörter vorkommt, welche bei Gebauer, Slovník staročeský, fehlen. Die Wörter *Hoděna*, *býval* (.. ale nebude), *baňky* (postavovati), *chudý* (= malus), *lovka*, *čímž-týmž* u. s. w. würden wir in dem großen Werke vergebens suchen; *folkovati* hat nur Belege aus dem XV. Jahrh.; fast alle bekannten Sprichwörter fehlen (so z. B. jabloň-jablko, biřic-haléř u. s. w.). Für die Volkssprache des XIV. Jahrh. läßt uns also Gebauers Werk im Stich; die so kernigen und farbigen Wörter und Phrasen unseres Volkes kamen in den matten Übersetzungen und Nachahmungen der Literaturwerke nicht vor ...

Und noch eine Lehre kann man aus dieser kleinen Sammlung beherzigen. Ich habe schon in der Vorrede meiner 'Nejstarší památky jazyka i písemnictví českého' (1903, 14—15) auf die Wichtigkeit des Studiums der lateinischen Literatur für das Verständnis der altböhmischen Texte hingewiesen und Brückners polnische Arbeiten als Muster hingestellt. Aus unserer Sammlung kann in dieser Hinsicht Nummer 29 'Nedaleko padne od jabloně jablko' als Schulbeispiel dienen.

Dieses Sprichwort zitiert nämlich Konrad als Volksgut gegenüber dem lateinischen 'Qualis pater, talis filius'. Schon bei Hus finden wir (Erbens Ausgabe, II. Bd., 322: a že jakýž otec, tacíž synové a kúpiece darmo nedadie .. und I, 246: a jakýž otec, tacíž synové: on jich netresce) die böhmische Übersetzung dieses lateinischen Sprichworts, welche dann im XVI. Jahrh. in die böhmische und im XVIII. Jahrh. in die polnische Schriftsprache (s. Adalberg s. v. ojciec) überging. Nun hat K. Novák in den Listy filologické (1889, XVI, 234—235) eine Sammlung aller böhmischen Sprichwörter bei Hus abgedruckt; er hat im ganzen 15 gesammelt, darunter auch dieses. Aber es ist offenbar falsch, zur Volkstradition künstliche Übersetzung lateinischer Sprichwörter zu rechnen: so beschaffen ist aber fast die Hälfte der Sammlung — lauter gelehrte Imitation und Übersetzung aus dem Lateinischen, wie die lateinischen Schriften Hus' ganz evident dartun. Dagegen fehlt in der Sammlung Nováks die nicht unbeträchtliche Anzahl ganz sicher volkstümlicher Sprichwörter, welche in den lateinischen Schriften Hus' vorkommen — natürlich böhmisch. Eins aus seinen Briefen ('co s óči, to z mysli') ist oben zitiert worden; andere finden wir in seiner Reportata ('neříekaj hup, až přeskočíš'), in den Bethlehem-Predigten ('strach, by sě neosvětil', 'nedáví tebe črt za dva' u. s. w. Das vermeintliche altböhmische Sprichwort 'jakýž otec, tacíž synové' ist also zu tilgen — volkstümlich war nur 'Nedaleko padne od jabloně jablko', welches

nach Konrad im XV. Jahrh. Herr Ctibor z Cimburka, im XVI. die Sammler Červenka und Srnec, im XVII. Komenský — und nach diesen alle neueren Wörterbücher (so z. B. Jungmann I, 558—559 u. gabloň gablko, Kott I, 594 u. s. w. — nur bei Gebauer fehlt es) und Sprichwörtersammlungen kennen (z. B. Liblinský, Čelakovský u. s. w.). Dasselbe Sprichwort finden wir schon Anfangs des XVII. Jahrh. im Polnischen bei Rysiński und dann in unzähligen Varianten (s. Adalberg, Księga przysłów 177—178): seine Varianten decken sich fast vollständig mit den böhmischen; man wäre fast versucht, eine urwestslavische gemeinsame Grundform zu erschließen, wenn nicht die nachhaltige Warnung Brückners diese Neigung schon im Keime erstickte — und wenn nicht eben Konrad von Halberstadt mit eben diesem böhmischen Sprichworte nicht schon im XV. Jahrh. ein sehr beliebtes Erbauungsbuch in Polen gewesen wäre. —

V. Flajšhans.

Prosodisches und Metrisches bei Karel Jaromír Erben, mit besonderer Berücksichtigung des Gedichtes »Záhořovo lože«.

Ein Beitrag zur Geschichte der neučechischen Prosodie und Metrik von Jaroslav Sutnar.

(Fortsetzung.)*)

Ab. Erben's Verse mit zweisilbigen Füßen.

Falsche Satzbetonung.

In diesen Zeilen kann natürlich von einer Satzbetonung nur insofern die Rede sein, als hier ein einsilbiges Wort seine Betonung durch die Satzstellung einbüßt (gleichwie bei der regelrechten Satzbetonung) an ein zweites ein- oder mehrsilbiges Wort, welches meistens — ein mehrsilbiges immer — vorangeht und weniger häufig — ein einsilbiges

*) Vergl. Archiv XXVII, S. 527—562; XXVIII, S. 94—116.

im jambischen oder trochäischen Versanfang oder auch im Innenvers — nachfolgt. Das Bestimmen dieser falschen Satzbetonung müssen wir in manchen Fällen als äußerst schwierig und bei aller Sorgfalt immer doch mehr oder weniger subjektiv bezeichnen, aber wir suchten uns zu helfen, indem wir bei den einschlägigen Belegen nach Möglichkeit den Fingerzeigen Dobrovský's bezüglich der Satzbetonung und dem Gehöre selbst mit gebührender Berücksichtigung der ausführlichen Regeln Král's (L. f. Roč. 25. [1898] 31–39) folgten. Besonders müssen jedoch angeführt werden die von Dobrovský (»Regeln f. d. troch. Versart« 4.) mit Unrecht gutgeheißenen Unregelmäßigkeiten mit zwei einsilbigen Wörtern von gleicher Wichtigkeit (Muč, bij, oder auch: bij, muč): 1. Innenvers. Pok. mlč, mlč, I 180 215 229, ach, ach, 213; S. k. buch, buch, 242 256 270; Z. k. klop, klop, II 7; Vod. o půlnoci buch buch! IV 33, po třetí buch buch! 41. 2. Versanfang. Pok. hle hled', I 221 228, cin cin! 222 230 II 55, a třesk, třesk! IV 62; Pol. bouch, bác! 12, pojď, vem si ho 18; Z. k. hola hej! I 8; Vod. buch buch! IV 26. (Dagegen wollen wir den Gesetzen Dobrovský's gemäß als eine verhältnismäßig harmlose Licenz gelten lassen die zahlreichen Fälle mit wichtigen einsilbigen Wörtern, welche im jambischen Versanfang — und demzufolge auch stellenweise im Innenvers nach einer Cäsur beziehungsweise Diäresis — ihre Betonung angesichts der Betonung des folgenden mehrsilbigen Wortes verlieren.) Die übrigen Belege werden in zwei Klassen eingeteilt, je nachdem es lange oder kurze Silben sind, zu deren gunsten die wichtigen einsilbigen Wörter ihre Betonung mit Unrecht einbüßen. Innerhalb dieser zwei Klassen wird wieder noch darauf Rücksicht genommen, ob der Beleg im Innenvers oder im Versanfang steht, wodurch es zur Bildung von zwei weitern Unterabteilungen kommt.

I.

Ein wichtiges einsilbiges Wort verliert seine Betonung an eine lange Silbe.

1. Innenvers: Pok. klekne a klín rozestírá I 160 203, líce a rty zesinalé III 18, po celý rok oplakané IV 55; S. k. první rok přadla hledívej 31, druhý rok plátno polívej 32, pěkná noc, 95 129 165, zmizel dav, i zlý její druh 291; Z. k. s sebou ten nůž béřete III 17, ty jsi

ten had, 27; Věšt. druhé dva svadly 35, ostrý meč tebe probode 70, nový les vítr zaseje 134, bodejž se i s ním propadlo 164, tisíc let ušlo 193; O. ž. 45. pomazal Bůh nad tvé současníky 24; O. ž. 140. i zlý jejich vůdce 20.

2. Versanfang: Pok. a dnes velký pátek I 12, a hle! 17, a zde tolik těch pokladů 135, a jde, 145, a hle, 176, a kde síně II 24, a slyš! IV 1, a hle! 5 20 36 70 96, a dnes velký pátek 8; S. k. již jsem košile ušila 36, již jsem je v truhle složila 37, což bych se bála 99 133, jak je tvůj domek upraven 136; Pol. a hle, 19, tu slyš: 41; Z. k. však jsem já ani netušila III 3, pojď již Dorničko 11, těš se s ním, 32, kéž bych ten kolovrátek měla 24, kéž bych ten kuželíček měla 84; Vod. tu se s ní lávka prolomila II 22, a chceš-li mne rybou míti III 93; L. tu mu královský posel nese list 64; D. k. a kde najdeš . . květu 31 33; O. ž. 45. a rty tvoje milost . . dýší 8.

II.

Ein wichtiges einsilbiges Wort verliert seine Betonung an eine kurze Silbe.

1. Innenvers: S. k. skoč a pojď a mě doprovoď 72, byla noc, 85, jako had tebe otočí 146, masa dost – 206; Pol. vůz i husárek 11; L. i můj zhyne věk 56; Věšt. a co rok roste 100; O. budiž i ty stálá 15; O. ž. 45. slyšiž a viz, 29.

2. Versanfang: Pok. a tam, I 65, a tak v duši své rokuje 131, a já byla bych bohata 139, jak se tu žena leká II 27, co den znějí III 7, ach tot' se tak modlí tiše 19; S. k. živ-li a zdráv 43, vrať mi milého 46, skoč a pojď a mě doprovoď 72, že-tě na blízku umrlec 94, živ-li a zdráv je 102, jest-li mi postačiti chceš 114, že-tě na blízku neštěstí 122, nic se, 204, však jsi ty vždy byl přede mnou 216, však jsi byl napřed 217, skoč a ukaž mi cestu 219; Z. k. stroj se, III 6, měj se tu dobře 58, jak se tam vedlo dívčině IV 2, z nichž se jí živobytí lilo 4, tak mi dal otec poručení 89, pojď se má paní posadit V 11, pak ho již nikdo neuviděl VI 24; Š. d. zdá mi se býti v kostele III 36, však mi se rozednívá 38; Vod. a já bych se radš viděla III 31, a nic jsi mi po tu

dobu 75, co díš, 92; V. kde se čí nemoc rodí 55; L. chce mi se na lov 22 23, zdá mi se, 24 40, tu mu žalostná v ústrety jde věst 78; D. k. a co míníš učiniti 21 23, a co vzkážeš hochu 41 43, a co nechášs . . matce 51 53; Věšt. tu se můj věští ozve hlas 4, proč si je palcem zacpáváš 190; P. v. však jsi je v srdce sám byl . . nasil 36; P. J. a já chtěl bych nést okovy 3, a já mám jich jazyk tajit 9.

Unter den eben aufgezählten Belegen finden wir — abgesehen von den 2 Fällen mit vorangehendem dreisilbigen Wort im Innenvers I — durchgehends solche mit vorangehendem (8 + 5 mal im Innenvers und 19 + 15 mal im trochäischen Versanfang) oder nachfolgendem (ausnahmslos: 12 + 28 mal im jambischen Versanfang, ausnahmsweise: 3 mal im trochäischen Versanfang II und 1 mal im Innenvers II) einsilbigen Wort oder mit einem — dem einsilbigen Worte hier fast gleichzustellenden — vorangehenden zweisilbigen Wort (nur im Innenvers 10 + 3 mal), wobei die einsilbigen Wörter ihre Betonung in 20 + 31 Fällen an eine lange Silbe verlieren und nur in 8 + 17 Fällen mit Hilfe der letztern reine Quantität erzielen. Die meisten Unregelmäßigkeiten kommen natürlich wieder im Versanfang vor: 31 + 46 gegen 20 + 9 im Innenvers. Man könnte freilich unter diesen Abweichungen noch einiges — durch Annahme eines besonders starken Nachdruckes — für korrekt erklären, aber diesem Nachdrucke wichen wir — wegen seiner stellenweise ziemlich großen Unbestimmtheit — grundsätzlich aus. Überhaupt sieht man bei den Unregelmäßigkeiten wenig von Rücksicht auf die Quantität der betreffenden Silben. Eher werden wir — durch Vergleichung der Gesamtzahl der Abweichungen (106) mit der verhältnismäßig geringen Zahl der Belege in I (51) — zu der Ansicht gelangen, daß dieselben ihre Existenz größtenteils bloß einem blinden Zufall zu verdanken haben.

Ba. Erben's Verse mit dreisilbigen Füßen.

Falsche Wortbetonung.

Die dreisilbigen Versfüße kommen bei unserm Dichter — abgesehen von den zweifüßigen Daktylen (vor Pausen eigentlich Kreticis nach Král's Regeln [L. f. Roč. 25. (1898) 38]) in der P. m. n. 36–43 — nur in Verbindung mit zweisilbigen Versfüßen vor (ausnahmsweise ein Daktylus im Trochäenvers: Vod. I 13:

Anapäste in Jambenversen: Z. k. II 11; Š. d. I 7 mit der Unregelmäßigkeit: blízoučko [III] štědrý den, V 31 mit den Abweichungen: strašlivou [IV] poznati [II] jistotu; Věšt. 5: nechtějte [II] vážiti [IV] lehce řeči mojí, 17: viděla [IV] jsem muže, 21: přišli poslové [IV] od valného sněmu, 57: viděla [IV] jsem skálu, 63: viděla [IV] jsem kněžnu, 78, 93: viděla [IV] jsem tebe, 117: viděla [IV] jsem kostel, 118: slyšela [IV] jsem jeho . . zvon), wobei die so zusammengesetzten Verse noch ziemlich spärlich vertreten sind (außer den bereits erwähnten Versen noch: Š. d. 1, 3, 5, 6, 8, 10, 12, 14, 16, 18, 20, 21; III 1, 3, 5, 7, 9, 11, 13, 15, 17, 19, 21, 23, 25, 27, 29, 31, 33, 35, 37, 39; IV 5, 6, 12, 13, 19, 20, 27, 28; V 1, 3, 5, 6, 25, 26, 28, 30; P. m. n. [1, 2] 5, 7, 10 [12, 13] 15, 16, 18, 19, 20, 22, 24, 26, 27, 28, 29 [30, 31] 44, 45, 46 [48, 49] 54, 55, 56, 58, 59, 60, 61, 63, 65 [66, 67] 73, 74, 75, 76, 78, 79, 81, 83 [84, 85] 90, 92 [94, 95]: S. 13–16 = zusammen 102 Fälle). Auch hier kommen natürlich Unregelmäßigkeiten zum Vorschein, welche sich jedoch in zweierlei Richtung bewegen. Die einen entsprechen vollkommen den in zweisilbigen Versfüßen giltigen »Principien« mit dem Unterschiede, daß bei vier- und mehrsilbigen Wörtern der unbetonten ersten Silbe statt der Trochäen in den zweisilbigen Versfüßen hier ein Daktylus folgt. Auch die andern verdanken ihr Sein denselben Beweggründen, die bei Entstehung der besprochenen »Grundsätze« mitgewirkt haben. Aber sie sind eine Eigentümlichkeit der Verse mit dreisilbigen Füßen, da hier überall zwei tonlose Silben neben einer betonten stehen. In diesem zweiten Falle verliert nämlich bei drei- und mehrsilbigen Wörtern die erste Silbe ihre Betonung zu gunsten der dritten Silbe, mit denselben vier Abstufungen, wie sonst die erste Silbe ihre Betonung an die zweite verliert. Fassen wir nun die beiden Arten von Unregelmäßigkeiten zusammen, so können wir die darin enthaltenen »Principien« folgendermaßen stilisieren:

I. Die einsilbigen Präpositionen brauchen nicht immer die Betonung der folgenden Wörter an sich zu reißen (z. B. bez příkladu, ve hlubinách u. s. w.); gar nicht vertreten sind jedoch die — theoretisch gleichfalls zulässigen — Fälle mit (toulosen) zwei einsilbigen Präpositionen.

II. In den mittels einer einsilbigen Präposition, Negationspartikel oder eines andern einsilbigen Wortes zusammengesetzten Wörtern kann die erste Silbe als erster Bestandteil der Zusammensetzung ihre Betonung

an den zweiten Bestandteil verlieren (z. B. zalévali, pohledění u. s. w.), was auch bei denselben Wörtern (selbstverständlich nur Nominibus) mit vorangehender einsilbiger Präposition und den mit Hilfe zweier einsilbigen Präpositionen oder einer einsilbigen Präposition und einer einsilbigen Negationspartikel u. s. w. oder eines zweisilbigen Wortes zustande gekommenen Zusammensetzungen bezüglich der ersten zwei Silben geschehen kann (z. B. na pokání, po nemoci u. s. w.; rozprostíral, nerozumem u. s. w.; obeznámil, okamžení u. s. w.).

III. In mehrsilbigen Wörtern kann die erste Silbe (z. B. běhávali u. s. w.) oder die ersten zwei Silben (z. B. milování u. s. w.) ihre Betonung an die natur- oder positionslange zweite beziehungsweise dritte Silbe verlieren, wenn diese auch nicht die erste Silbe des zweiten beziehungsweise dritten Bestandteiles einer Zusammensetzung bildet.

IV. In mehrsilbigen Wörtern kann die erste Silbe (z. B. protivila u. s. w.) oder die ersten zwei Silben (z. B. učiteli u. s. w.) ihre Betonung an die zweite beziehungsweise dritte Silbe verlieren, wenn diese auch nicht die erste Silbe des zweiten beziehungsweise dritten Bestandteiles einer Zusammensetzung bildet und auch keine Natur- oder Positionslänge enthält.

Abgesehen von den oben angeführten Versen mit ausnahmsweise vorkommendem dreisilbigen Fuße sowie den Zweifüßlern in der P. m. n. 36–43 (mit der Unregelmäßigkeit: s osení – mému potěšení [II] 41, 43) und im S. 13–16 befinden sich fast alle Verse im Besitz einer dem Sinn entsprechenden und häufig noch durch Interpunktionszeichen erhärteten Diäresis, welche sich regelmäßig nach dem zweiten Versfuß einfindet. Mit Ausnahme des siebenmal sich wiederholenden Verspaares: Májová noc! májová noc! první májová noc! bestehen diese Verse durchgehends aus vier akatalektischen oder katalektischen Füßen, wobei ein Daktylus — mit oder ohne Auftakt — entweder im ersten oder im dritten Versfuß oder auch in beiden zugleich den Trochäen im zweiten und vierten Versfuße gegenübersteht. Die 45 Verse mit anakrusischem oder nichtanakrusischem Daktylus im ersten und dritten sowie akatalektischem Trochäus im zweiten und vierten Fuße (Š. d. I 1, 3, 12; III und IV: alle daktylisch-trochäischen Verse; V 1, 3, 6, 26, 28; P. m. n. 24, 26, 27, 54, 56, 58, 60, 76, 78) werden durch die Diäresis in zwei gleiche Hälften geteilt, von denen sich auch jede im Bedarfsfalle

— gleich den zweifüßigen Daktylo-Trochäen im S. 13–16 — als ein selbständiges Ganzes auffassen läßt. (In 24 Fällen stimmt die Interpunktion mit der Diäresis überein, und nur in 3 Fällen entspricht die Diäresis dem Sinne nicht vollkommen). Deshalb und der größern Einfachheit wegen haben wir auch nach der Diäresis im dritten Fuße die Möglichkeit eines Auftaktes angenommen, obwohl man sonst den Vierfüßler mit nichtanakrusischem Daktylus im ersten und anakrusischem Daktylus im dritten Fuße ganz gut auch einen vierfüßigen Daktylus mit trochäischem Ausgang nennen und den hier nicht vertretenen Vierfüßler mit anakrusischem Daktylus im ersten und dritten Fuße sogar als »überschüssigen« vierfüßigen Anapäst (vgl. Westphal [214]) mit jambischem Anfange messen könnte. Verse mit Auftakt im ersten Fuße kommen unter den Daktylo-Trochäen überhaupt nur in 7 Fällen (Š. d. I 8, 10, 12, 14, 18; P. m. n. 18, 19) vor, wogegen der Auftakt im dritten Fuße doch 13 mal (Š. d. I 3; III 11, 15, 27; IV 5, 6, 12, 13, 20, 27, 28; V 3; P. m. n. 90) vertreten ist. Weiter müssen wir wohl auch die ganz seltenen Fälle mit der dem Zusammenhange des Satzes nicht ganz entsprechenden Diäresis entschuldigen, da solch ein kühnes Enjambement zur Entstehungszeit unsrer Dichtungen sogar im Versschlusse nicht als unmöglich galt. Schließlich sollen noch die Unregelmäßigkeiten in den vierfüßigen Daktylo-Trochäen mit nur einem Daktylus gleich hier oben aufgezählt werden (1. Versschluß [mit Reim]: Š. d. kolovrátku – již na krátku [I] I 5 20, 6 21; P. m. n. vënce – své milence [III] 62, 63. 2. Innenvers a) vor der Diäresis: Š. d. ejhle adventu [III] I 6, mílo-tě děvčeti [IV] 8, však jest adventu [III] 21, nežli budoucnost [III] V 30; P. m. n. chvoštata [IV] 18, smáčejte ve smole [I] 19, každý na poctu [I] 63, věchet šeredné [III] 65, sednu na chvoště [I] 74, a hej komínem [III] 75, větví májových [IV] 81; b) nach der Diäresis: Ø. 3. Versanfang: Š. d. mílo[IV]-tě děvčeti I 8, budiž [III] ty mi žínkou 14; P. m. n. smáčejte [III] ve smole 19), so daß dann zur systematischen Aufzählung der Unregelmäßigkeiten in den Vierfüßlern mit je einem Daktylus in beiden Vershälften geschritten werden kann. (Die Abweichungen im Innenvers werden hier zum Unterschiede von denen bei den zweisilbigen Versfüßen noch in zwei Unterabteilungen geteilt, je nachdem sie sich vor oder nach der Diäresis befinden.)

I.

Die einsilbigen Präpositionen brauchen nicht die Betonung der folgenden Wörter an sich zu reißen.

1. Versschluß (mit Reim): Š. d. kolovrátku – zase na krátku, V 5, 6.

2. Innenvers a) vor der Diäresis: Š. d. všeckoť ve světě V 26;

b) nach der Diäresis: Š. d. od kostela z rána IV 5.

3. Versanfang: Ø.

II.

In den mittels einer einsilbigen Präposition, Negationspartikel oder eines andern einsilbigen Wortes zusammengesetzten Wörtern kann die erste Silbe als erster Bestandteil der Zusammensetzung ihre Betonung an den zweiten Bestandteil verlieren, was auch bei denselben Wörtern (selbstverständlich nur Nominibus) mit vorangehender einsilbiger Präposition und den mit Hilfe zweier einsilbigen Präpositionen oder einer einsilbigen Präposition und einer einsilbigen Negationspartikel u. s. w. oder eines zweisilbigen Wortes zustande gekommenen Zusammensetzungen bezüglich der ersten zwei Silben geschehen kann.

1. Versschluß (mit Reim): Š. d. kolovrátku – jen na obrátku, V 25, 26.

2. Innenvers a) vor der Diäresis (mit Reim): P. m. n. a na rozcházku – lásku 56;

b) nach der Diäresis: Š. d. okolo pastýře III 11, v osudné té době IV 12, zalívána rosou 27, podsečena kosou 28.

3. Versanfang: Ø.

III.

In mehrsilbigen Wörtern kann die erste Silbe oder die ersten zwei Silben ihre Betonung an die natur- oder positionslange zweite beziehungsweise dritte Silbe verlieren, wenn diese auch nicht die erste Silbe des zweiten beziehungsweise dritten Bestandteiles einer Zusammensetzung bildet.

1. Versschluß (mit Reim): Š. d. šíře – okolo pastýře, III 9, 11, líčko – zlaté srdíčko! 17, 19, temné – co dostal ode mne – 25, 27, mezi bílými – – nimi 37, 39, z rána – kvítím osypána IV 5, 6, svíce – trouby hlaholíce 19, 20.

2. Innenvers a) vor der Diäresis: Š. d. jako ovečky III 11, Haničko, 19, jsou to družičky, 39, bílé družičky, IV 19, bědování, 20, však jest adventu V 6;

b) nach der Diäresis: Š. d. stará podřimuje I 3, svěží stopu znáti III 15, kvítím osypána IV 6, domů vede k sobě 13, trouby hlaholíce 20, stará polehuje V 3.

3. Versanfang: Ø.

IV.

In mehrsilbigen Wörtern kann die erste Silbe oder die ersten zwei Silben ihre Betonung an die zweite beziehungsweise dritte Silbe verlieren, wenn diese auch nicht die erste Silbe des zweiten beziehungsweise dritten Bestandteiles einer Zusammensetzung bildet und auch keine Natur- oder Positionslänge enthält.

1. Versschluß (mit Reim): Š. d. duje – stará podřimuje, I 1, 3, bije – zlatá Marie! III 29, 31, duje – stará polehuje, V 1, 3; P. m. n. na rozloučení – mé potěšení! 54.

2. Innenvers a) vor der Diäresis: Š. d. přijde mládenec I 12, tak viděla jej IV 12;

b) nach der Diäresis: Ø.

3. Versanfang: Ø.

In Übereinstimmung mit der geringen Anzahl der hieher gehörigen Verse sind auch die Unregelmäßigkeiten spärlich vertreten, so daß sogar in einigen Abteilungen kein einziger Beleg vorkommt. Auch bei Heranziehung dieser Abweichungen haben wir natürlich den Zusammenhang berücksichtigt, soweit es der Versschluß oder die Diäresis oder die durch Interpunktionszeichen angedeuteten Pausen zugelassen haben. (S. auch Anmerkung 47)!) Trotz der kleinen Anzahl der Unregelmäßigkeiten halten wir es doch mit Rücksicht auf die weitern Ausfüh-

rungen nicht für überflüssig, wenn im folgenden ein kurzer Überblick über diese Belege gegeben wird.

I. *1.* 1 Fall mit einsilbiger Präposition und zweisilbigem Nomen (mit langer erster Silbe des Nomens, aber nicht rein quantitierend); *2. a)* 1 Fall mit einsilbiger Präposition und zweisilbigem Nomen (ohne lange erste Silbe des Nomens), *2. b)* 1 Fall mit einsilbiger Präposition und dreisilbigem Nomen (mit langer erster Silbe des Nomens, aber nicht rein quantitierend); *3.* Ø.

II. *1.* 1 Fall mit einsilbiger Präposition und dreisilbiger Zusammensetzung: mit Betonung auf d. zweiten Silbe des Nomens (rein quantitierend); *2. a)* 1 Fall mit einsilbiger Präposition und dreisilbiger Zusammensetzung: mit Betonung auf d. zweiten Silbe des Nomens (mit langer zweiter Silbe, aber nicht rein quantitierend), *2. b)* 2 Fälle mit dreisilbiger Zusammensetzung und mit Betonung auf d. zweiten Silbe (darunter 1 mit langer zweiter Silbe, aber nicht rein quantitierend), 2 Fälle mit viersilbiger Zusammensetzung und mit Betonung auf d. zweiten Silbe (darunter 1 mit langer zweiter Silbe, aber nicht rein quantitierend); *3.* Ø.

III. *1.* 1 Fall mit zweisilbigem Worte (rein quantitierend), 3 Fälle mit dreisilbigem Wort und mit Betonung auf d. zweiten Silbe (darunter 1 rein quantitierend), 2 Fälle mit viersilbigem Wort und mit Betonung auf d. dritten Silbe (rein quantitierend); *2. a)* 5 Fälle mit dreisilbigem Wort und mit Betonung auf d. zweiten Silbe (darunter 4 rein quantitierend), 1 Fall mit viersilbigem Wort und mit Betonung auf d. dritten Silbe (nicht rein quantitierend), *2. b)* 6 Fälle mit zweisilbigem Worte (darunter 4 rein quantitierend); *3.* Ø.

IV. *1.* 1 Fall mit dreisilbigem Wort und mit Betonung auf d. zweiten Silbe, 3 Fälle mit viersilbigem Wort und mit Betonung auf d. dritten Silbe; *2. a)* 2 Fälle mit dreisilbigem Worte: 1 mit Betonung auf d. zweiten und 1 auf d. dritten Silbe, *2. b)* Ø; *3.* Ø.

Die beigefügte Tabelle zeigt uns, daß hier im Gegensatz zu den wenigen zweisilbigen Belegen nach der Diäresis (nur 1 mal im Versschluß) am stärksten die dreisilbigen Wörter mit Betonung fast durchgehends auf der zweiten Silbe (nur 1 mal mit Betonung auf der dritten) vertreten sind. Die weniger zahlreichen viersilbigen Belege stehen zur überwiegenden Mehrheit mit Betonung auf der dritten Silbe im Versschluß oder vor der Diäresis und nur in wenigen Fällen mit Betonung auf der zweiten Silbe nach der Diäresis — möglich auch im Versanfang —,

Übersichtstabelle.

	Wörter.					
	Zweisilbig.		Dreisilbig.		Viersilbig.	
I.	1.		1:1	(1+)		
	2. a)		1	(1+)		
	2. b)				1:1	(1+)
	3.					
			2:1	(2+)	1:1	(1+)
II.	1.				1:1:1	(+1)
	2. a)				1:1	(+1)
	2. b)		2:1	(2+)	2:1	(2+)
	3.					
			4:2	(4+)	5:4:1	(3+2)
III.	1.	1:1:1	3:3:1	(3+)	2:2:2	(+2)
	2. a)		5:5:4	(5+)	1:1	(+1)
	2. b)	6:6:4				
	3.					
		7:7:5	12:10:5	(12+)	8:7:3	(3+5)
IV.	1.		1	(1+)	3	(+3)
	2. a)		2	(1+1)		
	2. b)					
	3.					
		7:7:5	15:10:5	(14+1)	11:7:3	(3+8)

wie überhaupt in diesen Versen auf der einen Seite Versschluß und Innenvers vor der Diäresis und auf der andern Seite wiederum Innenvers nach der Diäresis und Versanfang sich mehrfach ähneln. Auch hier hat in den ersten zwei Klassen verhältnismäßig sehr oft die Länge der betreffenden Silbe (natürlich mit geringerer Anzahl rein quantitierender Belege in den ersten drei Klassen) auf die Unregelmäßigkeiten eingewirkt, unter denen die verhältnismäßig meisten (11 von den 13 Fällen im ganzen) bei den anakrusischen Daktylen (nach der Diäresis im ganzen 12 und im Versanfang im ganzen 1) wegen ihres Auftaktes vorkommen.

Bb. Erben's Verse mit dreisilbigen Füßen.

Falsche Satzbetonung.

In dieser Abteilung schließen sich bei den Versen mit dreisilbigen Füßen den tonlosen einsilbigen Wörtern begreiflicherweise auch noch tonlose zweisilbige Wörter an, wo man natürlich von einer Satzbetonung auch nur insoweit reden kann, als diese Wörter gleichfalls ihre Betonung an die unmittelbar vorangehenden (oder ausnahmsweise: nachfolgenden) Silben gänzlich verlieren. Ursprünglich waren — unter Einfluß der Quantitätslehre — diese Silben wohl lang, wogegen die zweisilbigen Wörter selbst kurze Silben besaßen. Aber später ging man weiter, indem man auch die Kürze der vorangehenden (oder ausnahmsweise: nachfolgenden) Silben und lange Silben in dem zweisilbigen Worte zuließ[48]). Wir zählen zum Schluß wieder noch die Belege in den Versen mit nur einem Daktylus auf (1. Zweite Vershälfte: P. m. n. leč na tu chvíli 45, at' bude zdrávo 92. 2. Erste Vershälfte: Š. d. já tobě mužem I 16; P. m. n. a kolem ohně 16, tak jako šťastná 29, a hej komínem 75 [S. jsou naše práva 14, kdo's o ně s námi 15]), und die Unregelmäßigkeiten in den Daktylo-Trochäen mit zwei Daktylen teilen wir im folgenden je nach der Länge oder Kürze der vorangehenden (oder ausnahmsweise: nachfolgenden) Silbe in zwei Abteilungen, wobei noch darauf Rücksicht genommen wird, ob sich dieselben in der ersten oder in der zweiten Vershälfte befinden.

---

[48]) Nach Král (L. f. Roč. 20. [1893] 194, 197) will selbst Dobrovský in der ersten Auflage der Pelzel'schen Grammatik (wir haben sie nicht benützen können) jene zweisilbigen Wörter als Pyrrhichien gelten lassen, bei denen zwischen zwei kurzen Vokalen nur ein einziger Konsonant steht. Auch noch in der zweiten Auflage derselben Sprachlehre (212) ist er nicht ganz abgeneigt, »nach einer stark betonten Silbe einige zweisilbige Wörter als Pyrrhichien zu gebrauchen«. Außerdem ist auch interessant, was J. Nejedlý in der dritten verbesserten Ausgabe seiner »Praktischen böhmischen Grammatik für Deutsche« (Prag 1821) sagt (320): »In daktylischen Versarten kann man auch ... zur Abwechslung des Verses die zweisilbigen Wörter, und bei mehrsilbigen die ersten zwei Silben als Pyrrhichius ... gebrauchen. Allein dies muß mit der größten Behutsamkeit und Delikatesse geschehen, da es doch nur immer eine poetische Freiheit ... ist. Die Silben, die man als Pyrrhichius gebrauchen will, dürfen nur einen, höchstens zwei Mitlaute zwischen ihren geschärften [kurzen] Selbstlauten haben, und in der Aussprache gleichsam dahin schlüpfen. Dergleichen sind: tebe, ... otce ...« (S. auch Král [L. f. roč. 21. (1894) 248] bezüglich der vierten Auflage desselben Buches!)

I.

Ein wichtiges (ein- oder) zweisilbiges Wort verliert seine Betonung an eine lange Silbe.

1. Zweite Vershälfte: Š. d. mráz v okna duje I 1, dvě jmena milá III 1, všech nocí máti 13, svěží stopu znáti 15, vidím dvéře 23, domů vede k sobě IV 13, mráz v okna duje V 1.

2. Erste Vershälfte: Š. d. ach vidím domek III 21, ach vidím, 33, však lépe v mylné V 28; P. m. n. tak jako slunce 27, hej paní matky 78.

II.

Ein wichtiges (ein- oder) zweisilbiges Wort verliert seine Betonung an eine kurze Silbe.

1. Zweite Vershälfte: Š. d. je mlhy mnoho III 33, a mezi nimi 39; P. m. n. tu naši lásku 56, co byla v mládí 60.

2. Erste Vershälfte: Š. d. tma jako v hrobě I 1, ta jedna klečí III 17, a za ní hejsa IV 6; P. m. n. kdo ve své síly 24.

Wir wollen wieder in einigen Worten eine Sichtung des uns hier gebotenen Materials vornehmen. Die durchweg zweisilbigen Belege kommen mit vorangehender langer Silbe 6 mal — und 1 mal mit folgender langer Silbe — in der zweiten und 5 mal in der ersten Vershälfte vor, aber es befindet sich unter ihnen nur ein einziger rein quantitierender Fall: mit langer vorangehender Silbe und mit kurzen Silben des zweisilbigen Wortes. Mit vorangehender kurzer Silbe finden sich in den beiden Vershälften je 4 Belege [49]).

---

[49]) Über die als Pyrrhichien zu messenden zweisilbigen Wörter sagt Král in seinen Regeln (L. f. Roč. 25. [1898] 37) folgendes: »Také slova *dvouslabičná* mohou někdy téměř docela tratiti přízvuk, stojí-li před slabikou nebo za slabikou s přízvukem větným. Ale mohou to býti jen slova obsažně málo závažná a více formálního významu: *ano, ale, věru, nebo, tedy, tudy, zase, bychom, byste* a j.; na př. *Já* věru *ne*vím. *Šli* bychom *rádi* ... Ale *on* to *ne*chce. Věru *hrozně* se *mýlíš*. *Mlčím*; nebo *mlčet* je *zla*to. *To* aby *čert* vzal. *Já* jenom *ne*chci. — Po silném přízvuku a před přízvukem rovněž silným mohou i jiná slova-arci ve větě nezávažná-tratiti skoro svůj přízvuk: Jak *král* tomu *mo*hl jen *vě*řit? *Já* za to *ne*mohu. *Ty* o ně *ne*stojíš. — Třeba však vždy míti na paměti, že lze užívati slova dvouslabičného jako pyrrhichia jen

Nach dieser Übersicht wollen wir uns endlich — ausgerüstet mit den aus den übrigen Dichtungen Erben's abstrahierten prosodischen und metrischen Regeln — unserm Gedichte Záhořovo lože zuwenden, welches hier mit Bezeichnung des Metrums und mit prosodischer Analyse vollständig zum Abdruck gelangt, da wir es — zur bessern Kontrolle seitens der Leser über die Ausführungen im folgenden Abschnitt — für unerläßlich hielten.

---

tehdy, kdy vskutku přízvuk téměř docela tratí. Je to v případech řídkých, a zvláště na počátku věty [38] jen slova velmi málo obsažná a stojící před velmi silným přízvukem možno tak měřiti.« (S. auch Král: L. f. Roč. 20. [1893] 351. 352 u. s. w.!)

(Fortsetzung folgt.)

Urkundliche Beiträge zur Biographie des Dichters Relković.

Während meiner Beschäftigung in dem Wiener Hof-Kriegs-Archive fand ich zufällig einige Notizen, die sich auf den serbokroatischen Dichter Mathias Anton Relković beziehen. Ich sammelte diese Daten und veröffentliche sie in der Hoffnung, daß sie etwas dazu beitragen werden, um unsere geringen Kenntnisse über das Leben dieses bedeutenden Mannes zu ergänzen.

Das Leben und die Werke Relković's waren wiederholt Gegenstand der Forschungen und Studien der südslavischen Schriftsteller. Als wichtigere Abhandlungen über sein Leben erwähne ich die folgenden: Kratki ispis života privridnoga gospodina M. A. Relkovića von Adam Filipović Heldentalski, in Versen, als Vorwort zur III. Auflage »Satirs« (Esseg 1822); Nešto o životu i književnom radu M. A. Relkovića von B. P., als Beilage zu den gesammelten Werken des Dichters (Vinkovci 1875); Relković u hrvatskoj književnosti. Književno povjesni ogled od Ivana Milčetića (Vienac 1881); O književnom radu M. A. Relkovića. Literaturna studija von Tomo Matić (Vienac 1893); Nešto o životu i

književnom radu M. A. Relkovića von Martin Senković als Vorwort zur IX. Auflage des »Satir« (Zagreb 1895); Pisma Relkovićeva, prikupio D. Bogdanović (Vienac 1896); Matija Ant. Relković, von D. Boranić (Narodne Novine 1898); Život M. A. Relkovića von dr. Ivan Šercer (Nastavni Vjestnik 1899). Schließlich sei noch des neuesten sorgfältig ausgearbeiteten Beitrags »Матија Антун Релковић« in der Abhandlung »Српска Књижевност од велике сеобе до Доситеја Обрадовића« von Tihomir Ostojić (Karlowitz 1905) gedacht.

Nach den Angaben der aufgezählten Werke wurde Relković im Jahre 1732 zu Svinjar in Slavonien geboren. Seine Schulbildung begann er im Kloster Cernik, wohin er von seinem Vater, einem Gränzofficier, gebracht wurde, als derselbe in den Krieg nach Italien zog. Später setzte der junge Mathias seine Studien in Budim (Ofen) fort und im 17. Jahre trat er in den Militärdienst. Anfangs diente er im Gradiskaner Regiment, wo er im Jahre 1750 Fähnrich wurde und als solcher heiratete. Darauf wurde er zum Broder Regiment versetzt, mit welchem er als Lieutenant im siebenjährigen Kriege teilnahm. In der Schlacht bei Breslau (1757) wurde er vom Feinde gefangen genommen und in die Stadt geführt. Infolge einer ungünstigen Schlacht war das feindliche Heer Breslau zu räumen genötigt und die gefangen genommene österreichische Miliz, darunter auch Relković, wurde freigelassen. Nach der Schlacht bei Leiten nahmen die Preußen den Relković zum zweitenmal gefangen und führten ihn nach Frankfurt a. O. Da blieb Relković längere Zeit, lernte auch die französische Sprache und studierte das Leben des deutschen Volkes. Nach dem erfolgten Frieden tauschten die Gegner ihre Gefangenen aus und so erlangte Relković wieder seine Freiheit. Auch am späteren bayerischen Erbfolgekrieg im Jahre 1778 und 1779 hatte er teilgenommen. In seinem Vaterland wechselte er die Dienstposten häufig, indem er in Nemci, Šamac, Bošnjaci und Babina Greda gedient hatte. Gegen das Jahr 1785 wurde er als Hauptmann pensioniert und allem Anscheine nach bei dieser Gelegenheit in den Adelsstand mit dem Titel »von Ehrendorf« erhoben. Bei der Pensionierung wollte er um den Majorstitel nicht einkommen, wie aus einem Briefe ersichtlich ist, wo er schreibt: »Kad nisam postao majorom dok sam mogao majoricirat, što će mi sada prazan titul«. Nachdem er pensioniert wurde, zog er sammt der Frau nach Vinkovce und dort starb er im Jahre 1798.

Unser Beitrag wird manchen Fehler in der so dargestellten Lebens-

beschreibung Relković's korrigieren und vielleicht einiges dazu beitragen, um die Umstände und die Lage, in welcher der verdienstvolle Autor »Satir«-s gedichtet hatte, besser zu verstehen.

Mir ist nicht bekannt, wie der Vater Relković's geheißen hat. Allem Anscheine nach wird es Stipo Relković sein, dessen Namen ich oft in den Akten des Hof-Kriegs-Archivs gefunden habe. Dieser Stipo war auch aus Svinjar in Slavonien und ist im Jahre 1750 wegen seiner Verdienste im türkischen und »Welschenkriege« Hauptmann geworden. Die Witwe dieses Stipo, Maria Relković, geborene Despacsević, bittet im Jahre 1773 um Pension. In dem Gesuche erwähnte sie, daß sie einen Sohn habe, der selbst schon ein Invalid sei (65—616).

In den Akten des Hof-Kriegs-Archivs werden auch die zwei Söhne des Mathias erwähnt. Der eine war Pfarrer und Katechet in Vinkovci und er hatte im Jahre 1798 »einen größeren Cathechismus in die Illyrische Landes Sprache« übersetzt (Nr. 2245) und im August 1800 J. wird vom slavonischen General-Commando gemeldet, daß der Cathechismus in 1000 Exemplaren gedruckt wurde. Der zweite Sohn Johann wird einigemale in nachfolgenden Beiträgen erwähnt. Außerdem findet man in den Akten auch eine Nachricht, nach welcher dieser Relković als Unterlieutenant das Proviant veruntreut hätte, aus welchem Grunde er, höchst wahrscheinlich, aus dem Militärdienste entlassen worden war.

1) Am 12. Juli 1758 wurde Unterlieutenant des Brooder Regiments, Matho Relkovich, durch allerhöchste Entschließung zum Oberlieutenant ernannt. 61—323.

2) Vorschlags-Terna über eine bey dem Kay. Königl. Slavonischen Brooder Gränitz Infanterie Regiment Waccant gewordene Haubtmanns Charge als hierzu wird vorgeschlagen anstatt den zum Haupten vorgeschlagenen Capit-Lieutenant Franz Flaig oberlieutenant 1. Ranges im Regiment Mathias Relkovich. Er dient als oberlieutenant seit 21. Julie 1758; 41 Jahre alt, geboren in Slavonien zu Sviniar, religion: Catholisch, Stand: verheurathet, 4 Kinder, Dienst Monathe und in welchen Chargen: als gemeiner 13, als gefreiter 2, als corporal 10, als fähnrich 6, als unterlieutenant 57, als oberlieutenant 184 Monath, lebet von der gage. Natürliche Talente: ganz besondere, redet Sprachen yllÿrisch, teutsch, latein und französisch, hat Eÿfer im Dienst: besonders vielen, Geschicklichkeit: im Exercieren ganz besondere; in der Adjustirung: besondere; in Dressirung seiner untergebenen: vortreffliche; im Dienst emsig, ferme, accurat, streng; in sonstige wissenschafft: übersetzet sehr gut aus dem teutsch ins Illyrische, Companie tabel: im Regiment ja; mit der Artillerie ja; Conduite: ein guter Wirth: ja; verdient das Avancement: allerdings; unruhigen gemüths: gar nicht; Spieler: nein; dem

Trunk ergeben: nein. Esseg den 17. Decembris 1773, Freyh. von Mathesen Praes. auf Hof-Kriegs Rath am 24. Decembris 1773.
65—616.

3) Hochlöblich k. auch k. k. Hof-Kriegs-Rath! Die Anleitung zur besseren Schafzucht, wovon Eine hochlöblichen Instanz diesem General Comando untern 12ten Decembris vorigen Jahrs einige Exemplarien mitzutheilen geruhete, ist nunmehro von des Brooder Regiments Hauptmann v. Relkovich, auch in die hiesige Landes Sprache übersezet worden; man ist hierorths des gehorsambsten Dafürhaltens, dass diese Übersezung einen grösseren Nuzen schaffen, und mehrere zur Pflegung der Schaafe den Regimentern, als sammtlichen Commitaten einige Abdrucke mitgetheilet würden, als wenn selbe nur mündlich, oder schriftlich den liebhabern einer besseren Schaafzucht bekannt gemacht werden sollte.

Da der hiesige Buchdrucker für die Auflag und Druckung 500 Exemplarien 70 fl. verlanget, so daß ein Exemplare, welches 10 Bögen enthält, nicht höcher als 8¼ ar, mithin ein Bogen nur 3¾ cr. kosten würde.

So solle ich nur dero hochgefällige Entschlüssung in Unterthänigkeit erbietten, ob die Druckung sothaner übersezung, folglich auch die Bezahlung des diessfälligen Betrags aus dem Proventen fundo gnädig verwilliget werden wolle. womit ich in Einfester Unterthänigkeit ersterbe.

Eines Hochlöblichen k. und k. k. Hof Kriegs Raths unterthänig gehorsamster Freyh. v. Mathesen, Esseg d. 5. Decembris 1775. — A tergo: Sclav. General Commando dt. Essegg 5ten Decembris 1775 fraget sich an, ob nicht gnädig verwilliget werden wolle, dass die von des Brooder Regiments Hauptmann Relkovich verfertigte Übersezung der untern 12ten Decembris vorigen Jahrs anher mitgetheilten oeconomischen Schaafzucht in Druck geleget, und dafür der Betrag aus den Proventen fundo mit 70 fl. bezahlet werden därfte. — Praes. 13. Decembris 1775. — Dies wurde nach dem Vorschlag Liebenfels verwilligt. 42, 86.

4) Hochlöblich-Kay: auch Kay: Königlicher Hof [Kriegs-Rath! Daschon untern 22ten Juny 1770 geruhete Ein Hochlöblicher Hof-Kriegs-Rath die von dem Landts-Buchhalter in Boheim Baul verfasste Anleitung zur Verbesserung der Schafzucht sowohl, als die derselben angehängte Weigandische Tabaksbau-Abhandlung in teutscher Sprache zur erspriesslichen Nuzniessung für hierlaufige graniz-Truppen mit dem Auftrag anhero zu senden, dass diese Abhandlung in hiesiger Graniz übliche Landessprache durch ein capables Subjectum übersezet in proportionirter Anzahl in Druck beförderet werden sollen, und diessfälligen Auftrag untern 20ten Decembris 1775 zu erneuern.

Zur Erreichung der hohen Intention hat das General Commando Anno 1770 den nunmehrigen Brooder Regiments Capitaine Lieutenant Relkovich, welcher zur selbigen Zeit den Caracteur eines Oberlieutn. begleitete, zu Übersezung der allerersteren Auflage als ein geschicktes Subjectum ausersehen; man hat dahero denselben auch zur gegenwärtige verbesserten Übersezung und Correctur, wovon Einem Hochlöblichen Hof-Kriegs-Rath 4. Exemplarien zur hohen Einsicht gehorsamst überstellet werden, als ein geprüften — der

teutschen — und Landessprache wohl kündigen Mann neuerdings fürgewählet und verwendet;

Wie nun gemelter Capitaine-Lieutenant: bey ersterer übersezung 40 und mit lezterer 41, zusammen 81. Täge zugebracht, so bittet er in gnädige Betrachtung zu ziehen, dass er vom Regiment abwesend alle zweymal für baares Geld gelebet, und anstatt der, nach gethaner seiner eigenen Schuldigkeit geniessenden Ruhe, öfters auch bey der Nacht in dieser mühsamen Translatirung gearbeitet, womit ihme die Caracteurmässigen Diurnen, wo nicht ganz, doch wenigstens zur Halbscheide zugestanden werden möchten;

Das General Commando, welches ihme das zeugnüss beyleget, dass Er in diesen beeden Arbeiten viele Mühe angewendet, unterleget dessen Gesuch Einer hochlöblichen Instanz zur gnädigsten Entschlüssung;

In tiefesten respect erlassend Eines Hochlöblichen Kay: auch Kay: Königl: Hof-Kriegs-Rath unterthänig-gehorsamste Freyh. v. Mathesen. Esseg den 22. Martij 1776. — A tergo: Slavonisches General Commando etc. Esseg den 22. Martij 1776. unterstüzet die Bitte des Brooder Regiments Haubtmann Relkovich um Erfolglassung deren wegen übersezung der Buchhalter Baulischen Schaf-Zucht und Tabackbau-Anleitung aus dem teutschen in die Illyrische Sprache, wovon Einem Hochlöblichen Hof-Kriegs-Rath von denen bereits im Druck beförderten Exemplarien 4. Stücke zur hohen Einsicht beygeschlossen werden, durch 81. Täge ins verdienen gebrachten Caracteursmässigen — wo nicht ganz doch halbscheidigen Diurnen. Praes. d. 6ten April 1776. — Hof Kriegs Rath fasste den Beschluss, wodurch dem Relkovich ein Praemium von 100 fl. aus dem Gräniz Extra Proventen verabfolget werde.

42, 36.

5) Slavonisches General Commando vom 7. hujus: begleitet das Ansuchen des Brooder Regiments Hauptmann Relkoviz um Erlaubnis, die verwittibte Hauptmanin Catharine Basslinovich ehligen zu dörfen, mit der Anmerkung, dass die Heuraths Caution zwar weder mit Geld, noch in Realien sichergestellt werden könne, doch der Hauptmann von beeden so viel besitze, dass nach Ausserung des Regiments die Witwe mit den Kindern in Communione leben könne.

Bevor das General Commando zu dieser Heurath die Bewilligung ertheilet, wird die gerichtliche Fürmerkungs-Urkund der zu Esseg sichergestellten Capitals Posten sowohl als auch ihrer zur Helfte beschehenen Cession zur Heuraths Caution des Brooder Regiments Hauptmann Relkovich gewärtiget. — Dieser Beschluss wurde am 22. Jäner gefasst und an das Slavonische General Commando expedirt. — Praes. 14. Januarii 1780.

Nr. 92.

6) Slavonisches General Commando vom 24. Martii übersendet in Folge Verordnung vom 22. Januar No. 92 die zur Ergänzung der Heuraths Caution des Brooder Regiments Hauptmann Relkovich abverlangte gerichtlich vorgemerkte obligation gr. 765 fl. nebst dem Cessions Instrument, mit der weiteren Anfrage, ob nunmehro ihme Supplicanten der Verehligungs Consens ertheilet werden könne?

Hierzu wird die Bewilligung ertheilet (d. 18ten April 1780) und über die von dem Hauptmann Relkovich bey dem Maurer Pollier Matzkof zu Essegg anliegen habende 315 fl. die original obligation nebst der Cession, dann das Intabulations Instrument über die von dem Hauptmann zur Heuraths Caution bestimmte und gerichtlich fürgemerckte Immobilien erwartet.

Nr. 663.

7) Am 21. Februar 1778 wurde Capitain lieuthn. Relkovich durch allerhöchste Entschliessung zum Hauptmann ernannt.

8) [Slavonisches Banat. General-Commando] Dt. 9ten März 1785 unterleget vorwortlich das Besuch des Brooder Regiments Hauptmanns Relkovics um die Erhebung in den Adelstand mit dem Ehrenwort Ehrendorf. 5 Anlagen, worunter 1 Wappen Entwurf.

Dieses Gesuch wird der Vereinigten B. Ö. Hof Kanzley und Kammer zur Bedachtnehmung mitgetheilt. Erled. d. 30ten Martij 785.

Nr. 560.

9) Vereinigte Politische und Cameral Hofstelle dt. 1ten April eröffnet, es haben Sr Maytt. den Brooder Regiments Hauptmann Mathias Anton Relkovich mit allen seinen Erben beederley Geschlechts in den Adelstand, mit dem Ehrenworth von Ehrendorf zu erheben geruhet. — Erled. d. 31. Aug. 1785.

Nr. 1737.

10) Slavonisches Banat. General Commando dt. 14. Sept. 1785 unterleget die superarbitrirungs Lista des zu einem Garnisons Regiment für tauglich erkannten Brooder Regiments Hauptmann Relkovics mit der Bitte, denselben dem Regiment baldest abnehmen lassen zu wollen, um statt seiner einen anderen tauglichen officier vorschlagen zu können. 1. Anlaage.

Zu erwiedern, es werde auf die Abgebung dieses Hauptmanns zu einem Garnisons Regiment bey Gelegenheit die Rucksicht genommen werden. — Exped. an das Slavonische Bannat. Gränz General Commando. — Erled. d. 28. Sept. 1785. Nr. 1935.

11) Relkovich von Ehrendorf Hauptmann von dem Brooder Regiment bittet, seine Standes Erhebung in der Slavonisch. Banat. gränze publicieren zu lassen.

Die gebettene Publication wird durch das General Commando veranlasset. — Praes. 13ten octobris 1785. — Exped. an das Slavon. Banatische General Commando. Erled. d. 19. Octobris 1785.

Nr. 2079.

12) Slavonisch-Banatisches Gränz General Commando sendet Superarbitrirungs Consignation der untauglichen Officieren. In seinem Beschlusse Hof-Kriegs-Rath an das General Commando stellt folgende Frage: Indessen erscheint in diesen Superarbitrirungs Listen weder der Hauptmann Relkovich, noch der oberlieutn. Basslinovich, wovon doch der erstere vermög der Conduite Listen wegen Körperlichen Gebrechs zur Dienstleistung ganz unvermögend, und letzterer mit der hinfallenden Krankheit behaftet seyn soll. Praes. 27. Martij 1786. Erled. 30. Martij.

Nr. 798.

13) Slavonisch-Banatisches General Commando dt. 8ten April berichtet auf den Befehl vom 30. Martij Nr. 798, dass über die im vorigen Jahr No. 1741 und 1935 eingesendete Superarbitrirungs Listen der Brooder Regiments Hauptmann Relkovich und oberlieutenant Basslinovich die Weisung ertheilet worden seye, dass auf die Abgabe des ersteren zu einem Garnisons Regiment bey Gelegenheit der Bedacht genommen werden würde, von der Abnahme des lezteren aber es von selbsten abzukommen habe und haltet sich bevor die Superarbitrierungs Lista der nemlichen Regiments Oberlieutenant Br. Seczujacz nachzutragen.

Wenn weder der Hauptmann Relkovich, noch der Oberlieutenant Baslinovich ihrer Gebrechen halber als real Invalid angesehen werden können, sind selbe noch bey dem Brooder Regiment allerdings beyzuhalten und nach dem circular befehl vom 27ten Martii nach ihren Eigenschaften zu Gränz Dienst zu verwenden. Erled. d. 22. April 1786, exped. an das Slav. Banat. General Commando. Nr. 985.

14) Slavonisch-Banatisches General Commando dt. 18. Sept. berichtet, dass zwischen anderen auch Hauptmann Relkovich bey dem superarbitrio als real Invalid befunden wurde.

Auf Grund dessen Hof Kriegs Rath fasste den Beschluss am 7. Oct. 1786 Relkovich zu pensioniren. Praes. 25. Sept.
Nr. 3012.

15) Relkovich jubilirter Hauptmann dt. 4ten August 1787 bittet um Beförderung seines bey Johann Palfy als Gemeiner 5 Jahr dienenden und schon im Jahr 1784 zum k. k. ordin. vorgemerkten Sohns Johann Relkovich.

Das General Commando hat diesen jungen Relkovich bey nächster Gelegenheit zum k. k. Cadeten in Vorschlag zu bringen; wovon auch der Suppliciрende Vater verständiget wird. Exped. an das slav. Banat. General Commando und mittelst bescheid an den Hauptmann Relkovich. Erled. 22. Aug. 1787. Nr. 1857.

16) Mitrowsky Feldzeugmeister und Commandirender General in der Slavonischen banatischen Gränze dt. Mitrowitz den 8ten Septembris 1790 berichtet auf den Befehl vom 28ten elapsi sub No. 1108 dass von denen um verleihung des hungarischen Adels eingekommene officiers, als jubilierten Oberlieutenant Lovrich, Hauptmann Relkovich, fähnrich Slivarich, Hauptmann Koperczanovich, oberlieutenant Igyanovich, Hauptmann Ignaz Csivich, welche für ihre Verdienste pro Praeterito schon mit dem teutsch erbländischen Adelstand belohnt worden sind, nur der Hauptmann Koperzanovich und der Oberlieutenant Igyanovich wegen ihrer neuerlichen Verdiensten auch zu überkommnung der hungarischen Adelschaft geegnet wären. 13 Anlaagen.

Die hieher mitgetheilten Bittschriften werden der U. S. Hof Kanzley mit dem Bemerken remittiret, dass hierorts keine zureichende Beweggründe vorhanden seyen, um für diese officiers zu überkommnung des hungarischen Adelstandes einzuschreiten. Erled. 25. Sept. 1790, exped. an die U. S. Hof Kanzley. Nr. 1274.

17) Hof-Kriegs-Rath dt. 5. juni 1792 fasste den Beschluss, mehrere pensionirte Officiers, unter anderen den Hauptmann Relkovich, zu Garnisons Regiment nach Italien zu schicken.

Nr. 1300.

18) Relkovitsch pensionirter Hauptmann vom Brooder Regiment von Vinkoveze den 23ten Juni 1792 verbittet die ihm sub Nr. 1300 zugedachte Übersezung zum 2ten garnisons Regiment nach Italien wegen aufhabenden Leibes Gebrechen, jedoch, wenn er gleich wohlen dahin abgehen solte, so bittet er um eine Zeit Frist, um sein Haus, und den wittiblichen Unterhalt in ordnung bringen zu können und ihn dann zu verständigen, wo, und bei wem er sich in Italien zu melden habe.

Die Supl. wird dem Slavonischen General Commando mit der Bemerckung zugeschickt, dass, wenn sich die angegebene Umstände bestätigen, es von der angeordneten übersezung dieses Officiers zum zweyten Regiment wieder abkommen könne; worüber die Anzeyge gewärtiget würde, um wegen anderweiter Besetzung der Hauptmanns Stelle bey gedachten Var. Regiment die Verfügung trefen zu können. — Exped. an das Slav. General Commando d. 7. Juli. Nr. 1501.

19) Am 21. Juli 1792 berichtet Slavonisch-Banat. General Commando, dass Relkovich für den Dienst gänzlich untauglich seye und Hof Kriegs Rath am 31. Juli zog sein Beschluss zurück und den Relkovich auch weiters in Pension liess. Nr. 1627.

20) Jagosch Leopold pensionirter oberlieutenant und Caserne Verwalter zu Theresien Stadt den 9ten August 1792 bittet um Erlaubnis, seine Tochter Katharina mit dem Unterleutn. Relkowiz von Jellachich Infanterie gegen Verzichts Revers verheurathen zu dürfen. 1 Anlage.

Zu bescheiden: ohne den Erlaag der normalmässig caution könne die Heuraths Licenz nicht ertheilet werden.

Nr. 1763.

21) Slavonisches General Commando dt. Peterwardein am 18ten März 1797 unterleget vorwortlich das mittelst des Brooder Cantons einbegleitet wordene Gesuch des pensionirten Hauptmanns Relkovich von Ehrendorf um Verleihung des Majors Characteurs ad Honores. 4 Anlaagen. Gesuch lautet:

Euer Majestät! Unterzeichneter fing im Jahre 1748 bei dem löbl. Gradiscaner Regiment im 17ten Jahre seines Alters als Gemeiner zu dienen an, wurde auf 16 Monaten Gefreyter, avancirte stuffenweise die untern Chargen, bis er nach Verlauf 7 Jahren als Unterlieutenant zu dem löbl. Brooder Regiment kam; daselbst 4 Jahre 9 Monaten in dieser Charge, 15 Jahr 5 Monaten als Oberlieutenant, 4 Jahr als Capitain, 10 Jahre als wirklicher Hauptmann, dann seit seiner im Jahre 1786 erfolgten Jubilation, laut den Zeugniss A) bei dem in Slavonien erreichtet wordenen Landes Defensions-Corps. bis zu dessen Disolvirung dienste leistete, dann wie Zeugniss B) beweist, bei der im Lande gewütheten Pestsuche die Einrichtung und Direction der nächst Winkoveze angelegten Contumatz ganz auf sich gehabt, seit der Stillung dieses Uibels das hiesige Districts Commanho führte und noch führet, welches ge-

wiss wegen den häufigen unzähligen Geschäften mit seinen geringen Kräften und hohen Alter in keinem Verhältnisse stehet; dennoch ist Unterzeichneter in seinem itzigen 66. Alter nach zurückgelegten 49jährigen treuen Diensten, die noch erübrigende Lebenszeit bis in seinem letzten Hauch aus allen Kräften zu dienen bereit; damit aber Er dereinst seinen Kindern die offenbare Merkmale seiner sogestaltigen vieljährigen treuen Dienste zu ihrer Aneiferung vorstellen könne, bittet er Unterthänigst, womit Euer Majestät dem Unterzeichneten in Rücksicht seiner 39jährigen Dienste in der Wirklichkeit und 10jährigen im Stande der Jubilation, den Tittel eines kay: königlichen Majors allergnädigst zu ertheilen geruhen mögen. Winkovce am 3ten März 1797 allerunterthänigst treu gehorsamster Knecht Matthias Anton v. Relkovich, pensionirter Hauptmann bei Slavonischen Brooder Regiment.

A tergo: An seine Kais. König. Majestaet den Kaiser. Pensionirter Hauptmann Relkovich vom Slavonischen Brooder Regiment bittet um einen Majors Tittel.

Anlaage A) lautet:

Zeugniss. Kraft welcher Unterzeichneter auf geziemendes Ansuchen des pensionirten Herrn Hauptmann v. Relkovich löbl: Brooder Regiments hiemit bezeuget, dass derselbe während dem letzten Türkenkriege vom Anfang bis zu den darauf erfolgten Frieden, als Deffensions Divisions Commandant am Save-Cordon gedienet, und dabei seine Pflicht, wie es einem rechtschaffenem Officiers zustehet, mit aller Zufriedenheit seiner Vorgesetzten erfüllet habe. Urkund dessen meine fertigung und Pettschatt. Winkovce den 3ten Martij 1797 v. Gvozdanovich m. p. Pensionirter Major.

L. S.

Anlage B) lautet:

Zeugniss. Als im Monathe Aug. 1795 in mehrern umliegenden Gegenden eine Art Pestsuche zu wüthen anfieng, und das diesortige Cantons Commando einen Cordon und Contumaz Station zur Verhüttung der weitern fortflanzung dieses Uebels hier errichten lassen musste, ward in der, zu diesem Ende zusammengesezt wordenen Commission der auch Unterfertigter beyzuwohnen hatte Herr Hauptmann v. Relkovich als ein bekanter, diensteifriger, emsiger H. Officier zum Director dieser Contumaz, und des Cordons ernennt; da nun Unterfertigter Augenzeuge dieses ganzen Geschäftes war, und vorzüglich Gelegenheit hatte den Herrn Director durch die ganze dauer dieses Geschäftes zu beobachten; So kann Unterzeichneter auch nicht umhin demselben hiemit das untrügliche Zeugnüss eines für das Wohl des Landes ungemein eifrigen, thätigen, um das allgemeine Beste sehr verdienten Herrn Officier auf sein Ansuchen zu ertheilen. Zur Urkund dessen hat der Ansteller dieses eigenhändig geschriebene, und gefertigte Zeugnüss mit seinem eigenen Insiegel bekräftiget. Vinkovcze den 3ten Februar 1797 Michael Felix, Erster Auditor des löbl. Brooder Regiments.

L. S.

Dasselbe Gesuch hat auch Brooder Canton und die Brigade des Gräuz General Commando empfohlen. Bericht der Brigade lautet:

Die Brigade, welche tag-täglich von dem ausserordentlichen Diensteifer des 66. Jahr alten und 49 Jahre gut und rechtschaffen Dienenden Herrn Hauptmann Relkovich v. Ehrendorf, welcher zur Stunde das hiesige Districts Commando mit allem Fleiss und Eifer führet, Augenzeig ist, muss auch gegenwärtige — von dem Cantons Commando unterstützte Bitte beitretten, weil hierunter weder ein Nachtheilichen allerhöchsten Aerario, noch dem Officiers De Corps zugehet und die Absicht des im dienstjahren alt und grau gewordenen gedachten Herrn Hauptmann nur dahin gehet, dass seine zurücklassende Familie von seinem auch in Jubilazions stande fortleistenden guten Diensten überzeuget seyn möge, dass er fortan rechtschaffen gedienet habe, wedwegen die Brigade Ein hohes Gränz General Commando um das mächtige Fürwort bei Einem hochlöblichen Hof-Kriegs rath gehorsamst bittet, damit dieser Mann auf seine wenige lebenstage mit seiner Bitte beglücket möge. Winkovze den 4. Merz 1797. In Abwesenheit des Herrn Generallen Brigadiers Milutinovich, Obrist. Nr. 1199.

22) Allerunterthänigster Vortrag! Das slavonische General Kommando hat beiliegendes an Euer Majestät gestelltes Gesuch des pensionirten Hauptmanns Mathias Relkovich v. Ehrendorf um die Verleihung des Majors titel ad honores einbegleitet, von dem Brooder Kantons Kommando und von der Brigade werden die langjährige gute Dienste dieses Hauptmann nücht nur bestättigt, sondern es wird auch derselbe besonders nachdrücklich anempfohlen; Der Hof-Kriegsrath erbittet sich dahero in Unterthänigkeit die allerhöchste Entschliessung, ob Euer Majestät diesem Gesuch zu willfahren geruhen wollen, in Ermanglung eines Kriegspräsidenten, Graf Tige, Gen. der Cavallerie, Wien, den 24. März 1797.

Allerhöchste Entschliessung lautet:

Da bei dem Hauptmann Relkovich keine besondere Beweggründe vorkommen, die für sein Gesuch das Wort sprechen, um ihm den Majorstitel zu verleihen, welches nur in besonderen Fällen stattfinden kann; so kann dieses sein Gesuch ihm nicht gewähret werden. Franz.

Nr. 1442.

23) Slavonisch-Banat. Appellations Gericht sub dto 16. oct. 1798 sendet an Hof-Kriegs Rath einen Bericht, in welchem unter anderen schreibt »Für den am 22ten Jäner a. c. im Brooder Kanton verstorbenen pensionirten Hauptmann Mathias Relcovich v. Ehrendorf«.

Nr. 732.

Wien, den 8. XII. 1905. *Aleksa Ivić.*

Nikolaus Krajačević — Peter Petretić.

(Ein Beitrag zur Geschichte der kajkroatischen Literatur.)

Krajačević, auch Sartorius genannt, war ein ungemein tätiger Jesuit, der durch seine schriftlichen Werke, besonders aber durch seine Predigten wesentlich dazu beigetragen hat, daß in Kroatien die Reformation erfolglos verbreitet wurde.

Was sein Leben anbelangt, ist uns kaum etwas näheres über ihn bekannt. J. Stoeger erwähnt nicht einmal seinen Namen in seinem Werke: Scriptores Provinciae Austriacae S. J. ab ejus origine ad nostra usque tempora. Vienae 1856. In der Literaturgeschichte von Šurmin (Povjest književnosti hrvatske i srpske 1898) ist ungefähr das nämliche über Krajačević, was sich über ihn in der Kukuljević'schen Bibliografija hrvatska I. findet. Kukuljević und nach ihm auch Šurmin erwähnen zwei Werke von Krajačević: Hasnovita knjižica und Manuale sodalitatis. Das Meiste finden wir noch über Kr. in dem Werke: »Bibliothèque de la compagnie de Jésus — Première Partie: Bibliographie par les Pères Augustin et Aloys de Backer, Paris 1896« in welchem es Bd. VII. S. 654 heißt: »Sartorius Nikolas né à Sissek (Croatie) le 29 novembre 1582, entré le 17 avril 1615, fut 23 ans prédicateur, recteur à Agram, pénitencier à Rome et mourut à Agram le 9 mars 1653. Son véritable nom serait Krajačić ou Krajačević. 1) Manuale sodalitatis (Ex. croate) Pozun 1639. 2) Knizica molitvena (Libellus precum et christianarum exercitationum) Pozun 1639«. — So in dem erwähnten Buche. Das Biographische in dieser Notiz wird jedenfalls richtig sein, aber von der literarischen Tätigkeit war der Verfasser nicht gut informiert, was wir schon auch daraus sehen können, daß er im IV. Bande seines Werkes bei dem Namen Krajačević über dessen Leben das nämliche sagt, wie VII. 654, wogegen die Angabe in Bezug auf seine schriftstellerische Tätigkeit mit der obigen Angabe nicht vollkommen übereinstimmt — außerdem folgt hier noch eine kleine Bemerkung »Le P. Lempl, S. J. a vu indiquer cette edition come la seconde. L'auteur signe ces deux ouvrages: »»Jedan pop iz reda Jezuitanskoga«« c. a. d.«. —

Da ich während meiner Forschungen auf dem Gebiete der kajkroatischen Literatur in Bezug auf Krajačević's schriftstellerische

Tätigkeit zu einer Ansicht gekommen bin, welche von der bisherigen Auffassung wesentlich abweicht, will ich darüber einige Bemerkungen hier folgen lassen. —

In der Bibliothek der südsl. Akad. befindet sich ein Buch (Sign. IV. a. 13) mit folgendem Titel: »Molitvene Knjisicze Vfzem Christusevem Vérnem Szlovenfzkoga Jezika priztoyne i hafznovite — z dopusesenjem górnych drugócs obilnch pifzane i ftampane. Vu Posone na MDCXL Leto«. — In der Vorrede spricht der Verfasser des Buches darüber, wie es nötig sei, daß man bete und zwar daß man richtig bete, deshalb baten schon die Apostel den Herrn: Domine doce nos orare! Dieser Umstand veranlaßte ihn, daß er als »duhovni Paztir«, was er schon durch einige Jahre predigte und lehrte »cfizto Szlovenzkem jezikom zpravil (Janusa Rucficsa Spanzke megyé Orfaafkoga Viceſpana ztrofkom i pobofuum dareslivoztjum)«. — Das Werk selbst teilt der Verf. in 5 Teile ein; im 5-ten befinden sich die gewöhnlichen alltäglichen Gebete, damit diese »djeca i profzti lyudi onak od recfi do recfi« und nicht »poleg fzvoje glave nepravdenem i nefzlofnem zakonom« beten sollen; am Ende gibt er auch einige Kirchenlieder, daß man sie »po Nedelye te fzvetke i doma i vune i drugde gdegode mezto necfizteh i fzramotno lyubezliveh popevkih« singen soll. Der Verfasser meint, daß sein Buch »hafznovita« wird sein »vnogofele lyudem, mladem i ztarem« sogar auch den Pfaffen, besonders jenen »ki vu Dijacfkom jezike nefzu gluboko gazili, nitifze vu fzvetom Pifzme vnogo potili«, wegen dieser hält er auch für nötig die lateinischen Zitate zu übersetzen »da nikay ne pacfe Szlovenzkomu pisfmu, kô tak ravno tecfe, kak dabi nijedne Dijacfke recfi megy nyim nebilo«. — Die Vorrede endet so: »Bog te zdrav derfi — Tvoy Brat i fzluga nedoztojen vu Gozponne Chriftufe, Jeden Pop iz Reda Jezuitanzkoga«. —

Aus dem Buche selbst läßt sich nicht bestimmen, wer der Verfasser desselben ist, denn weder auf dem Titelblatt oder in der Vorrede, noch sonst irgendwo im Buche ist das angegeben. Daß aber der Verfasser dieses Buches N. Krajačević ist, das erfahren wir aus einem anderen Buche, welches sich in der Universitätsbibliothek zu Agram (Sign. Sm. 14. E. 46) befindet: diesem Exemplar fehlt das gedruckte Titelblatt, das geschriebene wieder lautet: »P. Mikloussa Krajachevicha redovnika reda Jezuitanzkoga: Molitvene knjisicze vfzem Christusevem Vérnem Szlovenszkoga jezika priztoyne i hasznovite — po M. B. redovnika Jezuiti znovich na hafzen zlovenskoga naroda pod štampom szkupa z

ovem ſto prida naszloſene. Mjesto stampe? god. 1653?«*). — In der Vorrede heißt es, daß Krajačević schon ein ausgezeichnetes Gebetbuch herausgegeben hat, deshalb wird man das jetzt auch für die Mitglieder der in Agram von den Jezuiten gegründeten »bratouchina« gebrauchen, nur wird man noch einen kleinen Teil dazugeben, die Regel des »na haſzen i pomoch Horvatzkoga i Szlovenszkoga Orſzaga« gegründeten »bratouchina«, worin man »uzeuſſi peldu iz Bratouchine, koteroie Goſzpodin Jurai Lippay Esztergomſzki Ersèk bil pred tem toga vu Posonu podignul«. — Auch dieses Buch hat die nämliche Einteilung, wie das oben von Krajačević erwähnte »Molitvene knjisicze etc. — —« und abgerechnet den I. Teil, worin die Regeln der Bruderschaft enthalten sind, stimmt dieses ganze Buch von Wort zu Wort mit dem ersten überein, so daß das einfach eine zweite Ausgabe des ersten Buches ist, obzwar man auf Grund des ersten Teiles gewohnt war, es als ein zweites, vom ersten verschiedenes Werk unter dem Titel »Manuale sodalitatis« zu betrachten.

Aus dem bisher Gesagten ersehen wir also, daß Krajačević ein Werk geschrieben hat »Molitvene knjisicze . . . . 1640«, diesem hat dann ein anderer Jesuit — Balthazar Milovac (?) — noch einen kleinen Teil dazugegeben, und so vergrößert gab er das Werk von Krajačević zum zweitenmal im Jahre 1657 heraus, und diese zweite Ausgabe ist, was die Literaturgeschichte unter dem Titel »Manuale sodalitatis« als zweites Werk von Krajačević betrachtete. —

Wir werden aber sehen, daß wir doch ein zweites Werk von Krajačević haben. Denn wie es sich herausstellen wird, spricht alles dafür, daß wir das Werk, welches nach allgemeiner Auffassung als das Werk von dem Agramer Bischof Peter Petretić gilt, Krajačević zuzuschreiben haben, so daß nach meiner Auffassung Peter Petretić aus dem Kreise der kroatischen Schriftsteller einfach zu streichen ist, indem er nur ein Werk geschrieben hat, und auch für dieses Werk läßt sich nachweisen,

*) Valjavec, der dieses Exemplar in der Hand hatte, meinte, daß dieser Jesuit B. M. Balthazar Milovac sei. — Wann diese zweite Ausgabe erschienen ist, läßt sich mit Hilfe einer Kombination feststellen: sicher ist, daß sie vor dem Jahre 1653 nicht erscheinen konnte, weil dieses Jahr als solches in der Vorrede erwähnt ist, wann die Bruderschaft gegründet wurde. Da kommt uns zu Hilfe der Kalender am Anfange des Buches; daraus ersehen wir, daß jenes Jahr, als das Buch erschienen ist, z. B. der Frohnleichnamstag am 31. Mai fiel, aus anderen Kalendern wieder aus jener Zeit ersehen wir, daß zu jener Zeit der Frohnleichnamstag am 31. Mai nur im Jahre 1657 war, daraus folgt also, daß diese zweite Ausgabe 1657 erschienen ist. —

daß er im ganzen nur soviel Verdienst bei der Entstehung des Werkes hatte, daß er es auf eigene Kosten drucken ließ. —

Von dem Werke Petretić's befindet sich ein Exemplar auch in der Agramer Universitätsbibliothek (Sign. Sm. 14. E. 36) mit folgendem Titel: »Szveti evangeliomi, koteremi ſzvéta Czirkva Zagrebecska Szlovenzka, okolu godiſcsa po Nedelye te Szvetke ſive: z-iednem kratkem catechiſmusem za nevmetelne lyudi haſznovitem: Szvetloga i Viſzoko poſtuvanoga Gozpodina Gozpodina Petra Petretiesa biſkupa Zagrabecskoga, Oblaztjum i ztroſkom i ſzlovenzkem ſzlovom na ſzvetlo vun dani i ſtampani. Z-dopuſcsenyem Gornyeh vu Nemskom Gradcze. Na jezero ſsezt zto petdeſzét i pervo leto. Pri Ferencze Widmanſtadiuse ſtampare«. —

Die Vorrede des Werkes ist so eigentümlich stilisiert, daß man sich vergebens bemüht herauszufinden, wer der Verfasser sei. Nach der äußerlichen Form urteilend müßten wir denken, daß die Vorrede (und auch das Werk) Petretić selbst geschrieben habe: es wird in erster Person gesprochen und zwar sagt er, daß er Agramer Bischof geworden »kotere ja nigdar niti izkal niti proſzil neſzem, bojecsiſze velike pazke i truda Biskupzkoga na ovom Szvéte i racſuna ztraſsnoga na ſzmertnom vremene«, und weil er gesehen, daß auch andere Bischöfe sich so um ihre Schafe sorgen, daß sie Katechismen schreiben, wie Robert Bellarmin, oder wie das getan hat »jedan drugi gluboko vucſéni i viſzokò múdri Biſkup i Arkibiſkup Vugerzkoga orſzága, imenom Pazman Peter, vſzem ſzerdczem felécsi vekivecsnoga zvelicsenija Paztirom i Ovczam ſzvoje pazke podloſnem i preporucſenem, je bil zpravil i ſtampati veſinil Vugerzkem jezikom viſzokò vucſene i glubokò mudre Prodeke« — deshalb sagt er weiter »Já takáyſe . . . . . hotevſsi pomocsi i kolikò tolikò zlehkotiti vu Vaſse takáyſe Paztirzke cſazti i dúſnozti, jeſzem zboga Vaſz i za radi vaſse potrebocse veſinil (nê ſzam po ſzebe nego) po drugeh gluboko vucſeneh i viſzokò mudreh Redovneh Lyudéh i Paztireh Czirkveneh; náypervlye Récsi ſzvéteh Evangeliomov (kiiſzu vu Szlovenzkom orſzage okolu godiſcsa obicſni i navadni) iz Dijacſkoga te Vugerzkoga textusa na naſse pravo Szlovenzko Zagrebecsko ſzlovo pravdenò (poleg moje ſtime) prenesti; od recsi do recsi gde je bilo mogucse, te je Szlovenſcsina prepustila«. — Dann bemerkt er noch: »Nazopét jeſzem veſinil k Recsém ſzvetoga Evangelioma pridati nekotere Popévke duhovné«, und zwar deshalb, damit »ſze detcza obojega zpola i drugi poboſni lyudi budu vucſili i popévali vu priliciſneh meztáh i vre-

menéh navlaztitò po Nedelye te Szvetke meztò necſizteh te ſzramotneh popévkih«, außerdem »vcſinil poztaviti Molitve obcſinzke kerſcsánzke . . . . . vú to ime, da ſze mala detcza i drugi preprozti neumetelni lyudi vucsé cſteti i moliti ove Molitve onak od recsi do recsi . . . . pokehdób vnogi naſsi Szlovenczi ove Molitve cſtu i mole vſzaki poleg ſzvojé glave, neſzlosnem i nepravdenem zakonom«. Dann weiterhin weist er darauf hin, wem dieses Buch »haſznovita« sein werde und endet die Vorrede mit den Worten: »Váſseh Milozteh Brat i ſzluga vu Gozponne Chriſtuse Peter Petretics Biskup Zagrebecski«. —

Wie ich schon erwähnte, in dieser Vorrede ist nirgends ausdrücklich gesagt, wer der Verfasser des Werkes sei, und auf Grund dieser Vorrede hält man doch für den Verfasser auch heute noch Petretić. Man kann aber einige äußerliche Beweise liefern, um diese Ansicht zu widerlegen und zu beweisen, daß nicht einmal die Vorrede Petretić selbst geschrieben, sondern verfertigen ließ und dann einfach seinen eigenen Namen unterschrieben habe. Solche Beweise sind: 1) daß Petretić, gebürtig aus Lika, nicht so vollkommen den kajkavischen Dialekt beherrschen konnte; 2) die Orthographie des Werkes, worüber später die Rede sein wird, und 3) eine Bemerkung eines anderen Jesuiten, der ebenfalls schriftstellerisch tätig war, die Bemerkung, welche J. Habdelić in seinem Werke »Pervi otcza naſſega Adama greh i salosztno po nyem vſze chlovechanszke natvre porvssenye« (V Nemskom Gradczv, Leto 1674) im 259-en Kapitel über Krajačević macht*). — In diesem Kapitel, »Peſzme od Lyubavi« betitelt, spricht Habdelić darüber, daß man darf singen, aber nur heilige Lieder, deshalb sind solche in jeder Sprache »i naſem ſzlovenſzkem« verfertigt, der Verfasser war »poſtuvani negda otac Mikula Sartorius ili Krajachevich«; diese Lieder hat — sagt Habdelić — Krajačević im Werke »Szveti Evangeliomi« ausgegeben: »Od keh ovak on ſzâm govori pag. 211: Ove popeuke jeſzu oude poſztaulyene vu to ime da ſze popevaju ne liſztor u czirkvah, po ſzvetkeh, pod meſami ali na proceſſiah od czirkve do czirkve putujuchi nego i po delatneh vu uſzake fele meſzteh; rexi na polyu koſzechi, orjuchi, senyuchi. Na goriczah kopajuchi, kolechi meſzto navadneh negdasnyeh ſztareh poganſzkeh i ſzramotneh popevkih«. Also nach Habdelić spricht im Werke »Szveti Evangeliomi«,

*) Auf diesen Zusammenhang habe ich schon kurz verwiesen im Archiv XXVI, S. 595. Betreffs des Textes der Evangelien und Episteln vergl. Archiv XXVII, S. 585, wornach weiter geforscht werden müßte. *V. J.*

Seite 211 .. Sartorius »ſzâm«. Wenn wir jetzt weiter das ganze Werk nach dem Inhalte, dem Stil und mit Rücksicht auf die dem Krajačević charakteristischen Ausdrücke mit dem oben besprochenen Werke von Krajačević vergleichen, werden wir einsehen müssen, daß nicht nur Seite 211, sondern im ganzen Werke Sartorius »ſzâm« spricht. Schon aus den kurzen Auszügen aus der Vorrede der beiden Werke läßt sich gewissermaßen feststellen, daß beide Vorreden von dem nämlichen Verfasser stammen. — Beide Werke machen schon auf den ersten Blick den Eindruck, daß sie einander dem Stil und den vielen charakteristischen Ausdrücken nach ungemein ähnlich sind, und wenn wir dann noch die anderen zwei Argumente berücksichtigen, wird es nicht schwer sein, ein entscheidendes Urteil in Bezug auf den Verfasser zu fällen.

Unter den äußerlichen Beweisen, mit welchen ich meine Ansicht über den Verfasser dieses Werkes rechtfertigen will, ist ein nicht unbedeutender die Orthographie des Werkes. Am Ende des Werkes finden wir ein Kapitel »Appendix ad declarandam editionem hujus Libelli orthographicam«, aus welchem wir erfahren, daß ihn zur neuen Orthographie (*cs* für *ch*) »movit me auctoritas Eminentissimi quondam Cardinalis et Archiepiscopi Strigonensis Petri Pazmanij, viri vere in omni doctrinarum genere eminentissimi, qui in suo doctissimo Sacrarum Concionum tomo et saepius recuso Controversiarum Hodoego, Hungarico idiomate conſcripto, easdem CS unitas prioribus (nämlich: CH) melioris soni gratiâ, rejecto antiquo Hungaricorum scribendi modo«. — Das leitet der Verf. mit Worten ein: »Quandoquidem nostra Natio Croatica et Sclavonica .... nullas regulas Grammaticales atque orthographicas communes habet, sed unusquisque pro suo sensu privato varium incertumque scribendi modum tenet: notum facio Posteris me in hoc et aliis prioribus posterioribusque opusculis meis Sclavonicis à vulgari Sclavonico Croaticoque orthographismo seu scribendi modo .... nonnihil receſſiſſe«. — Daraus erfahren wir, daß der Verfasser des Werkes auch früher schon welche Bücher geschrieben hat (was wieder gegen Petretić spricht!) und daß er auch in diesen früheren Werken der nämlichen Orthographie sich bediente, welche Peter Pázmány gebraucht hat. Wenn ich jetzt bemerke, daß vor dem Werke »Szveti Evangeliomi« nur in einem einzigen Buche eine solche Orthographie sich befindet, im Buche von Krajačević »Molitvene knjisicze« — so wird jedermann einsehen, daß auch damit meine Ansicht unterstützt wird, nämlich daß der Verfasser des Werkes »Szveti Evangeliomi« nicht Petretić, sondern Krajačević war. — Aber Krajačević

irrte sich, wenn er glaubte, daß er der erste sei, der die ungarische Orthographie bei den Kroaten eingeführt hat, das ist nur soweit richtig, daß bei den Ungarn statt ch zuerst Peter Pázmány cs schrieb und nach ihm bediente sich des cs auch Krajačević; aber sonst hat schon J. Pergošić die charakteristischen Zeichen der ungarischen Orthographie in seinem »Decretom etc. 1574« verwertet: *cz* v *c*, *sz* v *s*, *ew* v *ö*, *y* v *i*, *ſ* v *ž* etc., wie er das im Werke von Blasius Weres (erschienen 1565 in Debrecen) gefunden, dessen Werk * er fast von Wort zu Wort übersetzt, wie ich das in meiner Abhandlung »Madarski utjecaj na kajkavsku književnost« bewiesen habe.

[* Das Werk von Blasius Weres ist eine Übersetzung des »Tripartitum« von St. Werbewczi, doch aber keine treue Übersetzung, indem Weres seinem Zwecke gemäß sehr viele Paragraphen verkürzte, manche wieder umarbeitete. Das kroatische Werk von Pergošić ist keine Übersetzung des Werbewczi'schen Textes, sondern eine ganz treue Übersetzung des Werkes von Weres.]

(Budapest). *Martin Hajnal.*

Prosper Mérimée's Mystifikation kroatischer Volkslieder.

Von T. Matić.

I.

Die ersten Jahre des XIX. Jahrhunderts sind durch die imposante Erscheinung Bonapartes gekennzeichnet. Das durch ihn zu stande gebrachte französische Kaiserreich ließ im europäischen Leben Spuren, die man Jahrzehnte hindurch sowohl im politischen als überhaupt im kulturellen Leben Europas konstatieren kann. Je mehr man die darauf sich beziehenden Studien vertieft, desto fester wird die Überzeugung, daß der Einfluß der Napoleonschen staatlichen Schöpfung auch in solche Sphären hinübergreift, wo man ihn a priori kaum erwarten würde. Es konnte ja anders auch nicht sein. Heute, weit entfernt von den Zeiten, wo man sich von Sympathien oder Antipathien zu schroff auseinandergehenden Urteilen über Bonaparte hinreißen ließ, gibt man allgemein zu, daß Napoleon eine Erscheinung ersten Ranges war, die das ganze öffent-

liche Leben des damaligen Europa beherrschte, und eine solche Erscheinung kann nicht über eine Nacht spurlos verschwinden. Wenn auch von der ganzen Welt verlassen, ja zum großen Teile gehaßt, lebte Napoleon noch lange in seinen Werken, in den Folgen der von ihm geschaffenen Zustände. Daß das erste Kaiserreich an der französischen Literatur seiner Zeit nicht spurlos vorübergegangen, ist leicht zu verstehen. Bei den Deutschen steht die ganze Literatur der Befreiungskriege in einem unmittelbaren Zusammenhange mit der Geschichte der Napoleonschen Eroberungszüge. Auch die Slaven blieben selbstverständlich nicht unberührt, zumal im Süden ein Teil derselben — die südwestlichen Kroaten und Slovenen — nach dem Preßburger (1805) und noch mehr nach dem Schönbrunner Frieden (1809) unter das Szepter des französischen Kaisers gelangten. Durch diese Eroberungen wurden die Franzosen auf die südslavischen Länder, an die man früher in Frankreich kaum dachte, aufmerksam gemacht — es mag unser Land, welches für die gebildeten Franzosen der damaligen Zeit schon als ein Stück Orients galt, eben deswegen ein gewisses Interesse geweckt haben.

Auch im literarischen Leben des westlichen Europa vollzog sich in den ersten Dezennien des XIX. Jhs. ein Umsturz: die neue romantische Strömung feierte den Sieg über die s. g. klassische Literatur, die Beherrscherin der letzten Jahrhunderte. Die romantische Richtung kam natürlich nicht unerwartet und plötzlich, sie wurde vielmehr in der zweiten Hälfte des XVIII. Jhs. durch manche literarischen Erscheinungen angekündigt. Abgesehen von den anderen Merkmalen der neuen Richtung gehört wohl unzweifelhaft zu den charakteristischsten Zügen der Romantik die Vorliebe für das Volkstümliche ohne Unterschied der Provenienz — also sowohl für die Produkte der vorgeschrittenen Nationen als auch für die geistigen Schöpfungen der in der Kultur zurückgebliebenen Völker. Ein Denkmal dieser Bestrebungen sind die Volkslieder Herders. Aus dieser Vorliebe für das Volkstümliche und dem Wunsche, einem in der Literatur längst vergessenen Volke ein ehrendes Denkmal zu errichten, erklärt sich die bekannte Mystifikation Macphersons. Der englische Dichter blieb nicht ohne Nachfolger: patriotisch gesinnt, gedachte Hanka für sein Volk etwas ähnliches zu schaffen, und der Wunsch wurde zu Tat.

Diese zwei Momente nun, die französische Eroberung »Illyriens« und das dadurch für diese nach den Begriffen des damaligen Europa halborientalischen Länder geweckte Interesse einerseits und andererseits

die Vorliebe der damaligen literarischen Welt für das Volkstümliche und die daraus entstandenen Mystifikationen — diese zwei Momente habe ich besonders hervorheben wollen, denn wenn man das nicht außer acht läßt, so werden uns einige mit der kroatischen Volkspoesie und Literaturgeschichte überhaupt zusammenhängende Erscheinungen der damaligen französischen Literatur als ein ganz natürliches Produkt ihrer Zeit erscheinen.

Vor Napoleon lassen sich in französisch geschriebenen Werken nur hie und da schwache Spuren wahrnehmen, die auf das südslavische Volksleben hinweisen. Im Jahre 1778 wurde zu Bern eine französische Übersetzung des Werkes Fortis' *Viaggio in Dalmazia* veröffentlicht, in welcher auch die bekannte *Lettre à Mylord Comte de Bute sur les mœurs des Morlaques* und die *Chanson sur la mort de l'illustre épouse d'Asan-Aga* enthalten sind[1]). Zehn Jahre später (1788) erschien eine der russischen Kaiserin Katharina II. gewidmete Erzählung aus dem »morlakischen« Volksleben *Les Morlaques* von J. Wynne comtesse des Ursins & Rosenberg. Unter den teils mündlichen teils schriftlichen Quellen, deren sich die Schriftstellerin nach eigener Aussage bedient haben soll, wird namentlich nur das Werk Fortis' erwähnt. Auf Grund einiger rein äußerlichen, zum großen Teil Fortis entlehnten Momente konstruierte die Gräfin unter dem Einflusse der von Rousseau gepredigten Ideen von der Rückkehr zur Natur eine ideale arkadische Morlakei, die uns durch ihre Unnatürlichkeit und Abgeschmacktheit vielfach an die pastoralen Romane des XVI. und XVII. Jhs. erinnert. In diesem Lande nun, wo die »jouissances paisibles d'une vie conforme aux goûts de la nature« (p. 4) und »une douce égalité sociale« (p. 12) herrschen, wo in der Erziehung der Kinder die Ideen des *Émile* zur Geltung kommen, schwärmt das Volk für seine kriegerische Stammesgenossin, die Velika Catherina (Katharina die Große). Die morlakischen Bauern glauben fest daran, daß sie die Türken aus Europa vertreiben werde, und verbeugen sich voll Begeisterung und Ehrfurcht vor einer aus Stroh hergestellten und »à la morlaque« gekleideten Statue der Kaiserin, die vom Morlaken Pervan in einem Walde errichtet wurde. Die Darstellung der Schriftstellerin grenzt also bereits

[1]) In seiner Monographie *Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur* (Leipzig 1905) hebt Dr. Ćurčin den Umstand hervor, daß die Berner französische Übersetzung des *Viaggio* — trotzdem es auf dem Titelblatte »traduit de l'italien« heißt — doch hauptsächlich nach der deutschen, 1776 erschienenen Übersetzung desselben Werkes hergestellt wurde.

ans Komische . . . . . In die Erzählung sind zehn »morlakische Volkslieder« eingeflochten — alle in französischer Prosa »wiedergegeben«. Diese angeblichen Volkslieder passen vollkommen in den Ton der ganzen Erzählung[1]).

Wie bereits gesagt, datiert ein intensiveres Interesse der eigentlichen französischen Literaten für unsere Volkspoesie und unser Volksleben erst von der Napoleonschen Eroberung Illyriens, besonders seit der bekannte französische Romantiker Charles Nodier als Redakteur die Leitung des Laibacher *Télégraphe officiel* übernommen hatte. Mit Nodiers Tätigkeit auf diesem Gebiete und mit den späteren Mystifikationen und Übersetzungen unserer Volkslieder in der französischen Literatur befaßte sich in der neueren Zeit Dr. Skerlić in Српски књижевни гласник [Проспер Мериме и његова мистификација српских народних песама in C. к. г. IV. 5; Француски романтичари и српска народна поезија in C. к. г. XII. 2—3; Још једном о »Гуслама« Проспера Мериmea in C. к. г. XII. 5]. In der vorliegenden Einleitung zum Gegenstande meiner eigentlichen Studien werde ich mich daher in bezug auf die von Dr. Skerlić behandelten Momente etwas kürzer fassen, zugleich aber will ich zur Darstellung Dr. Skerlićs neue Beiträge liefern und auf einige Ungenauigkeiten in seinen Aufsätzen aufmerksam machen.

Im Januar 1813 wird Nodier im *Télégraphe officiel* als »directeur . . . chargé de la rédaction du texte françois« (p. 32) angegeben. In der Nummer 29 des *Télégraphe* vom 11. April 1813 beginnt eine Serie von Artikeln unter dem Titel *Poésies illyriennes*. Bereits im ersten Artikel wird dem Wunsche Ausdruck gegeben, man möge die Produkte der illyrischen Muse sammeln und im Drucke erscheinen lassen: »Pourquoi un homme instruit, spirituel et sensible ne s'occuperoit-il pas de recueillir ces vieux monumens de la poésie illyrique et de les faire imprimer en corps? Ce seroit peut-être le moyen de faire renaître l'amour de cette belle langue nationale, qui a aussi ses classiques et ses chefs-d'œuvre.« Dieser Wunsch wurde also eben in dem Jahre ausgesprochen, in welchem Vuk Serbien verließ und sich nach Wien begab, wo bald darauf seine

[1]) Hier die Titel der »Volkslieder«: Chanson de Pecirep. Histoire d'Anka. Épithalame de Radomir aux nôces de Jervaz. Épithalame de Dascia aux nôces de Jervaz. Prière à l'image de Catherina. Chanson de mort de Dabromir. Chanson de la bienheureuse Dianiza. Chanson de Tiescimir et Vukossava. Chanson de mort pour le Staréscina de Rostar. Chanson de la mort de Jervaz.

Tätigkeit auf diesem Gebiete begann — denn daß unter den »vieux monumens de la poésie illyrique« vor allem Volkslieder zu verstehen sind, geht aus dem Kontexte deutlich hervor. — Im zweiten und dritten Artikel wird die *Xalostna Piesanza Plemenite Asan-Aghinize* besprochen. Diese Analyse gewinnt an Interesse, wenn man sie mit der späteren von Nodier stammenden Bearbeitung dieses Gedichtes vergleicht — worauf wir später zurückkommen werden. — Der letzte (vierte) Artikel der *Poésies illyriennes* (erschienen am 20. Juni 1813) enthält Übersetzung eines Gedichtes von Ignat Đorđić: *Le ver luisant*[1]). Dies wäre somit die erste von Nodier mitgeteilte Übersetzung eines kroatischen Gedichtes — also gerade das Gegenteil von dem, was Dr. Skerlić annimmt (»последња словенска песма коју је Ходје саопштио«), welchem dieses Gedicht nur in der späteren Übersetzung Nodiers bekannt zu sein scheint. Sehr interessant ist es aber, daß die in der Ausgabe der Werke Nodiers vom Jahre 1832 enthaltene Übersetzung desselben Gedichtes von der im *Télégraphe officiel* mitgeteilten entschieden abweicht: das sind eigentlich zwei Paraphrasen von Đorđićs *Zgoda ljuvena*. Bekanntlich wurde dieses Gedicht von Dr. Stulli ins Italienische übersetzt und nebst dem Originaltexte in Appendinis *Notizie istorico-critiche* (II. 296) abgedruckt. Die italienische Übersetzung unterscheidet sich schon in ihrer äußeren Form vom Originale dadurch, daß sie in Strophen von sechs Achtsilbnern verfaßt ist, während Đorđić durchwegs aus vier Achtsilbnern bestehende Strophen anwendete. Es ist daher sehr leicht begreiflich, daß Stulli, dessen Übersetzung überhaupt sehr frei ist, sich vielfach veranlaßt fand, dem Original hie und da einen oder zwei Verse eigener Erfindung hinzuzufügen. Da sich diese Zusätze des italienischen Textes und dessen Abweichungen vom Originale sowohl in dem im *Télégraphe officiel* veröffentlichten *Ver luisant* als auch in der in späteren Ausgaben der Werke Nodiers enthaltenen *Luciole* reflektieren, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die beiden französischen Übersetzungen von Đorđićs *Zgoda ljuvena* auf die italienische Übersetzung Stullis zurückzuführen sind. Sowohl *Ver luisant* als *Luciole* sind in Prosa geschrieben und in kleine den Strophen des Originals bezw. der italienischen Übersetzung entsprechende Absätze eingeteilt. In *Luciole* zerfielen sogar einzelne Strophen des italienischen Textes (die fünfte und die sechste) in je zwei

[1]) In der Ausgabe Gaj's Pjesni razlike (Zagreb 1855) das Gedicht *Zgoda ljuvena* (auf der Seite 16).

Teile, sodaß diese Übersetzung gegenüber den 14 Strophen des Originals und des italienischen Textes 16 den Strophen entsprechende Absätze aufweist, während *Ver luisant* in dieser Beziehung der italienischen Übersetzung treu folgt. Beide französische Texte sind frei nach der ohnehin schon sehr freien Übersetzung Stullis übersetzt — wenn man sie daher in Bezug auf die Treue der Wiedergabe direkt mit dem Originale vergleicht, so kann das Resultat selbstverständlich kein befriedigendes sein.

Im Jahre 1818 veröffentlichte Nodier anonym einen Roman angeblich aus dem illyrischen Leben unter dem Titel *Jean Sbogar*. Dieser Roman steht mit dem südslavischen Leben eigentlich in keinem Zusammenhange, denn Jean Sbogar ist der Ende des XVIII. und Anfang des XIX. Jhs. in der westeuropäischen Literatur so beliebte Mann, der, selbst mit der Welt zerfallen, seiner Seelenstimmung in stürmerischer Weise Ausdruck gibt und wie Schillers Karl Moor Räuberhauptmann wird. Mit Illyrien hat Nodier seinen Helden bloß in einen äußerlichen Zusammenhang dadurch gebracht, daß Jean Sbogar, aus Spalato stammend, bei der unverdorbenen Bevölkerung Montenegros eine von der Welt weit entfernte Zufluchtsstätte sucht und sich in Istrien, wo man die »gusle« hören kann, als Räuberhauptmann niederläßt.

Drei Jahre später (1821) gab Nodier *Smarra ou les Démons de la nuit. Songes romantiques, traduits de l'esclavon du comte Maxime Odin*, ein recht sonderbares Werk, heraus. Es enthält eigentlich Geschichte eines Traumes: Lorenzo kommt nach Thessalien, wird dort von den schauderhaftesten Gesichten geplagt, bis er endlich — von seiner Gemahlin Lisidis aus dem Schlafe geweckt wird. Noch sonderbarer aber ist die Vorrede, in welcher es unter anderem heißt: »L'ouvrage singulier dont j'offre la traduction au public est moderne et même récent. On l'attribue généralement en Illyrie à un noble Ragusain qui a caché son nom sous celui du comte Maxime Odin, à la tete de plusieurs poèmes du même genre. Celui-ci, dont je dois la communication à l'amitié de M. le chevalier Fédorovich Albinoni, n'était point imprimé lors de mon séjour dans ces provinces. Il l'a probablement été depuis. — Smarra est le nom primitif du mauvais esprit auquel les anciens rapportaient le triste phénomène du cauchemar. Le même mot exprime encore la même idée dans la plupart des dialectes slaves«[1]). So hieß es in der ersten Ausgabe (1821).

---

[1]) In Lovrich's *Osservazioni sopra diversi pezzi del Viaggio in Dalmazia del Signor abate Alb. Fortis* (Venezia 1776) findet sich (p. 201) ein Kapitel be-

Später (1832) warf Nodier seine Maske weg und gestand offen, daß er der einzige Autor ist und die Autorschaft Maxime Odins ins Reich der Fabel gehört. Ganz ungeniert nennt er seine Vorbilder (vor allen Apuläus) und bekennt, sein Werk habe keinen Erfolg gehabt, denn die französischen Literaten seien schon im voraus gegen alle Produkte barbarischen Ursprungs (in unserem Falle gegen das Werk eines angeblichen Ragusaners) zu sehr eingenommen gewesen — sie hätten ja damals gar nicht gewußt, daß Ragusa auf dem Gebiete der Literatur solche Fortschritte aufweisen könne und daß es im XVIII. Jh. »le dernier temple des muses grecques et latines« gewesen sei.

Die Persönlichkeit des angeblichen »chevalier Fédorovich Albinoni«, der Nodier das kroatische Original von *Smarra* mitgeteilt haben soll, scheint eine reale Grundlage zu haben. Darunter wird der Autor des Werkes *Memorie per la storia della Dalmazia* (Zara 1809) Giovanni Kreglianovich *Albinoni* zu verstehen sein, der sein historisches Werk über Dalmatien dem Vizekönig von Italien, Eugen Napoleon, gewidmet hatte (cf. Valentinelli, Bibliografia della Dalmazia e del Montenegro, Zagabria 1855, p. 10). Im *Télégraphe officiel* (Jhg. 1813, N. 15 u. 16) erschien ein ziemlich ausführliches Referat über die *Memorie* Kreglianovichs — ein Beweis, daß Kreglianovich wenigstens literarisch Nodier bekannt war. Inwieweit und ob Kreglianovich überhaupt am Zustandekommen von *Smarra* tatsächlich beteiligt war, entzieht sich unserer Beurteilung. Die Behauptung Dr. Skerlić's aber, nicht nur Fédorovich Albinoni, sondern sogar auch der von Nodier als Autor von Memoiren über Dalmatien genannte Conte Kriglianovich seien aus der Luft gegriffen (cf. Срп. књ. гл. XII. 3. p. 849), ist entschieden unrichtig.

Im Anhange zu *Smarra* sind drei Gedichte abgedruckt, die Nodier ebenfalls insgesamt für authentisch gelten lassen wollte, was wieder nicht vollkommen den Tatsachen entspricht, denn während das zweite und das dritte Gedicht wirklich — indirekt wenigstens — auf kroatische Originale zurückzuführen sind, ist das erste von den drei Gedichten, *Le bey Spalatin*, eine Mystifikation. Nodier bezeichnet es als »une de ces romances nationales qui ne sont conservées que par la mémoire des hommes. Celle-ci est divisée en tercets qui se chantent ordinairement à deux voix alternatives sur un air extrêmement monotone, mais que les Morlaques

---

titelt »Incubo o Smara«, als morlakischer Name wird aber nur »morra« angegeben.

n'entendent pas sans pleurer«. In 69 solchen *tercets* (die natürlich in französische Prosa »übersetzt« wurden) wird vom Hajduken Pervan erzählt, der Zetim, die Burg des alten Bey Spalatin, eroberte und dessen Enkelin Iska gefangen nahm. Um das Mädchen vor Schande zu bewahren, kam der alte Bey als Guslaspieler verkleidet vor die Burg und sang von den Siegen des »fameux bey Skender«. Iska erkannte den Großvater an der Stimme und kam zu ihm. Der Greis stieß dem Mädchen seinen Dolch in die Brust. Selbst verwundet, fürchtete er den Tod nicht mehr, denn er hatte seine Enkelin vor Schande gerettet. Die Kinder nahmen den verwundeten Großvater mit und flohen vor den verfolgenden Hajduken in die neue Heimat Pago. Um seinen Kindern die Flucht nicht zu erschweren, warf sich der sterbende Greis ins Meer.

Das zweite Gedicht im Anhange zu *Smarra*, *La femme d'Asan*, ist die bekannte *Hasan-aginica*, mit der ich mich später befassen werde, und das dritte, *La luciole*, die schon erwähnte Übersetzung von Đorđićs *Zgoda ljuvena*.

Doch das bedeutendste Werk auf dem Gebiete der französischen Mystifikationen unserer Volkslieder erschien anonym 1827 zu Straßburg unter dem Titel: *La Guzla ou choix de poésies illyriques recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzégovine*[1]). Der Anonymus erzählt in der Vorrede, er habe in seiner Jugend lange in den illyrischen Provinzen gelebt, und seine Mutter selbst sei eine Morlakin aus Spalato gewesen. Mehrere Jahre hindurch habe er mehr illyrisch als italienisch gesprochen und, selbst ein großer Freund von Reisen, seine freie Zeit dazu benützt, das Land, in welchem er lebte, kennen zu lernen. Von Triest bis Ragusa gebe es wenig Dörfer, Berge und Täler, die er nicht besucht hätte — er habe sogar größere Ausflüge nach Bosnien und in die Herzegovina unternommen, wo die illyrische Sprache am reinsten sei, und dort habe er mehrere interessante Fragmente von alten Liedern gefunden. Er selbst sei ein Italiener, schon lange aber wohne er in Frankreich, so daß er französisch ziemlich leicht schreibe, aber als Fremder wohl wisse, daß sich sein französischer Stil durch keine Eleganz auszeichne. Während seines Aufenthaltes in Illyrien habe er auch Volkslieder gesammelt — und erzählt selbst, wie er später dazu gekommen sei, die-

[1]) Die Seitenzahlen der Zitate aus der *Guzla* sind nach der zu Paris (Calman Lévy) 1885 erschienenen Ausgabe der Werke Mérimées angegeben, der Text wurde aber durchweg mit der ersten Ausgabe (1827) verglichen und an abweichenden Stellen nach dem ursprünglichen Texte korrigiert.

selben herauszugeben: »Depuis, remarquant le *goût qui se répand tous les jours pour les ouvrages étrangers*, et surtout pour ceux qui, par leur forme même, s'éloignent des chefs-d'œuvre que nous sommes habitués à admirer, je songeai à mon recueil de chansons illyriques. J'en fis quelques traductions pour mes amis, et c'est d'après leur avis que je me hasarde à faire un choix dans ma collection et à le soumettre au jugement du public«[1]. Die illyrischen Provinzen wolle er nicht beschreiben: »Je m'imagine que *les provinces illyriques, qui ont été longtemps sous le gouvernement français, sont assez bien connues* pour qu'il soit inutile de faire précéder ce recueil d'une description géographique, politique, etc.«[2]. Er beschränkte sich bloß darauf, in kurzen Zügen den Leser mit den slavischen »Barden«, den *joueurs de guzla*, bekannt zu machen.

Nach der Vorrede folgt eine ziemlich ausführliche *Notice sur Hyacinthe Maglanovich*, den Sänger der schönsten unter den Liedern unserer Sammlung. Zu Zuonigrad geboren, sei Maglanovich im Alter von 8 Jahren von Zigeunern nach Bosnien entführt und zum Islam bekehrt worden. Unter den Muhamedanern habe er nicht lange ausgehalten; getauft von einem Mönche, sei er mit ihm nach Sinj in Dalmatien entflohen und habe sich in der neuen Heimat durch seine Lieder bekannt und beliebt gemacht. Bald habe sich unser Sänger in ein Mädchen verliebt und, weil er Gegenliebe gefunden habe, den Sitten des Landes folgend die schöne Hélène Zlarinovich entführt. Bei dieser Gelegenheit aber habe er das Unglück gehabt, seinen Rival zu erschießen, und sich deshalb vor der Rache der mächtigen Verwandten des Ermordeten ins Gebirge flüchten müssen. Mit seiner Frau habe er unter den Hajduken mehrere Jahre zugebracht und sich endlich mit der Familie in der Gegend Kotari in der Nähe des Dorfes Smocovich[3] niedergelassen. Unser Sammler sei mit ihm 1816 zu Zara bekannt geworden und im darauf folgenden Jahre als Gast in seinem

[1] Guzla, p. 135. [2] Ib., p. 136—137.

[3] Die in der Biographie Maglanovichs angegebenen Ortschaften Livno, Siń und Smoković (in der Gegend Kotari in Norddalmatien, südlich von Zara) passen in jeder Beziehung ganz gut in den Rahmen der Erzählung. Merkwürdigerweise gibt Dr. Skerlić in seinem Aufsatze Проспер Мериме и његова мистификација српских народних песама (in Српски књижевни гласник IV, 5) diese geographischen Daten vollkommen verkehrt an: Maglanovich sei von Livno nach Seń in Dalmatien entflohen und habe sich später in der Nähe von Kotor niedergelassen. Im französischen Texte steht ganz deutlich Seign (nicht Seign, wie es Dr. Skerlić zitiert, denn ein Seń gibt es überhaupt nicht in Dalmatien) und »dans le Kotar près de Smocovich«.

Hause gewesen. Der alte Sänger habe ihm mit Guzlabegleitung mehrere Balladen unserer Sammlung vorgetragen.

An dieser ganzen Geschichte vom Sammler und vom Sänger ist keine einzige Silbe wahr, denn alle diese Gedichte — bis auf zwei, auf die wir später zurückkommen werden — sind ein Produkt des bekannten französischen Novellisten Prosper Mérimée. Der Dichter konnte mit dem literarischen Erfolg seiner Mystifikation recht zufrieden sein. Aus der Vorrede zur zweiten Ausgabe der *Guzla* erfahren wir, daß Mérimée »deux mois après la publication de la *Guzla*« vom englischen Staatsmann und Schriftsteller John Bowring, der selbst im Jahre 1827 eine Sammlung serbischer Volkslieder in englischer Übersetzung herausgegeben hatte, einen Brief erhielt, in welchem ihn der Engländer bat, er möge ihm die Verse des Originals seiner *Guzla* mitteilen: »M. Bowring, auteur d'une anthologie slave, m'écrivit pour me demander les vers originaux que j'avais si bien traduits«[1].

Gerade um diese Zeit arbeitete Gerhard an einer deutschen Übersetzung serbischer Volkslieder. In der Vorrede zu seiner bekannten Sammlung *Wila. Serbische Volkslieder und Heldenmärchen* (Leipzig 1828) erzählt Gerhard selbst, sein Büchlein hätte schon im vorigen Sommer (also 1827) erscheinen sollen, sei aber durch mancherlei Zufälle verspätet worden. »Einer davon — fährt er fort — kam indeß dem Werke insofern zu gute, als er eine Bereicherung seines Inhaltes veranlaßte. Es wurden nämlich dem Verfasser durch die Güte des Herrn Berger-Levrault aus Straßburg, dessen persönliche Bekanntschaft er zu jener Zeit machte, die ersten Aushängebogen des in seiner Verlagshandlung seitdem unter dem Titel: *La Guzla, ou le choix de poésies illyriques recueillies dans la Dalmatie, la Bosnie, la Croatie et l'Herzegowine* erschienenen Werkchens mitgeteilt. Sein Inhalt zog ihn so sehr an, daß er sich auf der Stelle entschloß, die von dem anonymen Herausgeber, einem gebornen Italiener und nationalisierten Franzosen, im Lande selbst niedergeschriebenen und Wort für Wort in französischer Prosa überlieferten Lieder rhythmisch zu übertragen. Vertraut mit dem Periodenbau serbischer Rhythmik, ward ihm die Arbeit leicht, und so gab er sie als Anhang zu dem zweiten Bande gegenwärtiger Sammlung mit Ausnahme der zuletzt darin abgedruckten *Trauerballade von der edlen Gattin des Asan-Aga*. Wie hätte er auch wagen sollen, diese herrliche Dichtung einem Meister nachzudichten?«

[1]) Guzla, p. 133.

Recht auffallend ist daher die Behauptung Dr. Skerlić's, Mérimée hätte 1835 im Briefe an Sobolevskij die ganze Angelegenheit in bezug auf Gerhard unrichtig dargestellt und zu Gunsten seiner Mystifikation übertrieben, denn Gerhard hätte sich zwar vorübergehend irreführen lassen, doch von Goethe über den tatsächlichen Sachverhalt aufgeklärt, diese unglückseligen Übersetzungen (»те несрећне преводе« Срп. књ. гл. XII. 5. p. 984) nie veröffentlicht. Die Wahrheit bezüglich der Übersetzungen Gerhards war schon Miklošič bekannt und wurde auch von Dr. Ćurčin ganz richtig hervorgehoben.

Während also Gerhard von dieser französischen Übersetzung der angeblichen illyrischen Volkslieder so sehr entzückt war, daß er sie ins Deutsche übertrug und im II. Bande seiner *Wila* veröffentlichte, erschien noch in demselben Jahre (1828) über *Guzla* ein kurzes Referat Goethes (Über Kunst und Altertum VI, 2), welches in einem ganz anderen Tone geschrieben war. Sowohl hier als auch später (1830) in den *Gesprächen mit Eckermann* hob Goethe den nicht zu bestreitenden poetischen Wert dieser Gedichte hervor, doch das ganze Werk nennt er »eine beim ersten Anblick auffallende, bei näherer Betrachtung aber problematische Erscheinung« . . . . und fährt weiter fort: ». . . . Wir wurden aufmerksam, daß in dem Werke *Guzla* der Name *Gazul* verborgen liegt, und jene verkappte, spanische, schauspielerische Zigeunerin kam uns in die Gedanken, die uns vor einiger Zeit so liebenswürdig zum Besten hatte . . . . Es hat von jeher in der Kunst dieser fromme Betrug gegolten, daß, wenn irgend etwas großen Beifall erhielt, man durch Fortsetzungen, zweite Teile oder sonstig Angeschlossenes Aufsehen erregen, Zustimmung gewinnen wollte und dadurch ein erst getäuschtes Publikum zu einem höheren Grad von Kennerschaft erhob . . . . Herr Mérimée wird es uns also nicht verargen, wenn wir ihn als den Verfasser des *Theaters der Clara Gazul* und der *Guzla* hiemit erklären und sogar ersuchen, uns mit dergleichen eingeschwärzten Kindern, wenn es ihm irgend beliebt, aufs neue zu ergötzen.«

Damit ist die Geschichte der Mystifikation Mérimées nicht zu Ende — es war ihr beschieden, in den Werken eines der größten slavischen Dichter Spuren zu hinterlassen. In den Jahren 1832—1833 übersetzte Puškin aus der *Guzla* elf Balladen ins Russische und veröffentlichte dieselben in seinen Пѣсни западныхъ славянъ. Die Übersetzungen Puškins bewegen sich frei, viel freier als die Gerhardschen[1]). Doch der Glaube

[1]) Von den Balladen Mérimées übersetzte Puškin: La vision de Tho-

des russischen Dichters an die Echtheit der von ihm übersetzten Gedichte war bald erschüttert, und er bat S. A. Sobolevskij, er möge sich bei Mérimée über den Ursprung der in der *Guzla* veröffentlichten Balladen erkundigen. In einem zu Paris am 18. Januar 1835 geschriebenen, an Sobolevskij gerichteten Briefe[1]) gestand Mérimée seinen literarischen Betrug ganz offen. »Je répondrai candidement à vos questions. La *Guzla* a été composée par moi pour deux motifs, dont le premier était de me moquer de la couleur locale dans laquelle nous nous jetions à plein collier vers l'an de grâce 1827. Pour vous rendre compte de l'autre motif, je suis obligé de vous conter une histoire. En cette même année 1827, un de mes amis et moi nous avions formé le projet de faire un voyage en Italie. Nous étions devant une carte, traçant au crayon notre itinéraire. Arrivés à Venise, sur la carte s'entend, et ennuyés des Anglais et des Allemands, que nous rencontrions, je proposai d'aller à Trieste, puis de là à Raguse. La proposition fut acceptée, mais nous étions fort légers d'argent et cette »douleur nomparcille«, comme dit Rabelais, nous arrêtait au milieu de nos plans. Je proposai alors d'écrire d'avance notre voyage, de le vendre à un libraire et d'employer le prix à voir si nous nous étions beaucoup trompés. Je demandai pour ma part à colliger les poésies populaires et à les traduire; on me mit au défi, et le lendemain j'apportai à mon compagnon de voyage cinq ou six de ces traductions. Je passai l'automne à la campagne. On déjeunait à midi et je me levais à dix heures; quand j'avais fumé un ou deux cigares, ne sachant que faire, avant que les femmes ne paraissent au salon, j'écrivais une ballade. Il en résulta un petit volume, que je publiai en grand secret et qui mystifia deux ou trois personnes .... Voilà mon histoire. Faites mes excuses à M. Pouchkine. Je suis fier et honteux à la fois de l'avoir attrappé.«

---

mas II., roi de Bosnie — La Flamme de Perrussich — Le combat de Zenitza Velika — La belle Hélène — Le Morlaque à Venise (auch von Mickiewicz ins Polnische übersetzt; den russischen und den polnischen Text dieser Ballade druckte Kulakovskij in А. С. Пушкинъ въ славянскихъ переводахъ, Варшава 1899, neben einander ab) — Les braves heyduques — Chant de mort — Constantin Yacoubovich — Les Monténegrins — Jeannot — Le cheval de Thomas II. Puškins Übersetzung der ersten 13 Verse der *Hasan-aginica* ist nicht auf Mérimées *Guzla* zurückzuführen. Über die Übersetzungen Puškins aus der *Guzla* cf. П. Кулаковскій, Славянскіе мотивы въ творчествѣ Пушкина (Варшава 1899) und П. А. Лавровъ, Пушкинъ и славяне (Одесса 1900).

[1]) Abgedruckt in der Vorrede zu Puškins Пѣсни западныхъ славянъ.

In der zweiten Ausgabe der *Guzla*[1]) machte Mérimée aus seinem Namen und dem Ursprunge der angeblichen Volkslieder kein Hehl. Da wird die Entstehungsgeschichte der *Guzla* genau in derselben Weise erzählt wie in dem Briefe an Sobolevskij — zum großen Teil werden sogar dieselben Ausdrücke, ja ganze Sätze wörtlich wiederholt, nur tritt hier der ironische Ton, den man schon in dem erwähnten Briefe merkt, noch stärker hervor. Ganz besonders wird da gegen die romantische *couleur locale* losgezogen. Die Opfer seiner Mystifikation werden nicht geschont: Bowring, Gerhard, Puškin — für alle hat Mérimée eine ironische Bemerkung: »Les Allemands découvrent bien des choses, on le sait« sagt er von der Gerhardschen Entdeckung der Verse des Originals in der französischen Prosa, und die Übersetzung Puškins »peut se comparer à *Gil Blas* traduit en espagnol et aux *Lettres d'une religieuse portugaise* traduites en portugais.«[2]).

Filon sagt, Mérimée habe in der zweiten Ausgabe »cinq poèmes conçus dans le même genre« hinzugefügt. Nach dem Vergleich der neueren Ausgaben mit der ersten Ausgabe der *Guzla* wären das die Balladen: Le fusil enchanté — Le ban de Croatie — L'heiduque mourant — die in einer Marginalnote enthaltene Übersetzung eines griechischen Liedes La jeune fille en enfer — und Milosch Kobilich[3]).

II.

Bevor wir zur Behandlung einzelner Punkte unserer Sammlung übergehen, wird es wohl ratsam sein, einen kurzen Überblick des ganzen Werkes zu geben, um uns zuerst in seinem Inhalte zu orientieren. Die ganze Sammlung enthält 32 größtenteils epische Gedichte, die alle insgesamt — bis auf die zwei letzten — Produkte Mérimées sind und mit der kroatischen Literatur in keinem direkten Zusammenhange stehen. Die erwähnten zwei Gedichte kroatischen Ursprungs sind *Triste ballade de la noble épouse d'Asan-Aga* und *Milosch Kobilich* — also zwei von denjenigen Gedichten, die durch die Vermittlung Fortis' in die Herder-

[1]) In seiner Monographie über Mérimée (Les grands écrivains français, Bd. 40, Paris 1898) gibt Aug. Filon als Jahr der zweiten Ausgabe der *Guzla* 1842 an; Dr. Skerlić und Dr. Ćurčin zitieren das Jahr 1840. Mir war diese Ausgabe nicht zugänglich.

[2]) Guzla, p. 133.

[3]) Cf. auch Skerlić in Српски књижевни гласник, XII/5, p. 983.

schen *Volkslieder* kamen und zum erstenmal die Aufmerksamkeit des westlichen Europa auf unsere Volkspoesie lenkten.

Die ganze Sammlung Mérimées ist in Prosa »übersetzt« und es sind fast alle Gedichte in kleine Abschnitte, die den Strophen des angeblichen Originals entsprechen sollten, eingeteilt, was der äußeren Form der südslavischen Volkspoesie keineswegs entsprechen würde.

An der Spitze der Sammlung steht das Gedicht *L'aubépine de Veliko* (1) mit der einleitenden Strophe: »L'Aubépine de Veliko, par Hyacinthe Maglanovich, natif de Zuonigrad, le plus habile des joueurs de guzla. Prêtez l'oreille«[1]). Der Bey Jean Veliko wird von seinen Feinden, die aus dem Osten kamen, verfolgt; seine elf Söhne sind im Kampfe gefallen, und mit dem jüngsten flüchtet sich der alte Bey über den Fluß Mresvizza zu George Estivanich, der mit ihm als Symbol der Gastfreundschaft Salz und Brot ißt und seinen neugeborenen Sohn auf den Namen Jean taufen läßt. Doch die Feinde begnügen sich nicht damit, daß der Alte das Haus seiner Väter verlassen mußte, sie kommen mit einer Schar ihrer Leute zu Estivanich und verlangen von ihm die Auslieferung Jeans und seines Sohnes. Da George aber die heiligen Gesetze der Gastfreundschaft nicht verletzen will, wird er von ihnen getötet, und die Feinde dringen in das Haus Estivanichs. Der alte Bey fällt unter ihren Säbelhieben; sein Sohn wäre auch getötet worden, hätte die Frau Georges nicht ihren kleinen Sohn Jean an die Stelle des Alexis Veliko den Feinden unterschoben und so das eigene Kind geopfert, nur um den unter dem Schutze der Gastfreundschaft stehenden Sohn Velikos zu retten. Zehn Jahre später fragte einmal der junge Alexis seine Mutter (denn so nannte er die Frau Estivanichs, Thérèse Gelin), was die »robes sanglantes suspendues à la muraille« zu bedeuten haben. »C'est la robe de ton père, Jean Veliko, qui n'est pas encore vengé; c'est la robe de Jean Estivanich, qui n'est pas vengé, parce qu'il n'a pas laissé de fils«[2]). Der junge Mann war seit dem Tage in Gedanken vertieft — er kaufte Pulver zu Segna, ging über Mresvizza, tötete die Feinde und kehrte voll Freude zu seiner Pflegemutter zurück: »Enlevez, enlevez ces robes sanglantes! Les beys de l'est sont morts. Jean et George sont vengés. L'aubépine de Veliko a refleuri; sa tige ne périra pas!«[3]).

Nach diesem Gedichte folgt *La mort de Thomas II, roi de Bosnie* (2). Die Ungläubigen bringen den Kopf des jungen Étienne auf einer Lanze

[1]) Guzla, p. 145. [2]) Ib. p. 153. [3]) Ib. p. 154.

gepflanzt vor die Mauern der Stadt Kloutch, wo sein Vater Thomas II. belagert wird. Der König verfällt in Verzweiflung; es gibt für ihn keine Hoffnung mehr, denn die Griechen und die »agréables à Dieu« (in der Anmerkung: »en illyrique bogou-mili«) haben ihn verraten. In einer schlaflosen Nacht dringt durch den Plafond ein Gespenst ins Zimmer des Königs: es ist sein Vater Thomas, den er ermordet hat. »Quand cesseras-tu de me persécuter?« fragt der Sohn, und der Geist antwortet: »Quand tu te seras remis à Mahomet.« Und der König ging ins Zelt Mahomets, lehnte den Islam ab, wurde lebendig geschunden, und aus seiner Haut wurde ein Sattel gemacht.

Das darauf folgende Gedicht *La vision de Thomas II, roi de Bosnie, par Hyacinthe Maglanovich* (3) hängt inhaltlich mit dem vorangehenden innig zusammen. Voll Sorgen geht Thomas in seinem Zimmer auf und ab. Alles um ihn herum schläft, er allein wacht und beobachtet den Feind. In dieser Stille »la chouette seule pleure au-dessus de son palais, parce qu'elle prévoit que bientôt elle sera obligée de chercher une autre demeure pour ses petits.« In der Kirche von Kloutch erschallen Pauken und Trompeten — der König geht hin. Auf dem Boden liegen Leichen, das Blut strömt wie im Herbst die Wildbäche vom Berge Prologh: es ist das Blut der Christen, es sind die Leichen seiner Treuen. In der Mitte sieht er Türken und Tartaren mit den *Bogou-mili*, den Renegaten. Vor dem Mahomet kniet Thomas I. und reicht seine Krone dem Feinde des Christentums; es kniet vor dem Sultan auch der Verräter Radivoï. Mahomet nimmt die königliche Krone, zertritt sie mit den Füßen und ernennt Radivoï zu seinem *beglier-bey* über Bosnien. Und der Verräter »se prosterna, et il baisa la terre inondée de sang« — darauf wird ihm ein Kaftan gegeben, der aus der Haut des bosnischen Königs gemacht ist. Thomas fühlt schon die Hände der Ungläubigen, die ihn schinden; er sieht schon Radivoï, der sich mit Freuden mit seiner Haut schmückt. »Tu es juste, mon Dieu! tu punis un fils parricide; de mon corps dispose à ton gré, mais daigne prendre pitié de mon âme, ô divin Jésus!«[1]) Die Vision verschwand, der König trat aus der Kirche, und da fiel die erste Bombe — das Signal zum Angriff . . . .

Le Morlaque à Venise (4) ist ein rührendes lyrisches Gedicht. Dmitri war traurig, weil seine geliebte Prascovie ihm untreu geworden. Ein *rusé Dalmate* redete ihm zu, in die reiche Lagunenstadt zu gehen;

[1]) Guzla, p. 164.

dort würde er reich werden, dann könne er in die Heimat zurückkommen und es würde ihn wohl kein Mädchen zurückweisen. Der Morlak hat sich überreden lassen und nun ist er unglücklich; ein unüberwindbares Heimweh überfällt ihn: »Les femmes se rient de moi quand je parle la langue de mon pays, et ici les gens de nos montagnes ont oublié la leur, aussi bien que nos vieilles coutumes: je suis un arbre transplanté en été, je sèche, je meurs.

Dans ma montagne, lorsque je rencontrais un homme, il me saluait en riant, et me disait: »Dieu soit avec toi, fils d'Alexis!« Mais ici je ne rencontre pas une figure amie, je suis comme une fourmi jetée par la brise au milieu d'un vaste étang.«[1]).

Chant de mort (5) wäre ein von Hyacinthe Maglanovich nach einem von den Panduren erschossenen Hajduken improvisiertes Klagelied. Der Sänger bittet den Toten, seinem verstorbenen Vater alles, was in ihrer Familie nach dessen Tode vorkam, zu erzählen. Dreimal kehrt die refrainartige Strophe wieder: »Adieu, adieu, bon voyage! Cette nuit la lune est dans son plein, on voit clair pour trouver son chemin, bon voyage!«

Seigneur Mercure (6) ist ein ziemlich umfangreiches Gedicht, welches den tragischen Tod eines von der Gattin betrogenen Helden erzählt. Mercure muß in den Krieg gegen Ungläubige ziehen. Vor der Abreise gibt er seiner Gattin Euphémie eine Ambraschnur: »Prends ce collier d'ambre; si tu m'es fidèle, il restera entier, si tu m'es infidèle, le fil cassera et les grains tomberont.« Nach drei Wochen kommt sein Verwandter Spiridion Pietrovich mit der Nachricht, Mercure sei im Kampfe gefallen. In ihrer Verzweiflung tröstet Spiridion die Witwe. »Le chien de Mercure hurlait après son maître, et son cheval hennisait; mais sa femme Euphémie a séché ses larmes, et la même nuit elle a dormi avec le traître Spiridion.«[2]) — Der König schickt Mercure mit einer Botschaft zur Königin nach Clissa. Beim See von Cettina läßt sich Mercure nieder, um ein wenig auszuruhen. Auf dem See liegt ein dichter Nebel, der aber bald verschwindet, und nun sieht man auf dem Wasser Zwerge reiten: je näher sie dem Ufer kommen, desto größer werden sie und endlich erreichen sie die Größe der Gebirgsbewohner von Douaré. Einer von diesen fordert Mercure zum Zweikampfe heraus, wird aber von ihm besiegt. »Mercure, Mercure, Mercure, tu m'as vaincu, dit le fantôme. Pour ma rançon, je veux te donner un conseil: ne retourne pas dans ta maison, tu y trouverais la mort.«[3]).

[1]) Guzla, p. 168. [2]) Ib. p. 175. [3]) Ib. p. 178.

In der Nacht reist er beim Mondschein weiter und kommt auf den Friedhof von Poghosciami: da sieht er viel Leute um eine Leiche, deren Kopf mit einem schwarzen Schleier bedeckt ist. Auf seine Frage antwortet ihm der *chiaous*, dies sei die Leiche des Seigneur Mercure. Nach Hause gekommen, verlangt Mercure von seiner Frau die magische Ambraschnur — da diese aber gebrochen war, hatte die Frau eine ganz gleiche anfertigen lassen, deren Körnchen vergiftet waren. Diese Schnur bringt nun die Gattin und fordert Mercure auf, die Körnchen zu zählen, um sich zu überzeugen, ob alle da sind. Mercure zählte, um aber leichter zählen zu können, benetzte er von Zeit zu Zeit seine Finger mit Speichel — »et le poison subtil se glissait à travers sa peau.« Als er zum sechsundsechzigsten Körnchen kam, sank er entseelt zu Boden.

Les braves heyduques (7) bezeichnet wieder Mérimée als eine Ballade Maglanovichs, und zwar aus der Zeit, als er selbst ein Hajduk war. Der alte Mladin Christich ist mit seiner Gattin Catherine und zwei Söhnen von Feinden in einer Höhle umringt. Sie wollen lieber Hunger leiden als den Feinden sich übergeben. Nach drei Tagen stirbt die Mutter; den vierten Tag, als die Sonne das in den Ritzen der Steine angesammelte Wasser auftrocknete, wurde der ältere Sohn wahnsinnig und schaute auf die Leiche der Mutter »avec des yeux comme ceux d'un loup qui voit un agneau.« Alexandre, der jüngere Bruder, öffnete sich mit seinem *hanzar* eine Ader am Arme und sagte zum Bruder: »Bois mon sang, Christich, et ne commets pas un crime.« Da erhebt sich der Alte: »Enfants, debout! mieux vaut une balle que l'agonie de la faim.« Jeder tötete zehn Feinde, jeder wurde von zehn Kugeln in die Brust getroffen.

Im Gegensatz zu diesem düsteren Gedichte singt in dem darauf folgenden *L'amante de Dannisich* (8) ein Mädchen von der Liebe, mit der es Dannisich liebt. Eusèbe, Wlodimer bringen ihr Geschenke, beide sind schön, Dannisich aber ist ihr der liebste. »Eusèbe m'a embrassée, et j'ai souri; Wlodimer m'a embrassée, il avait l'haleine douce comme la violette; quand Dannisich m'embrasse, mon cœur tressaille de plaisir.« Dannisichs Guzlaspiel, seine Lieder sind die schönsten — er soll unter ihr Fenster kommen, mit ihm wird sie fliehen.

»Asseyez-vous autour de Jean Bietko, vous tous qui voulez savoir l'histoire lamentable de la belle Hélène et de Théodore Khonopka, son mari. Jean Bietko est le meilleur joueur de guzla que vous ayez entendu et que vous entendrez jamais« [1]) — mit dieser selbstbewußten Einladung

[1]) Guzla, p. 187.

fängt das nächste Gedicht *La belle Hélène* (9) an. Hélène hat als Mädchen den Heiratsantrag Piero Stamatis verschmäht und Théodore Khonopka geheiratet »parce que Théodore était beau et que Piero était laid et méchant.« Einmal reiste ihr Gatte auf ein Jahr nach Venedig ab; da kam Piero zu Hélène mit seinen Liebesanträgen, da er aber kein Gehör fand, wollte er Gewalt anwenden. »Hélène était grande et forte. Bien lui prit d'être grande et forte . . . . Stamati est tombé sur le dos.« Der verschmähte Liebhaber will sich rächen und verabredet mit einem Juden, was sie tun werden. Piero fand unter einem Grabsteine eine Kröte; deren Kopf wird nun vom Juden mit Wasser begossen und die Kröte selbst Jean getauft. »Alors ils ont lardé le crapaud avec la pointe de leurs ataghans jusqu'à ce qu'un venin subtil sortît de toutes les piqûres; et ils ont recueilli ce venin dans une fiole et l'ont fait boire au crapaud. Ensuite ils lui ont fait lécher un beau fruit.«[1]. Diese Frucht nun ließ Stamati der schönen Hélène schicken, als ob es ein Geschenk von seiner Frau wäre. Nachdem Hélène die Frucht gegessen hatte, war ihr so, als ob sich in ihrem Bauche eine Schlange regte. Seit diesem Tage fing ihr Bauch an, allmählich zu schwellen. Nach einem Jahr kam ihr Gatte von Venedig zurück und, als er die angebliche Untreue seiner Gattin sah, enthauptete er sie mit einem Säbelhiebe, obgleich sie ihm versicherte, sie sei unschuldig. Das Kind der sündigen Liebe sei nicht schuld, es soll leben, dachte Théodore Khonopka, öffnete den Bauch seiner Gattin und fand eine Kröte. Jetzt sah er ein, was er getan, hob den Kopf der Frau auf und küßte ihn . . . . »Soudain cette tête froide a rouvert les yeux, ses lèvres ont tremblé, et elle a dit: »Je suis innocente, mais des enchanteurs m'ont ensorcelée par vengeance avec un crapaud noir. Parce que je suis restée fidèle, Piero Stamati m'a jeté un sort, aidé par un méchant juif qui habite dans la vallée des tombeaux.« Alors la tête a fermé les yeux, sa langue s'est glacée, et jamais elle ne reparla«[2]. Piero Stamati und der Jude wurden vom Gatten getötet.

Maxime et Zoé (10) wird wieder als ein von Hyacinthe Maglanovich herrührendes Gedicht bezeichnet. Jede Nacht kommt vor das Fenster der schönen Zoé Jellavich ein unbekannter Jüngling, der zur Gusle seine Liebe singt. Der Unbekannte läßt aber nie sein Gesicht sehen. Den Tag über treibt er sich jagend im Walde umher und bringt abends seiner Geliebten Steinbockhörner zum Geschenk: »Porte ces cornes avec toi, et puisse

[1] Guzla, p. 190. [2] Ib. p. 195.

Marie te préserver du mauvais œil!« Endlich fordert ihn das junge Mädchen auf, mit ihr zu entfliehen — er möchte es gleich in der Nacht, sie will es aber beim hellen Tag zur Zeit, als ihre Hausgenossen in der Kirche sind. Auf einem weißen Ross kommt der Unbekannte; seine Stirne ist mit einem Schleier bedeckt. Zoé flieht mit ihm; er fragt sie, ob sie die Hörner vom Steinbock mitgenommen habe. Sie verneint es und verlangt von ihm, er soll doch den Schleier wegnehmen und sie anschauen. Er sträubt sich dagegen, da sie aber hartnäckig bei ihrem Verlangen beharrt und sich vom Roß hinunterstürzen will, wirft er den Schleier weg und schaut sie an; ehe er sie aber umarmen konnte, fiel sie bewußtlos zu Boden. Sein Blick war tötend, denn er hatte zwei Augäpfel in jedem Auge, er hatte ein *mauvais œil*.

Das gleiche Grundmotiv behandelt auch das nächstfolgende Gedicht *Le mauvais œil* (11). Ein Kind ist schwer krank, seine Mutter sitzt neben ihm und singt ihm. Sie flucht dem bösen Fremden, der die Schönheit des Kindes gelobt hat, denn dieses Lob hat auf das arme Kind einen Zauber ausgeübt — jetzt ist es todkrank, und wenn der Fremde da wäre, so würde sie ihn zwingen, auf die Stirne des Kindes zu spucken. So aber ist sein Onkel nach Starigrad gefahren, um vom Grabe des Heiligen ein wenig Erde zu bringen, und ihr Vetter, der Bischof, hat ihr eine Reliquie gegeben, die wird sie um den Hals des Kindes hängen, und es wird genesen.

Dem Gedichte *La flamme de Perrussich, par Hyacinthe Maglanovich* (12) liegt der Gedanke des *pobratimstvo* (Wahlbrüderschaft) zu Grunde. In der Kirche zu Perrussich schlossen Janco Marnavich und Cyrille Pervan den Bund des *pobratimstvo*. Später entstand bei einem Festmahle ein Streit und Janco feuerte auf einen von seinen Feinden ab, erschoß aber seinen *pobratim* Cyrille. Seit dem Tode des *pobratim* trieb sich Janco ganz verwildert umher; endlich kam er in seine Heimat zurück und begab sich in die Kirche von Perrussich, wo er lange bitter weinte. Nach Hause gekommen, bat er in der Nacht dreimal seine Gattin zu schauen, ob man in der Gegend von Perrussich etwas sehe. Zuerst sah sie nichts, dann bemerkte sie im Nebel ein schwaches zitterndes Licht und endlich sah sie ein helles Licht, das sich rasch ihrem Hause näherte. Nach den ersten zwei Antworten betete Janco inbrünstig für die Seele seines *pobratim*, nach der dritten fiel er tot zu Boden. Die mysteriöse Flamme war ein Zeichen, daß die Seele des Verstorbenen anwesend war.

Das darauf folgende Lied *Barcarolle* (13) ist wirklich nichts anderes als eine gewöhnliche Barcarolle, ohne irgend was besonderes an sich zu

haben. Dagegen *Le combat de Zenitza-Velika* (14) ist zwar ein kleines Gedicht, aber doch interessant wegen des von Mérimée hervorgehobenen Gegensatzes zwischen den Dalmatinern (den Bewohnern der Küste) und den Morlaken aus dem Binnenlande. Der Bey Radivoï führte seine Helden in den Kampf gegen Ungläubige. Mit ihm zogen auch Dalmatiner gegen den Feind des Christentums, sobald sie aber das herannahende Heer des *beglier-bey* von Banialouka sahen, ließen »ces misérables poltrons« den alten Radivoï im Stiche. Die Morlaken kämpften tapfer, aber der Feind war weit überlegen an der Zahl. Radivoï erlaubte seinen Helden, sich zu retten, wer nur kann; er selbst blieb mit zwanzig von seinen Treuen am Schlachtfelde und ging mit ihnen zu Grunde.

La belle Sophie (15) ist eigentlich ein Hochzeitchor, in welchem abwechselnd die *svati* (Hochzeitgäste), Sophie, ihr Bräutigam Bey de Moïna, ihr verlassener Liebhaber Nicéphore, junge Mädchen und Jünglinge an die Reihe kommen. Sophie wurde dem jungen Nicéphore untreu und reichte dem alten, reichen Bey de Moïna ihre Hand. Nicéphore erschießt sich, und die schöne Sophie stirbt noch in der Brautnacht, denn ihr Bräutigam ist ein Vampir.

Eine Vampir-Geschichte ist auch das folgende Gedicht *Jeannot* (16), welches aber in einem ganz anderen Tone gehalten ist. Jeannot geht zur Nachtzeit durch einen Friedhof — da hört er etwas nagen und glaubt, es sei ein Vampir, der in seinem Grabe fresse. Das einzige Mittel dagegen ist, Erde von dem betreffenden Grabe zu essen; Jeannot bückt sich also und will ein wenig Erde nehmen, da aber der Hund, der da an einem Knochen nagte, glaubt, Jeannot wolle ihm sein Nachtmahl wegnehmen, springt er auf ihn und beißt ihn in die Wade.

Improvisation d'Hyacinthe Maglanovich (17) ist ein Lied, in welchem der alte Sänger seine jungen Rivale zu einem Wettgesang auffordert: er werde sie alle besiegen. »Quand le vieux poète sera mort, qui osera prendre sa guzla et en tirer des sons? Non, l'on enterre un guerrier avec son sabre: Maglanovich reposera sous la terre avec sa guzla sur sa poitrine« [1]).

Constantin Yacoubovich (18) führt uns wieder ins Reich der Gespenster. Zu Constantin kommt ein junger verwundeter Krieger und stirbt in seinem Hause; Constantin läßt ihn im Friedhofe begraben »sans s'inquiéter si la terre latine souffrirait dans son sein le cadavre d'un Grec

[1]) Guzla, p. 248.

schismatique«. Nach einer Woche erkrankt das Kind Constantins; ein heiliger Einsiedler kommt und bemerkt am Halse des kleinen Kranken einen roten Fleck, die Spur vom Zahne eines Vampirs. Man gräbt den fremden Krieger aus und findet an seiner Leiche alle Zeichen eines *vukodlak:* sein Bart und seine Nägel sind gewachsen, sein Mund blutet und der ganze Sarg ist überschwemmt mit Blut. Man will ihn mit einem Pfahl durchstechen, er schreit aber auf und entflieht in den Wald. Mit dem Blut und der Erde aus seinem Grabe wird dem Kind der Hals gerieben. Noch drei Abende nach einander kommt der Vampir: zuerst als ein Riese, dann in der gewöhnlichen Menschengröße und zuletzt als ein Zwerg, jedesmal aber wird er durch das Gebet des Einsiedlers vertrieben. Die dritte Erscheinung ist zugleich die letzte — das Kind wird gesund.

Impromptu (19) ist ein einfaches, aber sehr anziehendes Lied, in welchem die Schönheit eines Mädchens gepriesen wird. Nur ein paar Zeilen enthält es, darum werde ich es, ohne etwas auszulassen, hier folgen lassen: »La neige au sommet du Prolog n'est pas plus blanche que n'est ta gorge. Un ciel sans nuage n'est pas plus bleu que ne sont tes yeux. L'or de ton collier est moins brillant que ne sont tes cheveux, et le duvet d'un jeune cygne n'est pas plus doux au toucher. Quand tu ouvres la bouche, il me semble voir des amandes sans leur peau. Heureux ton mari! Puisses-tu lui donner des fils qui te ressemblent«[1]).

Le vampire (20) verrät schon durch den Titel seinen Inhalt. In einem Sumpfe liegt die Leiche des verdammten Venetianers, der Marie verführt hat. Drei Tage liegt er schon tot, aber sein Körper ist noch

[1]) Guzla, p. 255. In Gerhard's deutscher Übersetzung lautet das Lied:

Schnee vom höchsten Prolokgipfel
Ist nicht weißer als dein Busen,
Und ein Himmel ohne Wolken
Blauer nicht als deine Augen.
Deiner Kette Gold erglänzet
Minder schön als deine Haare,
Und der Flaum des jungen Schwanes
Ist nicht weicher anzufühlen.
Wenn du deine Lippen öffnest,
Seh ich Mandeln ohne Schalen.
O wie glücklich ist dein Gatte!
Möchtest du ihm Söhne schenken,
Söhne, die dir, Holde, gleichen!

(W. Gerhard, Wila. Leipzig 1828, v. II. p. 157.)

nicht im Verwesen begriffen, an ihm zeigen sich vielmehr alle Zeichen eines Vampirs. »Sa barbe a crû, ses ongles ont poussé; les corbeaux s'éloignent de lui avec effroi, tandis qu'ils s'attachent aux braves heyduques qui jonchent la terre autour de lui«[1]. Sein Mund blutet — jetzt soll Marie kommen und sehen, wem zu Liebe sie ihrem Volke untreu geworden — jetzt soll sie seinen bleichen, blutenden Mund küssen . . . .

La querelle de Lepa et de Tchernyegor (21) ist angeblich dem morlakischen Hajdukenleben entnommen. Lepa und Tchernyegor sind echte Hajduken: »Ils prennent beaucoup d'objets précieux aux riches fainéants des villes; mais ils sont généreux pour les joueurs de guzla, comme les braves doivent l'être; ils font l'aumône aux pauvres.«[2] Einmal fanden sie in einer erbeuteten Barke ein schönes Brokatkleid und jeder von beiden wollte es für seine eigene Gemahlin haben; dadurch entstand ein Streit, in welchem Tchernyegor den Pagen Lepas erschoß. In dem darauf folgenden Handgemenge wurden auf beiden Seiten viele Helden getötet. Ein alter *joueur de guzla* kam und sah das schauerliche Bild — der Alte zerriß in kleine Stückchen das Brokatkleid. Die Gegner gingen auseinander: Lepa dachte an die Rache, weil Tchernyegor seinen Pagen erschossen hatte, und Tchernyegor wollte sich ebenfalls rächen, weil er im Kampfe um einen Mann mehr verloren hatte als Lepa. Dieser ging nun zu Nastasia, der Frau Tchernyegors, nahm sie gefangen und verkaufte sie den Piraten, die sich zufälligerweise dort einfanden. Tchernyegor war eben nicht zu Hause, weil er zu derselben Zeit um Yevekhimia, die Frau Lepas, ging — er bot sie denselben Piraten um 600 Dukaten an, sie wollten aber nicht so viel geben und sagten, sie hätten soeben um 500 Dukaten eine schönere Frau gekauft. Tchernyegor gibt Yevekhimia um 500 Dukaten unter der Bedingung, man soll ihm diese gekaufte Frau zeigen, und er erkennt in ihr seine eigene Gattin. Nun versöhnten sich die beiden Hajduken, griffen mit ihren Helden die Piraten an und befreiten ihre Gattinnen, vergaßen aber den Piraten den Kaufpreis zurückzugeben.

L'amant en bouteille (22) erinnert lebhaft an die Zaubereien der *Tausend und einen Nacht.* Die schöne Khava von Trebigne will keinem Manne ihre Liebe schenken, weil sie in einem Fläschchen ihren Geliebten hat und dieser ihr alles erfüllt, was sie nur zu wünschen vermag. Der Bischof erfuhr es, ließ dem Mädchen ihr Fläschchen nehmen, machte über

[1] Guzla, p. 258. [2] Ib. p. 261.

demselben ein Kreuzzeichen und schlug mit einem Hammer darauf. Das Fläschchen ging in Stücke, aber Blut spritzte aus ihm — Khava schrie auf und verschied.

Cara-Ali le vampire (23) gehört auch in den Kreis der Gespenster. Cara-Ali, von Basile Kaïmis gastfreundlich aufgenommen, verführte dessen Gattin Juméli und entfloh mit ihr. Auf der Flucht wurde Ali vom verfolgenden Gatten erschossen; sterbend gab er Juméli einen Koran. Wer das Buch liest, wird reich und geliebt von Frauen, wer die Seite 66 aufschlägt, hat alle Geister in seiner Macht. Mit diesem Geschenke erbat sich Juméli Gnade von ihrem Gatten. Basile schlug das Buch auf, es erschien Cara-Ali als Gespenst, packte den Unglücklichen und biß ihn am Halse — er ließ ihn erst dann frei, als seine Adern kein Blut mehr hatten.

Les pobratimi (24) ist eine Verherrlichung der Wahlbrüderschaft. Jean Lubovich aus Traù und Cyrille Zborr aus Vorgoraz sind *pobratimi* geworden. Von Feinden bedroht schickte Cyrille einen Boten zu seinem Freunde und Jean kam ihm zu Hilfe. Die Feinde wurden fortgejagt und eine reiche Beute wurde den Wahlbrüdern zu teil. Alles teilten sie brüderlich, da war aber eine türkische Sklavin, und beide hatten sich in sie verliebt. Als ihre Wahlbrüderschaft daran zu scheitern drohte, zogen beide ihre *hanzars* und senkten sie zugleich in den Busen der Sklavin: »Périsse l'infidèle plutôt que notre amitié!« [1])

Hadagny (25) wäre ein Volkslied aus dem montenegrinischen Leben. Zwei Stämme, Serral und Ostrowicz, bezogen einander mit Krieg. Die junge Hélène vom Stamme Serral wurde von ihrem Vater gesendet, die Lage des Feindes und seine Stärke zu erspähen. Hadagny, der jüngste unter den Ostrowicz, bemerkte den Feind in der Finsternis und feuerte ab. Man hörte einen Schrei, und der Vater Hadagnys erkannte an der Stimme, daß es eine Frau war. Für einen Helden, ja sogar für seinen ganzen Stamm ist es eine Schande, ein Weib aus dem feindlichen Lager zu töten — und Hadagny hat es getan, aber was noch mehr ist, er hat die erschossene Hélène Serral geliebt. Seit dem unglücklichen Tage verschwand er spurlos. — Nach langer Zeit kam ein schöner junger Mann in die Gegend von Ostrowicz und erfuhr von einem Hirten das Unglück, welches den Stamm seit der Ermordung Hélènens verfolgt. Der alte Bietko, als er den Untergang seines Stammes unvermeidlich vor sich sah, stürzte sich von einem Felsen in den Abgrund. Als der fremde Jüngling

[1]) Guzla, p. 284.

das hörte, seufzte er tief und in einem Nu verschwand auch er im Abgrunde. Es war Hadagny.

Aus derselben Sphäre wäre auch das folgende Gedicht *Les Monténégrins* (26). Napoleon ist fest entschlossen, diese Leute, die sich erdreisten, ihm zu widerstehen, zu besiegen, und sendet seine Soldaten gegen die Montenegriner. Doch die schlauen Gebirgsleute führen die französischen Truppen irre, indem sie auf die Lanzen ihre roten Kappen aufsetzen, selbst aber auf die Erde sich niederlegen. Die Franzosen nehmen ihre Kappen als Ziel, so daß die Montenegriner ohne eigene Gefahr auf die Feinde schießen können.

Zur bosnischen Gruppe (cf. 2 u. 3) gehört auch das Gedicht *Le cheval de Thomas II* (27). Der König fragt sein Ross, warum es weine und so traurig wichere. Das Roß antwortet, es weine darum, weil ihm der Ungläubige die silbernen Hufeisen, die goldenen Nägel und die silbernen Glöcklein nehmen und aus der Haut des Königs von Bosnien für dessen Roß einen Sattel machen soll.

In der ersten Ausgabe (1827) folgt auf das Gedicht *Le cheval de Thomas II* gleich *Triste ballade de la noble épouse d'Asan-Aga.* Später aber wurden zwischen diese zwei Gedichte noch drei andere eingeschaltet. Das erste von diesen *Le fusil enchanté* (28) ist zugleich das letzte größere von Mérimée stammende Gedicht der ganzen Sammlung. Der Bey Sawa hat ein Zaubergewehr, dessen Kugeln alle ohne Ausnahme Tod bringen. Dawoûd, der schönste unter den *Bosniaques*, verstand es, die Tochter Sawas, die schöne Nastasie, für sich und seine Liebe zu gewinnen. In einer Nacht sagte er ihr, die Hajduken hätten ihn, als er zu ihr ging, angegriffen und nun würden sie wohl auf ihn lauern; wenn er das Zaubergewehr ihres Vaters hätte, würde er niemanden fürchten. Ahnungslos stahl Nastasie das Gewehr und gab es dem Geliebten. Seit der Nacht wartete sie vergebens auf den schönen Dawoûd. Da sie an die Stelle des Zaubergewehrs das ganz ähnliche Gewehr Dawoûds gestellt hatte, bemerkte ihr Vater den Betrug nicht. Eines Tages drangen die Ungläubigen in die Gegend Sawas ein und an ihrer Spitze war Dawoûd-Aga. Der alte Bey zog gegen die Feinde; im kritischen Momente versagte sein Gewehr und er wurde von Dawoûd erschossen. Man enthauptete ihn und trug seinen Kopf auf einer Lanze umher. Nastasie sah es, aber sie weinte nicht; sie zog die Rüstung ihres Bruders an und ging auf Dawoûd los. Vom Zaubergewehr wurde auch sie nicht verschont, und einer von den Ungläubigen brachte ihren Kopf zu Dawoûd. Der junge Aga er-

kannte sie und brach in bittere Klagen aus. Das Zaubergewehr warf er in den Brunnen von Vostina.

Es folgt jetzt ein *Le ban de Croatie* (29) betiteltes Gedicht, in welchem von einem Banus erzählt wird, der auf dem linken Ohre taub und auf dem rechten Auge blind war: mit dem linken Ohr hörte er die Klagen der Vojvoden an und mit dem rechten Auge schaute er das Elend des Volkes. Den reichen Humanay-Bey und den *voïévode* Zambolich ließ der Banus enthaupten und nahm ihre Güter für sich. Ihre Geister aber geben ihm keine Ruhe: jede Nacht kommen sie, verbeugen sich vor dem Banus, und dann fallen ihre Köpfe auf den Teppich. Endlich forderten sie einmal den Banus auf, er möge ihren Gruß erwidern. Zitternd erhob sich der Banus, verbeugte sich — und sein Kopf rollte auch auf den Teppich hinunter.

L'heyduque mourant (30) ist das letzte von den drei nachträglich eingeschalteten Gedichten. Gabriel Zapol liegt im Sterben und bittet einen weißen Adler, er möge seine leere Patrontasche zu seinem Bruder tragen, damit er ihn räche und den Pandur Botzaï töte. Das gestickte Tuch soll der Adler zur schönen Khava tragen, sie möge den verstorbenen Geliebten beweinen. Der Adler erfüllte den Wunsch des Sterbenden: seinen Bruder George fand er von Branntwein betrunken und seine geliebte Khava feierte gerade ihre Vermählung mit Botzaï.

Die von Mérimée stammenden Balladen sind damit zu Ende, denn sowohl die *Triste ballade* (31) als das in der späteren Ausgabe hinzugetretene Gedicht *Milosch Kobilich* (32) beruhen — wie es schon erwähnt wurde — in der Tat auf kroatischen Originalen. Da ich diesen zwei Gedichten je ein besonderes Kapitel widmen werde, verzichte ich hier auf alle weitere Bemerkungen.

III.

Guzla kann also nur als ein Produkt Mérimées gelten und nur als solches darf sie in der Literaturgeschichte beurteilt werden. Von diesem Standpunkte aus müssen wir dem Dichter unsere volle Anerkennung zollen. Einfach und vielfach doch ergreifend schön gehören gerade diese Gedichte zu den schönsten Produkten der Mériméeschen Muse. Es ist eine beachtenswerte Erscheinung, daß die Mystifikatoren sich sehr oft als begabte Dichter gezeigt haben, und wenn auch ihre Werke schon längst nicht mehr für das gehalten werden, wofür sie ihre Autoren gelten lassen wollten, so werden sie jedoch als Produkte moderner Dichter ge-

schätzt (Ossian, Königinhofer Handschrift). Dasselbe kann man auch von Mérimées *Guzla* mit vollem Rechte sagen. Sowohl aus dem Stile als aus der Form (Prosa in kleine den Strophen des angeblichen Originals entsprechende Abschnitte eingeteilt) ersieht man, daß Mérimée insbesondere Nodier vor Augen schwebte. Wer aber nur oberflächlich die kroatische Volkspoesie kennt, wird den Balladen der *Guzla* auch bei einer flüchtigen Lektüre den südslavischen volkstümlichen Charakter absprechen. Doch das wird Mérimée niemand leugnen, daß er den Ton, der in der romantischen Zeit, insbesondere unter dem Einflusse der nebelhaften Balladen Ossians, eminent für volkstümlich galt, vortrefflich getroffen hatte. Einige unter den Balladen Mérimées sind in ihrer Schönheit einfach und naiv — und heute noch, nachdem man die Volkspoesie der verschiedensten Nationen einem eingehenden Studium unterzogen hat, gelten gerade die Einfachheit und die Naivetät als die hervorragendsten Merkmale der volkstümlichen Produkte.

Die Irreführung Bowrings, Gerhards und Puškins mag an und für sich beachtenswert und interessant sein, doch meines Erachtens geht Filon entschieden zu weit, wenn er in Bezug auf Puškin sagt: »Ce fait donne à réfléchir. Lorsque le génie d'une grande race, représenté par son poète le plus illustre, se reconnaît dans une manifestation littéraire, personne n'a plus le droit de mépriser cette manifestation, pas même celui qui en est l'auteur«[1]). Der geniale russische Dichter war eben in dieser Beziehung auch ein Kind seiner Zeit.

In der Vorrede zur zweiten Ausgabe der *Guzla* spottete Mérimée selbst über seine Mystifikation und insbesondere über die couleur locale seiner illyrischen Balladen. An diese Verurteilung der *Guzla* seitens des Autors selbst dachte Filon, als er das eben zitierte Urteil über das Werk Mérimées fällte. Um das Jahr 1840 hatte der Dichter die romantischen Ideale seiner Jugend aufgegeben. Es kommt zwar nicht so selten vor, daß die Menschen gerade über die Ideale ihrer Jugend lachen, es soll aber bei Mérimée noch etwas dagewesen sein, was ihn insbesondere veranlaßte, den Bruch mit seiner literarischen Vergangenheit möglichst stark hervortreten zu lassen — Filon weist auf Mérimées Kandidaturen in der *Académie française* hin[2]).

Mérimée kannte die kroatische Volkspoesie nicht. Wie er selbst im Briefe an Sobolevskij und in der Vorrede zur zweiten Ausgabe gesteht,

[1]) Filon, o. c. 29. [2]) Ib. 28.

war seine Hauptquelle die bekannte Reisebeschreibung des Abbé Fortis, die im Jahre 1774 unter dem Titel *Viaggio in Dalmazia* zu Venedig in zwei Bänden erschien. In diesem Werke befaßte sich der Autor hauptsächlich mit den Sachen, die vom naturwissenschaftlichen Standpunkte von Interesse sind, vergaß aber nicht das Land und die Leute, da er im I. Bande (p. 43—105) ein verhältnismäßig treues und unparteiisches Bild des Lebens unseres Volkes in der zweiten Hälfte des XVIII. Jhs. entwarf. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß Fortis, der selbst ein Italiener, also ein Fremder war, sich von den Vorurteilen seiner Zeit über die »wilden Morlaken« nicht hinreißen ließ, denselben vielmehr energisch entgegentrat und trachtete, frei von den Vorurteilen unsere dalmatinische Landbevölkerung kennen zu lernen und das Wahrgenommene treu darzustellen. Mérimée hatte sich also — wohl ohne eigenes Verdienst — einen guten Führer gewählt, beschränkte sich aber keineswegs auf das von Fortis Gebotene, sondern ließ seiner Phantasie volle Freiheit: fügte so manches Neue hinzu und gestaltete das Alte so um, daß man es stellenweise kaum wieder zu erkennen vermag.

Schon aus den Inhaltsangaben wird man wohl bemerkt haben, daß die Personennamen der *Guzla* den Südslaven meistens fremd sind. Ein paar Namen wurden dem *Viaggio* entnommen, folglich sind diese wirklich kroatischen Ursprungs, z. B. Marnavich, Pervan, Janco usw. Auffallend ist die Tatsache, daß unverhältnismäßig viele Namen an die üblichen russischen Personennamen erinnern: Alexis, Fédor, Prascovie, Dmitri, Spiridion, Pietrovich, Alexandre, Wlodimer, Nastasia usw. Es kommt da einem unwillkürlich in den Sinn, daß Mérimée mehrere Werke Puškins, Gogoljs und Turgenevs ins Französische übersetzte; doch die russischen Namen in der *Guzla* kann man damit nicht in Zusammenhang bringen, weil die russischen Studien Mérimées in eine viel spätere Zeit fallen, denn aus der Korrespondenz Mérimées geht hervor, daß er erst 1848 russisch zu lernen anfing. »J'apprends le russe« schreibt er im Dezember 1848 und fügt hinzu: ». . . . cela me servira peut-être à parler aux Cosaques dans les Tuileries«[1]. Fast ebenso zahlreich wie die russischen sind andere Namen, die — sehr oft dunklen Ursprungs — manchmal recht sonderbar klingen: Stamati, Moïna, Valathiano, Ziani, Kaïmis, Chipila, Hadagny, Guntzar Wossieratsch, Delhi, Dawoûd, Botzaï usw. Sowohl die einen als die anderen Namen hat Mérimée ganz zufällig bald

[1] Filon, o. c. 141.

diesem bald jenem Buche entnommen, ohne darauf zu achten, ob diese Namen in seine »illyrischen« Balladen recht passen — so z. B. hat er in dem Werke Balthasar Bekkers *Le monde enchanté* (Amsterdam 1694) eine Geistergeschichte gefunden, die sich in Polen 1597 zugetragen haben soll[1]) und in der ein weiblicher Name Bietka vorkommt; ohne Bedenken macht Mérimée daraus einen männlichen Namen Bietko und gibt ihn als Zunamen dem illyrischen Sänger, von dem er angeblich die Ballade *La belle Hélène* gehört hätte. In *Hadagny* wieder wird ein alter Montenegriner mit diesem Namen benannt. Die Personennamen zeigen uns also, daß Mérimée sich keine Mühe gab, wenigstens dem Äußeren seiner Balladen einen wirklich »illyrischen« Charakter zu verleihen. Natürlich, bei Fortis fand er der Natur des *Viaggio* entsprechend nicht so viele Namen, als er notwendig hatte, und nahm deswegen sein Gut, wo er es eben fand. Nur so ist es begreiflich, daß seine Balladen, während sie in den Personennamen sich ganz frei bewegen, in den geographischen Benennungen und der Lokalisation der Gedichte ziemlich genau sind. Fortis hat selbstverständlich die zum Zwecke der naturwissenschaftlichen Studien bereisten Gegenden in seinem *Viaggio* genau beschrieben und dem Werke sogar zwei geographische Karten Dalmatiens beigegeben, sodaß Mérimée in dieser Beziehung in gar keiner Verlegenheit war. Es kommen zwar einige Namen, die ich weder auf den Karten Fortis noch sonst in den neueren statistischen Publikationen und geographischen Spezialkarten konstatieren konnte, ihre Zahl aber ist ganz klein: Tchaplissa (170; Čaplina?), Jemizza (ein Binnenfluß 176), Vrachina (237), Stavila (256), Vostina (300; Voštane in der Gemeinde Siń?), Poghosciami (179; ich habe an Fortis' Pacostiane unweit des Vrana-Sees gedacht, doch diese Annahme stimmt mit der sonst geographisch genau angegebenen Reise des Seigneur Mercure im gleichnamigen Gedichte nicht überein, denn nach derselben müßte sich dieses Dorf Poghosciami irgendwo in der Nähe des Flusses Cetina in der Richtung gegen Klis befinden). Sonst aber bewegte sich Mérimée im Anschluß an die geographischen Karten Fortis auf dem ihm selbst unbekannten Boden ziemlich sicher. Eines ist aber in dieser Beziehung auffallend — es gibt unter seinen Balladen auch solche, deren Handlung nicht in Dalmatien vor sich geht, sondern in das benachbarte Kroatien und Bosnien hinübergreift und somit den geographischen Rahmen des Werkes Fortis überschreitet; so z. B. gleich das erste Gedicht *L'aubépine de Veliko*

[1]) Cf. Guzla, p. 271.

spielt in Kroatien und mit ein wenig Kombination kann man es ziemlich genau zwischen Glina und Seń lokalisieren. Daraus aber folgt, daß Mérimée sich auch über Kroatien etwas genauer unterrichtet hatte, und da wird er wohl die in der Vorrede zur zweiten Ausgabe der *Guzla* in ganz allgemeinen Ausdrücken erwähnte, von einem Sektionschef im französischen auswärtigen Ministerium verfaßte Statistik der illyrischen Provinzen benützt haben. Meine Bemühungen, diese »statistique des anciennes provinces illyriennes« ausfindig zu machen, blieben erfolglos[1]).

Was die Volkssitten und den Aberglauben anbelangt, da war natürlich wieder Fortis die Hauptquelle Mérimées. Alles, was der italienische Forscher über die Sitten der Morlaken und ihre Lebensweise erzählt, hat Mérimée ziemlich geschickt zu verwerten verstanden, nur hat er vielfach manches — jedenfalls um seinen »illyrischen« Balladen ein recht exotisches Aussehen zu verleihen — übertrieben und mit seinen manchmal baroken Zusätzen ausgeschmückt. Wenn der Dichter glaubte, daß irgend eine auf die morlakischen Sitten sich beziehende Stelle der *Guzla* dem westeuropäischen Leser unklar sein könnte oder daß die betreffende Sitte schon an und für sich verdiene, hervorgehoben und näher beschrieben zu werden, so gab er darüber in besonderen am Ende des Gedichtes sich befindenden Anmerkungen genaue Aufklärungen und sehr oft eine ausführliche Beschreibung der ganzen Sitte — selbstverständlich, immer nach Fortis, sodaß er ihm öfters Wort für Wort folgt. Ich glaube, daß die Irreführung Gerhards und Puškins eben darauf zurückzuführen ist, daß Mérimée die wirklich bestehenden Sitten und Gebräuche der Südslaven mit den reellen geographischen Namen und den meistens doch slavisch klingenden Personennamen zu verflechten verstand und dadurch

[1]) Im Briefe an Sobolevskij 1835) erwähnt Mérimée als seine Quelle neben dem *Viaggio* Fortis' »une petite brochure d'un consul de France à Banialouka. J'en ai oublié le titre, l'analyse en serait facile. L'auteur cherche à prouver que les Bosniaques sont de fiers cochons, et il en donne d'assez bonnes raisons. Il cite par-ci par-là quelques mots illyriques pour faire parade de son savoir il en savait peut-être autant que moi. J'ai recueilli ces mots avec soin et je les ai mis dans mes notes«. In seinem bereits zitierten Aufsatze (Српски књижевни гласник IV, 5, pag. 364) weist Dr. Skerlić auf das 1822 zu Paris erschienene Buch *Voyage en Bosnie dans les années 1807 et 1808, par Amédée Chaumette-Des-Fossés.* In der Zeitschrift *Zora* (Mostar 1898) referiert Dr. M. Vesnić über eine in der Hofbibliothek zu Kopenhagen befindliche Abschrift dieses Werkes und bezeichnet dessen Inhalt als interessant, ohne aber etwas davon mitzuteilen. Mir war das Werk nicht zugänglich.

dem ohnehin schon naiven Ton seiner Gedichte einen anscheinend südslavischen volkstümlichen Charakter verlieh. Denn sonst wäre es doch auffallend, wie Gerhard, der doch vorher mit Sima Milutinović ziemlich viel aus den serbischen Volksliedern, dem *Razgovor* Kačićs und der *Serbijanka* Milutinovićs übersetzt hatte, folglich auch die serbische oder kroatische Volkspoesie kannte, sich dazu hätte verleiten lassen, nebst den wirklich volkstümlichen Gedichten auch die Übersetzungen der Balladen Mérimées in seiner *Wila* zu veröffentlichen.

In den Anmerkungen zum ersten Gedichte der Sammlung erwähnt Mérimée die Rache und sagt, sie werde bei den Morlaken als eine heilige Pflicht betrachtet, zitiert das Sprichwort: »Ko *ne se* osveti *onse* ne posveti« und fügt hinzu: »Osveta, en illyrique, signifie vengeance et sanctification« — alles bis auf die kleinsten Fehler treu nach Fortis (I. 60; cf. *Guzla* 154 u. 263). Ganz so verhält es sich mit dem Mädchenraub (otmica; Fortis 68, Mérimée 171), den Amuletten (zapis; F. 66, M. 174), der sonderbaren Weise, wie die Panduren ihre Gefangenen ins Gefängnis führen, indem sie ihnen die Hosen bis auf die Knie fallen lassen, damit sie nicht entfliehen können (F. 54, M. 183). Die Hochzeitsbräuche und überhaupt die gesellschaftliche Stellung der Frauen bei den Morlaken sind ebenfalls nach Fortis dargestellt (F. 56, 67—68, 74—76, 78, 80; M. 184—185, 238—239, 242—243, 249). Sowohl in den Balladen Mérimées als im Werke seines italienischen Meisters finden wir manche Sitten, die heute — wenn sie vielleicht auch wo bestehen — doch wenigstens nicht so allgemein zu sein scheinen, wie es in der zweiten Hälfte des XVIII. Jhs. nach Fortis der Fall wäre. So sagt in der Ballade *Maxime et Zoé* das heiratslustige Mädchen: ». . . . il y a longtemps que je porte des opanke; je veux avoir des pantoufles brodées« und der Dichter bemerkt dazu: »Allusion à la coutume qui oblige les filles à porter cette espèce de chaussure grossière avant leur mariage. Plus tard elles peuvent avoir des pantoufles comme celles des femmes turques«.[1]) Die Bemerkung beruht natürlich auf Fortis[2]). Im Anschluß an die Ballade *La flamme de Perrussich* wird in einer ziemlich umfangreichen Anmerkung die Wahlbrüderschaft geschildert (cf. Fortis 58), wobei unser Dichter die in *Viaggio* nebenbei erwähnte Chiesa di Perrussich die Titelrolle spielen läßt.

[1]) Guzla, p. 203. [2]) Lovrich tritt in seinen *Osservazioni* dieser Behauptung Fortis' ganz entschieden entgegen. Von einem halbgebildeten Manne hörte ich, diese Sitte bestehe in Konavli, doch Herr Vid Vuletić-Vukasović versicherte mir das Gegenteil.

(Fortsetzung folgt.)

Kritischer Anzeiger.

Die serbokroatische Volkspoesie in der deutschen Literatur.

1) Dr. Milan Ćurčin, Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur. Leipzig 1905. 8°. 220 S.
2) —— Peterostopni (srpski) trohej. Srpski Književni Glasnik B. XV. Heft 6, 7, 8, S. 442—451, 527—531, 604—613. Belgrad 1905.
3) Camilla Lucerna, Die südslavische Ballade von Asan Agas Gattin und ihre Nachbildung durch Goethe. Berlin 1905 (u. a. T.: Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, herausgeg. von Dr. Franz Muncker, XXVIII).

Ein ungemein anziehendes und dankbares Thema wählte sich Ćurčin zum Gegenstande einer Wiener germanistischen Doktordissertation, welche deutlich die Schule R. Heinzel's und J. Minor's verrät und über das übliche Maß solcher Arbeiten weit hinausgeht. Mit außerordentlichem Fleiß und richtigem Verständnis sichtete und bearbeitete Ć. die umfangreiche deutsche Literatur über die »morlackischen« Stücke in Herder's »Volksliedern«, über das erste serbokroatische Volkslied, das durch Goethe's Nachbildung ein Bestandteil der Weltliteratur geworden ist, über das ungewöhnliche Interesse, das die serbischen Volkslieder in der Sammlung von Vuk Karadžić in Deutschland, speziell bei Jakob Grimm und Goethe erregten, über die Übersetzungen des Frl. Talvj und W. Gerhard's, die eine europäische Begeisterung für das serbische Volkslied zur Folge hatten, und würdigt noch kurz die übrigen Übersetzer in deutscher Sprache (Wesely, Goetze, L. A. Frankl, Siegfried Kapper und J. N. Vogl). Slavischen Philologen sei daher die zusammenfassende Arbeit Ć.'s, abgesehen von dem Interesse, das sie für sie besitzt, auch deshalb

empfohlen, weil sie daraus lernen können, wie die deutsche Literaturgeschichte gepflegt wird. Ć.'s Darstellung zeigt auch, daß das Interesse für das Volkslied der Kroaten und Serben in der zweiten Hälfte des XVIII. und in der ersten des XIX. Jahrh. im innigsten Zusammenhang mit den europäischen Geistesströmungen steht, während die Produkte der Volksmuse von den Einheimischen im Zeitalter der Aufklärung und sogar der Romantik vielfach gering geschätzt wurden, was des Kontrastes wegen mehr hervorgehoben zu werden verdiente. Allerdings fand Ć. in der deutschen Literatur auch viel Verkehrtes vor (Unglaubliches haben z. B. der Redakteur der Herderschen Volkslieder in der Hempel'schen Ausgabe oder verschiedene Herausgeber und Kommentatoren des Klaggesanges geleistet, vgl. besonders S. 33, 84), was er als Serbe, der sich auch in der slavischen Literatur umgesehen hat, berichtigen, vieles aber neu erklären konnte. An seiner Vermittlerrolle — das sei gleich bemerkt — hat der Slavist allerdings sehr viel auszusetzen.

Wenn schon in Ć.'s Arbeit die Goethe-Philologie den Löwenanteil davonträgt, so will die Monographie des Frl. Lucerna (Lehrerin am Landes-Mädchenlyzeum zu Agram) über Goethe's »Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga«, die J. Minor's Anregung zu verdanken ist, nur »in dieses entlegene Winkelchen« derselben »eine etwas größere Klarheit« hineintragen, und die Verfasserin hegt die Hoffnung, »gleichzeitig einem edlen und mächtigen poetischen Motiv zu seinem Recht auf Verständnis verholfen zu haben«. Das ist ihr »mit Hilfe höchst schätzbarer Vorarbeiten« in der Tat gelungen[1]), denn namentlich in Bezug auf die künstlerische Auffassung des »Klaggesanges«, für die sie auch in dem Agramer Ästhetiker Fr. Marković einen Führer hatte, übertrifft sie (vgl. namentlich die Kapitel über das Metrum, die zusammenfassenden Bemerkungen über das Verhältnis der Nachbildung zur Vorlage [S. 34—37], Erläuterung und Gliederung des Inhaltes) die Vorgänger und hebt richtig hervor, daß das Lied sich von Anfang an deshalb einer solchen Wertschätzung zu erfreuen hatte, weil es ein neues tragisches Motiv (2) und »einen Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der Gefühle« (42) enthielt. Ihre feinsinnige Erläuterung des Inhaltes kommt zu dem Schluß (46): »So umschließt das Lied von der edlen Frau des Asan Aga nicht allein die Tragödie des gebundenen Weibes, sondern auch die Tragödie des Mannes, der im Widerspruch mit der herrschenden Sitte, von seinem Weibe nicht leidenden Gehorsam, sondern tätige Liebe, nicht die Form, sondern die Seele begehrt«. Mit der ersten selbständig erschienenen Arbeit (die »Izvêstija« des Seminars für slavische Philologie in Sophia für die J. 1904 und 1905 bringen auch drei Beiträge von zwei Studentinnen) hat diese Kroatin die südslavischen Frauen in die slavische Philologie entschieden gut eingeführt.

Ich kann hier auf den Inhalt der beiden Schriften natürlich nur insoweit

---

[1]) Ungerecht ist das Urteil im »Savremenik« I. 307—309 und »Nastavni Vjesnik« XIV. 539, wenn im Vergleich zu ihrer Schrift der »wissenschaftliche Charakter« der Arbeit Ć.'s gerühmt wird, denn auch L. kann man ihn nicht absprechen.

eingehen, als sie die slavische Philologie berühren[1]), und will meinen Bemerkungen auch verschiedene Ergänzungen hinzufügen.

Zur Entdeckungsgeschichte der südslavischen Nationalpoesie sei erwähnt, daß Ć. (38—39) und L. (58) allzu schüchtern darauf verweisen, daß der Wiener Nachahmer Klopstocks, M. Denis, seine ersten Nachrichten über die »illyrischen Barden« dem lateinischen Übersetzer[2]) und Fortsetzer Kačić's, Emerich Pavić (Descriptio . . . heroum Slavinorum seu *Illyricorum*, Budae 1764, Supplementum . . 1768) zu verdanken hat, denn eine andere als diese aktuelle Quelle konnte er 1768 über die geschichtlichen Gesänge der gens Illyrica nicht haben. Mit dem ragusanischen Lateindichter, dem Canonicus P. Ferić, trat jedoch Denis nicht sofort in Verbindung. Die von Ć. in das Jahr 1797 versetzte Ad clarissimum virum Michaelem Denisium Vindelicum Georgii Ferrich Epistola, wird von Appendini, Ljubić und dem Biographen Ferić's, T. Chersa, in das Jahr 1798 (gedruckt in Wien) verlegt[3]), ist aber bisher nur in einem Ragusaner Nachdruck vom J. 1824 bekannt, der mir in der Agramer Universitätsbibliothek in die Hände kam, unterdessen aber bereits von J. Kasumović[4]) beschrieben worden ist. Daß wir es mit einem Nachdruck zu tun haben, obwohl das nicht gesagt wird, folgt daraus, daß Denis 1800 und Ferić 1820 gestorben ist. Die Epistel scheint hauptsächlich den Zweck zu verfolgen, das an Österreich (lene . . . Francisci imperium S. 4) heimgefallene Dalmatien und sein Volk in Wien zu empfehlen; u. a. zählt er die berühmtesten dalmatinischen Schriftsteller auf, zu denen er auch Mathias Flaccius Illyricus (aus Istrien!) zählt, rühmt seine »illyrische« Sprache, die von den vier alten (!) Sprachen allein fortlebe, und entwickelt überhaupt sehr viel »illyrischen« Patriotismus im Geiste M. Orbini's, Kačić's und anderer Ragusaner und Dalmatiner, die ja dem Agramer Illyrismus längst vorangegangen sind; zuletzt umarmt er Denis und Müller (tui similis).

Der Übersetzer Ossians, von dessen Ruhm Ferić in einer Anmerkung spricht, erfuhr daraus wenig über die illyrischen Barden. Viel mehr gab Ferić in seiner bekannten Epistel an Joh. v. Müller (Ragusa 1798), der ihm in einem Briefe vom 5. April 1796 (abgedruckt am Schluß S. 59—61) entsprechende Fragen gestellt hatte. Über die darin lateinisch übersetzten Volkslieder ist Ć. eine Abhandlung von Kasumović[5]) entgangen. Die Anregungen Müllers trugen aber noch weitere beachtenswerte Früchte. Eine Ć. unbekannte, von L. aber nicht gehörig gewürdigte Ad clarissimum virum

---

[1]) Eine Besprechung der Arbeit Ćurčin's vom germanistischen Standpunkt aus wird von mir im »Euphorion« erscheinen.

[2]) Vgl. darüber J. Forko im Programm der ORealschule in Esseg 1889.

[3]) Der Sachverhalt wird übrigens klar aus den Worten Chersa's (Della vita e delle opere di monsignore Giorgio Ferrich, Ragusa 1824, S. 28): In una Epistola *indiritta* (adressiert) nel 1797 a Michel Denis, ed *allusiva al passaggio, che in quell' anno avea fatto la Dalmazia* . . . Questa epistola *vide la luce in Vienna l'anno 1798.*

[4]) Nastavni Vjesnik X. (1902), 573—577.

[5]) Školski Vjesnik VII. 81 ff.

Julium Bajamontium Spalatensem Georgii Ferrich Ragusini Epistola[1] (Excudebat Andreas Trevisan Ragusii 1799; außer diesem Druck in gr.-8° 24 S. sah ich in der Bibliothek der südslavischen Akademie in Agram noch einen Ausschnitt mit derselben Epistel in kl.-8° auf S. 67—88, woher?) bietet den ersten und gar nicht üblen Vergleich der »illyrischen« Volkslieder mit — Homer, also lange vor J. Grimm, Kopitar und S. Vater. Den Anstoß dazu gab aber Bajamonti, Arzt, Komponist und Dichter in Spalato, in einer nur aus dem Auszug bei Ferić bekannten Schrift, worin er ausführte, daß sich die Morlacken in den Gesängen Homers wiedererkennen würden, und dafür nichts weniger als zwölf Gruppen von Vergleichen zum besten gab. Für uns ist am wichtigsten die Tatsache, daß diesem Spalatiner bereits die Wolf'sche Liedertheorie genau bekannt war[2], so daß er in diesem Sinne in den ersten drei Punkten Homer mit den illyrischen Gesängen vergleicht: auch sie wurden zuerst nicht aufgeschrieben, sondern nach alter löblicher Sitte, die jetzt immer seltener wird, in Versammlungen und bei Gelagen von Blinden zu den Gusle oder simplice voce vorgetragen; von ihrem Dichter gibt es keine Spur, man möchte glauben, daß alle von einem herrühren, so sind sie einander ähnlich. Solche Dichter finden sich auch heute, wenn sie nur Stoff haben: Kriege, Zweikämpfe, Mädchenraub u. s. w. Das besingen sie sofort ex improviso nach alten Liedern, die sie auswendig lernen und für ihren Gegenstand herrichten. Später fanden sich auch Gelehrte, die diese Gedichte aufzuschreiben und herauszugeben begannen (er kennt Fortis, Lovrić, offenbar wußte er auch von solchen Handschriften, wie es die Spalatiner mit dem »Klaggesang« ist); doch da gibt es noch sehr viel zu tun, es ist kaum ein löblicher Anfang gemacht worden. Ganz gut sind die Beobachtungen über die epische Breite und die epitheta ornantia. In den weiteren neun Punkten werden die Sitten und die Zustände der alten Griechen mit denen der Morlacken verglichen. Bajamonti ist es jedoch nicht verborgen geblieben, daß nicht allein die Morlacken solche Lieder haben, sondern auch nordische Völker, und daß es auch Unterschiede zwischen den homerischen Zuständen und denen der Morlacken gibt. Damit ist nun Ferić, der sich zuerst auf seine Epistel an Müller beruft, nicht einverstanden, verlangt von Bajamonti, er möge seine Ausführungen näher begründen, und hält daran fest, daß die Morlacken dem Heldenzeitalter am nächsten stehen und ihrer Väter Sitten viel besser bewahrt haben als andere Völker. Er verlangt auch, daß diese alten Sitten erhalten und durch fremdes Wesen nicht verdorben werden, sodaß er sogar den Handel und Verkehr mit anderen Völkern ablehnt. Auch die fremden Sprachen sollen nicht bevorzugt werden, aber morlackische Jünglinge sollen Latein und Griechisch lernen, damit Homer illyrico carmine wiedergegeben werden kann, denn eine solche Übersetzung werde alle bis-

---

[1] S. eine genaue Analyse von J. Kasumović im *Nastavni Vjesnik* X. 451—458.

[2] Vgl. auf S. 4: . . adeo ut non unicus ipse,
At plures alii et diverso tempore cantus
Illos ediderint, qui uni tribuuntur Homero.

herigen übertreffen. Zuletzt bittet der Ragusaner, dem offenbar Volkslieder nicht besonders zugänglich waren, den Spalatiner Bajamonti, er möge ihm getreu aufgezeichnete veteres cantus ac carmina nostrae gentis senden, die er von Freunden und Freundinnen, von Ammen und Mägden und von den »Nymphen« auf dem Lande erhalten könne.

Man sieht daraus, daß Ferić, einer der letzten Ausläufer des ragusanischen Humanismus, höhere Anschauungen von den Volksliedern und auch einen besseren Willen hatte, sie der Nachwelt zu erhalten, als man nach seinen bekannten lateinischen Übersetzungen der Sprichwörter und einzelner Lieder erwarten könnte. Bajamonti und Ferić müssen viel mehr als bisher mit Ehren in der Geschichte der Auffindung des serbokroatischen Volksliedes genannt werden. Wenn noch 20 Jahre später ein Werk erschien »Il Morlachismo d' Omero«, so war das keine »wunderliche Frucht« (L. 60, 2).

Überhaupt ließe sich noch manches Zeugnis anführen, daß die Volkslieder im XVIII. Jahrh. den einheimischen Gebildeten doch bekannt waren und auch nachgeahmt wurden, vor allen in Gesängen, welche die Taten kroatischer Grenzerregimenter und ihrer Führer in den Kriegen der Kaiserin Maria Theresia und namentlich im Türkenkrieg Josef II. feierten (vgl. N. Andrić, Iz ratničke književnosti hrvatske, Zagreb 1902).

Das ist wichtig, denn nur aus solchen fliegenden Blättern und Broschüren (ich sah viele in der Agramer Universitäts- und in der Akademie-Bibliothek) und aus den Erzählungen der Offiziere konnte Kopitar, der Entdecker Vuk Karadžić's, wissen, daß die »Serben und Kroaten« einen Liederschatz haben, »wie vielleicht kein anderes Volk« (Brief an Mušicki 1/11. 1811). Diese und eine ähnliche Äußerung Kopitar's aus dem J. 1811 (Kl. Schriften 140: »woran diese Serben und Kroaten so reich sind«), so wie das auf ihn zurückgehende klassische Rundschreiben des Agramer Bischofs Verhovac, der von seiner Geistlichkeit in Kroatien und Slavonien die Einsendung von Volksliedern und anderen Erzeugnissen des Volksgeistes in demselben Jahre (1813) verlangte, in dem Vuk Karadžić nach Wien kam, hätte Ć. (S. 97) erwähnen müssen.

Die schöne Monographie von Živaljević über Kačić (Letopis Matice Srpske kń. 171—174) scheint Ć. unbekannt geblieben zu sein, denn sonst hätte er über den verdienstvollen kroatischen Mönch, aus dem die Herder'schen Übersetzungen der »morlackischen« Lieder entnommen sind, noch mehr und besser sagen können[1]) (falsch ist das Geburtsjahr 1690, wahrscheinlich 1696, ja sogar 1702 kommt in Betracht; die Ausgabe des *Razgovor* von 1756 ist sichergestellt, aber auch noch nicht entdeckt); namentlich aber mußte betont werden, daß seine Behandlung des Volksliedes dem Herder'schen Begriffe der »Nationallieder« nicht so fern stand wie der späteren romantischen Auffassung der Erzeugnisse des Volksgeistes.

[1]) Wichtig ist eine Anmerkung auf S. 28: das von Theodor Vetter aus einer Pariser Hs. im Archiv VI, 121 ff. veröffentlichte Lied über Miloš Kobilić und Vuk Branković ist einfach eine Abschrift aus Kačić und die italienische Übersetzung von Fortis!

Mit Ć.'s verdienstvollen Erläuterungen zu Herder's Übersetzungen (29—37) kann man nicht immer einverstanden sein. Die »ugrischen« Heldennamen sind nicht erst bei den Dalmatinern und in Kroatien in das Volkslied eingedrungen, »obwohl sie gar nicht (!) hineingehören«. In dieser Frage hätte sich Ć. schon in den Ausführungen Soerensen's, den er ja kennt, über den »ungarisch-serbischen Liederkreis« (Archiv XV) Belehrung holen können. Übrigens sind ungarische Helden der Türkenkriege sogar zu den Slovenen, die wirklich mit Ungarn nichts zu tun hatten, vorgedrungen. So wurde König Mathias Corvinus auch bei den Slovenen im Görzer Gebiet schon um die Mitte des XVI. Jahrh. als einer ihrer Nationalhelden besungen! Zenta ist bei Kačić ebenso eine gelehrte Form wie servijanski. In »Radoslaus« ist der fehlende V. 16 falsch übersetzt: »und das edle kroatische Reich«, denn im Original heißt es: Odbiže nas Lika i Krbava, Plemenita hrvatska država, was doch heißt: verloren sind uns gegangen Lika und Krbava, edler kroatischer Besitz (država = possessio, provincia, regio, s. Rječnik der Agramer Akademie). Die nach V. 47 fehlenden vier Verse hat Fortis nicht »mit Recht« als »überflüssig« ausgelassen, denn solche Wiederholungen gehören doch zum epischen Stil. »Eine gute Felsengöttin (33, auch 114) im Original Vila« gibt keine richtige Vorstellung von *Vila* posestrima S Velebita *visoke planine*, so daß »Felsengöttin« keine freie Erfindung Herder's, bezw. von Fortis ist.

Falsch ist die Erklärung von zemlja latinska und noch mehr die Bemerkung (33): »Ursprünglich bezeichneten die orthodoxen Serben damit die Katholiken, d. h. die des lateinischen Glaubens, dann überhaupt Fremde und Ausländer, entsprechend etwa dem »Barbar« des übrigen Europas. Da sie unter Ausländern und Katholiken am meisten mit Venetianern zu tun hatten und dabei nicht immer die besten Erfahrungen nachhause brachten, so knüpfte sich bald an den Begriff auch eine nicht eben schmeichelhafte Bedeutung: der Lateiner ist falsch, alles üble erwarte man von Lateinern. Die Ragusaner, großenteils (früher doch alle!) Katholiken, als ihnen das Volkslied zukam, vermieden (!!) sorgfältig diese Benennung«.

Man kann von einem jungen Germanisten nicht verlangen, daß er z. B. den Lyriker D. Rańina, der in den Fesseln einer Latinka schmachtete, und andere Ragusaner gelesen habe, bei denen wie bei den Dalmatinern überhaupt alle Italiener ohne Beigeschmack Latini genannt werden, was schon vor der Trennung der beiden Kirchen der Fall gewesen sein dürfte, aber das große Wörterbuch der südslavischen Akademie in Agram kann jedermann einsehen. Ebenso ist es nicht »nur Zufall — des Mönches Kačić Neigung nach Rom — daß der König nach Rom gelangt« (34); zwischen Dalmatien und Rom bestanden doch die lebhaftesten Beziehungen, ähnliche Familienbande gab es in der Tat zwischen den kroatischen Herrschern — das Gedicht bezieht sich ja auf die alte kroatische Geschichte — und in Rom starb selbst die letzte Königin von Bosnien. Ć. möge sich doch die vortreffliche Komödie Dundo Maroje des Ragusaners Marin Držić (XVI. Jahrh.) ansehen, der Dalmatiner verschiedener Städte mit ihren lokalen Dialekten in Rom zusammenkommen und sogar römische Wirte serbokroatisch radebrechen läßt. Man kann eben nicht alle Volkslieder und ihre Nachahmungen vom serbisch-

orthodoxen Standpunkt beurteilen! Die erwähnten Auslassungen Ć.'s sind so recht bezeichnend für jenen serbischen Patriotismus, der ihm so häufig den Blick trübt.

»Die schöne Dolmetscherin« heißt nicht Dragomana, sondern im Text doch öfters Dragoman divojka, Po imenu Dragoman divojka (überdies ist divojke Dragomana in der Überschrift ein deutlicher Genitiv!), wobei ein Gattungsname (dragoman = Dolmetscher) zu einem Nomen proprium geworden ist. Hier steht der deutsche Übersetzer W. Gerhard (»Das Dragoman-Mädchen«) höher als der serbische Philologe Ć. Die Ausführungen über die Einführung eines neuen Motivs sind mir nicht ganz klar, aber jedenfalls sind die Zweifel Ć.'s über die Echtheit dieses einzigen Volksliedes, das Herder aus Kačić hatte (34—35), beachtenswert. Von Gra(h)ovo, »das zwischen Herzegovina und Montenegro« liegt, ist in diesem Liede gewiß nicht die Rede, sondern von einem dalmatinischen bei Šibenik (s. Vuk Karadžić Srp. nar. pj. III⁴, Nr. 54) oder irgendwo weiter im Norden an der kroatisch-bosnischen Grenze, denn Mujstaj Beg aus der Lika ist der Hauptheld der mohammedanischen Volkslieder aus dem nordwestlichen Bosnien; auch Soerensen (Entstehung der kurzzeiligen serbokroatischen Liederdichtung, 56) verlegt es nach Türkisch-Kroatien. Die V. 76—78 »Auf grünem Grase will, o Herr, ich lieber mit dir stehen, Als mit Zekulo *auf* roter Seide« hat auch Ć. nicht richtig gedeutet, denn im Original steht doch *u* svili (= *in* Seide; daß es sich um eine Art Jacke handelt, lehren V. 25—26: Na nju metnu lipo obiližje, Tri *sadaka od svile* crljene). Nach seiner Erklärung könnte W. da Fonsecca noch weiter kommentiren: auf roter Seide = der Teppich bei Hochzeiten! Falsch ist auch die Übersetzung des »echt Kačić'schen Verses« Gdi je Isus, lipa *dika* moja mit: Wo bleibt Jesus, dein schöner *Geliebter*? dika heißt decus, honos, gloria (Rječnik der Agramer Akademie II. 394), die metonymische Bedeutung Geliebter ist aber nur aus der Bačka belegt, aus der Heimat des Verfassers, was zu seiner Entschuldigung bemerkt sein möge. Der Vers ist übrigens ganz gut am Platze, da vom Abfall des Mädchens zum Mohammedanismus die Rede ist, weshalb ihn Herder, wahrscheinlich schon Fortis, nicht »mit Recht« weggelassen hat. Man kann entsprechende Parallelen auch aus Vuk Karadžić's Srpske nar. pj. beibringen, z. B. V⁴. S. 123: Neću kralja, neću bana Neg' Isusa milosnoga, S. 122: Božja sluga, zaručnik Božje majke.

Ähnliche Flüchtigkeiten, Mängel und sogar grobe Fehler finden wir in Ć.'s Übersetzung der Quelle des Goethe'schen »Klaggesanges« (Asan-Aginica), wo doch besondere Sorgfalt geboten war. Ć. will zwar durch möglichst getreue Übersetzung, sogar durch Beibehaltung der Wortstellung, den Germanisten die Vorlage Goethe's, die er ja gesehen hatte, zugänglich machen, doch muß ich gestehen, daß sich L. mehr den Dank der Goethe-Forscher verdienen wird, obwohl sie sich keinen solchen Zwang antut, denn sie stellt in sehr übersichtlicher Weise nebeneinander: links das Original, eine wörtliche Übersetzung, und Goethe's Text, rechts die italienische Übersetzung von Fortis und die deutsche von Werthes, die eigentliche Quelle Goethe's; dazu übersetzt L. nicht bloß verständlicher und schöner, sondern in den meisten Fällen auch richtiger. Ich will hier nur einiges hervorheben. Ć. geht in dem

Bestreben nach wörtlicher Übersetzung so weit, daß er kńiga nicht mit Brief sondern Buch wiedergibt (warum dagegen dvor mit Schloß?), V. 81 čohu do *poljane* — Tuchzeug bis zur *Wiese* (Loden bis zum Boden L.), V. 91 *uput* se je s dušom rastavila — *unterwegs* (!) ist sie von der Seele geschieden (mit eins trennte sie sich von der Seele L.). Dagegen übersetzt Ć. stala (V. 15, 41) trotz des handschriftlichen stāla (sogar Fortis 41 stâla) und trotz der Erklärung Miklosich's »für stajala aus stojala«: ist stehen geblieben (L. 41 blieb, 15 ist . . gestanden). Trotz Miklosich und selbst Vuk übersetzt Ć. die *Imperfecta* gledaju, izhogiaju, govoriaju (V. 69—71, Vuk: gledahu, izhodahu, govorahu): die zwei Töchter . . *schauen*, die zwei Söhne . . entgegen *kommen* . . *sprechen*.

Ć. fordert aber die slavische Philologie auch direkt in die Schranken, denn er schwört auf Vuk Karadžić's Änderungen des Fortis'schen Textes, obwohl derselbe unterdessen durch die Spalatiner Handschrift (herausg. von Miklosich) an Authentizität gewonnen hat. Gegen Miklosich's und Jagić's Kritik beruft sich Ć. (57) einfach auf Jakob Grimm's Urteil, der Vuk's Text (vgl. jetzt Nar. pj. III^4, S. 513 ff.) als »genauer und besser« bezeichnet hat. In diesen Fragen kann natürlich von Grimm's Kompetenz, namentlich heute, keine Rede sein. Wie könnte man auch Vuk's Änderungen wie V. 2 snijeg für snjezi, V. 7 od ljutijeh rana — u ranam ljutimi, V. 11 poruči — poruča, V. 21 aga — ago (widerspricht sogar der häufigen Verwendung des Vokativs in den Volksliedern), V. 45 najviše — najveće (nicht bloß čakavisch, wie Vuk meint, sondern auch bei ragusanischen Schriftstellern belegt), V. 61 nek ne vidi — da ne vidi, V. 76 svata — svatov, V. 93 gledajuć sirote — sirota und andere ähnliche rechtfertigen? Von der Verwischung des *i* für *ĭ* sehe ich dabei ganz ab. Daß sich Vuk nach unseren heutigen Begriffen unzulässige Eingriffe erlaubt hat, unterliegt keinem Zweifel und es entsteht nur die Frage, ob er in vielen Fällen so verfuhr, um einen nach seinem Gefühl ästhetisch und sprachlich korrekten Text herzustellen.

Geradezu auf den Kopf stellt Ć. den wirklichen Sachverhalt mit der Behauptung, »daß Eigentümlichkeiten des čakavischen Dialektes in den Text erst später eingeführt worden«, daß sich Änderungen »die schriftgelehrten Čakaveen, die nur wenig Begriff von den Volksliedern hatten, beim Abschreiben erlaubt haben« (57), denn die ganze Sprachgeschichte beweist das Gegenteil: vom ersten kroatischen Grammatiker, dem auf der Insel Veglia gebürtigen Jesuiten Bartholomäus Kašić (Cassius, Institutionum linguae Illyricae libri duo — Romae 1604), also dem denkbar ausgesprochensten Čakavac angefangen, suchen dalmatinische Lexikographen und Grammatiker, am meisten aber viele Schriftsteller selbst, die schönste und reinste Sprache im štokavischen Bosnien, so daß wir einen systematischen Rückgang des čakavischen Dialektes in der Volkssprache und in der Literatur beobachten können[1]); im XVIII. Jahrh. kamen aber noch Rücksichten auf das früher als bei den Serben russifizierte Kirchenslavische der kroatischen Glagoliten hinzu, was von Fortis' Lehrern, Grubišić und Sović (dieser hatte seine Jugend in

[1]) Eine Darstellung dieses Prozesses wäre eine schöne Arbeit für einen vorurteilslosen Philologen.

Rußland zugebracht) ausdrücklich bezeugt wird (L. 59—60, 63, 64); von Sović wird uns überdies berichtet, daß ihm das Bosnische besser klingt als das Küstenländische, das er für verdorben erklärt (L. 64). Diese gelehrten Freunde Fortis' haben in der Tat das Lied auch zu jekavisieren gesucht, denn die Spalatiner Hs. enthält allein in den ersten fünf Versen zwanzigmal den Laut i, der Text bei Fortis nur zehnmal (vgl. L. 35). Und was sind das überhaupt für čakavci, die im ganzen Lied das Hauptmerkmal *ča* gar nicht angebracht haben? Überdies sind nach unseren heutigen linguistischen Begriffen ein abgeschlossener einheitlicher štokavischer und čakavischer Dialekt ein leerer Wahn und alle Identifizierungen der Serben und Kroaten mit irgend welchen dialektischen Merkmalen haben doch kläglichen Schiffbruch gelitten. Wie viel höher als die Philologen des XIX. Jahrh. standen doch alle dalmatinischen und ragusanischen Schriftsteller, die sich trotz der ihnen ganz gut bekannten dialektischen Unterschiede als Angehörige einer Sprache betrachteten und dabei immer auch das weite Hinterland im Auge hatten! Ć. und ihm ähnliche Philologen bedenken gar nicht, daß sie mit ihren Theorien auf die ragusanische Literatur ganz verzichten müßten, während diese trotz aller ihrer Čakavismen bei den meisten doch Gnade zu finden scheint.

Ebenso ist es ganz verkehrt, wenn Ć. aus denselben Gründen auch die ursprüngliche Heimat des Klaggesanges nicht bei den »Morlacken« sucht, sondern »tiefer in Bosnien .. dort, woher wir die schönsten Lieder haben« (65). Gerade die geringe und zeitlich beschränkte Verbreitung des Liedes, die auch Ć. nicht leugnet, und die dialektischen Merkmale sprechen dafür, daß es dort entstanden ist, wo sich die Handlung abspielt (um Imoski), also im ikavisch-štokavischen Küstenlande von Makarska[1]), das ja in jener Zeit auch türkisch war (Gornje Primorje von 1499—1646, Imoski wurde aber erst 1717 von den Venetianern erstürmt), wovon zu Fortis' Zeiten Spuren sichtbar waren und noch heute sind. Wie sollte ein Gebiet, das einen Kačić hervorgebracht hat, nicht auch eine solche Ballade lokalen Charakters geschaffen haben? N. Petrovskij (О сочиненіяхъ Петра Гекторовича, 158—159) hat noch ein anderes wichtiges Zeugnis für die Blüte des Volksliedes um Makarska zu Anfang des XVIII. Jahrh. ans Licht gezogen. 1727 erschien in Venedig zum ersten Mal *Pisna od pakla* . . . koju .. složi u Hrvatski jezik i pivanje Otac F. Lovro iz Ljubuškoga[2]); dieser Franziskaner, der sein Werk »u Makarskoj« schrieb und überhaupt in Dalmatien wirkte, wollte durch sein »Lied von der Hölle« die im Volke stark verbreiteten »pisne od Kraljevića Marka, Muse Arbanasa, Relje Bošnjanina, od Vojske, junaštva, kralja, kapitanâ i ostali; takojer lipote Divojke, od Rujnoga Vina i od ostalih brezkoristnih

---

[1]) Der čakavische Dialekt beginnt nördlich von der Cetina (M. Rešetar, Archiv XIII, 179) und selbst da ist noch der südliche Teil von Poljica štokavisch (Fr. Ivanišević, Zbornik za nar. život i običaje VII, 247).

[2]) D. i. Lovro Sitović, Sohn eines Mohammedaners aus dem herzegovinischen Grenzort Ljubuški, der auch eine öfters aufgelegte Grammatica latino-illyrica (1. Ausg. Venedig 1713) schrieb. Kukuljević, Hrv. bibliografija 86, 149, Šurmin, Povjest književnosti 121.

pisanâ« verdrängen. Und Fortis selbst genoß noch die Gastfreundschaft eines Vojvoden, der in seiner Jugend viele heroische Gesänge und Liebeslieder verfaßt hatte (vgl. L. 62); zu beachten ist auch sein Zeugnis, daß der Morlacke, besonders wenn er zur Nachtzeit über die wüsten Gebirge reist, »die alten Taten der slavischen Ritter und Könige, oder irgend eine tragische Geschichte« singt.

Alle diese Ausführungen Ć.'s, der überhaupt Dalmatien und andere westliche Gebiete von der schöpferischen Teilnahme am Volksliede ausschließen möchte (dagegen u. mehr), sind einfach eine stille Polemik gegen Miklosich's Behauptung (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, CIII. B., S. 418 [SA. 8], daß Vuk »den Text von Fortis serbisiert« hat, und weiter: »Daß das Lied den Serben von jeher als ein Volkslied bekannt gewesen sei, ist eine grundlose Behauptung«. Statt einfach zu sagen, daß die ganze von Miklosich selbst übrigens nie konsequent durchgeführte Theorie von einer serbischen und (statt oder) kroatischen Sprache falsch ist, natürlich auch Vuk's dem Volksbewußtsein widersprechende Beschränkung der Kroaten auf die čakavci und kajkavci, und daß Vuk Karadžić den Text der Asan-Aginica nur vukisiert hat, werden die nächstliegenden Tatsachen verkannt und verdreht.

Deutsche und andere fremde Leser können sich wirklich nicht klar werden, wie die »morlackischen« Lieder nach der heutigen Terminologie zu benennen sind[1]). Miklosichs Kroatismus setzt Ć. den Serbismus entgegen und L. (66) meint: »Kroaten und Serben scheiden sich vor allem nach Religion, Dialekt und Schrift; bei den bosnischen und herzegowinischen Mohammedanern verlaufen diese Unterschiede«. Wenn man die historischen und faktischen Verhältnisse in Betracht zieht, so kommt man mit diesen Kriterien absolut nicht aus; beim Volkslied fällt überdies die Schrift weg und beim mohammedanischen verwischt die Religion noch den augenscheinlichsten Unterschied. Interessant ist es nur, wie L. dabei der durch Jahrhunderte ausgebildeten kroatischen Tradition folgt, die unter verschiedenen Namen immer eine höhere Einheit vor Augen hatte, und wehmütig bemerkt (66): »Im Hinblick

---

[1]) Hier muß ich mich selbst korrigieren, denn in der Wiener »Zeit« B. XX. (1899), Nr. 256, S. 134 schrieb ich, daß man sich unter Morlacken »hauptsächlich die orthodoxen Einwohner des Hochlandes von Zara bis zur Narenta vorzustellen hat«, da auch Ć. (22) diese falsche Definition (»die größtenteils orthodoxen Einwanderer Dalmatiens«) bringt. Fortis selbst verstand darunter alle Bewohner des Festlandes (vgl. L. 65), unter denen die Orthodoxen in bedeutender Minderzahl sind; sogar die Inselbewohner möchte er ihnen zuzählen, wie das Kapitel »Verschiedenheit des Ursprunges der Morlacken, derer, die an den Ufern, und derer, die auf den Inseln wohnen« zeigt. In der Tat werden solche einen verächtlichen Beigeschmack habenden Namen, wie morlak, vlah von der Bevölkerung verschieden gebraucht, z. B. von den Insulanern für die Uferbewohner, von diesen wieder für ihre Nachbarn im Gebirge u. s. w. Über den Ursprung des viel umstrittenen Namens Morlacken ist jetzt zu vergleichen K. Jireček, Die Romanen in den Städten Dalmatiens, Denkschriften der Wiener Akademie XLVIII, 34—35.

auf diese fließenden Grenzen bediene ich mich für die kroatische Dichtung des einigenden Ausdruckes südslavisch und bedauere nur, daß der schöne, alte und gute Name illyrisch sich auch in der Literatur nicht durchzusetzen vermocht hat«. Der Ausdruck südslavisch ist bei einer so lokalen Ballade am wenigsten angebracht und überhaupt irreführend, weil man unter dem geographischen Begriff Südslaven nicht bloß Kroaten und Serben, sondern auch Slovenen und Bulgaren versteht. Der auf gelehrter Kombination beruhende Name illyrisch war aber trotz seines Alters und seiner Verbreitung in der Literatur nicht lebensfähig, umsomehr als die alten Illyrier keine Slaven waren.

L. und Ć. hätte in diesem Falle Jakob Grimm den Weg weisen können, über dessen Vorrede zu Vuk Karadžić's kleiner serb. Grammatik Ć. (116) sagt, daß daraus nicht bloß ein Deutscher, »sondern auch ein geschulter und gebildeter Serbe noch heute sich Klarheit über den eigenen Stamm und die eigene Sprache holen kann«. Fiat applicatio! In derselben Vorrede schreibt J. Grimm, trotzdem es ihm selbst schien, daß es »keinen rühmlicheren Namen für alle Südslaven« geben könne, als den serbischen, auf S. XX also: »A. Fortis, der einige gefühlvolle morlachische (d. h. serbisch-kroatische) Lieder bekannt machte«.

Viel besser sind die sachlichen Erläuterungen Ć.'s ausgefallen. Er hat Recht mit der Behauptung, daß Miklosich und Geiger nicht genügend hervorgehoben haben, wie Goethe in der Tat »mit Ahnung des Rhythmus und Beachtung der Wortstellung des Originals« übertrug (51—52, 78 zu V. 22), für das Epitheton aber nicht das richtige Verständnis besaß (77). Ć. (89—90) und L. (34—37) zeigen auch gut, wie Goethe dem Original näher gekommen ist. Daß Goethe jedoch auch die Cäsur nach der vierten Silbe beachtet hätte (Ć. 79), die nur in fünf Versen fehle (Srp. kń. Glasnik XV, 609), ist nicht wahrscheinlich, denn man kann z. B. die zahlreichen Fälle, in denen sie nach dem Artikel vor seinem Substantivum fallen würde, nicht übersehen. Auch mit der Ansicht, daß Goethe zuerst den »serbischen Trochäus« in die deutsche Literatur eingeführt habe und nicht Herder (ib. 610), dürfte er nicht Recht behalten, denn die an dem Gegenteil festhaltenden Ausführungen L.'s sind viel überzeugender (16—18); damit hängt auch die Frage der Datierung der Übersetzung, ob 1775 oder 1776, zusammen. Die viel erörterte Frage, wie Goethe auf den trochäischen Rhythmus gekommen sei, suchte L. (19) durch Versuche mit Personen, welche des Slavischen unkundig waren, zu lösen, die »aufs Natürlichste« zugunsten der Betonung auf der ersten Silbe ausgefallen sind. Ich möchte bemerken, daß nicht ich auf den Namen Asan-Aga im Versschluß hingewiesen habe, denn das hat Bartsch getan, dagegen habe ich hinzugefügt, daß es im Original Verse gibt, die nur aus zweisilbigen Wörtern bestehen, und daß die Zahl der Verse mit überwiegend zweisilbigen Wörtern, die ein Deutscher naturgemäß trochäisch liest, besonders groß ist[1]).

Auch darin kann ich Ć. nicht zustimmen, daß der Aga die Kinder der verstoßenen Gattin entgegengeschickt (64—65) und das Wiedersehen in-

[1]) Chronik des Wiener Goethe-Vereins, XII. 51.

szeniert habe (85, vgl. dagegen u. zwei derartige Lieder), halte aber nicht mehr an der Behauptung fest, daß die Frau an die Beschenkung ihrer Waisen im voraus gedacht habe; das Richtige dürfte L. (44) getroffen haben, daß »das Hervortreten der Kinder für den Hochzeitszug ein unvorhergesehener Zwischenfall, für die Mutter aber geradezu furchtbar« ist. Nur geht L. in ihrer Analyse zu weit, wenn sie zuletzt von einer »gebundenen, gebannten Liebe« (sc. zum Manne) der unglücklichen Mutter spricht (46), welche nur das Wiedersehen ihrer Waisen und der furchtbare, ungerechtfertigte Vorwurf, daß sie für sie kein Gefühl habe, getötet hat (vgl. u. ähnliche Motive).

L. hätte auch hier ihrem Führer Fr. Marković (*Rad* jugosl. akademije, 138. B., 182—184) folgen sollen, der den Charakter der Asan-Aginica konsequent folkloristisch erklärt und besonderes Gewicht auf den Schlußvers legt: (sie starb) aus Trauer ihre Waisen schauend. Allerdings hat Goethe die Katastrophe besonders verdunkelt, indem er Fortis' schlechte Übersetzung noch verstärkte: als sie ihre Kinder vor sich fliehen (!) sah. Für die mohammedanische Frau kann es nur Mutterliebe geben, Liebesgefühle für den Mann müssen ihr vor der Welt fremd sein. Das pflichtgemäße Schamgefühl[1]), das zur Trennung der Gatten geführt hat, ist ja selbst bei den christlichen Frauen üblich, wofür sich noch mehr Beispiele anführen lassen, als bei L. (39—40). Ihr Schlußresultat von der »Tragödie des gebundenen Weibes« (46) ist daher nur bis zu einem gewissen Grade richtig: »die Tragödie des Mannes«, der gegen die Sitte tätige Liebe begehrt, bleibt dagegen wahr.

Bezüglich djevojka (= Mädchen), das als Bezeichnung für eine Mutter von fünf Kindern Vuk, Miklosich und Jagić noch sonderbar vorkam, verweist Ć. (82) darauf, daß der Ausdruck nur dort gebraucht wird, wo die verstoßene Frau als Braut erscheint (darüber vgl. u.) und daß im Volke überhaupt die Benennung Mädchen auch auf verheiratete Frauen übertragen wird. M. Stojković aus Podgora bei Makarska, also aus der in Betracht kommenden Gegend, der in meinem Seminar wertvolle Ergänzungen zu L.'s Schrift vorbrachte, verweist darauf, daß im mittleren Dalmatien (Primorje, Vrgorac, Imoski) divojka allgemein üblich für Mädchen und Braut ohne Altersunterschied sei; für eine Frau wird es gebraucht in Mažuranić's Hrv. nar. pjesme, 101, Iskra, Zadar 1893, S. 124. Übrigens hat schon A. Pavić (Rad XLVII, 99) darauf hingewiesen, daß in Nr. 5 der vor Miklosich veröffentlichten »Volks-

---

[1]) Aus einer herzegowinischen Stadt ist mir der Fall bekannt, daß die junge Frau eines höheren mohammedanischen Beamten ihren Mann vom Amte abzuholen begann, aber dadurch einen so großen Skandal hervorrief, daß sie ihre Besuche bald aufgeben mußte. Wie sehr die Frauen in Bosnien noch in der Furcht des Herrn erzogen sind, zeigt ein Vorfall, den ich auf einer Station der Bahn Novi-Banjaluka beobachtete: die Ankunft des Zuges erwarteten mehrere vornehme Mohammedaner, die Frau eines von ihnen stand aber in einiger Entfernung mit dem Rücken gegen den Zug und rührte sich auch nicht, als sich letzterer in Bewegung setzte. Das soll man im übrigen Europa erleben!

epik der Kroaten« (Denkschriften XIX) die Frau des Miloš Kobilović *djevojka* genannt wird (s. die V. 26, 43, 47, 72).

Gegen L. Zore und die Belgrader Ausgabe der Werke Vuk's vertritt Ć. (88, ähnlich L. 68) die offenkundige Richtigkeit des Ausdruckes uboške haljine = Waisenkleider; ebenso die weniger glaubwürdige Konjektur Vuk's *noże* für das handschriftliche nozve und für das von Jagić vorgeschlagene *mestve* (86—87), für welches ich noch anführe: Dado(h) rodu mestve i papuče A. Hangi, Život i običaji Muslimana u Bosni i Hercegovini, 195); L. (68) plaidiert für nazuvke. Unter užinati versteht Ć. das Essen oder Mahl überhaupt, sein Beispiel aus Jukić spricht für das Essen um die Mittagszeit. In solchen Dingen sind jedenfalls Unterschiede nach den einzelnen Gegenden vorhanden. Nach M. Stojković gibt es im mittleren Dalmatien drei Mahlzeiten (abgesehen vom »zagristi« vor Beginn der Arbeit): ručak um 9 Uhr, užina um 2—3 Uhr und večera. Ähnlich fällt wenigstens in manchen Gebieten der Hercegovina das užinaće auf 2 Uhr Nachm. Beim V. 86 hätte sich Ć. ohne Zaudern dafür entscheiden sollen, daß srca *argiaskoga* auf das griech. *χωριάτης* zurückzuführen und nicht in *rdjavoga* (so namentlich L. 68—69) zu verbessern ist (vgl. im akadem. Rječnik horjadski, orjadski, horjaski, horjatski, orjatski, horjacki; schon die verschiedenen Formen weisen auf ein Fremdwort hin); die Bedeutung haben Fortis und Goethe richtig erfaßt; »schlecht und feige« (L. 45, auch in der Übersetzung V. 88) ist verfehlt, speziell *feig* trägt etwas hinein, wovon keine Rede sein kann.

Dem rätselhaften podkliuvaz (V. 59), das aber von Anfang richtig mit Schleier übersetzt wurde, können wir heute schon beikommen. L. (67) verweist auf duvak und puliduvak, A. Hangi (Život i običaji Muslimana) führt an puhli duvak (183), alduvak, duvak (217, 221), Mehmed F. beg Kulinović im Zbornik za narodni život i običaje duvak III, 147, pulliduvak (*našarani* duvak, also bunter Schleier) IV, 29. Vgl. überdies die Belege im akad. Rječnik II. 907 (darunter auch purli duvak). Auszugehen ist von *podcluvac* der Spalatiner Hs. (vgl. Miklosich l. c. 29 [439]), das Fortis' Freunde in *podkliuvaz* veränderten, wahrscheinlich mit Anlehnung an kljuvati, kljuv; auf mich wenigstens machte die Verhüllung der Mohammedanerinnen in Mostar immer den Eindruck, als ob sie einen Schnabel oder eine Wäschklammer im Gesichte trügen. In dem handschriftlichen podcluvac braucht man nur *c* an *l* zu rücken und man hat das erwartete duvak; ähnlich wurde pod aus pul verschrieben (der eine Strich von *u* wurde umgekehrt mit *l* zu *d*) und mißdeutet; das einsilbige pul ist bezeugt durch pulčazi (L. 67) in Hrv. nar. pjesme, izd. Matica Hrvatska, IV. 249, 309.

Die Verschleierung (zavijati) einer mohammedanischen Braut in Bosnien und Herzegowina beschreibt A. Hangi (221) also: man nimmt eine sehr feine, aber undurchsichtige weiße Leinwand und bedeckt mit ihr das Kinn, den Mund und die Hälfte der Nase; diese Leinwand heißt *jašmak*. Darauf nimmt man eine andere, etwas dickere und noch mehr weiße Leinwand, wirft sie dem Mädchen über den kleinen Fes so, daß sie den Kopf, die Stirne, die Ohren und einen sehr kleinen Teil der Nase bedeckt, das nennt man *ćember*. Zwischen dem ćember und jašmak bleibt ein sehr kleiner Raum, in der Breite

eines oder zweier Finger, so daß man hindurchschauen kann. Über den Rücken bekommt sie die *feredža*, ein langes Oberkleid (kaput) von schwarzem oder grünem Loden, ähnlich einem Havelock mit Armeln. Auf die feredža wirft man ihr die *havlija*, eine weiße zottelige Leinwand, ungefähr 2 m lang, bis zu 1 m breit, die man mit einer Stecknadel auf dem Kopfscheitel so befestigt, daß die Breite über die feredža herunterfällt und die Länge die Schultern und Hände bedeckt. Darüber kommt der duvak oder alduvak, eine große, sehr dünne und durchsichtige Leinwand. Auch der duvak wird am Kopfe befestigt und das eine Ende vorn bis zum Gürtel, hinten aber noch niedriger gebunden.

In ähnlicher Weise verhüllen sich aber auch die verheirateten Frauen, wenn sie ausgehen, nur tragen sie keinen duvak auf dem Kopfe; der duvak gebührt nur den Mädchen, wenn sie zur Vermählung ziehen (ib. 222). So wird auch die Bitte der geschiedenen Frau an ihren Bräutigam begreiflich, daß er einen langen puliduvak mitbringen möge, so erfährt auch der Gebrauch des Ausdruckes djevojka nur in diesem Abschnitt (V. 56, 59, 64, 65) eine tiefere Begründung: die Frau will eben wie ein Mädchen behandelt werden (nach Hangi, o. c. 244 sind bei der Vermählung einer Witwe auch dieselben Hochzeitsgebräuche üblich, doch über den duvak wird man sich aus dieser und der obigen Nachricht nicht klar), damit sie ihre Waislein nicht sehe, wenn sie am Hofe des Aga vorüberkommt. Natürlich muß der puliduvak nicht als so durchsichtig gedacht werden, wie ihn Hangi schildert. In dieser Hinsicht kann die Verschleierung früher viel strenger gewesen sein (man vgl. die behördlichen Maßnahmen gegen das Überhandnehmen des französischen Schleiers in den letzten Jahren in Konstantinopel), und Hangi berichtet auch direkt (222), daß in früheren Jahren eine Mädchenbraut, die zu Roß nach einem anderen Orte zog, eine *peča*, einen kleinen, durchsichtigen, sehr dünn gewebten Loden trug, damit der Raum zwischen jašmak und ćember ausgefüllt würde, so daß sie von weitem schwarze Augengläser zu tragen schien; »heute hat das jedoch fast ganz aufgehört«.

Da alle folkloristischen Details für die Erklärung des Gedichtes von Bedeutung sein können, will ich noch darauf verweisen, daß ein Mann, der seine Frau entlassen hat, sofort wieder heiraten kann, seine Frau (pušćenica, der Schriftsprache gemäß puštenica) aber erst nach Verlauf des Iddet, d. h. nach vier Wochen und zehn Tagen, wie das auch für Witwen vorgeschrieben ist (Hangi, 78). Für die vollständige Tadellosigkeit der Gattin Asan-Aga's spricht auch der Umstand, daß ein Kadi, der Hüter des Gesetzes, um sie freit (M. Stojković).

Da die Ballade von Asan-Aga's Gattin trotz eifrigem Suchen im Volke nicht mehr gefunden wurde, ist die Frage wichtig, ob Beziehungen zu anderen Volksliedern vorhanden sind. Ć. (60) meint, das Gedicht stehe »vereinzelt, ohne naheverwandte Geschichten da«. Näher ist auf die Frage L. (50—56) eingegangen. Auch sie fand kein Lied, das das Grundmotiv mit dem unsrigen gemeinsam hätte. Dafür kommt der Name Asan-Aga's häufig vor (weil mohammedanische Vornamen überhaupt nicht zahlreich sind, muß man bemerken), doch die mit demselben verknüpften weiblichen Charaktere sind

sehr verschieden, so daß ich diese Parallelen als ganz belanglos erklären muß; nur ein scheinbar ganz junges herzegowinisches Lied, das schon vom gedruckten Klaggesang beeinflußt sein könnte, ist bedeutsam, weil man den Schmerz der Mutterliebe aus ihm heraushört (mitgeteilt von Roda Roda in Über Land und Meer 1904, I, 37). Für den berühmten Eingang bringt L. Parallelen, namentlich aus einem bulgarischen Lied; der Fundort desselben, Kukuš, durfte aber nicht mit einem Rufzeichen versehen werden, denn der Ort existiert nördlich von Saloniki, links vom Vardar, so daß wir es mit einer zweifellos bulgarischen Gegend zu tun haben.

So trostlos ist aber das Suchen nach Liedern mit ähnlichen Motiven nicht, wie man meinen könnte. M. Stojković fand zwei ähnliche Lieder, in denen der Mann, der seine Frau verstoßen hatte, Reue empfindet, beim Wiederannäherungsversuch an die im Hochzeitszug befindliche Frau zurückgewiesen wird und an gebrochenem Herzen stirbt. In den Hrvatske narodne ženske pjesme (muslimanske) von Mehmed Dželaluddin Kurt hat Nr. 6 folgenden Inhalt: Ali-beg entläßt seine Frau, weil die Schwiegermutter sie verleumdet, und der Untreue angeklagt hat. Die geschiedene Frau nimmt ihre Habe und kehrt in ihr Haus zurück, wo sie drei Freier findet. Den Mann überfällt Reue und er schickt seine Kinder vor das Hoftor, damit sie die Mutter um Rückkehr bitten; sie beschenkt die Kinder: dem dreijährigen Sohne gibt sie Messer (vgl. Vuk's Konjektur nože) und Handschare, der siebenjährigen Tochter Dukaten von ihrem Hals, und zieht weiter; die Tochter nimmt dem Bruder die Messer, ersticht ihn und sich selbst, damit sie nicht ohne Mutter als Waisen zurückbleiben müßten. Vor Schmerz stürzt Ali-beg zusammen. Mit einem Fluch gegen seine Mutter schließt das Gedicht, in dem nur das Alter der tragisch handelnden Tochter auffällig erscheint.

In der Iskra, Zadar 1893, S. 124 veröffentlichte Abdulselam Beg Hrasnica ein Volkslied unter dem Titel »Hasanaginica«. Diese verleugnet sich so sehr, daß sie für ihren Mann eine zweite Frau freit. Einmal beleidigt sie die zweite Frau, weil diese übermütig geworden war. Hasanaga schlägt und entläßt sie mit ihrer Habe. Der Bruder führt die liebe Schwester nach Hause. Sie heiratet Ali-paša. Als sich der Hochzeitszug dem Hofe Hasanaga's nähert, steht dieser auf seiner Kula und sieht ihn. Als er vorüberzieht, nimmt Hasanaga seinen Sohn Mohammed, geht vor das Hoftor und nähert sich seiner Frau mit den Worten:

Čuješ li me, moja vjerna ljubo,
Evo tebi sina Muhameda,
Na poklon ti dvori i timari!

Doch er bietet ihr umsonst den Sohn und seine Habe an, sie will nicht einmal einen Blick darauf werfen und treibt ihr Pferd an. Als Hasan-Aga dies sah, zersprang ihm das Herz. Das Lied zeichnet sich durch ähnliche Prägnanz aus wie der Klaggesang; der angeführte Schluß umfaßt nur vier Verse.

Zwei andere von M. Stojković herausgefundene Lieder besingen die Mutterliebe, die im Klaggesang eine so wichtige Rolle spielt. Diese Lieder sind: »Teško se majka s čedom rastaje«, Kolo IX. (Zagreb 1853), S. 63, und

»Ljuba Malog Radojice« in Vuk Karadžić's Srp. nar. pj. I⁴, Nr. 739. Das bei Senj (Zengg) aufgezeichnete Lied im »Kolo« hat folgenden Inhalt: Der junge Radojica beschwört sterbend seine Frau, vor drei Jahren nicht zu heiraten, bis ihr Säugling aufgewachsen ist. Doch nach der Reihe kommen die beiden Brüder, die Mutter und zuletzt der Vater, um sie zur Heimkehr zu bewegen. Alle fordert sie auf zu warten,

Dokle uspim siroticu moju,
Da ne vidi, kud mu ide majka,
Da ne strielja očima za majkom.

Bei der Trennung bittet sie die beiden jungen Schwäger, ihre Waise zu beschützen und nach drei Jahren nicht in Scharlach und Seide, sondern ganz schwarz zu kleiden,

Da se znade da je sirotica,
Sirotica bez otca i majke.

Mit dem Vater und der Mutter tritt sie die Rückreise an, aber mitten im dunklen Waldgebirge schreit sie auf und fragt die Mutter, wer ihre Waise pflegen werde. Der Hinweis auf zwei Tanten des Kindes beruhigt sie nicht und sie stirbt unter einer grünen Tanne. In der aus dem ekavischen Osten stammenden Variante bei Vuk tröstet die Mutter die junge Witwe, daß eine Tante und die Schwiegermutter für das Kind sorgen werden. Der zur Heimkehr einladende Vater fehlt. Die Frau wartet bis zum Sonnenuntergang, stillt das Kind und schläfert es ein,

Da ne gleda, kud joj ode majka,
Da ne čezne očima za majkom,
Da ne gleda, otkud će joj doći,
Otkud li će slatke sise dati.

Die Schwäger fehlen. Zu Hause fragt die Frau nach einer Woche den Mond um das Befinden des Kindes. Der Mond antwortet, daß es gut versorgt sei, aber sich nach ihrer Pflege sehne. Vor Schmerz schreit sie auf und fällt tot zu Boden.

Ein Volkslied bei S. Mažuranić, Hrv. nar. pj. 119, gibt der Abneigung des Volkes gegen die Wiederverheiratung — in diesem Falle eine erzwungene — der Mutter kleiner Kinder Ausdruck, die sie also begleiten:

Cvile, plaču nejake sirote:
»Sijaj, sunce, na četiri strane,
Al ne sijaj, kud nam ide majka!«

Die beste und für die slavische Philologie wichtigste Partie in Ć.'s Werk ist der zweite Teil, in dem das Aufblühen der Pflege des serbischen Volksliedes« »in der romantischen Zeit« zum ersten Mal eine auf reiches Quellenmaterial gestützte zusammenfassende Darstellung erfährt. Im Vordergrunde steht allerdings die Geschichte der Beschäftigung mit dem serbischen Volksliede. Aus den herrlichen Recensionen Jakob Grimm's, der so feines Verständnis für die poetischen Schönheiten des serbischen Volksliedes bewies und zu dessen Triumphzug durch Deutschland und die ganze gebildete Welt den Anstoß gab, möchte man doch Näheres erfahren und auch eine kritische Würdigung seiner Anschauungen beanspruchen. Nach Ć. (110)

hätten allerdings Jakob Grimm's Arbeiten über das serbische Volkslied als Ergänzung zu Vuk's Tätigkeit »absolute Gültigkeit als Aussprüche eines der besten Kenner der Sprache und Volksdichtung«. Der Germanist Ć. hätte uns gerade aufklären sollen, daß Jakob Grimm's mystische Ansichten über die Entstehung der Volkspoesie und anderer Produkte des »Volksgeistes«, speziell auch der Mythologie, unhaltbar sind, daß auch in Bezug auf das deutsche Volkslied gegenüber dem Gelehrten Jakob Grimm der Dichter Achim von Arnim im Recht geblieben ist und daß J. Grimm namentlich für die sehr verdienstvolle Übersetzungstätigkeit der Romantik kein Verständnis hatte, so daß wir uns in dieser Hinsicht auch bezüglich des serbischen Volksliedes entschieden auf die Seite Goethe's und des Frl. Talvj stellen müssen: J. Grimm's Recensionen, mögen sie noch so schön und innig sein, und seine wörtlichen Übersetzungen, die sogar irreführend sind (124), hätten dem serbischen Volkslied nie jene allgemeine Teilnahme eingetragen, die es gefunden hat. Gar sonderbar nimmt sich Ć.'s (117) Klage aus, daß eine »sehr fruchtbare Beobachtung« J. Grimm's »von den slavischen Forschern nicht genug ausgebeutet wurde, nämlich daß die Lieder manche Spuren altslavischen Glaubens liefern«. Ein Historiker der slavischen Philologie muß im Gegenteil ausrufen: Leider zu viel und allzu lange! Ć. hätte sich aus der von ihm übrigens unvollständig angeführten Literatur (vor allem fehlt Máchal's Nákres slovanského bájesloví) Brückner's »Mythologische Studien« im »Archiv« (XIV. 161) näher ansehen sollen, denn da wäre er bezüglich des slavischen Olymps wohl skeptischer geworden. Um übrigens Ć. ein besonders naheliegendes Beispiel anzuführen, verweise ich ihn auf die Abhandlungen Nodilo's »Religija Srba i Hrvata«, die nutzlos so viele Bände des »Rad« der südslavischen Akademie« füllen. Auch brauchte er es nicht mehr den Gelehrten zu überlassen, »wieweit sich die Geschichte oder Hypothese mit der slavischen Heimat des Orpheus u. s. w. als haltbar, resp. unhaltbar erweisen wird« (109), denn dagegen verhielten sich die meisten Slavisten doch von Anfang an ablehnend und definitiv sind darüber die Akten von I. Šišmanov (Archiv XXV) geschlossen worden.

Interessant ist es nur, daß sich Verković auch auf J. Grimm hätte berufen können! Auch die Charakterisierung des von einem mazedonischen Lehrer betrogenen Mystifikators mit »ein gewisser Verković« (21) nimmt sich im Munde eines Serben sonderbar aus gegenüber dem Manne, der aus Bosnien stammte, sich im Agramer geistlichen Seminar seine Bildung und die Ideale des Illyrismus aneignete und dann unter den Südslaven die erste größere und gute Sammlung bulgarischer Volkslieder in Belgrad (1860) herausgab, seine letzten Tage als bulgarischer Pensionär beschloss und in Sophia auf Staatskosten begraben wurde.

Viel Gutes und manches Verkehrte, auch Übersetzungen ganzer Lieder, schreibt aber Ć. J. Grimm mit Unrecht zu, da er eine ausführliche Recension des zweiten Teils der ersten Wiener Ausgabe der Vuk'schen Volkslieder (aus der »Wiener Allgemeinen Literaturzeitung« 1816, Nr. 20, 21) für das Eigentum J. Grimm's (in dessen »Kleineren Schriften« IV, 437—455) hält, während sie Kopitar gehört und von Miklosich tatsächlich auch in dessen

»Kleinere Schriften« (347—369) aufgenommen worden ist. Meine Klarstellung im »Euphorion« XI. (106—120) ist für ihn zu spät erschienen. Wie notwendig sie war, zeigt an vielen Stellen gerade die Arbeit Ć.'s, der dieses Irrtums wegen J. Grimm mit sich selbst in Widerspruch kommen läßt (104, 106). Allerdings kann sich Ć. nur mit schwerem Herzen von J. Grimm trennen (100), aber wir müßten froh sein, wenn wir in der Philologie das Richtige aus inneren Gründen immer so genau beweisen könnten, wie im vorliegenden Falle. Überhaupt kommt Kopitar noch immer zu kurz, indem sein Einfluß auf den Entwicklungsgang Vuk's und auf die slavistischen Studien zu wenig hervorgehoben wird: nicht bloß die Volksliedersammlung, sondern auch der Kampf um die Volkssprache, die Grammatik und die erste Ausgabe des Lexikons (1818), in dem so viel Belehrungen über das serbische Volkstum — dadurch bildete es lange ein Unicum unter den Wörterbüchern — Unterkunft fanden, die J. Grimm, der Wissenschaft überhaupt, und den Übersetzern des serbischen Volksliedes zugute kamen, sind ohne Kopitar undenkbar, ebenso J. Grimm's schöne und inhaltsreiche Vorrede zur »Kleinen serb. Grammatik«. Hätte Ć. Kopitar's »Kleinere Schriften«, auch die noch nicht gesammelten [1]), deren Verzeichnis aber in J. Marn's Kopitarjeva Spomenica (110—111) zu finden ist, studiert oder sich wenigstens in Lj. Stojanović's akademischer Festrede über die grammatische und orthographische Tätigkeit Vuk Karadžić's (Glas srpske kr. akademije, LV) Belehrung gesucht, so hätte er vieles besser begriffen und vor allem einen argen Fehler vermieden: J. Grimm übersetzte nicht die Grammatik von 1814 (111), sondern die aus dem Lexikon (1818), zwischen denen ein gewaltiger Unterschied besteht. Über die Unbrauchbarkeit der Übersetzung Tirol's für J. Grimm (114) sind wir auch von Vuk Karadžić selbst (Gramatički i polemički spisi III. 121—122) unterrichtet. Besonders fühlbar ist aber der Mangel, daß Ć. die große, inhaltsreiche und viel benutzte Recension, welche Kopitar der Leipziger Ausgabe der Volkslieder widmete und dabei zum zweiten Male J. Grimm in schönster Weise ergänzte (Jahrbücher der Literatur, 1825, B. XXX. 159—274), nur in einer Anmerkung (116) und in der Bibliographie erwähnt. Hier (S. 161) stehen Kopitar's prophetische Worte, die auch von J. Grimm und Goethe variiert wurden: »Durch Vuk's Wörterbuch und Grammatik und diese neue, in Orthographie mit dem Wörterbuch harmonierende Ausgabe der Lieder ist also die serbische Literatur in Beispiel und Regel begründet; und wir können ihre Fortentwicklung ruhig ihrer eigenen innewohnenden Lebenskraft überlassen«. Es verdiente auch erwähnt zu werden, wie sehr der Ruhm der Volkslieder und namentlich die Teilnahme J. Grimm's und Goethe's Vuk Karadžić's reformatorische Bestrebungen gefördert haben.

Da Ć. J. Grimm's Aussprüchen über die serb. Volkspoesie »absolute Gültigkeit« zuschreibt, so wird es begreiflich, daß er auch für Vuk Karadžić kein Wort der Kritik findet. Beim Klaggesang sieht er zwar, daß man mit Vuk's Einteilung der »Heldenepen« in mythologische, geschichtliche und le-

[1]) Es wäre eine Ehrenpflicht der slavischen Philologie diese Lücke bald auszufüllen.

gendenhafte nicht auskommt und daß diese Ballade besser unter die »Familienlieder« einzureihen wäre (58—59), aber dabei bleibt er stehen. Daß sich auch die Einteilung in Frauen- und Männerlieder nicht bewährt, daß man die mythologische Gruppe geradezu streichen kann, sei nur erwähnt. Für die Unhaltbarkeit der Vuk'schen Anschauungen über die Volkslieder liefert einen Beweis auch die Belgrader Ausgabe derselben, die von vier, bezw. sechs[1]) Bänden auf neun angewachsen ist, durch ihre zahlreichen Lieder, die Vuk als von »schlechten Sängern« herrührend bei Seite gelegt hat. Für Vuk waren dabei nicht bloß sprachliche, stilistische und ästhetische Rücksichten maßgebend, sondern er nahm sogar am Inhalt Anstoß, wenn derselbe mit »dem gesunden Menschenverstande« nicht in Einklang war. Klassisch ist seine Begründung[2]), daß ein von Stejć herausgegebenes Lied von Kraljević Marko schlecht sei, weil der Held darin ein Gewehr trägt, was mit der Geschichte und einem anderen Liede, dem zufolge Marko freiwillig die Welt verließ, als das Gewehr aufkam, im Widerspruch stehe. Solche Strenge gegenüber Anachronismen übte allerdings Vuk Karadžić selbst nicht immer, weil er zum Glück mit dem historischen Hintergrund der Lieder zu wenig vertraut war. Manche Schwächen Vuk's können jedoch gerade durch den Hinweis auf die Anschauungen seiner Lehrer entschuldigt werden. So billigten Kopitar und Grimm auch seine Herstellung sprachlich korrekter Texte, weil es sich darum handelte, das Muster für eine aus dem Volke hervorgegangene Schriftsprache im Gegensatz zum kirchenslavisch-russisch-serbischen Gemisch zu schaffen. Dieser Zweck ist auch erreicht worden; im Vergleich damit haben allerdings unsere heutigen Bedenken gegen seine Textbehandlung wenig zu bedeuten, nur soll Vuk's Methode nicht verschwiegen werden.

Am besten sind Ć. die Kapitel gelungen, in denen er das Interesse und die besonders folgenreiche Teilnahme des alten Goethe für das serbische Volkslied schildert, was ich ihm hoch anrechne, obgleich ihm die Goethe-Philologie gründlich vorgearbeitet hatte. Zu den bekannten Artikeln Goethe's, welche das serbische Volkslied betreffen, kommt ein neuer Aufsatz aus dem J. 1824 unter dem Titel »Serbische Literatur«, der erst in den Lesarten der Weimarer Ausgabe aus Goethe's Handschriften 1903 veröffentlicht worden ist (127—129). Noch vor der Übersetzungstätigkeit Talvj's wollte Goethe in seiner Zeitschrift »Über Kunst und Altertum« die Veröffentlichungen Vuk's empfehlen und verweist auf J. Grimm's Recension, aus deren erstem Drittel er einen längeren Auszug bringt. Mit Rücksicht auf die Teilnahme, die sein Klaggesang gefunden hatte, fühlte er sich verpflichtet, »eine Sprache, die uns nun durch Grammatik, Lexikon und so viel Mustergedichte zugänglich geworden, dringender zu empfehlen«. Nur cum grano salis ist dagegen der folgende Satz (128) zu nehmen: »Nie hab' ich aufgehört, mich mit Gedichten aus serbischen Dialekten bekannt zu machen, aus Übersetzungen freilich

[1]) In seiner Bibliographie übersieht Ć. (213) das fünfte Buch der Heldenlieder (über die Kämpfe der Montenegriner), Wien 1865, und die Frauenlieder aus der Herzegowina, Wien 1866.

[2]) Srp. nar. pj. IV.[4] XXXI.

nur, womit mich meine ungarischen Freunde versahen«. Unter den »ungarischen Freunden« sind aber nicht »Serben aus Ungarn, speziell Vuk (!) und seine Freunde« zu verstehen, sondern Jenenser protestantische Theologen, und zwar Slovaken (vgl. S. 122, meinen Aufsatz im »Euphorion« XI. 115). Kopitar's Übersetzung der ersten Lieferung der serbischen Volkslieder, die im Goethe-Archiv ruht, verdient eingesehen zu werden, wobei auch festgestellt werden könnte, ob die Widmung »eines Slaven« von Kopitar selbst herrührt oder Vuk von ihm diktiert wurde.

In einem auffallenden Gegensatz zur Vorliebe Ć.'s für J. Grimm steht eine gewisse Abneigung gegen Talvj, gegen die »hochbegabte und durch herrliche Charaktereigenschaften hervorragende Frau«, auf deren »im Ganzen vortrefflichen Übersetzungen« lange Jahre »fast alle Kunde der gebildeten Welt von den serbischen Volksliedern« beruhte, die bezüglich des serbischen Volksgesanges »nach dem berühmten Sammler . . . das größte Verdienst für sich in Anspruch nehmen darf«. So urteilte Miklosich (Über Goethe Klaggesang 52—53 = Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Wiener Akademie CIII. 462—463), doch Ć.'s ganze Darstellung lehnt sich dagegen auf. Miklosich war wahrlich kein schöngeistiger — von der dort nur in Bruchstücken veröffentlichten Korrespondenz Talvj's mußte ich ihm als Abschreiber manches Stück abringen — und für das Frauenzimmerhafte, um mit J. Grimm zu reden, begeisterter Philologe, aber er behält Recht, wenn er sich gegen Kopitar, Vuk und J. Grimm auf ihre Seite stellt, wo wir auch Goethe und alle Zeitgenossen finden, die sich aus ihren Übersetzungen für das serbische Volkslied begeisterten. Ć. glaubt uns etwas ganz Neues zu sagen, wenn er Talvj vorwirft, daß für ihre Beschäftigung mit dem serbischen Volkslied als Hauptmoment der Wunsch in Betracht gekommen sei, eine Verbindung zwischen ihr und Goethe herzustellen (132); daraus machte sie ja selbst kein Geheimnis, daß ihre Verehrung für Goethe sie zur Arbeit angeregt und sein Interesse an derselben sie zur Ausdauer ermuntert hat. Und wie viele Menschen suchten sich Goethe zu nähern, die ihm keine derartige Gabe bringen konnten! Übrigens war Goethe's Interesse für das serb. Volkslied nicht bloß für Talvj, sondern auch für Männer wie Ranke maßgebend (185). Auch weicht Talvj von ihren Grundsätzen nicht allzu sehr ab (133—134), wenn sie Goethe auf seinen speziellen Wunsch (146) ein etwas frivoles Gedicht übersetzt hat. Desgleichen darf man ihr nicht allzusehr »weibliche Ziererei« vorwerfen, wenn man selbst hervorhebt, daß auch Vuk mit Rücksicht auf die Großherzogin von Weimar im I. Buch der Leipziger Ausgabe mehr als 50 geplante Stücke mit Zustimmung J. Grimm's ausgelassen hat (113). Bei aller Verehrung für Goethe wahrte sie sich aber auch ihm gegenüber ihr selbständiges Urteil, manchmal sogar sehr energisch (139, 142, 149, 150). Die allgemeine Charakteristik der Übersetzungstätigkeit Talvj's (157—160) ist ganz ansprechend, aber es müßte bewiesen werden, wie sie die Übersetzungen der Brüder Grimm (und Kopitar's!) benützt habe, worin sich der Mangel ihrer dichterischen Begabung und das Handwerksmäßige ihrer Übersetzung zeige, und daß sie J. Grimm »im großen ganzen nicht überboten habe«.

Dagegen kommt bei Ć. W. Gerhard zu seinem Recht (163 ff.), der bei

Goethe Talvj mit besonderem Erfolge ablöste und mit seiner »Wila« eine gelungene Ergänzung zu ihren Übersetzungen lieferte, natürlich abgesehen von seiner Übersetzung nicht volkstümlicher Stücke und der Mystifikation Prosper Mérimé's, deren Geschichte für die Slavisten besonders interessant ist, da ihm auch Mickiewicz und Puškin auf den Leim gegangen sind. Ich möchte noch kurz hinzufügen, daß der abenteuerliche Phantast Sima Milutinović nicht bloß Goethe mythologische Schnurren und sogar die Fabel, daß sich »die Abstammung des Schwarzen Georg von dem unüberwundenen Marko« werde nahezu mit historischer Gewißheit nachweisen lassen, aufgebunden, sondern auch W. Gerhard, dem er bei der Übersetzung behülflich war, dazu verleitet hat, daß er in seine Vorrede Etymologien wie Sakontala = zakon dala (!) aufnahm. Auf diese Weise konnte er in den serbischen Volksliedern auch den Geist der alten Inder (über die Verwandtschaft der nordischen und serbischen Mythologie vgl. Ć. 175) wiederfinden. Also auch durch Gerhard's Wila wurde die Phantasterei von der Herkunft der Slaven aus Indien[1]) verbreitet!

Über den Erfolg der ersten Übersetzungen, namentlich der beiden Bände des Frl. Talvj, hätte Ć. mehr berichten sollen. Die Namen der vorzüglichsten Köpfe, welche in Berlin das serbische Volkslied mit Enthusiasmus aufnahmen (155), sind sehr interessant (Hitzig, Raupach [W. Alexis] Häring, Streckfuß, Stägemann, Houwald, Varnhagen, Fouqué etc., d. h. das ganze literarische Berlin, das im romantischen Lager stand), nicht minder die Tatsache, »daß strenge Juristen, die sonst die schöne Literatur ziemlich an den Nagel gehängt haben, wie z. B. Savigny — sich innig mit ihnen befreundet haben und sie wiederholt lesen« (Talvj's Brief an Kopitar vom 4. Nov. 1826). Vor allem sollte aber der zahlreichen Recensionen gedacht werden, deren schnelles Erscheinen in den Literaturzeitungen[2]) Talvj »fast unerhört« nennt, doch Ć. hat nicht einmal die von W. Müller (sie steht in der Allgemeinen Literatur-Zeitung, Halle und Leipzig 1826, II. Bd., Nr. 117, Mai, S. 99—103) herausgesucht, derentwegen Talvj von Kopitar geneckt wurde. Die Meinung des Übersetzers und Nachahmers der Griechenlieder über die serbische Volkspoesie wäre doch im höchsten Grade interessant und Ć. hätte daraus ersehen, daß auch dieser bedeutende Vertreter der Literatur gegen J. Grimm zugunsten Talvj's polemisiert. Auch blieb es ihm nicht unbekannt, daß es noch in Grenz-Kroatien und Dalmatien Lieder gebe, denn er hatte sich eben von Kopitar belehren lassen, dessen vortreffliche Übersicht (in den Wiener Jahrbüchern) er rühmt.

Die übrigen fünf Übersetzer des serb. Volksliedes in deutscher Sprache oder wie Ć. schreibt »in Deutschland« (vier waren Österreicher, darunter Wesely ein Čeche mit nationalem Bewußtsein, Kapper schlug sich aber aus der Gruppe der schriftstellernden böhmischen Juden zu den Čechen, einer

---

[1]) Vgl. meinen Artikel über die ersten Vergleicher des Sanskrit mit den slavischen Sprachen, *Rad* jugosl. akademije, 132. Bd., S. 106, 107—110, 114—115; Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik 49—51.

[2]) Mehr darüber im »Euphorion«.

Deutsch-Russe) verdienten immerhin eine genauere Würdigung und Charakterisierung, da sie zum Teil wenig bekannte Männer sind; über Wesely und Goetze macht Ć. eigentlich nur bibliographische Angaben. Wesely, der seine Arbeit vor Talvj fertig hatte, ist vom ästhetischen Standpunkt aus wohl der schlechteste Übersetzer, den die serbische Volkspoesie gefunden hat, aber seine Vorrede zeigt richtiges Verständnis für den Gegenstand und verdient Beachtung wegen seiner Nachrichten über das Fortleben des Volksliedes in Slavonien (die Art des Vortrages schildert er aus eigener Anschauung), Syrmien und Bačka. Gewidmet war die Übersetzung dem bekannten serbischen Mäzen »Sabbas Tökely, dem Beförderer der Kunst und Wissenschaft«.

Bezüglich des russischen Staatsrates P. von Goetze verläßt sich Ć. blindlings auf das Urteil Talvj's, die ihm »ein höchst unbescheidenes Plagiat« vorwirft. Die Sache steht jedoch nicht so einfach. Goetze lieferte eine von der russischen Kritik als gelungen bezeichnete Übersetzung russischer Volkslieder (Stimmen des russischen Volkes in Liedern, Stuttgart 1828), dachte an eine Sammlung »Stimmen der slavischen Völker in Liedern«, verkehrte 1819 tatsächlich mit Vuk Karadžić in Petersburg und erhielt von ihm auch handschriftliches Material, denn in seinen »Serbischen Volksliedern« steht ein Lied, das ich in Vuk's Werken nicht finden konnte, als ich mich vor Jahren damit beschäftigte (derzeit war mir das Büchlein unzugänglich). Es ist auch begreiflich, daß es ihm noch leichter fiel, sich in das Serbische hineinzuleben, als Talvj, obgleich auch ihre russischen Kenntnisse größer gewesen sein müssen, als sie vorgibt. Beim Vergleichen einiger Lieder in der Übersetzung Talvj's und Goetze's kam ich zu keinem bestimmten Urteil; oft ist Goetze von Talvj in der Tat sehr abhängig, aber z. B. die Erbauung Skadars übersetzt er V. 121—178 nach dem Grundtext, Talvj dagegen nach einer Variante.

Ć. ist es entgangen, daß zu den ersten Übersetzern des serb. Volksliedes auch Anastasius Grün gehört; seine aus dem Jahre 1828 stammenden Proben sind erst von P. v. Radics (Serbenlieder, Leipzig 1879) herausgegeben worden, doch veröffentlichte A. Grün selbst einige Lieder im Hormayer'schen »Taschenbuch für die vaterländische Geschichte«, so B. XXIX (1840), S. 418—425, vgl. B. XXXVI (1847), S. 206. In Gerhard's Vorwort wird auch Herloßsohn als Übersetzer genannt.

Bei L. A. Frankl wäre nachzutragen, daß seine Einleitung und die höchste Treue anstrebenden Übersetzungen deshalb so gut ausfallen konnten, weil er im lebhaftesten Verkehr mit Vuk Karadžić und seiner Tochter »der geistvollen Serbin« stand. Auch Miklosich gehörte zu dem Kreise.

Als der beste Übersetzer nach Talvj wird von Ć. mit Recht S. Kapper erklärt. Er bereiste jedoch nicht bloß Serbien und Bosnien, sondern hielt sich zuerst in Kroatien als Arzt in Karlstadt auf, wo er im Verkehr mit Drag. Kušljan, Ivan Mažuranić und I. Tkalac das Leben und die Literatur der Südslaven studierte[1]). Seinem Zyklus »Lazar der Serbenzar« und I. N. Vogl's Marko Kraljevits sind jedoch ähnliche Versuche von Serben selbst vorangegangen: Pesme

[1]) Ottův Slovník naučný XIII, 974.

Kralêvića Marka, sovokuplêne iz različiti pesnarica, Pest 1836[1] (8°, 135 S., erlebte bis 1857 acht Auflagen[2]) und I. J. pl. Nović, Lazarica ili boj na Kosovu, Novi Sad 1847, doch sind beide Ausgaben nur Nachdrucke aus Vuk Karadžić's Volksliedern[3], die aber immerhin den beiden Übersetzern als Vorlage gedient haben können.

Die Bemerkungen Ć.'s (190 ff.) gegen die Kontaminierungs- und Uniformierungssucht der einzelnen Volkslieder, um daraus ein Volksepos zu schaffen, verdienen Beifall. Nur sollte Ć. sich selbst treu bleiben und sich nicht ein einheitliches Idealbild vom Kraljević Marko bilden, an dem niemand rütteln dürfte, denn er schlägt sich gar zu eifrig mit allen (Goethe, Talvj, Gröber) herum, die an ihm etwas auszusetzen hatten. An den Namen und die Persönlichkeit haben sich ja im Laufe der Jahrhunderte im weiten slavischen Süden die verschiedenartigsten Motive geknüpft, so daß wir an Marko die widersprechendsten Züge konstatieren können. Nach der neuesten Untersuchung von M. Chalanskij (Статьи по славяновѣдѣнію der russ. Akademie I. 113 ff.) werden nicht weniger als neun Motive bloß mit dem Tode Marko's in Zusammenhang gebracht. Übrigens informiert Ć. die wissenschaftliche Welt auch hier ungenau, wenn er bloß von der »rührenden Liebe aller Serben für ihren Marko« (140) spricht; sie ist ja nicht geringer bei den Kroaten[4] und Bulgaren, und selbst zu den Slovenen sind Markolieder vorgedrungen; in den »Hrvatske narodne pjesme« der »Matica hrvatska« ist ja der ganze II. Band (Agram 1897) den Marko-Liedern gewidmet, in denen beachtenswerte Varianten und neue Lieder vorkommen (vgl. die oben genannte Abhandlung Chalanskij's), und in jüngster Zeit wurden wir auch von bulgarischer Seite mit einer ähnlichen Publikation (samt Einleitung) beschenkt: V. Jurdanov, Крали Марко въ българската народна епика (В. I des Сборникъ на Българското Книжовно дружество), Sofija 1901. Vor allem hätte aber Ć. das dreibändige Werk über Kraljević Marko des Russen M. Chalanskij (Южнославянскія сказанія о Королевичѣ Маркѣ, Warschau 1893—1895), das bedeutendste Werk über die südslavische Volkspoesie, erwähnen müssen, umsomehr, als er die kleinere Arbeit über den Kosovo-Zyklus zitiert. Trotz des ausführlichen kritischen Referates von T. Maretić im »Rad« (132. Bd.) und der Anzeigen Jagić's im Archiv (XVI. und XVII.) scheint das Werk bei den Südslaven den von Maretić erwarteten Umschwung im Studium ihrer Volkspoesie nicht recht herbeizuführen; für die Frage der internationalen Motive in der südslavischen Volkspoesie hätte Ć. (vgl. 5—7) daraus sehr viel lernen können.

Für eine philologische und ästhetische Würdigung der deutschen Übersetzungen serbokroatischer Volkslieder bleibt also noch manches zu tun.

---

[1] Fehlt in St. Novaković's Srpska bibliografija.

[2] St. Ciszewski, Wisła VI (Warschau 1892), 31. Daß man die beste Übersicht der serbokroatischen Folkloristik in einer poln. Zeitschrift suchen muß, sei für Ć. und andere serb. und kroat. Hausphilologen auch angemerkt.

[3] Ib. 35.

[4] Ć. kann es doch nicht entgangen sein, daß selbst in Novi Sad und Pančevo Nachdrucke von Markoliedern in lateinischer Schrift existieren.

Vor allem wäre aber zu wünschen, daß ein genaues und übersichtliches Inventar der Übersetzungen wenigstens aller von Vuk Karadžić herausgegebenen Volkslieder angelegt werde, denn abgesehen von dem Interesse, von wem, wann und wie oft einzelne Lieder übersetzt worden sind, würde es heute den westeuropäischen Folkloristen, welche in das Original nicht Einsicht nehmen können, wesentliche Dienste für die Heranziehung des serbischen Materials leisten. Ć. würde sich die wissenschaftliche Welt zum Dank verpflichten, wenn er seine Arbeiten in dieser Hinsicht fortsetzte. Die Zeit der romantischen Begeisterung für das Volkslied ist vorüber, doch in dem ethnographisch vielfach so frischen slavischen Süden liegen sehr viele Schätze für vergleichende Studien und auch für spezielle wissenschaftliche Erforschung der Psyche und der geistigen Erzeugnisse der Südslaven, wofür sie aber selbst viel mehr beitragen müssen. Die einschlägigen Arbeiten der Groß- und Klein-Russen wie Veselovskij, Chalanskij, Dragomanov, I. Franko (von den beiden letzteren im bulgarischen Sbornik za narodni umotvorenija), des Böhmen J. Polívka u. a. liegen ja als lehrreiche Muster vor.

Ć. schlägt überhaupt einen falschen Ton an, wenn er klagt (118), daß besonders die »wort- und formenreiche, bildsame und edle« serbische Sprache unter den slavischen stiefmütterlich behandelt werde, »trotzdem sie der Vater der historischen Sprachforschung so warm allen ans Herz legte«. Erstens ist die serbische Sprache ein Teil der slavischen Linguistik, die auch im Verhältnis zur vergleichenden Sprachforschung durchaus nicht »bisher nur Anläufe zu verzeichnen« hat, zweitens ist aber gerade die serbische Sprache vielfach Gegenstand von Spezialabhandlungen auch deutscher Sprachforscher gewesen, namentlich wegen ihrer Betonung.

Ć. will überhaupt bezüglich aller möglichen Fragen der slavischen Philologie seine eigene Meinung haben, wofür ihm die Begründung fehlt. So behauptet er auch (202), Dobrovský habe »den Wert des serbischen Volksliedes nicht ganz verkannt, wie es aus seinen Briefen zu ersehen ist«. Aus welchen? Hier müssen wir besonders um wissenschaftliche Genauigkeit bitten, denn die Stellung des Patriarchen der Slavistik, eines Aufklärungsmenschen (er erwartete vom slavischen »Um« das Heil der Welt!), zur Volkspoesie ist eine Frage von prinzipieller Wichtigkeit. Was wir jedoch darüber wissen, ist in meinen »Deutschen Einflüssen auf die Anfänge der böhmischen Romantik« (S. 22, dazu noch V. Jagić, Briefwechsel zwischen Dobrovský und Kopitar, S. 557—558, wo nicht bloß von »Gassenhauern«, sondern weniger einwandsfrei auch von »serbischen Bänkelsängern« die Rede ist) gesammelt; dort konnte Ć. auch erfahren, daß uns Dobrovský's Ausfall gegen den Kultus mit den serbischen Volksliedern, den er nur aus zweiter Hand kennt, und deshalb aus dem Serbischen ins Deutsche zurückübersetzt, Čelakovský [1]) überliefert hat. Von demselben Čelakovský ist auch eine »andere Sammlung« von »Slovanské narodni pisne« (d. i. národní písně), die dem Forscher über das serbische Volkslied in der romantischen Zeit schon bekannt sein sollte, denn das sind »Stimmen der slavischen Völker in Liedern«, deren III. Band

[1]) Sebrané Listy, 199.

(1827) überdies Vuk Karadžić gewidmet war, der mit dem böhmischen Romantiker 1823 und 1824 in Prag verkehrt hatte (s. meine Deutschen Einflüsse 69).

Ć. hat auch zur Frage der Entstehung des Volksliedes der Serben und Kroaten und ihres Metrums, also zu einem der kompliziertesten Probleme der slavischen Philologie, in seiner Art Stellung genommen. Wie der Klaggesang können seiner Meinung nach auch andere Volkslieder (vgl. S. 36) nur tiefer in Bosnien und Serbien gesucht werden, Dalmatien habe »die toten und gekünstelten 15—16-Silber« (112), die Dalmatiner erhielten »das Volkslied mit dem Zehnsilber aus Bosnien und Serbien« und »versuchten sich dann auch selbst an ihm« (79). Das ist auch der kurze Sinn seiner Geschichte des Zehnsilbers im Srpski Književni Glasnik XV. 443 ff., wo Ć. allerdings eine noch entschiedenere Sprache führt: der deseterac drängte den längeren Genossen zurück »u umetničku pesmu, otkuda je upravo i došao bio« (445). Ć. sieht, daß von der Volkspoesie doch etwas den Kroaten überlassen werden muß, und so opfert er ihnen die bugarštice und weicht von Miklosich nur insofern ab, als er nicht zugeben kann, daß der »kroatische Vers« älter sei als der Zehnsilber. Dafür wird er aber trotz Bogišić und Jagić, die mit guten Gründen beide Versarten den Kroaten und Serben zusprechen, zu einem Antipoden des Prof. Pavić, dessen »patriotische Rücksichten« er beim Lob der kroatischen Volkslieder übel vermerkt (Das serbische Volkslied 112), und weiß den größtenteils im südlichen Dalmatien aufgezeichneten bugarštice, trotzdem sie Bogišić sogar cyrillisch umgeschrieben hat, nur Schlechtes nachzusagen: sie pressen verschiedene Motive zusammen und vermengen sie, die historischen serbischen Helden heißen bei ihnen »Ugri« und »ugarska gospoda« (Ć. möge sich darüber von Historikern belehren lassen!), mythologische Motive kennen sie nicht, weil die frommen Katholiken alles Gottlose vermeiden mußten, und noch verschiedene andere Erscheinungen verraten mönchischen Einfluß; der epische Stil ist in diesen Liedern im Vergleich zu »den echten Volksliedern« ganz unvolkstümlich, sie verraten den Einfluß der westlichen Kultur (Rittertum, Courtoisie, feudale Elemente, was Bogišić hervorgehoben hat), offenkundig ist die Berührung der Kunstpoesie mit diesen »sogenannten Volksliedern«, während »vom deseterac das noch niemand gesagt hat« (449). Was Bogišić nur vermutete, ist bereits seine feste Überzeugung, daß der 15—16-Silber aus zwei trochäischen Achtsilbern der lateinischen Kirchenlieder entstanden sei.

Ich müßte eine ganze Abhandlung schreiben, um alle diese so apodiktisch vorgetragenen Anschauungen, die sich wie eine Variation des Schlagwortes der russischen Slavophilen der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts vom »faulen Westen« auf südslavischem Gebiete bei einem modernen Germanisten sehr sonderbar ausnehmen, gehörig zu beleuchten und zu widerlegen. Ich möchte ihm aber nur einige Tatsachen entgegenhalten. Das verhältnismäßig hohe Alter der Langzeile ist durch die älteste Aufzeichnung der Volkslieder bei Hektorović und durch Križanić bezeugt, für den Zehnsilber besitzen wir höchstens Ansätze bei Hektorović (Ribanje V. 233 Majka mu je lipo ime dila, V. 235 Lipo ti je, brajo pogledati im Wechsel mit 8- und 9-sil-

bigen Versen, die aber in der Originalausgabe in Langzeilen zusammengezogen sind). Die Charakterisierung der langzeiligen Gedichte srbskim načinom bei Hektorović, die einschlägigen Stellen aus Baraković und Gundulić, der Name bugarština, pjesan bugarska bei Bogišić (75, 78, 52) sprechen doch für die Herkunft aus dem Osten. Dem Umstande, daß Langzeiler in der Poesie so vieler Völker das Ursprüngliche sind, will ich keine besondere Bedeutung beimessen, aber es fällt ins Gewicht, daß Baraković in seiner Vila Slovinka (gedruckt 1613) die Achtsilber Halbzeilen (u poluredke) nennt (Stari pisci hrv. XVII, S. IX, XI). In der gesamten, so umfangreichen dalmatinisch-ragusanischen Kunstdichtung gehören 15—16-Silber zur größten Seltenheit und kommen meist nur in solchen Gedichten vor, die sich stark an das Volkslied anlehnen, speziell in den Tanzliedern (pjesan od kola, D. Rańina SP. XVIII, S. 157—160). Abgesehen von den von Bogišić veröffentlichten Liedern wissen wir, daß die bugarštice im südlichen Dalmatien noch im XVII. Jahrh. so »tot und gekünstelt« waren, daß ein Bochese, der spätere Erzbischof von Antivari, Zmajević, vor seinem Abgang nach Rom (um 1640—42) die höchste Leistung der ragusanischen Kunstpoesie, Gundulić's Epos »Osman«, teilweise aus Acht- in Sechzehnsilber umarbeitete. Ich muß auch fragen, inwieweit sind die daselbst nicht viel später oder sogar gleichzeitig aufgezeichneten Lieder im Zehnsilber, welche mit den langzeiligen identisch sind (ich lasse die Frage, welche das Original bilden, bei Seite), besser als die vielgeschmähten bugarštice. Ć. bedenkt auch nicht, wie sehr er in sein eigenes Fleisch schneidet, denn Vuk Karadžić hat namentlich später doch aus verschiedenen Gegenden Dalmatiens epische, besonders aber viele lyrische Lieder aus Ragusa und seinem Territorium und aus den Bocche di Cattaro, ja ganze Gruppen von Liedern nur aus diesem Gebiet gebracht (vgl. Nar. pj. B. I und V). Durch welches Wunder haben sich nun die Kulturzustände und die Psyche dieser Bevölkerung, die auch weiter unter abendländischem Einfluß, speziell unter dem noch verstärkten der katholischen Geistlichkeit blieb, so geändert, daß nach anderthalb Jahrhunderten dort so gute Lieder gefunden werden konnten?

In rührender Unschuld weiß Ć. nichts davon, daß gerade der Russe M. Chalanskij, vor dem er doch Respekt hat, weil er »überall ohne Rückhalt dem serbischen Volkslied vor allen slavischen die erste Stelle einräumt« (8), auch sein Nationalheiligtum, den heroischen Zehnsilber, für ein Produkt »unmittelbar westeuropäischen Einflusses« erklärt und seine Wege seit der Epoche der Kreuzzüge angedeutet hat (Южнослав. сказанія о Кралевичѣ Маркѣ II. 246, III. 793—794). Derselben Anschauung huldigt der Bulgare I. Šišmanov, dessen Abhandlung »Das Lied vom toten Bruder in der Poesie der Balkanvölker« (Сборникъ за народни умотворения, Sophia, B. XIII u. XV, in Betracht kommt speziell XV. 579—584) natürlich mit der übrigen Literatur über den Lenorenstoff erwähnt werden mußte [1]) und methodisch besonders interessant ist, weil sie zeigt, wie man die verschlungenen Wege eines Volks-

[1]) Ć. konnte sich darüber wenigstens aus dem Agramer akademischen Zbornik za narodni život i običaje južnih Slavena, IV. 151—160 unterrichten.

liedes verfolgen soll. Dabei konnte sich Šišmanov noch auf einen Russen, den durch sein Werk über den Lenorenstoff in der slavischen Volkspoesie bekannten Prof. Sozonovič berufen. Als seinen ärgsten Gegner hätte sich aber Ć. A. Soerensen etwas näher ansehen sollen, der schon in seinen Studien im »Archiv«, namentlich aber in seiner Schrift »Entstehung der kurzzeiligen serbokroatischen Liederdichtung im Küstenland« (Berlin 1895), in der viel Lehrreiches steckt, obwohl ich nicht alles billige, die kurzzeilige Dichtung aus der langzeiligen hervorgehen läßt (führt eigentlich nur einen Gedanken Jagić's weiter) und der Blüte der bosnisch-herzegowinischen Dichtung in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrh. eine »küstenländische aus dem Anfang des XVIII. Jahrh., deren Wurzeln aber ins XVII. zurückreichen«, meist als Quelle vorausschickt.

Und damit das Maß voll werde, muß ich Ć. aufmerksam machen, daß der schwedische Dichter und Literarhistoriker Alfred Jensen in seinem vortrefflichen Werke »Gundulić und sein Osman« (Göteborg 1900) sehr fein angedeutet hat (363—371), daß man über der lyrischen Schönheit der serbokroat. Volkslieder ihre künstlerische Eigenart vergaß und sich gar nicht um ihre Entstehung kümmerte. Wie die serbokroatischen Volkslieder am Anfange des XIX. Jahrh. von Vuk Karadžić aufgezeichnet wurden, »sind sie nicht nur die vielleicht schönsten Volkslieder der Weltliteratur, aber vor allem die unbestritten künstlerischesten«. Den Grund dafür sucht aber Jensen nicht etwa in einer größeren poetischen Fähigkeit der Südslaven vor anderen Völkern, sondern in unverkennbaren romanischen Einflüssen. L. Zima hat in seinem scheinbar trockenen Werk »Figure u našem narodnom pjesništvu« für ihn »nichts weniger als die ungemein wichtige Tatsache« bewiesen, »daß Reime, Allitterationen, Wortspiele, Concetti's und die Blumensprache der Troubadoure der südslavischen Volkspoesie nicht fremd waren« (365). Und zum Gedichte »Mädchenurteil« (V. Karadžić S. nar. pj. I⁴. Nr. 548, eine Variante, Nr. 549, stammt aus Ragusa!) bemerkt er (370), daß er es wagt, die ursprüngliche Echtheit dieses köstlichen Liedes [ein Jüngling, der drei Mädchen Blumen zertreten hat, macht ihrer Beratung, wie sie ihn strafen sollen, mit dem Vorschlage, ihn »am schlimmen Baum, dem Mädchenhals[1])« aufzuhängen, ein Ende] in Zweifel zu ziehen; hier ist das nicht mehr die natürliche Naivität — es ist Kunst und zwar eine recht hohe. Daß ein solches Lied wirklich populär werden konnte, zeugt aber vorteilhaft von dem feinen poetischen Geschmack der südslavischen Landbevölkerung«.

Da wird die Vorliebe Goethe's für die lyrischen Lieder, mit deren gefälligen Übersetzung ihn besonders W. Gerhard erfreute, begreiflich, ebenso sein Vergleich mit der Lyrik der Franzosen, mit ihrem Hauptvertreter Béranger, und die Meinung, »daß ein halbrohes Volk mit dem durchgeübtesten gerade auf der Stufe der leichtfertigsten Lyrik zusammentrifft« (168). Nur steckte nicht soviel »allgemeine Weltpoesie« dahinter, sondern wenigstens zum Teil die hohe Kultur der dalmatinischen Städte mit ihrer bedeutenden,

[1]) Mit denselben und ähnlichen Worten »flucht« ein Mädchen dem Jüngling vor der Mutter in V. Karadžić's S. nar. pj. I⁴. Nr. 531 und V. 354.

von Italien beeinflußten Renaissanceliteratur. Wenn schon die neugriechische Volkspoesie auf eine Vermengung der griechischen volkstümlichen Richtung mit den romanischen Kulturelementen zurückgeführt wird (K. Dieterich, Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur, 153 ff.), so ist das in viel höherem Grade bezüglich der serbokroatischen und teilweise auch der bulgarischen der Fall.

Wie in Italien waren auch in Ragusa und Dalmatien die Wechselwirkungen zwischen Volks- und Kunstpoesie viel stärker als man glaubt. Am meisten werden noch die Spuren des Volksliedes in der Kunstpoesie zugegeben. Außerdem haben wir direkte interessante Zeugnisse für das Blühen der Volkspoesie in den dalmatinischen Städten im XV. und XVI. Jahrh. Besonders beachtenswert ist der Bericht des Humanisten I. Šišgorić (Georgius Sisgoreus) in seiner Schrift De situ Illyriae et civitate Sibenici a. 1487 (Grada za povjest književnosti hrv. II. 10—11), wo verschiedene Gattungen der Volkslyrik den höchsten klassischen Mustern gleichgestellt werden (z. B.: amatorium carmen ... quale vix cultus Tibullus aut blandus Propertius aut lascivus Licoridis Gallus, aut Lesbia Sappho decantaret). Nach Berichten an den Senat von Venedig (S. Ljubić, *Rad* XL, 141—144) war 1574 in Spalato una piesma, welche der Unzufriedenheit mit einer Regierungsmaßregel Ausdruck gab, sofort in aller Munde, und als wahrscheinlicher Verfasser wird ein poeta e litterato Francesco Boctuli genannt, welcher litterato e filosofo auch die unglückliche Liebe eines Mädchens aus angesehener christlicher Familie zu einem schönen und reichen türkischen Jüngling besang; dieses Lied mit dem Refrain Bidna Mare fand ebenfalls starke Verbreitung. Über die Entstehung der Volkslieder wußte man also im XVI. Jahrh. besser Bescheid als am Anfang des XIX.! Aus derselben Stadt wird 1547 berichtet, daß ein alter blinder Soldat, von seiner Tochter geführt, ein Marko-Lied sang, welches das ganze Volk begleitete (ein unbeachtetes Detail), weil es Alle kannten. Der Provveditore von Sebenico rühmt 1574 den Heldenmut seiner Untertanen im Vergleich zur Feigheit der italienischen Scharen und erzählt von Türken, die sich retteten und dann ihre Tapferkeit in ihrem Lande (d. h. in der nächsten Nähe von Sebenico) im Liede feierten. Auch ein Spottgedicht auf zwei Türken wird erwähnt, die von zwei Christenmädchen, welche sie davongeschleppt hatten, kastriert wurden. Das lyrische und epische Volkslied hat also in Dalmatien eine lange beglaubigte Geschichte und man sieht, wie zwischen Stadt und Land in dieser Hinsicht kein solcher Unterschied bestand wie im XIX. Jahrh.

Der Einfluß der Kunstdichtung auf das Volkslied ist bisher, trotzdem in neuester Zeit auch mehrere halbstädtische Sammlungen (aus Ragusa, Spalato), in denen er besonders deutlich hervortritt, herausgegeben worden sind, von Einheimischen fast gar nicht untersucht, ja nicht einmal für möglich gehalten worden, weil man allgemein im Banne der romantischen Anschauung vom singenden Volk und der Originalität des Nationalgeistes steht. Einen schönen Anfang hat jedoch in jüngster Zeit Kasandrić in einer Analyse der Liebeslieder von H. Lucić gemacht (Glas Matice Dalmatinske II. 391—392). Ich will auf Einzelheiten nicht eingehen, sondern verweise nur darauf, daß

ein dankbares Material für solche Untersuchungen namentlich die von Vuk Karadžić und Anderen gesammelten Lieder aus dem südlichen Dalmatien bieten würden. Um nur ein argumentum ad hominem anzuführen: die zahlreichen schönen Lieder, in denen der Orangenbaum und andere Vertreter der adriatischen Küstenflora eine so große Rolle spielen, sind natürlich nicht irgendwo »tiefer in Bosnien« in den schluchtartigen Tälern der Bosna und des Vrbas entstanden, von den Waldhöhen und schneebedeckten Bergen gar nicht zu reden.

Mit diesen Anschauungen steht die Tatsache, daß viele epische Lieder, namentlich aber Liederstoffe (das ist ein wichtiger Unterschied!) vom Osten nach Westen gewandert sind, in keinem Widerspruch. Das epische Zeitalter der Südslaven waren die Zeiten der Kämpfe mit den Türken, so daß selbst die Slovenen denselben ihre schönsten Balladen verdanken. Der Kampfplatz wurde im Laufe der Zeiten aus Altserbien und Mazedonien nach Donau-Serbien, nach Ungarn und Slavonien, dann aber an die kroatischen und dalmatinischen Grenzgebiete verlegt, seit dem Ende des XVII. Jahrh. tritt auch Montenegro in den Vordergrund[1]), zu Anfang des XIX. Jahrh. brachten die Befreiungskämpfe in Serbien neues Leben in die Volkspoesie, am meisten wurden aber im Verlauf des XIX. Jahrh. die Kämpfe der Montenegriner besungen. Mit diesen geschichtlichen Phasen ging auch die Entwicklung der Heldenlieder einher.

Die große Mehrzahl der aufgezeichneten Lieder stammt nun aus den westlichen Gebieten[2]), was besonders bei den letzten fünf Bänden der Belgrader Ausgabe der Volkslieder Vuk Karadžić's auffällt. Natürlich rechne ich zu diesem Westen auch die westliche (nach der heutigen administrativen Einteilung eigentlich die ganze) Herzegowina und ebenso das eigentliche Montenegro[3]) samt dem serbischen Gebiet von Skutari, die seit jeher unter abendländischen Einflüssen standen, trotzdem die römische Kirche seit der Verlegung des Schwergewichtes des serbischen Staates durch Stefan Ne-

---

[1]) In dem großen österreichisch-polnisch-venetianischen Türkenkrieg seit 1683 stellte sich Montenegro, das bis dahin faktisch unter türkischer Oberhoheit stand, auf die Seite der Venetianer und wurde dann erst selbständig. Auf Grund der diese Ereignisse besingenden Volkslieder bildete sich eine sagenhafte Geschichte Montenegros aus, welche Ilarion Ruvarac in seinen Montenegrina (1897—98, 2. Aufl. 1899) zerstört hat. Das Werk sei allen empfohlen, die sich für das Verhältnis des epischen Volksliedes zur Geschichte interessieren. Lehrreich ist auch der heilige Zorn, den Il. Ruvarac auf sich geladen hat, weil er vor der svetiña srpskih gusala (L. Tomanović, Il. Рувараи и Montenegrina, S. 110) nicht Halt machte.

[2]) Vuk Karadžić (Srp. Nar. pj. I[4]. XXXVI) selbst hat, bevor er Kroatien, Dalmatien und Montenegro bereist hatte, schon angemerkt, daß die Helden-Lieder in Serbien mit der Entfernung von der Donau gegen Bosnien und Herzegowina immer besser werden, ebenso westlich von Syrmien über Slavonien gegen Kroatien und Dalmatien immer mehr im Volke üblich sind.

[3]) Ich bemerke, daß der von den Montenegrinern besungene Zano Grbljičić od Grblja (vgl. über ihn Ilarion Ruvarac, o. c. 78 ff.) seinen Vornamen in venetianisch-dialektischer Form führt (z für ž).

manja, der in der Gegend des heutigen Podgorica noch katholisch getauft worden war, in das Binnenland, nach Rascien, auch in der Küstenregion zurückgegangen war. Ebenso stammt die Mehrzahl der epischen Lieder der Mohammedaner aus dem nordwestlichen Bosnien oder aus der lange von den Türken beherrschten Lika in Kroatien. Es handelt sich dabei gewöhnlich um keine großen Kämpfe (z. B. gibt es auf mohammedanischer Seite kein Lied über die Eroberung Bosniens), sondern um Plänkeleien an der Grenze, um Streif- und Raubzüge, Entführungen von Mädchen und Frauen; die Kämpfe der Montenegriner, von denen die Lieder melden, drehten sich oft um elende Hirtenhütten auf den Almen. Daß nun solche Lieder auch nach dem Osten wanderten, unterliegt keinem Zweifel. Schon Vuk Karadžić (Nar. pj. III⁴. 167) ist es aufgefallen, daß von Ivo Senjanin (Ivo von Zengg) »in unserem ganzen Volk« gesungen wird. Recht bezeichnend für die Wanderungen nach Südosten ist der Umstand, daß in ijekavischen Gegenden aus Seń, seński Sijeńe (neben Seńe, das auch schon eine Umbildung ist), Sijeńanin, sijeński (l. c. Nr. 26, 29) geworden ist. Da viele Lieder über diesen und andere Zengger Helden eine ausgesprochene serbisch-orthodoxe Färbung [1]) verraten, so war für mich trotz Bogišić's Urteil, daß Ivo Senjanin ein κατ' ἐξοχήν kroatischer Held sei, doch überraschend das Zeugnis des Zengger Domkapitels über ihn und seine Genossen: da jesu dobri krstjani i katolici i ljubili crkve i redovnike [2]). Wie es sich mit den viel besungenen Helden von Kotari (bei Zara) verhält, weiß ich nicht und verweise nur auf die offiziellen Ausdrücke der Venetianer Governatore della Nation Croata, idioma croato (dem Smiljanić soll ein Schreiben darin mitgeteilt werden), auf I. Barakovič's Bezeichnungen vlaški sin hrvatskoga jezika, čista hrvatska krv (für ganz Kotari) [3]). Weiter für den Süden ist charakteristisch der Umstand, daß Kačić und Lovro iz Ljubuškoga Franziskanergeistliche waren. Auf jeden Fall war in Dalmatien das Verhältnis zwischen Orthodoxen und Katholiken auch damals nicht viel verschieden vom heutigen (Orthodoxe 16%). Übrigens ist diese Frage nebensächlich. Die Türken machten keinen Unterschied zwischen kaurin, vlah, vlaše und ebenso fühlten sich die Christen als eine Einheit in diesen Kämpfen und wurden als Raja von den Türken gründlich nivelliert, so daß die Unterschiede zwischen morgen- und abendländischer Kultur, soweit sie überhaupt vorhanden waren, in den Hintergrund traten, was viel dazu beigetragen hat, daß Serben und Kroaten auch eine ethnische, nicht bloß sprachliche, Einheit geblieben sind.

---

[1]) Vgl. in Ženidba Iva Seńanina (V. Karadžić, Nar. pj. III⁴, Nr. 26) V. 179, 234 dižu četu na Srbina, V. 304—305 Da čuvaju stražu od Srbina, da Udbinu Srbi ne haraju, in Nr. 31 verkündet den Tod desselben Helden protopop Neđeljko (V. 13), pričesti vinom crvenijem (V. 40, 44).

[2]) Vgl. A. Soerensen, Entstehung der kurzzeiligen serbokroatischen Liederdichtung im Küstenlande, 72—73. Wahrscheinlich ist hierher auch »das längste serbische Volkslied« zu stellen: Ženidba Seńanin Tadije, Srpska junačka najduža pjesma, isp. Milan Obradović, Beograd 1891.

[3]) L. Jelić, Lički sandžakat, Narodni Koledar, Zadar 1898, S. 102—104.

Auf die Frage, wo und wann der Zehnsilber entstanden und wie er zum spezifischen heroischen Vers geworden ist, lege ich dabei nicht das Hauptgewicht. Chalanskij und Šišmanov denken an ältere Zeiten, andere ungefähr an das XVII. Jahrh., wobei aber betont werden muß, daß er zu Anfang des XVIII. Jahrh. im mittleren Dalmatien bereits allgemein üblich war, wie das Zeugnis des Lovro iz Ljubuškoga[1]) beweist. Auch das bleibt fraglich, ob der Zehnsilber direkt aus dem Romanischen stammt, oder in den küstenländischen Gebieten aus dem in der Literatur lange fast alleinherrschenden Zwölfsilber, wie er noch in den epischen Liedern der Kroaten in Ungarn fortlebt, entstanden ist (Soerensen), oder aus dem Achtsilber (4 + 4 mit Flickwörtern), wie Šišmanov meint (l. c. 584), oder was besonders nahe liegt, aus dem italienischen endecasillabo; den Weg würde im letzten Falle eine naive, aber beachtenswerte Erklärung des Lovro iz Ljubuškoga andeuten, der bezüglich seiner Verse, die nicht 10, sondern 11 Silben aufweisen, sagt: Tad s prva jednu sillabu valja zgrist, to jest brzo reći[2]); i tako će dobro ostale sillabe izaći i otići. Man »beißt« also dem endecasillabo am Anfange eine Silbe, sagen wir den Auftakt, weg und der deseterac mit trochäischem Rhythmus ist fertig! Dazu würden auch die Accentverhältnisse, der allmähliche Übergang von der jambisierenden Betonung der čakavischen Dialektengruppe zur trochaisierenden der štokavischen stimmen. Mir ist es nur auffällig, daß der endecasillabo in der dalmatinisch-ragusanischen Kunstdichtung nicht häufig vorkommt; doch kann der Volksvers auch unabhängig davon entstanden sein und wurde in der Literatur ebenso selten, wenn auch häufiger, angewendet wie der Langvers der bugarštice. Metrische Fragen gehören ja zu den schwierigsten und gerade über den romanischen Zehnsilber gehen die Meinungen auch weit auseinander.

In echt philologischer Weise hat man auch in dieser Frage das Schwergewicht auf die Form und nicht auf den Inhalt gelegt. Die Hauptsache bleibt, daß der ganze Westen des serbokroatischen Sprachgebietes im XVII. und XVIII. Jahrh. eine reich blühende epische Dichtung hatte, welche hier ihren künstlerischen und rhetorischen Charakter erhielt. Man vergleiche nur diejenigen epischen Lieder, deren Ursprung auf Mazedonien (vor allem Kraljević Marko-Lieder!) und auf Altserbien hinweist: sie sind mager und trocken, kommen aber der historischen Wahrheit am nächsten, dagegen sind ihre Fassungen aus dem Westen im höchsten Grade künstlerisch (vgl. z. B. die Analyse des herrlichen Liedes Ženidba Vukašina bei Chalanskij, Южнослав. сказания о Кралевичѣ Маркѣ I. 6—27). Auf diesem Gebiete kann die Forschung ohne besondere Schwierigkeiten viel leisten; natürlich muß man auf die

---

[1]) Illyrici generis utriusque sexus populis solemnia sunt quaedam carmina syllabica dimensione dena, solita quaedam modulamina elementari comprehensione ligata . . . Vgl. N. Petrovskij, О соч. И. Гекторовича, 159.

[2]) In ähnlicher Weise »hüpfen« bekanntlich auch heute die Sänger über Daktylen an Stelle von Trochäen hinweg, so daß der reine Zehnsilber durchaus nicht so Regel ist, wie man meint, bezw. in den gedruckten Sammlungen vorgibt.

Sichtung und Gruppierung des Materials, auf eine möglichst genaue Topographie der Lieder und auf die Bewahrung ihrer dialektischen Merkmale mehr Gewicht legen als bisher. Ich bemerke noch, daß die slavischen Bewohner der Adria vom kroatischen Küstenlande angefangen das Fabulieren lieben und besonders in manchen Gebieten wahre Gascogner unter den Südslaven vorstellen. Dazu ist ihnen in vielen Gegenden ein Hang zu ritterlichem Wesen und Aristokratismus eigen, was Bogišić speziell bezüglich der Bocheser, der Russe Rovinskij aber über die Montenegriner hervorgehoben hat.

Ć. hat auch auf internationale Motive hingewiesen, welche die serbische Volkspoesie mit dem Pentamerone, den Gesta Romanorum und auch mit der deutschen und germanischen Sage gemeinsam hat, meint aber wenigstens bezüglich der germanischen, daß »eine mittelbare oder unmittelbare gegenseitige Beeinflussung dabei nur in den seltensten Fällen anzunehmen« sei. Ich bin durchaus nicht ein bedingungsloser Anhänger der Wandertheorie (vgl. darüber auf slavischer Seite das schöne Werk von J. Polívka, Pohádkoslovné studie, Band X des Národopisný Sborník Československý, Prag 1904), aber bezüglich der Südslaven hat sie viel mehr Geltung, als man häufig meint, speziell bei ihnen selbst, weil ihre Literatur- und Kulturgeschichte noch im Argen liegt. Ganz Dalmatien bildete ein Einfallstor für romanische Einflüsse, seitdem die Kroaten und Serben bis zur Adria vorgedrungen sind, lange pendelten auch die Serben zwischen Rom und Byzanz hin und her und selbst der konsolidierte serbische Staat, in dem die Orthodoxie zur Staatsraison geworden war, unterhielt rege Beziehungen zu Dalmatien (vgl. z. B. die Illustrationen im Miroslavovo evangelije und die ältesten Bauwerke der serbischen Herrscher trotz ihres byzantinischen Stils), noch mehr war aber das bei Bosnien und Herzegowina der Fall; die Ragusaner Consuln (auch Finanzminister in Serbien), Kaufleute, Zollpächter und Bergwerksbesitzer mit ihrem Gefolge weilten nicht spurlos lange im Innern der Balkanländer (selbst in den Bibliotheken von Sophia und Philippopel [1]) sind mir schon mehrfach Handschriften aufgefallen, deren Sprache auf ragusanische Herkunft hinweist). Am wichtigsten ist aber die Tatsache, daß der größte Teil von Dalmatien jahrhundertelang unter venetianischer Herrschaft stand und daß ganz Dalmatien eigentlich eine geistige Provinz Italiens bildete und speziell in den Zeiten des Humanismus und der Renaissance die ganze damalige italienische Literatur und Kultur aufnahm (auch selbst zu ihrer Bereicherung durch Gelehrte und Dichter, durch Maler und Architekten beitrug) und auf diesem Grunde seine eigene slavische Literatur schuf.

---

[1]) Vgl. die von K. Radčenko herausgegebenen apokryphen Texte Почетие свиета, Извѣстія отд. русск. яз. и слов. VIII. кн. 3, 349—352, und Епистолія о недѣлѣ in den Лѣтописи истор.-фил. Общ. при Имп. Новор. Унив. X, Одесса 1902 (S. 13—17 des SA.). Diese Texte vermehren die der cyrillischen Handschrift von 1520 aus Ragusa (s. V. Jagić, Prilozi). Eine Fassung der Apokalypse Pauli (J. Polívka, Starine XXI, 218—221) und einige noch nicht veröffentlichte Texte der genannten Ragusaner Handschrift sind aus dem Italienischen übersetzt.

Man vergleiche nur ein Verzeichnis lateinischer und italienischer Bücher, welche 1549 nach Ragusa zum Verkauf geschickt wurden (veröffentlicht von K. Jireček, Archiv XXI, 511—515). Da wird der Weg auch für verschiedenartige mittelalterliche romantische Stoffe begreiflich, ganz abgesehen davon, daß Jongleure auch den Balkan besuchten und der deutsche Spielmann auch in älteren südslavischen Texten vorkommt (Miklosich, Lex. palaeoslov. s. v. шпильманъ). Übrigens haben wir auch eine romantische serbische Alexandersage, bei den kroatischen Glagoliten wurde die Sage vom Trojanischen Krieg in abendländischer Fassung übersetzt, die dann ihren Weg zu den Bulgaren und Russen fand, ja nach Russland kamen selbst Tristan und Buovo d'Antona, der zu einem russischen Volksbuch (Bová Korolevič) geworden ist, »iz serbskih knig«, die wir gar nicht kennen; ohne Zweifel sind diese Übersetzungen in den westlichen Gebieten des serbokroatischen Sprachgebietes entstanden ebenso wie die der »Sage vom indischen Reich« (Epistel des Presbyter Johannes); eine Prosaübersetzung der Reali di Francia ruht noch in der Franziskanerbibliothek in Ragusa. Um speziell die verschiedenen kleinen heiteren Erzählungen, die Vuk Vrčević im südlichen Dalmatien und in den anliegenden Gebieten der Herzegowina und von Montenegro gesammelt hat, richtig würdigen zu können, muß man den Novellino, Boccaccio's Decamerone und überhaupt die gesamte italienische Novellenliteratur studieren. Auch in der Türkenzeit reichte der dalmatinische Kultureinfluß weit hinein nach Bosnien und selbst nach Slavonien, da die drei Länder lange eine Ordensprovinz der Franziskaner bildeten, welche für die literarische Zusammengehörigkeit dieselbe Rolle spielte wie anderswo die staatliche Gemeinschaft; diese Franziskaner druckten ihre Erbauungsbücher und Predigtsammlungen mit zahlreichen Beispielen aus manchem Speculum, Fiore und ähnlichen Werken auch in cyrillischer Schrift, so daß sie auch den Orthodoxen zugänglich waren.

Übrigens sind auch direkte mitteleuropäische Einflüsse selbst in Serbien bezeugt, noch mehr kamen sie aber über Istrien und Kroatien auf den Balkan. Sogar bei dem ersten Troubadour von Ragusa (Šiško Menčetić) finden wir zweimal *frava* der deutschen Minnesänger und im XVI. Jahrh. konnte sich daselbst Mavro Vetranić über die Sauflust der deutschen Trompeter und Pfeifer aus eigener Anschauung lustig machen (Stari pisci hrv. III. 248—250, vgl. besonders die Ausdrücke: potrinkamo, trinkajući, potrinkati, se trinka). Das bilikum (= Willkomm) und die deutschen Saufgebräuche fanden also ihren Weg nicht bloß bis nach Kroatien! Mir eröffnete in Bezug auf die mitteleuropäischen Einflüsse meine Arbeit über das volkstümliche Haus der Südslaven[1]) ganz neue Gesichtspunkte: wenn man bis zu den Vasojevići in der südöstlichen Ecke von Montenegro und bis nach Altserbien denselben Haustypus findet wie in den Alpen, so gibt das über die Möglichkeit von Kulturübertragungen viel zu denken.

---

[1]) Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Bd. XXXV (1905), S. 308—330; XXXVI (1906), S. 12—40, 92—129. Auch separat erschienen im Verlage der genannten Gesellschaft.

Für das XVIII. Jahrh. und die erste Hälfte des XIX. ist noch hervorzuheben, daß sich das Kulturleben in Dalmatien überwiegend in italienischer Sprache abspielte. Dazu bedenke man, daß die Dalmatiner als Kapitäne und Matrosen alle Länder des mittelländischen Meeres und auch darüber hinaus besuchten und italienisch sprachen. So blieben Stadt und Land fortwährend im Zusammenhang mit der Kulturwelt. Wie sehr auch die materielle Kultur von Italien beeinflußt wurde, zeigen auffallend unter anderem die schönen Trachten, die aus den Städten auch auf das Land drangen. So urteilen Reisende über die Mädchen aus der Umgebung von Ragusa, daß sie sich so niedlich ausnehmen, wie man sie im Theater zu sehen gewohnt ist, oder daß sie sehr an die Mädchen von Venedig oder Spanien gemahnen. Natürlich hat Ragusa nicht bloß Moden in seinem Territorium[1]) und darüber hinaus verbreitet, ebensowenig wie Frankreich im XVIII. und XIX. Jahrh.

Man kann alles das, was ich nur kurz angedeutet habe, nicht genug betonen, damit sich die Forscher vom serbokroatischen Volkstum und speziell auch von jenen serbischen Volksliedern, die durch Vuk Karadžić und die deutsche Vermittlung in der gebildeten Welt bekannt geworden sind, ein richtiges Bild machen. Man denkt bei serbisch zu viel an das heutige Serbien und allenfalls noch an das Innere von Bosnien, ebenso wegen der Zugehörigkeit zur griechischen Kirche allzustark an die Abhängigkeit vom byzantinischen Kulturkreis, was vielfach falsche Vorstellungen erweckt.

Ć. betont in seiner Einleitung, wie notwendig es bei der Behandlung seines Gegenstandes sei, den Germanisten und Slavisten in Einklang zu bringen. Meine Besprechung hat wohl gezeigt, daß er als Slavist versagt hat, zum großen Teil deshalb, weil er sich unnötiger Weise an die verschiedenartigsten und schwierigsten Probleme der slavischen Philologie heranwagt, die man bloß mit jugendlichem Eifer und patriotischen Gefühlen nicht lösen kann. Niemand verlangt speziell von einem Anfänger, was über seine Kraft und Zeit hinausging; dafür hätte er in seinen eigentlichen Gegenstand vom slavistischen Standpunkt tiefer eindringen, richtiger übersetzen und die wissenschaftliche Welt genauer informieren sollen. Seine Darstellung könnte allerdings den Anschein erwecken, daß die slavische Philologie bezüglich des Volksliedes — denn nicht bloß vom serbischen kann die Rede sein — über Jakob Grimm »nocht nicht weit hinausgekommen ist« (4). Dagegen müssen wir uns doch verwahren, auch mit Rücksicht auf das serbische allein. Übrigens steht Ć. mit seinen slavistischen Schwächen nicht vereinzelt da, er ist vielmehr in mancher Hinsicht eine typische Erscheinung, die den ganzen Jammer der kleinlichen südslavischen Verhältnisse offenbart. Ein Mann, der einen der universellsten Germanisten zum Lehrer hatte, verkriecht sich in das Schneckenhaus einer engherzigen serbischen Philologie und streckt seine Fühler nicht einmal nach dem Agramer akademischen Wörterbuch aus s. Latini, dika, država); ein Mann, der weiß, wie die deutsche Heldensage

[1]) So hat L. Kuba das Vorhandensein einer besonderen Leier (vijalo) nur auf dem Territorium der Republik Ragusa konstatirt. Slovanský Přehled. VIII, 345.

wanderte (ebenso die russische und französische), hat für ähnliche Erscheinungen auf südslavischem Gebiete kein Verständnis und will sogar den Kraljević Marko zu einem exclusiven serbischen Helden stempeln; ein Mann, der über die Größen der deutschen Literatur und Wissenschaft so tüchtig schreibt, verliert auf heimischem Boden die nötige wissenschaftliche Ruhe und Objektivität, er kann eine politisch- und sogar religiös-nationale Befangenheit und Eifersüchtelei nicht abstreifen und möchte auch auf dem Gebiete der Volkspoesie zwischen Serben und Kroaten Grenzsteine und Schranken errichten, ohne zu wissen, wo und wie, weil das Volk vernünftiger war und noch heute ist, als große Kreise der Intelligenz und sogar — Gott sei es geklagt — der Philologen. Ich wäre glücklich, wenn meine ausführliche Besprechung, die ein Beweis meiner Wertschätzung der Leistung Ć.'s sein soll, auch den Zweck erreicht hätte, ihn auf eine höhere Warte zu heben, denn von seinem Wissen, Talent und Fleiß können wir gewiß noch manche schöne Arbeit auf dem Gebiete der deutsch-slavischen Beziehungen erwarten.

Graz. *M. Murko.*

Zur slavischen Runenfrage.

Dr. Jan Leciejewski. Runy i runiczne pomniki słowiańskie. Lwów 1906. 8°. 207.

Nach einiger Pause taucht wieder eine der slavischen Runenfrage gewidmete Schrift auf. Wer einigermaßen mit den Publikationen im Bereiche der slavischen Altertumskunde vertraut ist, wird schon im voraus die Vermutung wagen, daß diese Schrift von einem polnischen Gelehrten herrührt. So merkwürdig sind die großen Fragen des slavischen Altertums unter die einzelnen slavischen Völker verteilt. Die Runen, diese mystische Seite der Altertumskunde, bilden den beliebten Tummelplatz des Scharfsinnes der polnischen Gelehrten. Es genügt, auf einen Narbutt, Graf Potocki, Surowiecki, Kucharski, Lelewel, Wolański, Cybulski, Przyborowski, Graf Przeździecki, Szulc, Małecki, Piekosiński hinzuweisen, um die hauptsächlichsten Vorgänger des Verfassers der oben zitierten neuesten Schrift auf diesem Forschungsgebiete zusammenzuhaben. Prof. Leciejewski, ich will es gleich heraussagen, überragt alle die genannten Vorgänger durch die Intensivität des Studiums des Gegenstandes, mit voller Berücksichtigung der einschlägigen Literatur. Seine Schrift ist eine im modernen Sinne gehaltene wissenschaftliche Monographie über die slavischen Runen, beruhend auf fleißigem Studium und ausreichender Bekanntschaft der deutschen, dänisch-skandinavischen und englischen, mit Runen sich befassenden Literatur. Das große Werk von George Stephens war ihm eben so treuer Ratgeber, wie das allgemein bekannte Werk Wimmers in deutscher Übersetzung von Holtzhausen, seinen einleitenden Auseinandersetzungen zugrunde liegt. Ein wohltuender Geist kritischer Nüchternheit beherrscht wenigstens den ganzen ersten Teil der Schrift, der wesentlich referierend über die Runenfrage im Allgemeinen sich ergeht. So werden die Runen, soweit sie bei den Slaven bekannt waren,

ohne weiteres als von den Germanen zu den Slaven gebracht aufgefaßt, im Gegensatze zu den phantastischen Kombinationen des verstorbenen Kasimir Szulc. Ihre Bekanntschaft wird hauptsächlich bei jenen Nordwestslaven als sehr verbreitet gewesen angenommen, die mit den dänisch-skandinavischen Ländern Grenznachbarn waren, also bei den Pommerschen, Elbe- und Oderslaven, speziell auch bei den Polen Großpolens. Wenn der Verfasser nicht immer in den Grenzen dieser Grundauffassung bleibt, wenn er z. B. die bekannte Stelle Chrabr's, die vom Gebrauch der чрьты und рѣзы spricht, für die Vertrautheit auch der Südslaven mit den Runen als Beweis in Anspruch nimmt, so möchte ich doch zur Vorsicht raten, da aus dem etwaigen Gebrauche gewisser Striche und Kerben zum Zählen oder Wahrsagen nicht gleich die Bekanntschaft mit der Runenschrift abgeleitet werden kann. An eine Verbreitung der Runen bei allen Slaven, etwa vor ihrer Bekehrung zum Christentume, ist gewiß nicht zu glauben, selbst wenn man theoretisch zugeben kann, daß die Normannen oder Russen als Beherrscher der Slaven des Ostens auch Runen gekannt haben. Durch diese ganz unbegründete Verallgemeinerung hat der Verfasser unnötiger Weise den guten Eindruck, den sonst einzelne Teile seiner Schrift hervorbringen, stark beeinträchtigt. Den guten Eindruck leite ich, abgesehen von der allgemeinen Einleitung, namentlich auch davon ab, daß er unter den angeblich mit slavischen Runen versehenen Gegenständen zunächst mehrere ausscheidet, die gar nichts Slavisches an sich haben oder zweifelhaften Ursprungs, ja geradezu Falsifikate sind. Zu letzteren zählt er ohne Bedenken die noch jetzt in Neustrelitz aufbewahrten Steine und Götzenbilder mit den Runen, die selbst nach der versuchten Verteidigung im Jahre 1850 durch Jan Kollár, der triumphierend seiner Frau schrieb: »Alles staunt über die Wichtigkeit dieses Schatzes. Die Eulen verkriechen sich nun« (vergl. den Věstnik der k. böhm. Akademie 1904, Nr. 7), und nachdem später noch Kas. Szulc eine Lanze zur Verteidigung ihrer Echtheit gebrochen (Posen 1876), doch von Małecki und mir (im V. Bde. dieser Zeitschrift), wie ich glaube, endgiltig beseitigt worden sind. Daß sie noch einmal Piekosiński, als »möglicherweise echt« in Schutz nahm, darf eben so wenig Wunder nehmen, wie daß ein Bogusławski (Historya Słowian II, S. 187 ff.) lieber einem Szulc und Piekosiński als einem angeblichen Vertreter der »Berlinisch-österreichischen Schule« (sic!) Glauben schenkt. Leciejewski tat wohl daran, daß er der Autorität Piekosiński's, die in den Fragen der Genealogie und Diplomatik groß sein mag, aber in der Runendeutung viel zu wünschen übrig läßt, nicht nachgab. Leider blieb er auf dem halben Wege stehen. Denn, wie wir gleich hören werden, in der Verteidigung der Echtheit der Mikorzyner Steine steht er noch immer auf demselben Standpunkte wie Szulc und Piekosiński.

Hier geht auch meine Zustimmung zu dem Werke Leciejewski's und seiner Beweisführung zu Ende. Wo er einmal das angeblich slavische Runengebiet betritt und den Scharfsinn seiner Deutungen leuchten läßt, kann ich ihm leider nicht mehr mit gleicher Befriedigung, wie früher, folgen. Ich halte es ja grundsätzlich nicht für ausgeschlossen, daß auf slavischem Boden einzelne mit Runen beschriebene Gegenstände, wie z. B. Urnen oder auch Steine,

könnten vorhanden gewesen sein, sei es als Entlehnungen aus fremden Ländern, durch Verkehr und Handel von den Nachbarn zu den Slaven gebracht, sei es selbst als einheimische, aber den fremden Vorbildern nachgemachte Erzeugnisse. Allein um die eventuellen Gegenstände letzterer Art für slavisch zu erklären, dazu genügt noch nicht der Provenienznachweis, daß nämlich die Gegenstände auf slavischem Boden gefunden worden sind. Es muß noch irgend ein anderes untrügliches Merkmal hinzutreten. Vor allem wäre es ausschlaggebend, wenn man unter Anwendung kritischer Vorsicht betreffs der Echtheit, eine ohne jeden Zwang als echt slavisches Wort erkennbare Inschrift entziffern und herauslesen könnte. Leider steht es damit gerade nach dem Zeugnisse dieser letzten, den slavischen Runen gewidmeten Forschung sehr traurig, um nicht zu sagen ganz verzweifelt. Bei aller Anerkennung der ehrlichen Mühe, die sich Prof. Leciejewski gab, um auf einzelnen Objekten slavische Worte herauszubekommen, muß ich doch offen gestehen, daß ich in keinem einzigen Punkte von seinen Erklärungsversuchen einen befriedigenden Eindruck gewonnen habe, dagegen die von ihm zur Gewinnung einer gewünschten slavischen Deutung angewendeten Mittel für ganz unstatthaft halte. Ich will das an den hauptsächlichsten Objekten, die den Gegenstand seiner Forschung und Deutung bilden, näher ausführen. Unter Nr. 29 ist bei Leciejewski ein Brakteat aus Wapno (im Posenschen) abgebildet, mit welchem sich schon Müllenhoff beschäftigte und die auf demselben befindlichen fünf Runen von rechts nach links (mit umgedrehter Stellung einzelner Runen) als SABAR las. Mit dem so gewonnenen Worte wußte er freilich nichts anzufangen. Leciejewski möchte die Legende für die slavische Sprache in Anspruch nehmen. Er faßt den ersten Buchstaben, das umgedrehte ᛋ, in der lautlichen Geltung eines Z auf; die zweite und vierte Rune ist auch ihm das umgedrehte ᚨ als A, die dritte Rune das umgedrehte ᛒ, nur die fünfte Rune ist unsicher, Müllenhoff sah ᚱ, umgedreht als ᛇ, ich könnte auch ᛒ (umgedreht ᛓ) zugeben. Leciejewski dagegen liest die letzte Rune als ᚹ, also umgedreht aus ᛩ für W. So bekommt er freilich ZABAW, doch auf Kosten der Wahrscheinlichkeit, da der Augenschein zeigt, daß die letzte Figur der Rune unter ᛩ noch einen Strich hat. Aber auch das gewonnene Wort flößt uns kein großes Vertrauen ein. Wir hätten doch ZABAWA erwartet. Der Versuch, die auch in der polnischen Heraldik nachweisbare Familie ZABAWA als Genit. sing. von einem Masculinum ZABAW abzuleiten, scheitert an der Übereinstimmung aller slavischen Sprachen in der femininen Endung ZABAWA. Eine Stelle in der serbischen Urkunde des XIII. Jahrh., wo in der Tat ЗАБАВЪ steht (Mikl. Mon. serb. 28), kommt bei der sehr unregelmäßig gehandhabten Sprache jener Urkunde wenig in Betracht. Mir ist also selbst dieser Brakteat, der noch am besten allen Anfechtungen widersteht, doch als Beweisstück für die Anwendung der Runen, im Dienste der slavischen Sprache nicht so sicher, wie es nach der Darstellung Leciejewski's den Anschein hat. Man darf auch nicht übersehen, daß die Runen dieses echten Brakteats anders beschaffen sind, als die anderen vermeintlich slavischen. Z. B. weder ᚨ noch ᛒ noch ᚹ begegnen in slavischen Runen.

Viel schwieriger und bedenklicher gestaltet sich die Frage bei einer silber-

nen Medaille, die unter Nr. 30 u. 31 abgebildet ist. Dieses Stück soll man nach dem Wortlaut Leciejewski's einer Mitteilung Piekosiński's (Herold Polski I, S. XXVI—XXXIV) verdanken. Piekosiński las auf einer Seite der Medaille, wo ein bartloser Kopf in sehr rohen Zügen abgebildet ist, die Runen ᚠᛞᛦ als MThŻ, gegenüber von oben nach unten folgen die Runen ᛈᛊᛚᛟᛉᚴ, die Piekosiński als BELOBK deutete. Auf der Rückseite, wo ein männlicher Kopf (Schnurrbart!) mit einer Mütze versehen abgebildet ist, las Piekosiński ᛏᚨᛋᛏᛠᚢ = EASTAN und gegenüber (von oben nach unten) ᛉᚴᚱᛚᛏ = RKAST. Natürlich befriedigt diese Lesung Niemanden, das beweist aber doch noch nicht, daß sie nicht so ziemlich richtig die einzelnen Runen wiedergibt. Ich muß freilich hinzufügen, was Prof. Leciejewski nicht mitteilt (ob es bei Piekosiński steht, weiß ich nicht, da mir Herold polski nicht zur Hand ist), daß wir es hier mit demselben Stücke zu tun haben, welches vor etwa 35 Jahren bereits Przyborowski bekannt war und in seinen Augen keine Gnade fand. Ich lese nämlich in der Monographie K. Szulc's, Autentyczność kamieni Mikorzyńskich (Poznań 1876), auf S. 20 eine briefliche Äußerung Przyborowski's vom 18. März 1873 an K. Szulc gerichtet folgenden Inhaltes: »Krótky proces zrobiłem z monetą, opatrzoną runicznym napisem słowiańskim, która się tutaj przed dwoma laty pojawiła. Wydałem jéj wezwany takie świadectwo, że jéj tu nikt nabyć nie chciał. *Falszerstwo było bezczelne,* każdy uzna, kto się zastanowi nad napisem: Bielbog Eastan Talar. Bielbog na monecie, i Talar runiczném pismem. Zdaje się, że mikorzyńskie słabo lepsze od téj monety runicznéj«. Ob man gerade »Talar« lesen soll oder nicht, jedenfalls hätte sich Prof. Leciejewski eher die Frage von der Möglichkeit der Fälschung vor Augen halten sollen, bevor er sich in seine äußerst künstliche und im hohen Grade unwahrscheinliche Deutung dieses rohen Stückes einließ. Die Runen sind doch zumeist weit von einander stehend geschrieben, sie verraten sehr große Ähnlichkeit mit den Zeichen auf den Prillwitzer Götzenbildern, und der Versuch einer künstlichen Erklärung mit Anwendung der sogenannten Binderunen, ja sogar noch der diakritischen Zeichen, ist bei einem solchen Stück sehr schlecht angebracht. Die Runen ᚠᛞᛦ, die Piekosiński als MThŻ deutete, könnten mit größerem Rechte als MDZ gelesen werden (übrigens kommen diese drei Runen auch auf einer der Prillwitzer Figuren vor!), Leciejewski macht daraus M(a)ĆY, wobei die Umdeutung des D als Ć eine reine Willkürlichkeit des Verfassers ist. Auch ᛦ als Y statt I für i ist wenigstens auffallend, nachdem wir aus der Darstellung Wimmers erfahren, in welcher Weise ungefähr ᛦ zur Bedeutung von Y gekommen ist. Aber noch willkürlicher ist die Erklärung der anderen Inschrift auf derselben Seite. Die erste Rune ᚴ ist eigentlich unter den skandinavischen nicht nachweisbar, doch mit Recht hat Piekosiński darin das nicht voll ausgeführte ᚴ erblickt, d. h. die übliche, nach Klüver gemachte Rune für B. Was macht aber Leciejewski daraus? Er sucht darin die Figur ᚲ (eine sehr alte Rune für C = K, die in diese neuartigen Zeichen nicht hineinpaßt), und den kleinen Querstrich erklärt er als diakritisches Zeichen an K angebracht, um aus K ein Č zu machen. Den Runenschreiber denkt sich also Leciejewski als einen tüchtigen vergleichenden Sprachforscher, der aus K

durch kleine Wandlung Č zu machen verstand! Er war schon damals so klug, den Laut č durch ein Zeichen auszudrücken, während noch heute die Polen dafür zwei Buchstaben verwenden! Ich staune über Leciejewski, daß er keinen Anstand nahm einen solchen Einfall aufs Papier zu setzen und zu veröffentlichen. Nicht minder auffallend ist die Erklärung der nächstfolgenden Rune ᛊ, einer lieben Bekannten von Klüver, durch die Prillwitzer Götzenbilder verewigt als E. Prof. Leciejewski ist freilich diese Verwandtschaft nicht angenehm, er weicht ihr aus und sucht dem Zeichen anders beizukommen. Und zwar auf eine durchaus nicht überzeugende Weise. Er stellt die Rune statt ihrer offenbar geneigten Stellung aufrecht und bekommt dadurch (ungefähr) das A in der Figur ᛏ (nach Wimmers Auffassung Vereinfachung des Zeichens ᛯ), den unteren Querstrich faßt er dagegen schon wieder als diakritisches Zeichen auf, wodurch die Rune für A eine nasalierte Funktion bekommen sollte. Abgesehen davon, daß die von den Slaven angeblich viel gebrauchten Runen (was ja gar nicht erwiesen ist) endlich und letzlich doch ein fremdes Gut sind und darum der vermeintliche polnische Schreiber zur Unterscheidung des reinen und nasalierten A von dem germanischen Vorrat ᛏ für a, ᚠ für ą hätte Gebrauch machen können (Wimmer S. 201), möchte ich doch den Verfasser fragen, welchen Gewinn er von dieser Deutung des Zeichens ᛯ als an erzielt hat? Glaubt er denn wirklich, daß es im VIII. oder IX. Jahrh. in der polnischen Sprache eine Form čanlovêk für das spätere człowiek) gegeben hat? Die dritte Rune wird von allen Erklärern als ᚴ = L aufgefaßt. Die vierte ebenfalls von Piekosiński und Leciejewski als O, obwohl die Figur auffallend ist, mindestens als umgedreht oder auf den Kopf gestellt angesehen werden muß, d. h. ᛃ etwa statt des üblichen Zeichens ᛟ. Der Fälscher kann aber auch mit dem mißlungenen Zeichen einen Konsonanten (vielleicht B?) gemeint haben. Denn die nächste Rune wäre nach den Zeichnungen, die dem Fälscher in der Lelewel'schen Polska wieków średnich (Poznań 1846, Tafel zur S. 410) vorlagen, am natürlichsten als ᚷ für O aufzufassen. Das verlangt auch der gewünschte Zusammenhang, denn die letzte Rune ist unstreitig ᚴ für K — also das ganze lautet BEL(B)OK. Doch bei Leciejewski, der dem BELBOK gern aus dem Wege gehen möchte, wird das Zeichen ᚷ ganz anders erklärt. Er denkt schon wieder an eine Binderune, wobei er die Bindung von ᚢ = u oder v und ᛏ = E annimmt, ohne an das Unwahrscheinliche einer solchen Erklärung Bedacht genommen zu haben. Wie er aus den kaum sichtbaren vier Stümmeln unter dem Kinne des Bildes die Runen für DWCA, das er D(e)W(i)CA liest, herausbekommen hat, das überlasse ich dem Leser in dem Buche selbst nachzusehen. Die zwar viel deutlicheren Runeninschriften auf der Rückseite der Medaille, in denen Piekosiński RKAST EASTON, Przyborowski EASTON TALAR las, erklärt Leciejewski so, daß er ᛉᚴ von den übrigen drei Runen ᚴᛚᛏ trennt (ohne ein sichtbares Trennungszeichen nachweisen zu können, eine gewisse Distanz zwischen den ersten zwei und letzten drei Runen ist allerdings sichtbar), und die letzten drei Runen als WIT liest, wenn auch das erste Zeichen ᚴ für W recht auffallend ist, man würde vorziehen es als N zu lesen, und ᛚ erklärt Lec. selbst für ungewöhnlich, nur ᛏ als T ist ganz üblich. Auf der linken

Seite des männlichen Kopfes, wo zwei bisherige Erklärer EASTAN fanden, will Leciejewski aus den ersten zwei Zeichen schon wieder eine Binderune machen, ungefähr in der Figur ᛋᛋ (ich würde vorziehen zwei selbständige Zeichen darin zu finden), und er liest sie SE. Allein selbst wenn man an eine solche Ligatur glauben könnte, so wäre sie als ES zu lesen, da ja das vermeintliche ᛏ (E) auf der vorderen Seite des nächsten, nicht als S aussehenden Zeichens angebracht ist. In der Tat, bei Stephens, auf den sich Lec. beruft, wird ᛋᛋ als ES gelesen. Wie kommt man also dazu, bei uns diese angebliche Ligatur als SE zu deuten? Natürlich nur dadurch, daß Leciejewski mit Hinzuziehung der zwei Runen von der anderen (rechten) Seite des Kopfes, die ganze Runengruppe als KRSESTOW (also KRZESTOW) entziffern zu können glaubt. Der Leser ahnt schon, wie der Verfasser, wenn er schon krzestow und wit herausgebracht hat, das letztere Wort ergänzen wird. Natürlich zu witándz! Ich vermag jedoch diesem »Kreuzritter« kein Leben zu prognostizieren. Die ganze Medaille ist eben ein gefälschtes langes Machwerk.

Ich übergehe die unter Nr. 32 abgebildete Figur (als Amulet), wo Prof. Leciejewski seiner Phantasie sehr weiten Spielraum gelassen hat, um zu den Mikorzyner Steinen überzugehen, die er zu meinem großen Erstaunen für echt hält (abgebildet Fig. 33, vergl. schon im II. Bande unserer Zeitschrift S. 391—2). Es ist mir unerfindlich, wie man den innigen Zusammenhang dieser Steine mit den Prillwitzer Götzenbildern übersehen kann. Da hilft die ganze ausführliche Auffindungsgeschichte, die uns ja schon Kazimierz Szulc 1876 geliefert (vergl. auch Archiv B. II, S. 386—8), gar nichts. Ähnliches wurde auch seiner Zeit von der Königinhofer Handschrift erzählt. Auf beiden Steinen liest man tendenziös das Wort ᛁᛋᚠᛁᚱ, gewiß ist damit beidemale irgend etwas, was mit dem Worte миръ im Zusammenhang stehen soll, gemeint. Nur ja nicht съмрьть! Leciejewski möchte aber die beiden Worte verschiedenartig auffassen. Die stark gebrochene Linie, die den oberen Teil der Rune ᚱ bildet, will er auf dem Steine mit menschlicher Figur als ř lesen! Also schon wieder ein diakritisches Zeichen!! Es sind aber alle drei R so ziemlich gleichartig gebrochen und der Grund von dieser Gestalt liegt in der Zeichnung bei Lelewel, wo sowohl dieses R wie auch das für P auffallende und sonst nicht nachweisbare ᛗ seinen Erklärungsgrund, d. h. seine unmittelbare Vorlage findet. Prof. Leciejewski hätte diesen so offenkundigen, über jeden Zweifel erhabenen, auf keine andere Weise erklärbaren Zusammenhang nicht außer Acht lassen sollen. Freilich geht dann sein ganzes Bestreben, die Mikorzyner Steine als echt zu retten, in die Brüche. Sie sind auch unecht, ganz so wie die Prillwitzer Götzenbilder, nur war dort Klüver, hier Lelewel die unmittelbare Bezugsquelle. Wer verkennt den Zusammenhang zwischen der Figur 8 auf der Tafel Lelewel's und derselben Figur auf dem Mikorzyner Steine? Wer sieht nicht, daß die auf dem Mikorzyner Steine gemachten Runen ᛗᚱᛏᛚᛉ ganz genau mit der Zeichnung bei Lelewel übereinstimmen? Darauf habe ich ja schon im Archiv II, S. 390 hingewiesen. Statt des unzweifelhaften (freilich gefälschten) PROWE und des ebenso unzweifelhaft zu lesenden ᛇᚠᛊᛏ als KMET muß Leciejewski, um den Verdacht der Fäl-

schung zu beseitigen, schon wieder zu dem System der Binderunen Zuflucht nehmen und aus ᛗ zwei Runen machen, ᚴ = S und ᛁ = I, wofür nicht der geringste Anhaltspunkt oder Wahrscheinlichkeitsgrund vorliegt. Ebenso ist ᛥ als O durch Lelewel's Zeichnung gesichert, wo in dem Worte Prowe und dem darunter gezeichneten BELBOK zweimal dasselbe Zeichen für O begegnet. Wie künstlich und fern liegend ist dem gegenüber die Deutung Leciejewski's, daß ᚢ die Rune ᛏ sei (die Rune für T steht ja das gerade ᛏ und nicht gesenkt wie hier) und der Querstrich soll E andeuten, er liest das ganze Zeichen als ET. Daß auch ᛏᛏ für W auf Lelewel's Vorlage beruht, wo in dieser Gestalt die Rune öfters gezeichnet ist, während sonst ᚢ übliche Form ist, davon kann sich jeder, der die Tafel Lelewel's in die Hand nimmt, ganz genau überzeugen. Das Ganze liest Leciejewski SIRETWĄ (d. h. żertwą!). Natürlich gefällt Leciejewski auch KMET nicht, er zieht vor, auch bei diesen so breit auseinander gehaltenen vier Runen mit lauter Ligaturen zu operieren. Er geht beim Lesen von unten nach oben und dreht die Zeichen unbarmherzig herum, bis er das Gewünschte herausbekommt. Die erste Rune (nach der üblichen Deutung die letzte, d. h. ᛏ, aus den Prillwitzer Gestalten als T bekannt) dreht er so, daß er LE bekommt (sic!), wobei doch wohl von der Lage ᚴ für L auszugehen ist. Nun wie paßt dazu die nächste ganz bekannte Rune ᛣ, die er wieder so drehen muß, um ᛤ zu gewinnen, und der Querstrich, der nach der wirklichen Zeichnung recht lang ist, gilt Leciejewski als diakritisches Zeichen zu ᚷ = G, und zwar hat der gelehrte Runenschreiber dadurch G zu DZ oder DŽ gemacht! Die Rune ᛉ dreht er um zu ᛘ, wodurch er das oben besprochene Y bekommt, die letzte Rune ist ihm ᛏ = T, also das Ganze liest er ledżyt (für das kirchenslavische лежить)! Nicht minder willkürlich ist die für den anderen Stein vorgeschlagene Lesung. ᛤᛣᚷᛒᚴᚱ wollte der Fälscher unzweifelhaft als BOGDAN oder vielleicht BOGODAN lesen (das letztere scheint mir übrigens nicht glaubhaft), während Leciejewski durch eine Reihe sehr künstlicher und unwahrscheinlicher Kombinationen dazu gelangt, in den erwähnten Runen ŃOGO-ĆEC zu lesen. Die erste Rune ist ihm nämlich ᛋ, d. h. N, mit dem diakritischen unten angebrachten Querstrich, wodurch N nach seinem Dafürhalten zu Ń wird, das Zeichen ᛤ identifiziert er als O mit dem späteren ᛤ (Lelewel hat ᛤ als O), ᚷ ist für G bekannt (auch bei Lelewel), bei ᛒ nimmt er die Bindung des D mit O an, dessen Anwesenheit er in den zwei hinausragenden Strichen vermutet, die für D übliche Rune ist ihm auch hier Ć, von ᚴ, das für A eigentlich in der Form ᚴ üblich ist, meint er, es bedeute E, ohne Gründe dafür zu haben, ᚱ bedeutet ihm C (das ist richtig, aber als C = K). Die hier unter dem Pferde stehenden Runen liest er WOIU (er zieht U der Lesung N vor) und die sechs rechts seitwärts befindlichen Runen liest er LUTEWOI, indem er im Zeichen ᛏ statt des einfachen T abermals eine Binderune für TE erblickt. So lautet ihm die ganze Inschrift: SMIRŃOG-O-ĆIEC LUTEWOI WOIU S. Die kuriose Form Smirńogo versucht der Verfasser sogar zu verteidigen und zwar merkwürdig genug durch den altpoln. Genitiv togo, Dativ tomu (S. 148) statt des üblichen tego, temu. Er übersieht dabei die Kleinigkeit, daß togo, tomu regelrechte ältere Formen sind, die sehr früh allerdings den Analogiebildun-

gen tego-temu weichen mußten. Kann er dasselbe von Smirńogo behaupten? Selbstverständlich ist auch das Adjektiv smirni statt smirny nicht nachweisbar.

So traurig ist es mit den »polnischen Runen« bestellt. Sie sind wohl alle zusammen nicht einen Pfifferling wert. Dasselbe gilt wohl auch von dem »böhmischen« Runenstein, den der phantastische Archäolog Wáclaw Krolmus 1852 entdeckt (im Jungbunzlauer Kreise) und 1857 beschrieben hat. Ich weiß nicht, was wahres hinter diesem Phantasiestück steckt. Haben ihn im Keller die Kartoffeln unkenntlich gemacht, wie Prof. Leciejewski befürchtet? Interessant ist das äußere Bild des Steines zu betrachten — offenbare Nachahmung einer cyrillischen Vignette, aus Ligaturen und in Stockwerken aufgelagerten Buchstaben bestehend! Ich wundere mich, daß Prof. Leciejewski, der ja doch echte Runensteine wenigstens in treuen Abbildungen gesehen (z. B. bei Stephens und Wimmer), diese für die Runen ganz abnorme Übereinanderstellung nicht sogleich für höchst verdächtig erklärt hat. Ja, er gibt sich noch die Mühe, den Unsinn zu entziffern, wobei er keinen Gott herausliest, sondern etwas anderes, nicht minder Ergötzliches: KNĚŽĚ RADEK OBA KAM(e)-NY UKUL SI VE S(lavu) BPATRUŠI SV(e)MU SY(no)V(i).

Die mit großer Mühe unter Anwendung von allerlei möglichen und unmöglichen Erklärungskünsten versuchte Rettung einiger Objekte mit Runeninschriften als echte slavische Runendenkmäler ist dem Verfasser leider nicht gelungen. Nicht jeder Feldherr, der in den Krieg zieht, kehrt als Sieger heim, ohne daß man deswegen seinen persönlichen Mut in Zweifel ziehen darf. So erging es auch dem Verfasser dieser Schrift. Er hat mit großem Mute den Kampf um die Echtheit der slavischen Runen aufgenommen, ohne nach meiner festen Überzeugung den Sieg davon getragen zu haben. *V. J.*

Russische Volksmärchen. Gesammelt von Alexander N. Afanasjew. Deutsch von Anna Meyer. Wien 1906. E. W. Stern. Verlag. S. 304.

Ein eigentümliches Geschick verfolgte Afanasjev's berühmte Märchensammlung: trotzdem bereits 1831 von A. Dietrich eine Anzahl sogenannter »Volksmärchen« aus Volksbüchern in die deutsche Literatur unter der Patronanz eines Jakob Grimm eingeführt wurden, fand Afanasjev's Ausgabe der russischen Volksmärchen bis in die neueste Zeit noch nicht Eingang, obgleich sie sogar in die englische und französische Sprache übersetzt wurden. Nur einiges wenige wurde aus diesen reichen Schätzen dem deutschen Publikum mitgeteilt in den 60-er Jahren von A. Schiefner und von Gustave Chavannes. Und obzwar bereits 1866 R. Köhler (vgl. nun Klein. Schriften I, 401) lebhaft diesen Mangel bedauerte, schaffte noch lange Niemand eine Besserung. Erst jetzt, nachdem bereits ein halbes Jahrhundert seit dem Erscheinen des ersten Heftes dieser Sammlung verflossen ist, erschien eine größere Auswahl derselben in deutscher Übersetzung, die sich eigentlich als das erste Heft einer vollständigen Ausgabe derselben in deutscher Sprache ankündigt.

Bevor wir in die Besprechung dieser Übersetzung eingehen, sei gedacht einer etwas älteren, an Zahl geringen Auswahl aus Afanasjev's Sammlung, die in der Literatur so ziemlich unbemerkt geblieben ist. Als Beilage zum Jahresbericht des Städtischen Realprogymnasiums zu Görlitz für Ostern 1903 erschien eine mit märchenwissenschaftlichen Anmerkungen eingeleitete Übersetzung »Sechs russischer Volksmärchen« von Oberlehrer Dr. Max Müller (S. 61). Und zwar wurden hier übersetzt als Nr. 1 »Ein unbedachtes Wort« = Afanasjev [1]) Nr. 126[a], als Nr. 2 »Geh hin — weiß nicht wohin, hol das — weiß nicht was« = Afan. Nr. 122[a], als Nr. 3 »Der Schatz« = Afan. Nr. 144, als Nr. 4 »Von dem ungläubigen Mamai« = Afan. Nr. 182, als Nr. 5 »Prinzessin Kröte« = Afan. 150[a], als Nr. 6 »Iwan Aschensohn« = Afan. Nr. 75. Zur Übersetzung selbst ist nicht viel zu bemerken. Das Märchen Nr. 126[a] hat auch Anna Meyer übersetzt unter Nr. 42, S. 294 f., aber im Ganzen weniger gelungen, wenn sie auch dem von Max Müller begangenen Fehler ausgewichen ist. Бросились догонять ихъ нечистые »Отобьемъ, кричатъ, нашу дѣвицу!« (II, 82) übersetzte Herr Max Müller: Da machten sich die Bösen auf, sie einzuholen. »Totschlagen (!) wollen wir«, so riefen sie, »unser Mädchen«. Frl. Meyer hat diese Stelle ausgelassen, sie sagt bloß (S. 298): »Die Teufel wollten ihnen nachjagen«. In Nr. 6, S. 59 übersetzte H. Max Müller подъ мостомъ »unter dem Fußboden«, freilich im Vertrauen auf Afanasjev selbst, der das Wort in der Anmerkung (I, 153) ausdrücklich mit полъ glossierte. Es ist wohl kaum möglich, wie sich ein so tapferer Held, der 3-, 6- und 12-köpfige Drachen überwindet, unter einem Fußboden verstecken kann. Der Vergleich mit anderen Märchen und Versionen, wo dieses beliebte Motiv vorkommt, vgl. Wollner's Anmerkung in Leskien & Brugmann's Litau. Volkslied. u. Märch. 557 (neuestens V. Tille Povídky na Valašsku Nr. 12) zeigt, daß hier nur an eine wirkliche Brücke zu denken ist. Vgl. z. B. bei Romanov Бѣлорус. Сб. VI, S. 64: упавъ жеребъ . . . кухарскинуму Ивану на первую почь на каравулъ иди къ калинувуму мосту кы гиляной рацэ. Vgl. auch die Szene bei Afan. Nr. 77, S. 164, Nr. 78, S. 168: пріѣхали они къ огненной рѣкѣ, черезъ рѣку мостъ лежитъ, а кругомъ рѣки огромный лѣсъ. In diesem Walde schlug der Held Iwan der Bauernsohn mit seinen Leuten das Zelt auf, diese hüten, ob nicht Jemand über diesen Fluß kommt, Iwan hütet unter der Brücke. Vgl. E. Lemke Volkstüml. in Ostpreußen II, 149. —

Anna Meyer übersetzte folgende Stücke aus Afanasjev's Sammlung Nr. 1 a und b (Nr. 1, Var. 1 u. 2), Nr. 2[c] (Nr. 2), Nr. 6[a] (Nr. 3), Nr. 8 (Nr. 5), Nr. 9 (Nr. 6), Nr. 10[a] (Nr. 7), Nr. 11 (Nr. 8), Nr. 15 (Nr. 9), Nr. 36 (Nr. 10), Nr. 47 (Nr. 11), Nr. 48 (Nr. 12), Nr. 50 (Nr. 13), Nr. 51 (Nr. 14), Nr. 52[a] (Nr. 15), Nr. 57 (Nr. 16), Nr. 58[a] und [b] (Nr. 18, Var. I u. II), Nr. 59 (Nr. 19), Nr. 61[b] (Nr. 20), Nr. 65 (Nr. 21), Nr. 66[d] (Nr. 22, Var. I), Nr. 67[a] (Nr. 23), Nr. 70 (Nr. 24), Nr. 71 (Nr. 25), Nr. 76 (Nr. 27), Nr. 81 (Nr. 28), Nr. 84[a] (Nr. 29), Nr. 85 (Nr. 30), Nr. 88 (Nr. 31), Nr. 91 (Nr. 32), Nr. 92 (Nr. 33), Nr. 93[b] (Nr. 34), Nr. 95 (Nr. 35), Nr. 96 (Nr. 36),

[1]) Wir zitieren die dritte unter der Redaktion von E. A. Gruzinskij erschienene Ausgabe 1897.

Nr. 98 (Nr. 37), Nr. 100a (Nr. 38), Nr. 103a (Nr. 39), Nr. 104a (Nr. 40), Nr. 105a (Nr. 41), Nr. 126a (Nr. 42), Nr. 181 (Nr. 43).

Außerdem wählte die Übersetzerin einige Nummern aus den in Afanasjev's Anmerkungen mitgeteilten Varianten, so als Nr. 22, Var. 2 nahm sie die aus dem Kreise Bobrov. Gouv. Voronež in der Anm. zu Nr. 66, I, S. 107 mitgeteilte Version; zu Nr. 24 führte sie die von Afan. I, 123 aus Chudjakov's Sammlung entnommene Version an; unter Nr. 26 gibt sie nicht eine von Afanasjev unter der Nr. 74 aus dem Volksmunde entnommene Erzählung, sondern die in der Anm. zu diesem Märchen I, 149 aus der recht trüben Quelle der Sammlung Bronicyn's geschöpfte Variante; auch unter Nr. 38 wählte sie nicht die zweite volkstümliche Version zu Nr. 100, sondern die einem Volksbuche entnommene Version 100a. Nr. 16 findet sich nicht in Afanasjev's Sammlung, sondern ist Danilevskij's »Steppenmärchen« entnommen, wie aus Afanasjev's Anm. zu Nr. 55, I, S. 76 zu ersehen ist. — Nr. 4 »Der kranke Löwe« ist endlich überhaupt keine russische Fabel; die Übersetzerin wußte wohl nicht, was sie sich vorstellen sollte, als sie »Chorutanskisches (!!) Märchen« unter dieselbe schrieb. Afanasjev führt diese Version in seinem Kommentar (I, S. 20) ausdrücklich als aus der bekannten Märchensammlung des Valjavec entnommen an. Frl. Meyer ahnte nicht, daß sie da eine kroatisch-slovenische Fabel vor sich hatte. Ein sprachlicher Schnitzer ist auch, nebenbei bemerkt, wenn die deutsche Übersetzerin Grodnensker Gouvern. S. 34 schreibt; sie zeigt uns, daß sie mit der russischen Geographie nicht besonders vertraut ist. Übrigens scheint sie eine besondere Vorliebe für russische Suffixe zu hegen, so versuchte sie die in Nr. 98 (I, 246) vorkommenden Namen Змѣй Змѣёвичъ, Воронъ Вороновичъ, Кокотъ Кокотовичъ mit ähnlichen Bildungen wie Drache Drachenowitsch, Rabe Rabenowitsch, Hahn Hahnowitsch wiederzugeben (S. 252).

An der Übersetzung des Frl. Anna Meyer wäre recht viel auszusetzen. Sie hat sich wohl nicht in den deutschen Märchenstil eingelesen, denn sonst hätte sie doch einigermaßen treffend den eigenartigen, wunderbar schönen Stil und Ton des russischen Märchens wiedergegeben. Auch sonst hätte sie sich an ähnliche Gestalten des deutschen und westeuropäischen Märchens erinnert, und z. B. nicht den Heldennamen Медвѣдко Nr. 81 mit Bärchen in Nr. 28 übersetzt, noch die eigene russische Färbung des allgemein verbreiteten Spruches »ich rieche, rieche Menschenfleisch« русскимъ духомъ пахнетъ Nr. 58, Var. a, I, S. 60, Nr. 59, I, S. 86 so recht geschmacklos übersetzt »da riecht es nach Russen« (S. 60, 73) ähnlich S. 222, 223, da gekürzt самъ по Руси леталъ, русскаго духа нахватался — отъ тебя русскимъ духомъ и пахнетъ (I, 223) — »du flogst ja selbst über Rußland hin, daher riecht es nach Russen« (223). —

Es wäre vielleicht übertrieben, wenn man von einer Übersetzung fremder Märchen eine ganz genaue, wortgetreue Wiedergabe des Originales fordern würde, aber man muß unbedingt fordern, daß der Übersetzer einerseits treu den Inhalt und die Form des Originals wiedergibt — auch das Märchen hat seinen besonderen Stil, seine eigene Form — und wenn er auch nicht Wort für Wort übersetzt, so doch andererseits keine groben Fehler sich zu Schulden

kommen läßt, welche vielfach zu einem Mißverständnis ganzer Szenerien führen kann. Leider ist auch von diesem Standpunkt aus die Übersetzung des Frl. Anna Meyer durchaus nicht einwandfrei. Wir konnten zwar nicht die Übersetzung von Anfang bis zu Ende Wort für Wort verfolgen, aber auch bei unserem oberflächlichen Vergleich kamen wir auf einige recht grobe Verstöße gegen das Original. In der russischen Version des Märchens vom wilden Mann, vom Eisenhans bei Grimm Nr. 136, Afanasjev Nr. 67, I, S. 109 ff. übersetzte sie мужикъ-лѣшій S. 100 »Waldbauer«, was eine ganz falsche Vorstellung bei des Russischen unkundigen Lesern hervorrufen muß. In Nr. 91, Bd. I, S. 209 lesen wir bei Afan. »Да была еще у солдата скрипка; въ досужее время онъ на ней разныя пѣсни игралъ, скуку разгонялъ; das wurde S. 184 übersetzt: »Auch eine Geige hatte er und während er wartete spielte er ein Liedchen, um sich die Zeit zu vertreiben«. In demselben Märchen sagt der Teufel dem Soldaten, als er sich weigert, seine Geige mit des Teufels Buche umzutauschen »у меня такая книга, кто ни посмотритъ, всякой прочитать сумѣетъ«; Frl. Meyer übersetzte das »wer mein Buch hat, kann alles lesen, was er ansieht« (S. 185). Das Wort рать übersetzte sie in Nr. 35, S. 228 »Ritter«, S. 229 »Kämpfer«. Im Original lesen wir I, 234, Nr. 95: Ишовъ, ишовъ, ажъ глядитъ, лежитъ рать-сила побитая. Јонъ и спрашивая: А хто тутачка есть живый, скажи, кто побивъ сюю рать? . ., dafür bei Frl. Meyer 228 f. Er ging immer geradeaus fort. Da fand er einen Ritter verwundet am Boden liegen, den fragte er: »Wenn du noch lebst, sage mir, wer dich schlug?« und што усѣ три рати побѣдила Анастасія Прекрасная ib. S. 234 wurde übersetzt (S. 229) »den Anastasia die Wunderschöne alle drei Kämpfer besiegt habe«. Бабушка-задворинка-ягишишна II, 270 (Nr. 181) wurde übersetzt ganz in das prosaische Alltagsleben »Die alte böse Haushälterin« (S. 301). In Nr. 126a bei Afan. wird erzählt, wie das Liebespaar aus dem Wasserpalast des Teufels floh: sie gingen vom See weg immer rücklings, bis sie auf die große Straße kamen. Als nun die Teufel ihnen nacheilten, konnten sie ihre Spuren nicht finden »нѣтъ слѣдовъ отъ озера, всѣ слѣды ведутъ въ воду« (II, 82), es gab keine Spuren vom See weg, sondern alle führten in das Wasser. Dr. Max Müller übersetzte das ganz richtig, aber Frl. Meyer mißverstand vollständig diese Szene und erzählte etwas ganz anderes, als wir bei Afan. lesen: auf einmal war der See verschwunden und keine Spur des Wassers zurückgeblieben (!) S. 298.

Den eigentümlichen Ton, die stilistische Färbung, die Phraseologie des russischen Märchens vermissen wir fast durchgehends in dieser Übersetzung. Alles klingt so entsetzlich trocken, schal und fahl, einen Satz wie меня яга утащила за тѣ горы за крутыя, за тѣ лѣса за тёмные, за тѣ степи за гусиновыя (I, 90, Nr. 61b) gut wiederzugeben, erfordert wie eine gründliche Kenntnis der russischen, so eine meisterhafte Behandlung der deutschen Sprache. Unsere Übersetzerin sagte hiefür »Jaga schleppt mich über steile Berge, durch dunkle Wälder, über die Steppe hin . . (S. 83). Für никто не знаетъ, не вѣдаетъ, никто не берется сказать (I, 154, Nr. 76) sagt sie ganz einfach »doch keiner konnte ein Mittel sagen« (S. 137, Nr. 27). Dafür gelang ihr nicht übel, »скоро сказка ска-

зывается, не скоро дѣло дѣлается« wiederzugeben: »Rasch erzählt man, langsam erlebt man« (S. 138 u. a.).

Hie und da hat sie etwas ausgelassen, obwohl es nicht unwichtig war, z. B. I, S. 99, Nr. 65 »не по нутру они были злой вѣдьмѣ; какъ бы ихъ извести, да до худа довести, думала она и придумала: скинулась такой лисой, пришла къ ихъ матери и говоритъ« — dafür lesen wir (S. 86): »Eine böse Hexe konnte sie aber nicht leiden und überlegte, wie sie die beiden ins Unglück stürzen könnte. Deshalb ging sie zu der alten Fürstin und sprach«; der echt märchenhafte Zug wurde einfach ausgelassen. An einer anderen Stelle finden wir für Чтобъ къ завтраму сто кулей бѣлоярой пшеницы было по всему чистомоу полю разбросано (I, 263, Nr. 103a) bei Frl. Meyer . . morgen 100 Maiskörner im freien Feld verstreuen zu lassen (S. 269).

Es sind auch verschiedene Unebenheiten in der Übersetzung vorhanden, die von einer Unsicherheit der Übersetzerin zeugen, wie auch, daß keine letzte Revision Hand angelegt hat. So ist z. B. сдѣлали шаговъ съ двадцать-попадается имъ на встрѣчу нечистой духъ въ человѣческомъ образѣ (I, 104, Nr. 66d) übersetzt (S. 94): »Nach etwa zwanzig Schritten trafen sie einen unsauberen Geist in menschlicher Gestalt«, später ist тотъ же нечистый richtiger übersetzt (S. 95) »denselben Teufel«; ненаглядную красоту I, 220 ist zweimal (S. 212, 213) übersetzt »eine unvergleichliche Schönheit«, das drittemal (S. 215) besser »die unvergleichliche Schönheit«. Nur aus mangelhafter Korrektur ist erklärlich der Satz: »Der Rabe den Falk im Garten gefangen nicht hat!« (S. 304) für »не умѣла ты ворона сокола въ саду соймать« (II, 271, Nr. 181).

Für die vergleichenden Märchenforscher wäre es gewiß sehr erwünscht gewesen, wenn ein ausführlicherer Auszug aus dem reichen Kommentar Afanasjev's den einzelnen Nnmmern beigelegt worden wäre, natürlich ohne dessen mythologisierenden Ausführungen, sowie Auszüge aus den nicht übersetzten Varianten. Für die Stoffwissenschaft würden ja überhaupt bloße Regesten genügen, wie sie z. B. Adolph Gerber in seinem Buche »Great Russian Animal Tales« 1891 gegeben hat. Wer die russischen Märchen nach ihrem formalen Charakter, nach ihrer Stilistik studieren will, muß notwendig zum Original greifen, da ja keine fremde Sprache auch in der vollendetsten Übersetzung alle ihre stilistischen Feinheiten wiedergeben kann. *G. Polívka.*

Галицько-руські народні приповідки. Зібрав, упорядкував і пояснив Др. Іван Франко. Том перший (А—Дїти). У Львові 1901—1905. S. XXV + 600 (Етноґраф. Збірник Наук. тов. ім. Шевченка т. X, XII). (Volkssprichwörter der Ruthenen in Galizien. Gesammelt, geordnet und erklärt von Dr. Iwan Franko I.)

In diesem Werke entsteht uns eine der großartigsten Sprichwörtersammlungen nicht bloß in den slavischen Literaturen! Der nun beendete I. Bd., der fünfte Teil des ganzen Werkes, enthält bereits an 10.000 Nummern.

Und alles Material, Sprichwörter, Redensarten, Verwünschungen, Prognostica u. ä. wurde bloß bei der ruthenischen Bevölkerung Galiziens gesammelt. Dalj's berühmte Sprichwörtersammlung, welche Material aus dem ganzen russischen Reich enthält, zählt an 30.000 Nummern. Die Sammlung slovakischer Sprichwörter und Redensarten von P. Zátureckỳ zählt nicht ganze 10.500 Nummern.

Dr. Iw. Franko schildert in der Einleitung die Entstehung seiner Sammlung und gibt damit zugleich ein Stück Autobiographie. Schon als Gymnasiast sammelt er volkstümliches Material in seinem Geburtsort, Nahujevyči, in der nächsten Umgebung, und bei den Bürgern der Stadt Drohobyč. Der spätere eifrige politische Agitator vergißt nie die Aufgabe des Folkloristen, und bei den Debatten ist immer der Bleistift bei der Hand, den Rednern aus den Bauernkreisen entfliegende Sprichwörter und Redensarten sogleich zu notieren. Schon in der Hälfte der 80-er Jahre des vorigen Jahrhunderts hatte er eine ziemlich starke Sammlung aufgespeichert und bereitete sie zum Drucke vor. Verschiedene Umstände vereitelten deren Veröffentlichung und der unermüdliche Gelehrte faßte einen anderen Plan, nämlich die Herausgabe einer allen Anforderungen der Wissenschaft entsprechenden Gesammtausgabe der Sprichwörter der Ruthenen Galiziens. Er stellte alle gedruckten Sammlungen zusammen von der ersten in dem Anhange der ruthenischen Grammatik Levickyj's aus dem J. 1834 an, und aus einer bedeutenden Anzahl handschriftlicher Sammlungen. Deren Verzeichnis wird auf S. VII—X angeführt.

Wichtig war die Frage nach der Ordnung des Materials, um nicht bloß den Anforderungen der Wissenschaft zu genügen, sondern auch die Orientierung zu erleichtern. Ein so kolossales Material zu ordnen, daß es allen Ansprüchen genügt, war gewiß harte Arbeit. Franko kam zu der Überzeugung, daß die praktischeste Anordnung der Sprichwörter ihre alphabetische Zusammenstellung ist, aber natürlich nicht nach dem Anfangsbuchstaben, sondern nach den wichtigsten, hauptsächlichsten Wörtern, nach Schlagwörtern, und darin folgte er dem Beispiele des Wander'schen »Deutschen Sprichwörterlexikons«. Entschieden sprach er sich gegen die »philosophische« Zusammenstellung aus, welche bei den slavischen Herausgebern (Čelakovský, Dalj, neuestens Zátureckỳ u. a.) besonders beliebt war. Freilich kann wieder sich darin ein Widerspruch geltend machen, welches Wort als Schlagwort aufzufassen ist. So z. B. ist das Sprichwort порожний горнець дрeнчит а повний мовчит S. 424 unter dem Schlagwort горнець angeführt. Nun braucht nicht bloß ein leerer Topf zu dröhnen, sondern ein leeres Faß dröhnt noch mehr, ein solches wird S. 113 s. v. бочка angeführt »порожна бочка гучить, а повна мовчить«, wie bei Čelakovský 42 »hrmí prázdná *bečka*, pluá ticha stojí«, bei Zátureckỳ 48 »prázdná *boćka* najhoršie dudná«. Es ist also eigentlich die Frage, ob das Gefäß leer oder voll ist, und so soll das Sprichwort vielleicht eher unter das Schlagwort порожний gesetzt werden. Das Sprichwort решето води не наносит lesen wir S. 249 unter dem Schlagwort »вода«, und doch liegt das Schlagwort im Sieb und nicht im Wasser. Manchmal war sich der Herausgeber selbst nicht klar, so reihte er z. B. »волосе ми стало на голові«, »волос у гору пішов« S. 253 unter dem Schlagwort »волос« ein, und »встало би ти

волосьи на голові« finden wir S. 279 unter dem Schlagworte »встати«. Doch haben wir solche Beispiele sehr selten gefunden. In der Bestimmung eines Wortes als Schlagwort wird gewiß bei jedem Herausgeber ein starkes subjektives Gefühl zum Ausdruck kommen, und Dr. Franko ist sich recht wohl bewußt aller Schwierigkeiten, welche dieses Einteilungssystem bietet. Er betont besonders, daß in manchen Sprichwörtern mehrere charakteristische Wörter vorkommen. Daher verspricht er in seiner Vorrede, am Schlusse seines Werkes ein Register aller Schlagwörter beizulegen, welches dem Wander'schen Werke fehlt, um nur die Benutzung seines Werkes künftigen Gelehrten zu erleichtern.

Franko scheidet nicht in seinem Werke die eigentlichen Sprichwörter von anderen Redensarten ab, er gibt alle, sogar Beschwörungsformeln, Beschimpfungen, Wetterregeln u. a. promiscue unter den betreffenden Schlagwörtern. Hier glaube ich, ist ein gewisser Mangel dieser so verdienstvollen Sammlung nicht zu verkennen. Beschwörungsformeln, Wetterregeln u. ä. wären gewiß sehr leicht in eigene Rubriken zu scheiden gewesen, und wäre dem gelehrten Publikum ohne Zweifel viel willkommener gewesen. Wetterregeln und Wirtschaftsregeln findet man natürlich besonders unter den betreffenden Festtagen, Jahreszeiten u. a., z. B. благовіщенє S. 59, Великдень S. 144, Nr. 4, Весна S. 152, воведение S. 234 u. a., aber auch unter anderen Schlagwörtern, z. B. бїб S. 35, Nr. 3 »біб треба сїяти в пісний день, то в нїм не буде мух«, булька S. 129 »аж булькы на водї стоят« bedeutet einen langen Regen, воробець S. 258, Nr. 8 »як воробець напе ся в Воведенію в добиччачім слїду води, то ся напасе худоба до Їря трави« u. a. Es ist gewiß mißlich, wenn der Forscher, welcher sich eben bloß mit dem Studium der im Volksleben geltenden Wetterregeln beschäftigt, zu diesem Zwecke die ganze große Sammlung durchlesen muß. Dasselbe gilt bei dem Studium der Beschwörungsformeln u. a.

Zum Unterschiede von anderen großen Sammlungen fügte Dr. Franko iedem einzelnen Sprichworte u. s. f. erläuternde Anmerkungen bei, die oft recht wertvolle volkskundliche Bemerkungen enthalten. So finden wir da Beiträge zur Kenntnis der Rechtsgebräuche, z. B. s. v. війт S. 213, zum Sprichworte під дерном руська присяга S. 545 ist bemerkt, daß in Grenzstreitigkeiten die Leute mit einem Stück Rasen am Kopfe schwuren; S. 548 s. v. дзвін Nr. 2 über den ehemals in Drohobyč gepflogenen Brauch, gefallene Mädchen zu strafen. Zahlreich sind Anmerkungen über Aberglauben, z. B. Regenbogen s. v. веселиця S. 149, Nr. 1, über den Wechselbalg S. 209, von der Macht des Speichels, den bösen Geist zu vertreiben S. 210 s. v. відпекатися, über Zaubereien S. 211 f., über den Ursprung der Epilepsie S. 29 s. v. бити, über Mittel gegen Tollsucht S. 259, Nr. 16, von Ertrunkenen und Selbstmördern S. 259, von Mitteln gegen Fieber S. 299 s. v. вчепити, vom Hausgeist S. 375 s. v. годованець, von Hunger vertreibenden Steinen S. 404, Nr. 19, Mittel gegen Hagelschlag S. 442—443, über die Marter der ungetauften Kinder S. 569 u. m. a. Sehr interessant sind die Beschwörungsformeln z. B. gegen Schlangenbiß S. 307 s. v. гадина, S. 438 s. v. гостець, S. 454 бода-с із гробу руку виставив!, welches auf dem verbreiteten Glauben beruht, daß das Kind, welches die

Eltern schlug, die Hand aus dem Grabe steckt. Interessant ist die Redensart: в гіркий черен заплачеш S. 330. Franko erblickt darin einen Rest des Brauches, dem Leichnam in das Grab kleine, mit Thränen gefüllte Gefäßchen mitzugeben.

Weiter finden wir noch Sprüche, die mit Kinderspielen zusammenhängen, und der Herausgeber beschreibt solche in den beigefügten Anmerkungen, z. B. s. v. виїхати S. 172, Nr. 1, S. 351, Nr. 12, S. 425, Nr. 20. Aus dem Alltagsleben, so über Dreschen s. v. бити S. 31, Nr. 46.

Recht häufig sind sprichwörtliche Redensarten, die auf allgemein bekannten Märchen, Sagen, Anekdoten beruhen, und diese gaben dem Herausgeber Anlaß zu eingehenden Bemerkungen, obzwar nicht überall, wo wir es erwartet hätten. Vgl. s. v. баран S. 22, Nr. 2, s. v. біда S. 47, Nr. 142, S. 49, Nr. 167, S. 51, Nr. 200, s. v. Бог S. 78, Nr. 204, S. 86, Nr. 320, s. v. бути S. 131, Nr. 5, s. v. владика S. 232, Nr. 1, s. v. воловий S. 252, Nr. 1, s. v. воробець S. 257, Nr. 2: es gibt eine rumänische Sage vom hohen Alter des Sperlings, vgl. Revue des trad. pop. VIII, 102, s. v. вудвуд (Wiedehopf) S. 293, Nr. 2; S, 294, Nr. 15 »по вусах текло, в ротї сухо било« hätte bemerkt werden können, daß es eine allgemein verbreitete Schlußformel des Märchens ist; mit der bekannten Anekdote von dem Dummkopf, der aus dem Kürbis einen Hasen ausbrütete u. ä., hängt der Spruch »бодай вам гарбуз отелився« S. 321 zusammen; mit dem bekannten Schildbürgerstreiche von dem Messen des Brunnens u. ä. hängen die Sprüche »глїбоко на три гущули«, »глубоко на пять хлопа« S. 340 zusammen und Franko's Erklärung derselben ist kaum zutreffend; mit der alten Schulanekdote, die ich in der Zs. f. österr. Vk. XI, 158 ff. untersuchte, hängen zusammen die Sprüche »А дїдьчі граблї як луснули по чолї«, »Не ставай на граблї, бо дістанеш по чолї« S. 442. Der auf S. 415 angeführte Spruch »горівка-дїдьче насїнье« hängt gewiß mit der verbreiteten Sage zusammen, daß der Branntwein vom Teufel erfunden wurde.

Stellenweise treffen wir in den Sprichwörtern Spuren historischer Traditionen, so von den Tatareneinfällen S. 381, wie auch aus der neueren Lokalgeschichte, so schrieb sich tief in das Gedächtnis des Volkes die Tätigkeit eines allzu eifrigen böhmischen Beamten, Namens Hrdlička, ein, so daß sich sogar ein Fluch »Герлїчкова би тя неволя побила! S. 323 bildete.

Interessant ist eine S. 434 angeführte Charakteristik der slavischen Sprachen: Gott sprach zu Adam russisch, Adam zu Eva böhmisch, und der Teufel zu Eva polnisch, wo also, wie Dr. Franko es erklärt, die russische Sprache als klar, leicht verständlich, die böhmische als kurz und befehlerisch, die polnische als einschmeichelnd betrachtet wird. Übrigens ist als Ursprungsort dieses Sprichwortes Lemberg angegeben, und es wird kaum als echt volkstümlich angesehen werden können.

Wie unsere kurzen Bemerkungen zeigen, hat dieses Werk des Dr. Iw. Franko einen sehr großen Wert nicht bloß für die Sprichwörterkunde, sondern auch für Jeden, der sich mit volkskundlichen Studien überhaupt abgibt. Wir hegen den lebhaftesten Wunsch, daß es dem unermüdlich tätigen Herausgeber ermöglicht wird, das Werk in Bälde zu Ende zu führen.

G. Polívka.

Über die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der böhmischen Literaturgeschichte.

Stručné dějiny literatury české. Jako pomocnou knihu školám středním a ústavům učitelským sepsali Dr. Jaroslav Vlček a Dr. Emil Smetánka. Díl první: doba stará. V Praze 1905. C. K. školní knihosklad.

Přehled dějin literatury české s důležitějšími ukázkami. Pro obchodní akademie a ústavy příbuzné upravil Fr. Mejsnar. I. Doba stará, II. Doba střední. Hradec Králové 1905. Nákladem spisovatelovým.

Výbor z literatury české. Za čítanku pro vyšší třídy škol středních upravil Dr. Jan V. Novák. Díl I., doba staročeská. S. 10 ukázkami staročeských rukopisů. V Praze nákladem české grafické akc. společnosti »Unie« 1906.

Stručné dějiny literatury české sestavil Václav Staněk. V Olomouci 1906. Nákladem Prombergra.

Literatura česká devatenáctého století. Dílu třetího část první. Od K. H. Máchy ke K. Havlíčkovi. Napsali: Josef Hanuš, Jan Jakubec, Jan Kabelík, Jaroslav Kamper, Arne Novák, Josef Pekař, Zdeněk Tobolka, Jaroslav Vlček. V Praze 1905. Nákladem Jana Laichtera.

Die böhm. Literaturgeschichte befand sich mehrere Dezennien hindurch in Stagnation. Die Literarhistoriker waren durch den Handschriftenstreit so in Anspruch genommen, daß sie für ein Gebiet, welches außerhalb der Handschriftenfrage lag, keine Muße fanden. In einer solchen Zeit konnte natürlich kein größeres Werk entstehen. Mit Freuden können wir nun konstatieren, daß sich die Verhältnisse in den letzten Jahren wesentlich gebessert haben. Es sieht aus, als ob unsere Wissenschaft ihre Schleusen geöffnet hätte. In Strömen kommen kleine und große, belanglose und bedeutungsvolle Aufsätze zum Vorschein. Es fehlt aber auch nicht an monumentalen Werken; und ein solches liegt uns vor in dem 3. Bande der Literaturgeschichte des XIX. Jahrh.

Aber nicht nur für die höhere Wissenschaft wurde gesorgt. Man richtete auch das Augenmerk auf die Schule und suchte den Schülern womöglich gute Lehrbücher in die Hand zu geben. Das taten in letzter Zeit Vlček und Smetánka mit ihrem Grundriß der altböhm. Literatur, Mejsnar mit seiner Übersicht der altböhm. und mittelböhm. Literatur und in den allerletzten Tagen J. V. Novák mit seinem »Výbor z literatury staročeské«.

Das erstgenannte von diesen kleineren Werken besteht aus 3 Kapiteln. Das I. Kapitel umfaßt die geistigen Produkte seit den ältesten Zeiten bis zur ersten Hälfte des XIII. Jahrh. Das II. Kapitel (von Přemysl Ottokar II. — Johann v. Luxenburg, 1253—1346) und das III. Kapitel (von Karl IV. — Auftreten

Hussens, 1346—1409) zerfällt inhaltlich in folgende Abschnitte: 1) Epik, 2) Lyrik und Drama, 3) Tendenzpoesie, 4) Dalimil, 5) Prosa. Das III. Kapitel macht im 5. Abschnitt noch 4 Unterabteilungen: a) Unterhaltungsprosa, b) Geschichte und Reisebeschreibung, c) Erbauungsprosa, d) Rechtsprosa. Das Büchlein ist eine sehr willkommene Ergänzung zu dem in der 6. Gymnasialklasse benützten »Výbor z literatury české, doba stará« von Pelikán. Letzter enthält wohl Proben aus verschiedenen Denkmälern; die Proben sind aber nicht imstande, ein vollständiges Bild des Denkmales zu geben. Das Buch von Vlček und Smetánka ergänzt nun jenes von Pelikán, indem es den vollen Inhalt eines jeden Denkmales sehr ausführlich mitteilt. Wenn ein Denkmal Fragment ist, konstruieren die Verfasser den Inhalt mit Hilfe der Vorlage. Der Vorzug des Buches besteht darin, daß 1) der historische und im historischen der stoffliche Faden konsequent verfolgt wird, 2) daß es wegen des lebendigen und leicht faßlichen Stiles sowie wegen der außerordentlichen Klarheit und Übersichtlichkeit die Schüler fesseln muß, 3) daß es die Resultate der neuesten Forschung verwertet, 4) daß der geringe Preis von 40 h das Buch leicht zugänglich macht.

Ein ungleiches Seitenstück des besprochenen Buches ist ebenfalls ein Grundriß der böhm. Literatur u. zw. der alten und mittleren Zeitperiode von Fr. Mejsnar. Er besteht aus einer ganz kurzen literarhistorischen Übersicht und aus Textproben, die mit einigen Biographien untermischt sind. Die literarhistorische Übersicht ist leider etwas trocken, so daß sie kaum die Schüler anziehen dürfte. Ja ich befürchte noch mehr, daß nämlich das monotone Aufzählen der Dichter resp. ihrer Werke den Schülern das Studium der böhm. Literatur verleiden wird. Es ist wohl wahr, daß sich der Verfasser den Lehrplan einer Handelsschule und ähnlicher Fachschulen vor Augen halten mußte, der dem Lehrer der böhmischen Literatur nur eine geringe Zeit einräumt. Aber gerade deshalb, weil sich die Schüler an den Handelsschulen nur wenige Stunden in der Woche mit Literaturgeschichte beschäftigen können, muß sie ihnen so interessant als möglich vorgetragen werden. Das Buch hätte gewonnen, wenn die Biographien, die in den Text eingestreut sind, in die Übersicht gekommen wären. Auch hätte es nicht geschadet, wenn der Verfasser die Zahl der Biographien noch um einige vergrößert hätte (z. B. Jan Hasištejnský z Lobkovic, Řehoř Hrubý z Jelení, Václav Hájek z Libočan u. a.). Die Textproben sind glücklich gewählt, der Verfasser hätte aber zugunsten der literarhistorischen Übersicht so manches auslassen können.

Was die Einzelheiten betrifft, so ist meines Wissens Mejsnar der erste, der als Geburtsjahr Hussens das Jahr 1373 oder 1375 annimmt. Es scheint mir aber kein glücklicher Gedanke zu sein, das apodiktisch zu behaupten, was seine Quelle, Flajšhans, nur mutmaßlich ausgesprochen hat [1]).

Ich möchte übrigens die Jahreszahl 1369, die sich auf ein Zeugnis des Kodizillus gründet und sowohl von Palacký als auch von Tomek angenommen wurde, den mathematischen Kombinationen Flajšhans' vorziehen. Sonst ist

[1]) Mistr Jan řečený Hus z Husince, S. 15: S jistotou můžeme říci jen, že Hus se narodil mezi rokem 1364—1376, snad r. 1373 nebo 1375.

aber das Leben und Wirken Hussens von Mejsnar sehr hübsch beschrieben. Auch die Biographie Komensky's verdient Anerkennung.

Das 3. Schulbuch, eine altböhm. Anthologie von J. V. Novák, soll an Stelle des bisher in der 6. Gymnasialklasse benützten Buches von Pelikán treten. Ob es in der Lage sein wird, das letztere zu verdrängen, bleibt eine Frage der Zeit. Der Vorzug des Buches von Novák besteht in den sehr schönen Faksimilien (Anfang von Kosmas' Kronik, Štítný's »Řeči nedělní a sváteční«, Judaslegende, das Neuhauser Fragment der Alexandreis u. a. m.), die dem Buche beigefügt sind und die nicht nur den Forderungen des Anschauungsunterrichtes nachkommen, sondern auch auf die Schüler sehr anregend wirken dürften. In der Wahl der Texte weicht Novák sehr wenig von Pelikán ab. Auf S. 157—167 befindet sich ein Kommentar, der den Schülern die Lektüre der Texte erleichtern soll. Dafür ist aber das Wörterbuch beiweitem nicht so ausführlich wie bei Pelikán. Der Grundriß der altböhmischen Grammatik hat eine starke Einbuße erhalten. Wohl sagt der Verfasser etwas über die Entwicklung der böhmischen Sprache und über die altböhm. Orthographie (was bei Pelikán nicht vorhanden ist), dafür aber hat er die Lautlehre zu stiefmütterlich (auf $2^1/_2$ Seiten) behandelt. Ich bezweifle, daß sich ein Schüler wird daraus ein ungefähres Bild der altböhmischen Lautlehre machen können.

Was die Transskription der Texte betrifft, so bemühte sich der Verfasser, dem Original womöglich nahe zu kommen. Er verfiel aber dabei in das andere Extrem, indem er offenbare Schreibfehler des altböhm. Schreibers aufnahm (z. B. S. 16, V. 7: sirdce, V. 53: krrt). Auch die Konsequenz im Transskribieren des *v* mit *u* (v morzi : u moři) und des *w* mit *v* (w nyeczem : v něčem) halte ich für überflüssig, zumal es dadurch zu rhythmischen Störungen kommt (S. 16, V. 25, V. 27).

S. 16, V. 10 ff.: »Smyslem nemohu dosieci:
kdež sě člun u vodách plazí,
a kdež had po skalách lazí,
kdež orel vstúpi v oblaky;«

Hier ist nicht *plazí*, *lazí* (praes.), sondern *plazi*, *lazi* (aor.) anzunehmen. Der Dichter der Alexandreis kann mit seinem Geiste nicht erfassen: wo der Kahn auf dem Wasser *fuhr* (da das geteilte Wasser wieder zusammenkam), wo die Schlange auf dem Felsen *kroch* (da sie keine Spur zurückläßt). Im Falle einer präsent. Auffassung würde der Erkenntnis nichts im Wege stehen. Übrigens spricht auch *vstúpi* dafür, daß man *plazi*, *lazi* zu lesen hat, da sonst der Parallelismus gestört würde.

Nur der Vollständigkeit wegen erwähne ich noch ein 4. Buch literarhistorischen Inhaltes. »Stručné dějiny literatury české« von Václav Staněk umfassen die Zeitperiode ven den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart und sind alphabetisch geordnet. Durch die Anordnung hat es also eine Ähnlichkeit mit Brünner's Lexikon deutscher Dichter (bei Reklam erschienen), mit dem es aber einen Vergleich keineswegs aushält. Das Buch steht nicht auf

der Höhe der Zeit, da es nicht nur prinzipiell einen konservativen Standpunkt einnimmt, sondern auch die Resultate der neuesten Forschung mißachtet. Zu loben wäre höchstens das mit Fleiß gesammelte bibliographische Material.

Und nun kommen wir zur neuesten Errungenschaft der Literaturgeschichte. Einen Wendepunkt in der böhmischen Poesie bildet K. H. Mácha, der den Geist der byronischen Dichtung nach Böhmen verpflanzte und so die erstarrte böhmische Muse zu neuem Leben erweckte. Mit ihm setzt der 3. Band der »Literatura 19. století« ein und umfaßt auf nicht weniger als 720 Seiten eine verhältnismäßig kleine Zeitepoche, nämlich bis K. Havlíček, also kaum 2 Dezennien. Der große Umfang hat seinen Grund in 2 Tatsachen: 1) Die Redaktion hat einen Einwand Arne Novák's berücksichtigt, den er anläßlich der Rezension der ersten 2 Bände machte [1]. Novák führt dort als Grundmangel an, daß den ersten zwei Bänden (besonders aber dem ersten Bande) jene kulturelle und gesellschaftliche Atmosphäre abgehe, worin die moderne Literaturwissenschaft so gerne ihre Bilder einrahmt. Und er stellt gleich ein Programm auf, um dem Übel im nächsten Bande vorzubeugen: »Es wäre«, schreibt Novák, »nicht nur ein breites Zeitgemälde, sondern auch gesellschaftliche Kleinmalerei zweckmäßig gewesen, die Ausmalung jener Kleinstädte, jenes Prag, jener Familie, welche Ort und Gegenstand dem Roman und der dramatischen Produktion liehen«. Nun wurde Novák mit der Ausführung seines Programms betraut und er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen, indem er im Kap. V den kulturellen Hintergrund der böhmischen Novellistik in den 40er und 50er Jahren sehr scharfsinnig beschrieb. Novák versieht auch seine übrigen Abhandlungen mit kulturhistorischen Einleitungen und seine Kollegen Kabelík und Vlček beherzigten ebenfalls seine Worte. 2) Wenn wir die Forderung Novák's anerkennen und gegen die durch den 1. Grund (kulturhistorische Einlagen) verursachte Breite nichts einzuwenden haben, so können wir uns mit dem 2. Grunde der Breite, nämlich mit den häufigen überflüssigen Wiederholungen, nicht einverstanden erklären. Sie treten in der Partie über die böhmische Literatur in Mähren und in den Partien, die von zwei Gelehrten behandelt wurden (wie z. B. das Kapitel über Palacký und Havlíček) besonders kraß hervor. Da wäre es Sache der Redaktion gewesen, die Wiederholungen mit aller Energie hintanzuhalten.

Der Mangel an Symmetrie, der sich bereits in den ersten 2 Bänden geltend machte, ist auch hier vorhanden. Diesem Übel ist eben schwer dort abzuhelfen, wo so viele Mitarbeiter sind.

Das wären aber so ziemlich alle Mängel der Literaturgeschichte. Sie verschwinden ganz, wenn wir uns auf der anderen Seite die enormen Vorzüge vor Augen halten. Eine Masse von Material ist hier zusammengetragen und bis ins kleinste Detail verarbeitet worden. Es wird nicht vorkommen, daß wir irgend eine kulturelle oder literarische Erscheinung dieser Zeitperiode suchend, von der Literaturgeschichte im Stiche gelassen werden. Die Redaktion wußte jeden Gelehrten auf den richtigen Ort zu stellen. Fast alle Mit-

---

[1] Archiv für slav. Philologie XXVI, 451 f.

arbeiter haben über die von ihnen bearbeiteten Partien schon früher eingehende Studien gemacht. Der Erfolg konnte unter solchen Umständen nicht ausbleiben. Wie in den früheren Bänden so wird auch hier das Suchen durch ein sehr fleißig angelegtes Register erleichtert. 44 Abbildungen bilden eine schöne Zierde des Buches.

Im Kap. I schildert Kamper das traurige Leben Mácha's (4—19)[1]. Schon in seiner frühesten Jugend wirkte auf ihn die düstere Umgebung des Wohnhauses, eine altertümliche Kirche, eine nahe Todtenkammer und finstere Lauben (6). In seinen späteren Jahren war er Zeuge aller Hinrichtungen und häufiger Gast des Kirchhofes (10). Er liebte unglücklich und gelangte zum Ausspruche, er habe Ideale in Frauengestalt gesucht, habe aber Frauen in idealen Gestalten gefunden (12). Unter ganz ungewöhnlichen Umständen raffte den 26jährigen Dichter der Tod hinweg (19). Die literarischen Einflüsse, die auf Mácha wirkten, waren die deutschen Ritterromane, die romantische Märchenwelt und Goethe (6—7). Sein nationales Bewußtsein wurde gestärkt durch die Königinhofer Handschrift, durch die Dichtungen Kollár's, Čelakovský's, Hněvkovský's und Kamaryt's (7—8). Am stärksten war der Einfluß Byron's, den er aus den polnischen Romantikern kennen lernte (8—9). Kamper hätte vielleicht die Einflüsse, die nebst Byron auf Mácha wirkten, etwas mehr betonen sollen, wenigstens die böhmischen Dichter, von denen Kollár ganz entschieden Mácha's kleinere Gedichte beeinflußte. Im 2. Teile des I. Kapitels bespricht der Verfasser Mácha's »Máj« (21—28), indem er sowohl auf die Vorzüge (in der Komposition) als auch auf die Mängel (Armut in der Zahl des Reimes, Unklarheit in den Situationen) hinweist (22, 24), ferner die kleinen Gedichte Mácha's (28—30) und schließlich die Prosa (31—35).

Das nächste Kapitel »Jan Erazim Vocel jako básník« sowie 7 Abschnitte des III. Kapitels »Frant. Palacký v letech 1823—1848« stammt von dem geistreichen und modernen Literarhistoriker Arne Novák, der trotz seiner Jugend ein vorzüglicher Kenner nicht nur der böhmischen, sondern auch der deutschen Literaturgeschichte ist. Die Qualität seiner Arbeiten hat unter der immensen Produktivität, die er in letzter Zeit entfaltet, nicht zu leiden. Er allein füllt ungefähr den vierten Teil des dritten Bandes der Literaturgeschichte aus. Vocel's Biographie ist hier, abgesehen von der Biographie in Riegers Lexikon, zum erstenmale abgefaßt. Über die Novellen, die Vocel in deutscher Sprache verfaßte, und von denen die bedeutendsten »Der letzte Orebit« und »Der Krystallograph« von ihm selbst ins Böhmische übersetzt wurden, handelt Novák auf Seite 41—43. Strenge geht der Verfasser zu Gericht mit Vocels epischem Zyklus »Přemyslovci« (44—50), »Meča kalich« (50—54) und »Labyrint slávy« (54—61).

Ein großes, in Monographien zerstreutes Material verarbeitete Novák mit Geschick in Kapitel III, wo er über Palacký's Aufenthalt in Prag und seinen Verkehr in den vornehmsten Prager Kreisen (62—70), über seine ästhetischen und philosophischen Studien (70—78) berichtet. Palacký's Name ist

---

[1] Bedeutet die Seitenzahl.

mit der Geschichte der Gründung des Prager Museums enge verknüpft (83—86). Das Museum erfreute sich im Anfange keines besonderen Aufblühens. Palacký wies bei einem Besuche im Hause Sternberg am 20. Dezember 1825 auf die Ursache der Stagnation hin (86) und schlug zur Hebung des Museums die Herausgabe von zwei Zeitschriften, einer böhmischen und einer deutschen, vor (88). Er selbst entwarf ein Programm der herauszugebenden Zeitschriften, das bis heute erhalten ist. Durch dieses Programm bewies Palacký, daß er der fähigste Leiter der Zeitschriften wäre, und er wurde tatsächlich am 15./V. 1826 zum Redakteur beider Zeitschriften ernannt, welche Stellung er bis zum Jahre 1838 bekleidete (90—98).

Als Redakteur mußte Palacký häufig in die Sprachenfrage eingreifen und wurde so auf das Gebiet der Sprachwissenschaft geführt (98—104). Auch seine kritischen Arbeiten (109—111) hängen mit der Redaktionsstellung zusammen. Zu dem literarhistorischen Produkte »An- und Aussichten der böhmischen Literatur« (105—108) gab Kopitar den äußeren Anlaß. Daß Palacký ein Meister in der literarhistorischen Monographie war, zeigte er in seiner Studie »O pranostikách a kalendářích českých, zvláště v XVI století« (108). Mit der literarhistorischen Tätigkeit steht die herausgeberische im Zusammenhang (111—113). Sein organisatorisches Talent zeigte Palacký sowohl bei der Gründung der »Matice česká« (114—118), als auch bei der Reorganisation der »Učená společnost« und des Museums (118—121). Im letzten (achten) Abschnitte des III. Kapitels (121—130) behandelt Pekař Palacký's historische Vorbereitung und die Anfänge seiner historischen Tätigkeit.

Das IV. Kapitel »Rozvoj literatury české na Moravě do roku 1848« ist von dem vorzüglichen Kenner der böhmischen Literatur in Mähren, Jan Kabelík. Selbst ein Mährer, ging er mit Liebe und Hingebung an die Abfassung dieses Kapitels, das eine eingefügte Monographie ist. Den Mangel eines literarischen Zentrums bezeichnet Kabelík als Hauptgrund, daß sich die Literatur in Mähren nicht in dem Maße entwickelte wie in Böhmen (131—134). Sie reicht aber sehr weit zurück, denn schon um die Mitte des XVIII. Jahrh. befindet sich in Olmütz eine »societas incognitorum«, welche Auszüge aus gelehrten Büchern der verschiedensten Gattungen herausgab (142). Noch in das XVIII. Jahrh. gehört die Tätigkeit des Historikers Magdoald Ziegelbauers (142) und der Schriftsteller, welche sich mit Vaterlandskunde beschäftigten, wie Frýbeck, Monse, Piter, Habrich, Schwoy, Pilař, Moravec, Steinbach (142—146). Sehr wohltuend wirkten auf dem Gebiete der Volkslektüre Tomáš Fryčaj, Heřmann Agapit Galaš und Matěj Josef Sychra (147—154), ferner Alois Vojtěch Šembera (162—164) und Frant. Trnka (165). Letzterer nimmt nebst Vincenc Žák Interesse für sich in Anspruch wegen seiner separatistischen Bestrebungen (165—168). Wichtiger als die erwähnten Persönlichkeiten ist František Klácel (168—179), ein Augustiner, der bereits im 27. Lebensjahre Professor der Philosophie in Brünn war, wegen seiner freiheitlichen und patriotischen Bestrebungen vom Katheder entfernt wurde (170). Sein an Verleumdungen und Verfolgungen reiches Leben (171) beschloß er im J. 1882 in Amerika (172). Als Lyriker wandelt er in den Fußstapfen Klopstocks und Kollárs (172—174). Seine politischen und philosophischen Anschauungen ent-

halten »Jahůdky ze slovanských lesů« (175—176), »Ferina Lišák« (176—177) und »Bájky Bidpajovy« (177). Bedeutend ist Klácel auch auf dem Gebiete der Philosophie (178—179). Weit hinter Klácel steht Vincenc Furch (180) und der bekannte Sammler mährischer Volkslieder Frant. Sušil (181—188).

Die beiden nächsten Kapitel, wieder von Arne Novák, sind der böhmischen Novellistik gewidmet. Das erste von ihnen: »Životní a kulturní pozadí české novellistiky let čtyřicátých a padesátých (189—211), das ich bereits einmal erwähnte, bildet die Voraussetzung zu den Novellen von Rubeš, Hajniš und Filípek (212—233), welche Männer gemeinsam den »Paleček« herausgegeben haben (216—217).

Verhältnismäßig zu viel Raum wird von J. Hanuš im VII. Kap. Jan Pravoslav Koubek und im VIII. Kap. Václav Bolemír Nebeský gewidmet. Über beide hat Hanuš bereits einmal gehandelt, und zwar über Koubek in der »Česká Revue« 1904, über Nebeský in seinem Buche »Václav Bolemír Nebeský«, Prag 1896. Koubek (234—281) hat weder als Dichter noch als Gelehrter Bedeutung. Sein Verdienst besteht 1) in der Förderung des čechischen Polonophilentums, 2) in seiner Charakterfestigkeit, da er in der Zeit der ärgsten Reaktion dem Patriotismus, der Freiheitsliebe und den fortschrittlichen Bestrebungen treu blieb, 3) im Bahnbrechen der modernen, durch Mácha inspirierten Poesie (234—236). Eine gewisse Ähnlichkeit mit Koubek hat Nebeský (282—353). Er übertrifft ihn aber sowohl als Dichter wie auch als Gelehrter. Als Dichter kommt er hauptsächlich in Betracht mit seinem lyrisch-epischen Gedichte »Protichůdci«, wo er mit Mácha wetteifernd das Leben seiner eigenen Seele und ein Stück der Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt poetisch verkörpern will (301—305). Mit seinen literarhistorischen Arbeiten aller Art (hauptsächlich aber Abhandlungen über altböhm. Texte) füllte er die Hefte des Č.Č.M. (323—335, 342—346). Während seines Aufenthaltes in Wien (310—322) schickte Nebeský zahlreiche Briefe für »Květy« und »Česká Včela«, die den ersten Versuch des böhmischen Feuilletons bilden (316). Aus seiner Freundschaft mit Siegfried Kapper und David Kuh entwickelte sich die Bewegung des Czechojudentums (319—322). Das Jahr 1848 riß ihn auf die politische Laufbahn fort (335—337), aber nicht lange wandelte er auf ihr, denn schon im Februar 1849 habilitierte er sich als Dozent für griechische Literatur und Geschichte der böhmischen Poesie (338). Das größte Vertrauen wurde Nebeský bekundet, als man ihn zum Redakteur der Musealzeitschrift, zum Sekretär des Museums und der »Matice« sowie zum Kassier der Musealkassa wählte (338). In die letzte Periode seines Lebens fällt die Übersetzungstätigkeit aus dem Alt- und Neugriechischen, Spanischen und Finnischen (347—351). Sein Lebenswerk krönte er mit der »Geschichte des böhmischen Landesmuseums« (352).

Im Kapitel IX »Lyrika a didaktika v rukách epigonů« begegnen wir abermals Arne Novák. Er hat sich hier der ebenso undankbaren als schwierigen Aufgabe unterzogen, ganz vergessene Dichternamen an's Tageslicht hervorzuziehen und sie in objektiver Weise zu beleuchten. Hierher gehören: Jan Herzog, Jan Kocián, Václav Ráb, Frant. Turínský und Karel Symeon Macháček (357—363). Ferner handelt er über die Klostersentimentalität in

der Poesie der Anna Pedálová (364—366) und des Boleslav Jablonský (366—369). Die Bedeutung des letzteren liegt eigentlich in der philosophisch-didaktischen Gedichtsammlnng »Moudrost otcovská« (369—374). Interessant ist der Exkurs über die böhmische Fabel zur Zeit der Wiedergeburt und ihre Pflege durch Vincenc Zahradník (374—378). Ganz offen zeigt uns Novák, wie sich später die Reaktionäre Vinařický (378—388) und Štulc (388—390) der didaktischen Poesie zu Ausfällen gegen moderne, soziale, kulturelle und literarische Bestrebungen bedienten.

Ein schönes Gesamtbild der slovakischen Literatur der 30er und 40er Jahre befindet sich im Kap. X von dem durch seine Monographie »Dèjiny literatury slovenskej« wohl bekannten Jaroslav Vlček. Der Verfasser bespricht zuerst die literarischen Gesellschaften, aus denen die bedeutendsten Männer der Slovakei hervorgingen (391—397); unter den Gesellschaften erfreuten sich besonderen Namens die Preßburger mit der Zeitschrift »Hronka« (397—403) und die Leutschauer (Levoč) mit der »Jitřenka« (404—407). Der geistige Führer der Preßburger Gesellschaft war Ludevít Štúr (408—420) und nach dessen im Jahre 1838 erfolgten Abreise aus Preßburg nach Halle (432—435) Benjamin Pravoslav Červenák (421—422) und Miloslav Hurban (422—432). Štúr war als Mitglied der Preßburger Gesellschaft, die unter dem Einflusse Kollár's und Šafařik's stand (397), anfangs gegen die Trennung der slovakischen Sprache von der böhmischen. Als aber die Slovaken von der ungarischen Regierung gemaßregelt wurden, verband er sich um die Wende des Jahres 1842/43 mit der Gegenpartei, deren Führer Bernolák war (440) und gab so die Gemeinschaft mit Böhmen auf (439—446). Wenn auch Štúr unter seinen Jüngern Anklang fand (442—444), so erweckte er doch bedeutenden Widerspruch bei Kollár (446—448), Šafařík (448—451), Palkovič, Lanštják und Launer (451—452). Gegen ihre Ausfälle wurde Štúr verteidigt von Hurban (452—453) und Hodža (453—454). Die Leidenschaft des Kampfes beider Parteien legte sich, sobald es galt, gemeinsame slavische Interessen gegenüber den Magyaren zu vertreten. Ein Überbleibsel dieses Streites war die Versöhnung der protestantischen Slovaken mit den katholischen (455—456). Wichtig für das geistige Leben in der Slovakei sind die publizistischen Schöpfungen von Štúr (457—460) und Hurban (460—464). Dort konzentrierte sich die Tätigkeit der slovakischen Dichter: Ondřej Sládkovič (464—476), Samo Chalupka (477—481), Janko Král (481—484), Jan Botto (484—489) und der Novellisten, deren Hauptvertreter Jan Kalinčák ist (489—496).

Schwere Zeiten kamen über das Land Böhmen in den Jahren 1848 und 1849. Die Revolution brachte wohl einen Schimmer von Freiheit mit sich. Umsomehr empfand man aber die Reaktion, die noch im J. 1848 einsetzte. Diese Zeitperiode und ihren Einfluß auf die böhmische Literatur behandelt Tobolka in Kap. XI (502—537). Damals spielte nebst Palacký und Rieger Karel Havlíček eine hervorragende Rolle. Seine Biographie und politische Tätigkeit behandelt ebenfalls Tobolka in Kap. XII (539—670), seine dichterische Tätigkeit Jan Jakubec in Kap. XIII (670—720). Havlíček's Leben war nicht eintönig. Den ersten Seelenkonflikt hatte er im Prager Alumnat zu bestehen. Durch die Lektüre Lamennais machten sich bei ihm antihierarchische

Ansichten geltend (549), was die Ausschließung aus dem Seminar zur Folge hatte (550). Als er sich vergebens um eine Professur an einer Mittelschule umgesehen hatte, bereitete er sich zur Schriftstellerei vor (550—552). Damals wandte sich zufällig der Moskauer Professor Pogodin an Šafařík wegen eines čechischen Erziehers und Šafařík empfahl den jungen Havlíček (553). Sehr ausführlich beschreibt nun Tobolka Havlíček's Reise nach Rußland, seinen dortigen Aufenthalt und seine dortige Tätigkeit (553—577). Nach seiner Rückkehr aus Rußland war Havlíček Mitarbeiter der »Česká Včela«. Dort veröffentlichte er die Kritik von Tyl's »Poslední Čech«, die ihn mit einem Schlage berühmt machte (579—582). Sie war es, die ihm die Bahn zur Redaktion der »Česká Včela« und der »Pražské Noviny« ebnete (583—595). Als Politiker war er sowohl praktisch (596—598) als auch publizistisch tätig. Er ist der Begründer der ersten böhmischen unabhängigen Tageszeitung, der »Národní Noviny« (598—610). Als die »Národní Noviny« im Jänner 1850 von der reaktionären Regierung eingestellt wurden, gab er vom 8. Mai 1850 — 14. September 1851 in Kuttenberg zweimal wöchentlich seinen »Slovan« heraus, der in der Zeit der drückendsten Verhältnisse als einziges Organ offen und energisch seine Stimme gegen die Reaktion erhob (613—619). Natürlich konnte diese Zeitung auch keinen langen Bestand haben. Das wußte Havlíček recht wohl. Um für den Fall der Einstellung das Volk nicht ohne Lekture zu lassen, faßte er einzelne früher erschienene Kapitel aus den »Národní Noviny« und dem »Slovan« in Broschuren zusammen, die dann unter dem Titel »Duch Národních Novin« und »Epištoly Kutnohorské« erschienen (620—624).

Die politischen Grundsätze (624—649) brachten Havlíček in Konflikt mit der Regierung (649—652). Er wurde fortwährend zu Gericht zitiert; trotzdem er immer freigesprochen werden mußte und trotzdem sich die öffentliche Meinung für ihn aussprach, wurde er doch am 16. Dezember 1851 nach Brixen deportiert (656). Seine literarische Tätigkeit in Brixen bedeutet nicht viel, denn er konnte sich zu keinem größeren Werke entschließen. Seinem Leiden in Brixen (664—668) wurde erst ein Ende bereitet, als man ihm im J. 1855 die Erlaubnis erteilte, in seine Heimat zurückzukehren. Nicht lange war es ihm vergönnt, sich des Lebens in der Heimat zu erfreuen, denn schon im J. 1856 erlag er einer Lungentuberkulose (668).

Was Havlíček's dichterische Tätigkeit betrifft, so liegt seine Bedeutung hauptsächich auf dem Gebiete des Epigramms (677—685). Der Verfasser dieses Schlußkapitels, Jan Jakubec, nennt ihn ebenso den Typus des böhmischen Witzes, wie Voltaire des französischen und Heine des jüdisch-deutschen Witzes (678). Seine politischen Parodien wurden deshalb populär, weil er sie den Volksliedermelodien anpaßte (698—699). Havlíček's größtes poetisches Werk ist das rationalistisch-philosophische Gedicht »Křest sv. Vladimíra« (700—704). Die Geschichte seiner Deportation nach Brixen mit satirischen Ausfällen auf die Politik Bach's enthalten die »Tyrolské Elegie« (706—709). Zu erwähnen wären noch die Gedichte »Král Lavra« (709—711), »Život věčný« und »Hrob« (711). Mit einer allgemeinen Charakteristik von Havlíček's Poesie (712—720) findet dieser Teil der Literaturgeschichte seinen Abschluß.

Oskar Donath.

И. И. Замотинъ: 1) Романтизмъ двадцатыхъ годовъ XIX столѣтія въ русской литературѣ. Варшава 1903. 8°. VIII, 377; XXVI. — 2) Литературныя эпохи XIX-го столѣтія. Очерки по исторіи русской литературы I—VI. Варшава 1906. 8°. II, 123.

Diese beiden Schriften Zamotins bilden ein zusammenhängendes Ganze. Die letztere führt das Thema »Die Romantik der 20er Jahre des XIX. Jhs. in der russischen Literatur« bis in seine weitesten Folgerungen fort und wiederholt für ein breiteres Publikum das bereits in der ersteren Dargelegte. Daher dürfte es an diesem Orte nicht überflüssig erscheinen, das Versäumte nachzuholen und auch über das schon vor drei Jahren erschienene erste Werk des Verfassers kurz zu berichten.

I.

Unter Romantik versteht der Verf. erstens jene literarische und soziale Entwicklung Europas, die um die Wende des XVIII. und XIX. Jhs. vor sich ging. Eine andere Bedeutung habe diese Bezeichnung nach Bjelinski, wenn man sie im Allgemeinen auf alle Zeiten anwendet und darunter ein bestimmtes Innenleben der Seele und des Herzens, gewisse idealistische Motive der Form versteht. Zamotins Auffassung deckt sich also durchaus nicht mit der deutschen Bezeichnung Romantische Schule, denn in den Rahmen der russischen Romantik fällt die ganze deutsche Literatur, die nach Gottsched mit dem Pseudoklassizismus, der dank dem französischen Einfluß auch in Rußland herrschte, zerfiel und ihre eigenen Wege ging, also die ganze Epoche von Klopstock und Lessing bis Goethe und Schiller. Es wäre nicht überflüssig gewesen, wenn dies der Verf. der Klarheit wegen konstatiert hätte, da man im Westen mit der Romantik speziell andere Vorstellungen verknüpft. Und aus der Geschichte der russ. Romantik sieht man auch, daß der Begriff durchaus schwankend war. Die Gegner derselben beschrieben sie im Sinne Heines oder legten den Finger auf das Verworrene, Verzerrte, Sturmunddrangartige an ihr. Erst nach vielen Kämpfen und Mißverständnissen gelangt Nadeždin zu einer Erkenntnis von einer neuen Poesie, die er durchaus nicht romantisch nennen will, die aber von der berühmten Schlegelschen Definition der Romantik nicht wesentlich abweicht.

Zamotins Verdienst besteht hauptsächlich darin, daß er die russischen Journale der 20er Jahre heranzog und so eine eingehende Geschichte der Aufnahme fremder, meist deutscher romantischer Einflüsse geben konnte. Es handelt sich in seiner umfangreichen Studie um die Erschöpfung dieser Quellen und daher ist hier mehr von der romantischen Theorie als der Dichtung jener Zeit die Rede. Zufällig beschäftigte sich gleichzeitig mit demselben Material auch N. Kozmin im Журн. мин. нар. просв. 1903 Januar-März-Heft, aber dieser gibt bloß Auszüge, ohne jede Gliederung nach inneren Momenten, ohne jeden Versuch, eine Entwicklung im ganzen aufzuweisen. Eines scheint mir aber auch Zamotin außer acht gelassen zu haben, er beschäftigt sich nicht genug mit der Geschichte der Formen, der Metrik und des Stils, ein Kapitel, das in der Romantik eine wichtige Rolle spielt. Die Bemerkungen hierüber unterlaufen

nur episodenhaft, besonders hätte im Anschluß an die Schlegelsche Theorie nach Goethes Wilhelm Meister, von dem gelegentlich gesprochen wird, die Form des russischen Romans, der zu dieser Zeit entstand, erörtert werden können. Vielleicht widersprach einer solchen Beschäftigung die stramm gegliederte Komposition des ganzen Werkes, das in geradezu dramatischer Geschlossenheit die Schicksale der russischen Romantik vorführen will. Demnach behandelt Kap. I die Vorboten der Romantik im XVIII. Jh. zur Zeit Katharina II. — Kap. II. Deutsche romantische Einflüsse. — Kap. III. Französische Einflüsse. — Kap. IV. Zwiespalt zwischen Romantikern und Klassizisten. Kap. V. Krisis und Ausweg. — Nicht so lebhaft ist der Stil des Verf., er spricht breit und behaglich, wiederholt und punktiert gerne.

Uns interessieren die deutschen Einflüsse. Sie sind zwar bereits bisher oft von Zamotins Vorgängern berührt worden, sehr viel hat diesbezüglich Pypin geleistet, aber mit dieser Gründlichkeit wie Zamotin ging noch niemand zu Werke.

Zunächst sind es Ossian und Shakespeare, die den Weg über Deutschland nach Rußland nahmen. Die Poesie Batjuškovs und Deržavins ist getränkt mit ossianischen Stimmungen. Karamzin schreibt über Shakespeare nach Lessing. In der Zeitschrift Korifej (1802—1807) wird der Name Goethes und Schillers noch unsicher herangezogen.

Wichtiger war für den Anfang die Theorie Herders. Nach ihm spricht Deržavin von einer Poesie aller Völker und nicht nur von jener der Griechen und Römer (S. 65). In der Zs. Lyzeum (J. 1806) wird ein Bruchstück aus Lessings Laokoon mitgeteilt. Und im Jahre 1809 erschien von Žukovskij eine Abhandlung über den moralischen Gewinn von der Poesie nach Schillers ästhetischen Briefen. Ferner bedient man sich der Vorschule Jean Pauls und des Werkes der Frau v. Staël.

Mit der eigentlichen romantischen Doktrine wird das russische Publikum erst durch die Zs. der 20er Jahre bekannt gemacht. Mnemosyne (1824—1825) popularisiert die Philosophie Schellings und Okens, liefert Aufsätze über die Naturphilosophie, über Kant, bringt Aphorismen. Im Jahre 1825 erscheint von J. Galič ein Grundriß der schönen Wissenschaften, worin die deutsche Romantik in kurzer Fassung zum Worte gelangt. Der Verf. hörte nämlich im Ausland Schelling, Schlegel und kennt die Handbücher von Bouterwek, Ast und Bachmann. Poetische Universalität und universeller Eklektizismus, die nach Ševyrevs Meinung die Grundzüge deutschen Wesens sind, spielen hier als Schlagworte eine Rolle gegenüber dem regelmäßigen, engherzigen Pseudoklassizismus. In einem anderen Werke: »Geschichte der philosophischen Systeme« legt Galič Schellings System des transzendentalen Idealismus aus, was jetzt nach 25 Jahren in Rußland noch immer von starker Wirkung ist. Besonders fruchtbar erwies sich 1. der Gedanke von der Freiheit des künstlerischen Schaffens, als Ausdruck der höchsten moralischen Kraft und 2. der Gedanke von dem göttlichen Wesen dieses Schaffens. In dieser Idee fand Puškins reine Kunst ihre philosophische Begründung.

Das Zentralorgan der deutschen Romantik in Rußland war die Zs. Moskovskij Věstnik (1827—1830). Dem Herausgeber P. Pogodin imponierte die

deutsche Allseitigkeit sehr. In seinem Journal wird viel Goethe übersetzt (Aus Faust, Wilhelm Meister, Goetz von Berlichingen). Aus ihm lernt Pogodin den richtigen Klassizismus vom Pseudoklassizismus unterscheiden. Auch aus Schiller (Wallenstein; Maria Stuart), Tieck und Hofmann, und den theoretischen Schriften Schlegels wird hier übersetzt. Besprochen werden Herders Ideen und die Werke Goethes. Ševyrjevs Erklärung der Helena in Faust hat Goethes Beifall gefunden. (Abgedr. hier aus Mosk. Věstnik 1828. IX., S. 132).

Interessant ist die Stellungnahme der russischen Kritik gegenüber der Romantik. N. Nadeždin will sie nur für das Mittelalter gelten lassen, und eine Wiederbelebung der mittelalterlichen Poesie sei ebenso Pseudoromantik, wie die Nachahmung der antiken Welt Pseudoklassizismus ist. Sein Gegner im Mosk. Věstn. glaubt hingegen, daß auch die neuere Poesie Byrons und Goethes eine romantische genannt werden könne, sie sei weder Pseudoromantik noch Blüte der Romantik, sondern eher ihr Abschluß(!). Gegensätze bilden überhaupt nicht mehr klassisch und romantisch, sondern innerhalb der neuen Dichtung idealistisch und realistisch. (Nach A. W. Schlegels Berliner Vorlesungen). Klassizismus und Romantik seien keine begrifflichen, sondern historische Gegensätze; woraus ein wichtiger Schluß für die praktische Anwendung derselben folgte: man studiere daher die klassische Literatur unmittelbar und nicht durch die Brillen der Pseudoklassiker. — Mit der romantischen Poetik faßt auch die Form des Romans festen Boden.

Die konservativen Elemente versammelte um sich der Věstnik Evropy, ein Journal von größter kultureller Bedeutung für Rußland, das heute liberale Tendenzen vertritt. Man nahm hier die solide klassische Bildung gegen die grüne Freiheit der Romantiker in Schutz und verwies mit Vorliebe auf die klassische Literatur Frankreichs; man sah gerne in den Theorien der Romantiker das Dunkle, Ungereimte und erlaubte sich Ausfälle auf die abstrakte, verschrobene deutsche Philosophie.

Charakteristisch ist der versöhnliche Ausgang des ganzen Streites. Der Mann der Situation war der erwähnte junge Kritiker, der zu beiden Lagern Beziehungen hatte und dessen Bildung ebenso klassisch als seine Gesinnung romantisch war — gemeint ist N. Nadeždin. In seiner Dissertation De origine, natura et fatis poeseos, quae Romantica audit M. 1830 rechnet er mit beiden Schulen ab und öffnet den Ausblick auf eine neue Poesie. Nach einer geschichtlichen Einleitung sucht er die Romantiker aus ihren Grundsätzen selbst zu widerlegen. Natürlich greift er da die Auswüchse und Extremitäten der Schule an und hält ihnen die reine romantische Doktrine vor. Er billigt die freie Phantasie, die Begeisterung, die Natürlichkeit, erklärt sich ebenfalls für das Prinzip Kunst für Kunst und die Anerkennung der gesetzgebenden Genialität, da diese mit den ewigen Gesetzen der Natur immer übereinstimme. Daß man gegen diese Grundsätze gesündigt habe, daran seien oft große auswärtige Vorbilder schuld, besonders Byrons Naturalismus habe viele zur Übertreibung verleitet. Byron habe aus der lächelnden Charitin der Poesie eine starre Meduse gemacht, doch sei er aus seinem Milieu verständlich — was aber entschuldige seine Nachahmer? Und schließlich kommt N. zum Begriff der neuen Poesie: »Es scheint, daß uns (Russen) die Natur selbst zur Lösung der großen

Aufgabe bestimmt hat — den polaren Gegensatz, der durch jene (Richtungen, Klassizismus und Romantik) entstand, in einer mittleren Vereinigung aufzulösen, und zwar nicht durch mechanisches Zusammenschließen, sondern durch eine innere dynamische Angliederung, durch ein Verwachsen, so daß alle dunklen Widersprüche, aus denen schwere Verirrungen drohten, aufgehoben würden, und der helle Tag des Friedens, der Ruhe und der Harmonie triumphire.« Das habe auch schon der große Genius Schillers vorausgeahnt, seine Braut von Messina sei ein Präludium dieser Vereinigung. Auch Goethe möge den Russen als aneiferndes Vorbild dienen, denn seine Iphigenie sei ein lebendiges Beispiel, wie voll des antiken Geistes er war und wie meisterhaft wieder er durch ihn seine Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen wußte. — Und nun verlangt Nadeždin, daß sich die neue Poesie im russischen Geiste vollziehen möge.

Bescheidener schrieb Rotčev in der klassizistischen Zs. *Athenaeum*. Er beschäftigte sich mit dem gegenseitigen Verhältnis von klassisch und romantisch und macht über Schillers Tragödien vortreffliche Bemerkungen. Die Braut von Messina sei eine gezwungene Vereinigung klassischer und romantischer Formen, während Wilhelm Tell auch den Geist dieser Vereinigung repräsentiere. Das Kolorit, das Plastische, der Stil, die Komposition sei hier klassisch, die Freiheitsidee, der Idealismus romantisch. — Zamotin konstatiert angesichts solcher Bestimmungen ein Schwanken der Zs. zwischen beiden Strömungen, was ich nicht einsehe, da man die Ausführungen Rotčevs auch heute gelten lassen kann. —

Nach dem Jahre 1830 tritt plötzlich ein Stillstand ein, die meisten Zeitschriften gehen ein. Nadeždin gründet eine eigene, den Teleskop, und behandelt die Romantik als einen überwundenen Standpunkt. Er entwirft allmählich sein Programm der neuen Poesie. Sein oberster Grundsatz ist nun die Wahrheit, und Gegenstand der Poesie ist das ganze grenzenlose Leben. Er verlangt die Vereinigung der Künste mit der Poesie, wie das bereits die deutsche Romantik tat. Die gegenwärtige Poesie müsse aber besonders eine künstlerische Verwirklichung des nationalen Lebens und Geistes sein. Jetzt spricht bereits Hegels Philosophie mit und auch die nationale Bewegung vom Jahre 1812 her wird mit Verständnis gewürdigt. Die gewünschte Poesie des »nationalen Lebens« ist inzwischen bereits entstanden. Bjelinski bespricht im Teleskop — die Erzählungen Gogols. Er übernimmt hier die Idee seines großen Lehrers und entdeckt die neue Poesie in concreto.

Von da an ist die deutsche Poesie abgetan, man vergißt sie und wagt es, selbst Goethe in Heines Weise zu bemängeln. Man ironisiert die engromantischen Manieren Hoffmanns. Nur vor der deutschen Universalität hat man noch Respekt. Auch V. Hugo wird hierin bewundert. Unter Hegels Einfluß gewinnt Bjelinski die oben erwähnte Definition der Romantik »als einer inneren Welt der menschlichen Seele, als ein geheimnisvolles Leben des Herzens«, einer Poesie, die überall und zu allen Zeiten möglich ist, wenn, nach Hegel, die Idee über den Stoff Oberhand gewinnt. So schließt, wie Zamotin bemerkt, die russische Romantik unter demselben Einflusse, unter welchem sie entstanden ist — unter dem deutschen.

Vergleicht man die russische Romantik mit der deutschen bezüglich ihres Verlaufes, so ergibt sich ein Unterschied. Das, was in Deutschland allmählich und stufenweise — Sturm und Drang, Klassizismus, Romantik — hervorgebracht wurde, dringt in Rußland auf einmal ein. Daher ist die Geschichte der Romantik hier komplizierter und verworrener. Ihre Entwicklung nimmt hier einen entgegengesetzten Gang gegenüber der deutschen, was in der Natur jeder Nachahmung liegt; wie bei einer Kunstblume entsteht da erst der bunte Kelch, aus den mannigfaltigsten und exotischesten Farben der Originale zusammengesetzt, die Manierirtheit herrscht in der Form wie in der Theorie. Allmählich bekommt diese Blume eine natürliche Form, sie setzt Blätter und Wurzel an, es folgen Erörterungen über die wesentlichen Bestandteile der romantischen Doktrine. Dann verwirft man sie, denn man gewann durch Studium und Kämpfe die Einsicht, daß für die gewünschte Pflanze der Samen auf eigenem Boden gesät werden muß. Der Prozeß ist also ein umgekehrter, allmählich dringt man von oben in den Kern der Sache ein; die russische romantische Doktrine verläuft in einer Analyse eines gegebenen Phänomens, die deutsche ist die Synthese desselben gewesen. Und so gleicht wirklich diese Periode einem krausköpfigen, ungestümen Jungen, wie sie Bjelinski nennt; wir sehen nun aus Zamotins Darstellung, daß diesem Jungen die phantastische Fabel, welche er aufgenommen, allmählich klar wird, er versteht ihren Sinn und gewahrt plötzlich sein großes und weites Ziel. Nadeždins neue Poesie ist dieses Ziel, seine Theorie das Fluidum, zu welchem man durch Analyse gelangte. Dieser retrospektive Charakter des Gegenstandes kommt bei Zamotin nicht recht zum Ausdruck, wie wir gesehen, baut er seine Darstellung ganz synthetisch auf; um ungestört zum Ziele zu kommen, muß er daher hie und da Verschiebungen und gezwungene Erklärungen machen, die bei einem näheren Eingehen auf das Detail seines Werkes erst hervortreten würden.

Noch ein Zug ist für die russische Romantik der 20er Jahre charakteristisch. Sie ist mehr negativer Art als die deutsche, der Kampf gegen das Alte ist heftiger als die Arbeit für das Neue. Diese beginnt erst mit Bjelinski, mit dem die Romantik schon überwunden ist. Auffallend und aus dem Ganzen recht verständlich ist auch der Umstand, daß die Dichter dieser Zeit, besonders aber Puškin sich wenig mit der Theorie abgeben. Für sie lag das Romantische sozusagen in der Luft, sie gaben es fast unbewußt wieder.

II.

In seiner zweiten Schrift zieht der Verf. die Konsequenzen der Romantik für die russische Literatur. Er will ihre Grundzüge im XIX. Jh. auf ursprünglich romantische Embryen zurückführen. Seine Studie ist also eine skizzenhafte Biologie der romantischen Ideen im XIX. Jh. Man könnte seine Ausführungen durch Einwürfe anderer Art ebensosehr unterstützen als entkräften, besonders wenn man seinen Ideen soziale und persönliche Motive an die Seite stellen würde.

Der Verf. unterscheidet drei Hauptmomente in der Geschichte der neuen russischen Literatur: die Romantik — den Realismus — den Naturalismus und schließlich die heutige Reaktion gegen letzteren. Und alle diese

Strömungen sind latent in der Romantik enthalten, sie ist ihm ein Knäuel von Fäden, die sich im XIX. Jh. abwickeln und ganze Richtungen abgeben (S. 4). Besonders heute sei es notwendig, das Gedächtnis der Romantik neuzubeleben, weil ihr Idealismus der heutigen Literatur nur frommen könne.

Der Realismus entwickele sich aus der Romantik, weil in deren Individualismus seine Wurzel liegt: die Anerkennung des eigenen Ichs bringt auch die Würdigung alles dessen mit sich, was den Menschen berührt, und die romantische Poetik erlaubt wieder die größte Freiheit im künstlerischen Schaffen, somit auch die Beschreibung des alltäglichen Lebens — den Realismus. Er bildet sich erst in Frankreich aus (Balsac, George Sand), gelangt über Deutschland — Jungdeutschland — in den 40 Jahren nach Rußland. Die Utilitarität löst hier die deutsche metaphysische Philosophie ab. Ein weiterer Faktor des Realismus ist der romantische Nationalismus. Die typ. Vertreter sind: Turgenjev, Gončarov, Ostrovskij, Dostojevskij und Tolstoj. Merkwürdig, daß Gogol fehlt, denn gerade seine Dorfgeschichten — wie die Auerbachs in Deutschland — übten großen Einfluß auf die Zeitgenossen, ja sie sind es gerade, die den realistischen Sinn, die scharfe Beobachtung für das kleinliche Alltägliche weckten.

Den Naturalismus faßt Zamotin als eine weitere Entwickelungsstufe des Realismus auf. Er nimmt seinen Ausgangspunkt in Frankreich mit Zola und Maupassant, dringt nach Deutschland und schafft allmählich eine pessimistische allgemein europäische Stimmung. In Rußland findet er fruchtbaren Boden in den eigentümlichen Verhältnissen einer deprimierten Gesellschaft, eines geknechteten Volkes. Čechov und Boborykin sind die typischen Vertreter, der eine zeichnete Gestalten von hamletischen, neurasthenischen Anlagen, der andere Hochstapler, Aventuristen, Lebemänner. Diese Literatur entsteht in den Jahren 70—90.

Interessant ist das Resümee des Verfassers. Diese drei Phasen der russ. Literatur bezeichnet er durch drei homogene Schlagworte: die Romantik nennt er Selbsterhebung, den Realismus Selbstanalyse, den Naturalismus Selbsterniedrigung. Alle diese Momente seien Erscheinungsfolgen des romantischen Idealismus einerseits und des Realismus andererseits. In der Synthese dieser beiden Pole unserer seelischen Magnetlinie sieht der Verf. das Ideal der zukünftigen Kunst. Er fühlt bereits, wie in Europa und Rußland immer stärker der Puls des Lebens schlage, wie überall der Sinn zur Wahrung der realen und idealen Weltanschauung zunehme, man beschäftige sich bereits intensiver mit den Problemen des Idealismus.

Die übrigen Kapitel bauen diesen skizzenhaften Grundriß aus; der Verf. beschäftigt sich eingehend mit der Entwicklung der Romantik. Das zweite Kapitel weist jene Elemente auf, die zur Zeit Katharina II. aufkeimten und die Romantik vorahnen lassen. Natürlich geschieht in dem Nachspüren des Verf. nach den ersten Ansätzen neuer romantischer Tendenzen zur Zeit der Aufklärung mancher Mißgriff. Es ist ja richtig z. B., daß Katarina II. bereits Volkslieder in ihre Operetten aufnahm, daß sie historische Schauspiele nach Shakespeare verfertigte, aber ihr eigenes Verhältnis zu diesen Neuerungen kann durchaus nicht im Sinne der späteren Romantik gedeutet werden. Sie

sah im Volksliede nicht das poetische, natürlichschöne, sondern das komische, drollige Element — sie war auch hier Aufklärerin. In den historischen Dramen, in denen vom historischen Milieu keine Spur zu finden ist, philosophieren die altrussischen Fürsten über Volksbeglückung u. dgl.; und die Technik Shakespeares wurde nur darum angewendet, weil dies Ausstattungsstücke waren, in denen der Szenenwechsel an und für sich notwendig erscheint. Außer dem Szenenwechsel ist hier eben nichts nach Shakespeare. Diesen unromantischen Charakter Katarinas hat der Verf. nicht gefühlt.

Im III. Kapitel beschäftigt sich der Verf. mit dem Vordringen des Individualismus und Idealismus in Europa. Die Ausführungen schließen hier an Brandes Hauptströmungen an. In seinem Sinne wird »Werther«, »Die Räuber«, Chateaubriands »René« und die englische Romantik herangezogen. Charakteristisch für diese Bewegung sei 1. die Persönlichkeit, 2. der Idealismus, 3. die Sehnsucht nach der ursprünglichen Natur.

Diese Strömung dringt nach Rußland unter Kaiser Alexander I. (Kap. IV.) Eine Skizze der russischen Gesellschaft ist hier nach Pypins Monographie entworfen. Die russische Poesie erobert jetzt neue Gebiete: den Orient, das Altertum, die Volkspoesie, die Religion, die Wissenschaft und Psychologie.

Hübsch und selbständig ausgearbeitet ist das Kapitel über die romantischen Elemente in der Poesie Žukovskijs, Puškins und Gogols (Kap. V). Zamotin las mit wahrem Verständnis ihre Werke und zeigt ihre romantische Weltanschauung, ihr romantisches Verhältnis zu Kunst und Religion, ihre Ansichten über persönliche und soziale Glückseligkeit. Besonders gut fühlt man Vorstudien des Verf. zu diesem Kapitel heraus, wo er über die »blaue Blume« in Žukovskijs Poesie und Leben spricht, wo er den Idealismus an Puškins Tatjana aufweist.

Das letzte Kapitel bringt in gedrängter Form die Ergebnisse des obigen ausführlichen Werkes über die Romantik der zwanziger Jahre. Zum Schlusse dieses Kapitels gibt der Verf. in seiner soliden Weise noch einmal eine systematische Übersicht der Hauptmomente der romantischen Theorie. Er macht besonders auf die Punkte Eigentümlichkeit und Nationalität aufmerksam, denn beide seien für die moderne Poesie von grundlegender Bedeutung. Zu diesen Prinzipien werde die russische Literatur immer und immer zurückkehren müssen, im reichen Schatze der Volkspoesie werde sie immer neue Anregungen und Motive finden (S. 00).

Auf diese Weise wiederholt eigentlich Zamotin das Programm Nadeždins, der ebenfalls einen mittleren Weg — wie hier der Verf. zwischen Idealismus und Realismus — einschlug, um zur nationalen Kunst als dem höchsten Ideal zu gelangen.

Doch diesmal bedarf dasselbe Programm doch einer näheren Ausführung, denn wir sehen, daß trotz dem nationalen Postulat Zamotins gerade jene russischen Schriftsteller zu Hause wie in der ganzen Welt den größten Wert haben, die am wenigsten national und am meisten rein menschlich fühlen und schreiben, die zu den »Denkmälern der Volkspoesie« (S. 153) in gar keiner Tradition stehen (Gorkij und Tolstoj). Und so fasse ich die Denkweise Zamotins als eine symptomatische Erscheinung auf. Es ist hier wieder der

Ruf nach ursprünglicher Schlichtheit, nach der Volkspoesie laut geworden, der jener romantischen Sehnsucht nach der Natur gleicht, und der ebenso wie jene nach einer hochentwickelten literarischen Epoche kam, nach großer Anspannung der geistigen Kräfte eintritt. Die Romantiker sprachen aber dabei zugleich von einer Poesie in zweiter Potenz, sie wollten die traditionellen Elemente im Sinne des zeitgemäßen Geschmackes ästhetisch gehoben und neubelebt wissen. Vielleicht denkt auch Zamotin ähnlich? —

Seine Arbeit verdient seitens der ausländischen Literatur das größte Interesse, denn sie unternahm es, jenen allgemeinen Kreislauf von Ideen aufzudecken, der zwischen Europa und Rußland besteht und dem eine so seltsame, originelle und große Literatur entsprungen ist, daß der Uneingeweihte ohne solche historischen Nachweise kaum ihren genetischen Zusammenhang mit den westeuropäischen Literaturen ahnt.

Zagreb. Dr. *D. Prohaska.*

Bartolomeo Mitrović, Studi sulla letteratura serbo-croata. Firenze. Bernardo Seeber libraio-editore. 1903. 8°. S. 118.

Obwohl die Italiener sehr oft an den Beispielen der Franzosen und Deutschen Anlaß fanden, ihre Augen den reichen Produkten der neueren russischen und polnischen Literatur zuzuwenden, gebührt doch der Verdienst, beim lesenden Publikum das Interesse für diese zwei slavische Literaturen erweckt zu haben, in erster Linie ihnen selbst. Mit der serbokroatischen Literatur dagegen steht die Sache ganz anders. Soll diese über die Grenze des eigenen Bodens heraustreten, so finden sich gleich bei den Kroaten und Serben Männer, die bereit sind, den Italienern vor allen, im Kleide ihrer Sprache die Früchte der eigenen Literatur zugänglich zu machen. So stand die Sache vor Dezennien, so steht sie auch heutzutage und dementsprechend steht die Erscheinung eines Giovanni de Rubertis, der manche Gedichte des Medo Pucić ins Italienische übersetzte, vereinzelt da.

Vielleicht mehr als das Interesse der Italiener für die serbokroatische Literatur gab der Zustand am italienischen Hofe den Kroaten und Serben Anlaß, in den letzten Jahren an eine intensivere Verbreitung der Kenntnisse ihrer Literatur in Italien zu denken. Tatsächlich kann man sich überzeugen, daß die Arbeit nicht ohne Erfolg blieb. Die seit dem Jahre 1903 in Florenz erscheinende belletristische Zeitschrift »Nuova rassegna« schöpft das Material für die Abteilung »Letterature straniere« zumeist aus unserer Literatur: das Verdienst dafür gebührt zuerst dem Autor der hier zur Sprache kommenden Schrift, nämlich dem Spalatiner Prof. Bartolomeo Mitrović.

Das Buch Mitrovićs ist bekanntlich nicht die erste italienisch geschriebene Geschichte der serbokroatischen Literatur, aber bezüglich der Tendenz ist es wohl von den Notizie Appendinis und der Storia della letteratura slava von Lucianović zu unterscheiden, da sie bestimmt ist, die Italiener selbst in eine ganz

fremde Literatur einzuführen. Ein schönes Prinzip, das aber zur vollen Durchführung nicht gelangte. Es darf zuerst der Titel des Buches »Studi« nicht zu dem Gedanken führen, daß es sich hier um ein Bild der ganzen Literatur handelt. Nein, bloß die Stellung, die der Verfasser gegenüber dem Ganzen einnimmt, ist damit bezeichnet. Er wollte sich in der Behandlung des Stoffes frei bewegen und sich nach Belieben bei einer Partie mehr, bei der anderen weniger aufhalten. So entstand auch die Einteilung des Stoffes in folgende drei Teile: 1. Bild der serbokroatischen Literatur. 2. Montenegro in der serbokroatischen Literaturgeschichte. 3. Über die serbokroatischen Volkslieder. Wenn man auf den Umfang eines jeden von diesen Hauptteilen Rücksicht nimmt, wird man sehen, daß dieselben in Bezug auf die Behandlung des Stoffes von einander verschieden sind und, wenn man das ganze Buch durchliest, wird man sich überzeugen, daß der erste Teil der schwächste ist. Es seien einige Beispiele angeführt. Auf S. 28 wird erzählt, wie die Reformen Vuks den Sieg davontrugen, aber von Daničić und von dem an literarischen Produkten so fruchtbaren Jahre 1847 wird nicht ein Wort erwähnt. So wird auch die Stellung der Verfechter der illyrischen Bewegung gegenüber den anderen slavischen und fremden Literaturen mit keinem Worte charakterisiert (S. 29). Die Zeitschrift »Zora dalmatinska« wird wohl erwähnt (S. 30), aber Pucić, Kazali und Kaznačić von ihr ganz getrennt (S. 39). Das VI. Kapitel, nämlich dasjenige, in welchem von Vraz, Trnski, Preradović, Radičević, Mažuranić, Demeter u. a. die Rede ist, ist sehr karg ausgefallen. Dort ist nur eine Anreihung von Namen und Titeln zu finden, aber keine allgemeine Charakteristik der verschiedenen Richtungen und Beziehungen der Dichter zueinander, wobei man manchmal selbst auch das Hauptsächlichste (wie z. B. Preradovićs Oden »Bogu« und »Slavenstvu«) übersah.

Aus dem Gesagten und vielen anderen Beispielen sieht man, daß der Verf. über so Manches unklare Vorstellungen hat. So z. B. sagt er, daß sich Vuk mit der Ausgabe glagolitischer Denkmäler beschäftigte (S. 12); daß in Ragusa zuerst das Kroatische und später das Serbische gesprochen wurde (S. 13); daß Kačić die altdalmatinische Literatur mit der neuen serbischen vereinigt (S. 22); zwei Autoren einer seiner benutzten Quellen, nämlich Pypin und Spasovič, vereinigt er zu einer Person (. . . osserva lo stesso Pypine-Spasovič heißt es auf S. 81) usw.

Wenn im Buche manches Notwendige fehlt, so findet sich auch manches Überflüssige. Dazu rechne ich die große Anzahl von allein stehenden Namen, welche dem Verf. seine Quelle, nämlich Šurmins Literaturgeschichte, zur Verfügung stellte. Eine für die Italiener geschriebene Geschichte der serbokroat. Literatur sollte zu den einheimischen Arbeiten in dem Verhältnis stehen, in welchem sich die neueste russische Literaturgeschichte von Prof. Brückner zu dem benutzten Material befindet.

J. Nagy.

Il Serto della Montagna. Quadro storico del secolo XVII di P. Petrovich-Njegus. Traduzione dal Serbo di Giovanni Nikolić. Fabriano, prem. stab. tip. Gentile 1903. 8°. S. 175.

Wenn ein Freund der serbokroat. Literatur jetzt eine solche Übersetzung des Gorski Vijenac zu Stande bringen will, daß sich in derselben, so gut wie möglich, die Schönheiten und besonders die Züge der Eigentümlichkeiten des Originals wiederspiegeln, so befindet er sich doch nicht in derselben Lage, in der sich Kirste befand, als er mit seiner deutschen Übersetzung »des Bergkranzes« beschäftigt war. Kirste konnte freilich schon acht Ausgaben des G. V. benutzen, aber kommentiert war die einzige von Ljubiša (Zara 1868), doch auch diese ungenau und unvollständig; von den anderen waren zwei (Wien 1876 und Pančevo 1881) nur mit einem Anhang, in welchem einzelne Worte erklärt wurden, versehen. Eine Übersetzung des ganzen Werkes gab es damals nicht, sondern nur eine ungenaue italienische einzelner Teile desselben von G. Chiudina (Canti del popolo slavo. Florenz 1878; Storia del Montenero. Spalato 1882). Nikolić dagegen fand ein ganz anderes Terrain vor: die zwei musterhaft kommentierten Ausgaben von Prof. Rešetar (Agram 1890, Belgrad 1892) konnten ihm den serbischen Text ganz geläufig machen[1]) und die Literatur über den Dichter und seine Werke konnte ihn daran mahnen, was auch in einer Übersetzung nicht verloren gehen darf. Trotz alledem muß man sagen, daß, indem Kirste auch den Serben und Kroaten den Weg zur richtigen Auffassung des genialen Werkes zeigte, Nikolić auch bei den Italienern sehr wenig Interesse für die Originalität Montenegros und seiner Literatur erwecken kann.

Bei Nikolić geht dem Gedichte selbst (S. 5—16), als Vorwort an den Leser, eine ziemlich knappe Betrachtung über den Dichter und seinen G. V. voraus, welche sich auf die Abhandlung Vulovićs (Годишњица I) stützt. Es ist nicht zu billigen, daß auf einer Seite der Dichter als Herrscher seines Landes, auf der anderen sein G. V. mit grellen Farben idealisiert wird und daß der übrigen geistigen Produkte des Vladika und seiner Stellung in der neueren serbischen Literatur nicht mit einem Worte gedacht wird. G. V. ist für Nikolić wie für Vulović eine Auswahl von lyrischen Blumen Montenegros und wie für den zweiten песма над песмама (S. 335), so für den ersten »la Bibbia del popolo montenegrino« (S. 13).

Vergleicht man die vorliegende Übersetzung, um sie näher zu kennen, mit dem Original, so überzeugt man sich leicht, daß das sehr freie Übertragung ist, in welcher einerseits vollständig oder teilweise unübersetzte Verse, Mißverständnisse im Inhalt und Sprache, nicht notwendige Erweiterungen verschiedener Stellen begegnen; andrerseits, daß dieselbe ein unklares Bild des Originals bietet und sich um die Wiedergabe seiner Originalität gar nicht kümmert.

---

[1]) Prof. Rešetar hat uns unlängst mit zwei anderen Ausgaben beschenkt, einer bei Hartmann in Agram (1904) und einer anderen (1905) bei der kroatischen Buchhandlung in Zara. Beiden liegt die Belgrader Ausgabe zu Grunde und die kleinen Änderungen in der Einleitung haben ihren Grund darin, daß die Ausgaben für den westlichen Teil des Volkes bestimmt sind.

Das alles wird uns zuerst durch den einfachen Umstand, daß das Original 2819 und die Übersetzung 2702 Verse umfaßt, bestätigt. Ohne bestimmten Grund hat also der Übersetzer 117 Verse unübersetzt gelassen. Wenn nur das wäre, könnte man noch zufrieden sein, aber die Zahl der unübersetzten Verse ist mehr als drei Mal so groß; so viel ich gesehen habe, sind etwa 360 V. in der Übersetzung mit gar keinem Wort wiedergegeben und dabei wird die Widmung, die auch hier, wie bei Kirste, unübersetzt geblieben ist, nicht mitgezählt. Auch sonst ist die Übersetzung nicht vollständig; etwa 50 V. ungefähr werden nur mit einem oder zwei Worten kurz angedeutet. Stellt man nun die Frage, was für Verse es sind, von denen sich der Übersetzer fern hielt, so muß man antworten, daß es nicht nur Stellen sind, die in der originellen Ausdrucksweise einen Sinn haben (vgl. 38, 359, 433, 729, 1174 u. a.) oder, wie Sprichwörter lauten (vgl. 306, 524, 525, 533, 538, 540 u. a.) oder Vergleiche ausdrücken (vgl. 10, 1021, 1553, 1558 u. a.) und ähnliches, sondern auch solche Verse, durch die der Gang der Erzählung fortgeführt wird (vgl. 1445—1505, 2599—2603, 2720—2729 u. a.), die man also auf keinen Fall auslassen durfte.

Sehr auffallend ist noch etwas, was ein gewissenhafter Übersetzer nicht tun darf. Unser Übersetzer kürzte dann und wann den Text, indem er alles, was ihm überflüssig schien, beiseite ließ. So z. B. verfuhr er dort, wo ein Vers den im Vorhergehenden ausgesprochenen Gedanken näher präzisiert (vgl. 146, 160, 169, 199, 755 u. a.). Das tat er vielleicht, weil ihm die Übersetzungsarbeit irgendwelche Schwierigkeiten bereitete, auf keinen Fall aber durfte er die im Texte vorkommenden prosaischen Stellen auslassen, und doch blieben von diesen 16 ganz, 22 teilweise unübersetzt. Bekanntlich haben diese Stellen in bezug auf den G. V. eine ziemlich große Bedeutung, da in denselben die Handlung mehr als in den Gesprächen der Personen zum Ausdruck kommt. Auf S. 11 sagt der Übersetzer: »... se a un dramma togliete l'azione e la tessitura drammatica — ciò che manca appunto al Gorski Vienaz — non vi resta altro che il contenuto lirico« und nach dieser Auffassung schien ihm vielleicht gerechtfertigt zu sein, die Handlung noch mehr bei Seite zu schieben! Ich glaube, daß niemand mit ihm in bezug auf diese Kürzung des Textes einverstanden sein kann, da er eine vollständige Übersetzung zu stande bringen wollte und nicht das im Jahre 1891 in Vidin erschienene, bulgarische: Извлѣчение из Горскій Вѣнецъ von Ivanov nachahmen.

Wenn man den Umfang des Originals und den der Übersetzung, ferner die Anzahl der in der letzteren fehlenden Verse berücksichtigt, so sieht man, daß uns der Übersetzer mit etwa 250 Versen eigener Phantasie beschenkt hat, die aber nur angehäufte nicht notwendige Worte enthalten. Es seien dafür nur zwei Beispiele angeführt! Orig. V. 95: да чистимо земьу од некрсти? Übersetzung S. 23: Per ch' abbiano a purgar dalla fatale — Idra islamita la natia contrada? Orig. V. 2013: Седам братах, сви седам једнаки. Übersetzung S. 128: Sette e valenti a par dell' infelice — Omai domato dalla morte. Vgl. noch 22, 16, 49, 81, 107, 360, 404, 475, 637, 709, 836, 1393, 1583, 1586, 1720, 1830, 2228, 2550, 2551, 2554, 2769, 2774 u. a.

Mit welcher Rücksicht auf die serbokroat. Sprache und mit welcher Sorge für die Genauigkeit in der Wiedergabe des sachlichen Inhaltes man an der

vorliegenden Übersetzung arbeitete, beweisen gerade jene Stellen, die sich vom Originale am wenigsten entfernen. Es muß vor allem ins Auge fallen, wie der Vers 157 übersetzt ist. Im Original lautet er: гледа јеком града страничнога und wenn man ihn selbst liest, oder noch besser, mit den nahe stehenden Versen zusammen nimmt, sieht man, daß dort vom Hagel und von keiner Stadt die Rede ist; für unseren Übersetzer aber ist das eine Stadt Stravica. Er übersetzt die Stelle auf S. 26: Fino a Stravizza, ove rigonfie appieno — A vuotarsi cadean. An dieses so störende Mißverständnis könnte man viele andere Stellen anknüpfen, welche in der Übersetzung unrichtig oder untreu wiedergegeben sind. Warum soll man z. B. im V. 1584 Бока mit Cattaro übersetzen, wenn schon der V. 1612 zeigt, daß das unmöglich ist? Auch hier sind wieder die prosaischen Notizen zu erwähnen, in welchen das Echte verwischt wird.

Im Zusammenhang mit der Ungenauigkeit in der Wiedergabe einzelner Stellen steht die Wahl der Ausdrücke. Der Ausdruck од некрсти (V. 95) ist nicht passend mit Idra islamita zu übersetzen, da sich die Stelle nicht auf die Türken, sondern auf die montenegrinischen Renegaten bezieht. Warum sagt man quattrocento für пет стотин (V. 111), famiglie für главе (nach V. 197), onore für закон (V. 200), inimico campo für станак (V. 315) usw.? Solche Ungenauigkeiten führen auch viele andere mit sich. Der Montenegriner stützt seine Meinungen und Wünsche auf die Lehre seiner Religion, auf seine Gewohnheiten und Überlieferungen und auf eine Moral, die ihm die Erfahrungen des Alltagslebens zueigen machten und so wendet er in seinen Gesprächen Ausdrücke und Redewendungen an, die seiner Weltanschauung entsprechen. Im G. V. findet man so etwas auf Hunderten von Stellen, aber in dieser Übersetzung nie. Folgende drei Beispiele mögen zeigen, daß der Übersetzer gar keinen Unterschied machte, ob es ein Montenegriner oder ein Italiener aus Florenz und Siena reden würde. Orig. V. 133—134: Нађа нема право ни у кога — до у бога и у своје руке. Übersetzung S. 24: Sorgi adunque, con noi, sorgi, e da forte, — In Dio fidando, a ravvivar ci guida — L'alta nostra speranza. Orig. V. 1040: Нема кумства без крштена кумства, Übersetzung S. 74: Anticristiano nodo — Punto non tiene. Orig. V. 1912: заклала га пушка црногорска. Übersetzung S. 122: Ferma ho fede però, che un archibuso — Montenegrino finirà quel tristo. Vgl. weiter V. 179—180, 184—187, 310, 321, 368, 452, 457, 490, 613, 705, 848, 1016, 1206, 1264 u. a.

Für die Kololieder sagt der Übersetzer auf S. 12, daß dieselben an die griechischen Tragödien erinnern und vielleicht aus dieser Auffassung glaubte er dieselben nach seinem eigenen Geschmack übersetzen zu dürfen. Das erste übersetzte er in Strophen zu sechs Elfsilbern, auch das dritte und sechste sind in Reimen übersetzt. Alle zusammen, sei es, daß sie in Reimen übersetzt sind oder nicht, nähern sich mehr den Finalen in den Opern Verdis oder Donizettis als dem Originale von Njeguš.

Als ich diese Übersetzung in die Hände nahm, faßte ich die Absicht, dieselbe mit dem Originale so zu vergleichen, wie dies für Kirstes Übersetzung Vulović in der Самоуправа 1886, Jagić im Archiv X und Rešetar im Archiv XI gemacht haben, aber dabei hätte ich nichts anderes tun können, als die Über-

setzung neben das Original zu stellen; deshalb mußte ich mich mit diesen einzelnen Bemerkungen begnügen. Jedem Kenner des G. V. ist es aus eigener Erfahrung bekannt, mit welchen Schwierigkeiten die Lektüre des Textes aus einer unkommentierten Ausgabe verknüpft ist. Eine Übersetzung ferner, die mit gar keinen Erklärungsnoten versehen ist, wie diese Nikolićs, kann man a priori als verfehlt bezeichnen. *J. Nagy.*

Das Grab und die Grabinschrift des hl. Cyrill in Rom.

Wilpert Giuseppe, Le pitture della basilica primitiva di San Clemente. Rom 1906, 8°, 61 S. mit 5 phototypischen Tafeln (S.A. aus den Mélanges d'Archéologie et d'Histoire publiés par l'École française de Rome, T. XXVI).*)

Als man einige Jahre vor der tausendjährigen Gedenkfeier des Todes des hl. Cyrill in Rom in der Kirche des hl. Klemens, wo Cyrill bestattet worden war, Ausgrabungen durchführte, um sein Grab zu finden, da entdeckte man die nunmehr unterirdische ursprüngliche Kirche des hl. Klemens, über welcher die gegenwärtig bestehende gebaut und im Mai 1128 eingeweiht wurde. Bei dieser Gelegenheit fand man in der unterirdischen Kirche auch einige Wandmalereien, die von dem bekannten Archäologen De Rossi mit Cyrill und Method in Verbindung gebracht wurden, wobei er auch ein Grab, das in unmittelbarer Nähe einiger dieser Malereien sich befand, vermutungsweise als die ursprüngliche Bestattungsstätte des hl. Cyrill bezeichnete. Die von De Rossi gegebene Deutung dieser Malereien, sowie die von ihm nur vermutungsweise ausgesprochene Meinung über das ursprüngliche Grab des hl. Cyrill wurden fast von allen späteren Forschern in der Hauptsache angenommen, so daß nur im Detail der Erklärung Meinungsverschiedenheiten auftraten. Die vorliegende wichtige Schrift, welche den bekannten Forscher der altchristlichen Kunst und der Katakombenmalerei, den päpstlichen Protonotar Josef Wilpert, zum Verfasser hat, weicht von der bisherigen allgemein angenommenen Meinung stark ab und gelangt zu ganz anderen Resultaten sowohl in Bezug auf die Deutung der Bilder, die auf Cyrill und Method bezogen wurden, als auch in Bezug auf die Stelle des Grabes Cyrills in der unterirdischen Kirche.

Was zunächst das letztere anbelangt, so sucht W. nachzuweisen, daß der Sarkophag Cyrills, bevor derselbe in die neue (oberirdische) Kirche über-

*) Ich bin Monsignore J. Wilpert für die große Liebenswürdigkeit, mit der er mich von seiner oben zitierten wichtigen Studie in Kenntnis setzte und ihre Besprechung in unserer Zeitschrift ermöglichte, zu großem Danke verpflichtet. Die nachfolgende Besprechung Prof. Rešetars referiert über den wesentlichen Inhalt der Monographie, die, wie mir ihr Verfasser mitteilt, auch in čechischer Übersetzung nächstens erscheinen wird. *V. J.*

tragen wurde, an einer Stelle der älteren (unterirdischen) Kirche sich befand, die, genau unterhalb der betreffenden Stelle in der neuen Kirche liegend, unter einer Wandmalerei sich befindet, die von ihm als die ursprüngliche Grabmalerei und Grabinschrift Cyrills gedeutet wird. Das Bild war schon im J. 1864 von De Rossi als eine Grabmalerei bezeichnet worden; da er aber die ursprüngliche Bestattungsstätte Cyrills an einer anderen Stelle der Kirche vermutete und jene Malerei sich nach ihm auf mehrere Verstorbene bezog, so brachte er sie in keine weitere Verbindung mit dem Grabe Cyrills; trotzdem faßten sie die anderen Forscher als ein Votivbild der beiden Brüder auf, ja Dr. L. Jelić ging so weit, in derselben ein Werk der angeblichen Malerkunst Methods zu sehen! Die Unsicherheit in der Deutung des Bildes rührt daher, daß man die Mühe sich nicht nahm, die unter demselben über fünf Zeilen sich erstreckende Inschrift, welche gut zur Hälfte zerstört ist, zu entziffern; W. konnte folgendes lesen:

Zeile 1 . . . . . VS.VS...EX
» 2 . . . . . V.AC.....CESNRAS
» 3 . . . . . NE S̄C.RV̄ TVORV̄ SOCI
» 4 . . . . . M D̄MN̄.RM̄ QVIV.NT.RE<
» 5 . . . . . PECCATORI<REQV.....N..Ā

Diese Fragmente der Inschrift ergänzt, bezw. erklärt W. folgendermaßen:

Z. 1 [. . . . . i]us[t]us [iud]ex.
» 2 [Deus . . . . . pre]ces nostras
» 3 [exaudi, ut Cyrillus in tuo nomi]ne[1] sanctorum tuorum soci-
» 4 [etate laetetur. Per Jesum Christu]m dominum nostrum qui venturus est
» 5 [iterum. Lector die: Deus da Cyrillo] peccatori requiem aeternam. Amen.[2]

Die Worte *iustus iudex* in der ersten Zeile faßt W. als die Schlußworte des ersten Teiles der Inschrift auf, die nach ihm oberhalb des Bildes anfing und in den Worten aus Timotheus 4, 7 bestand: »Bonum certamen certavi, cursum consummavi, fidem servavi. In reliquo reposita est mihi corona iustitiae, quam reddet mihi in illa die Dominus iustus iudex«. Man muß zugeben, daß W. mit großem Scharfsinn aus den wenigen geretteten Worten und Buchstaben eine recht annehmbare und dem verfügbaren Raume entsprechende Grabinschrift rekonstruierte; nur die zweite Zeile wollte es ihm nicht gelingen, gehörig auszufüllen. Nichtsdestoweniger erscheint diese Rekonstruktion W.'s unsicher und man ist nicht gezwungen, sie gelten zu lassen. Von dem von ihm vorausgesetzten oberen ersten Teile der Inschrift ist, glaube ich, kaum notwendig zu sprechen, denn in einer Grabinschrift konnte der *iustus iudex*, der über den im Grabe Bestatteten zu richten hatte, in vielen und verschiedenen Verbindungen erwähnt werden, so daß es nur eine zwar sehr scharfsinnige,

---

[1]) Oder [tua miseratio]ne.

[2]) Nach einer späteren Mitteilung ergänzt W. die beiden ersten Zeilen folgendermaßen: [reddet . mihi . in illa die . dominus . iustus iudex | d(ominu)s hominu(m) . reparator . benignus ac rector pre]ces n(ost)ras. *V. J.*

aber doch gewagte Vermutung bleibt, wenn man diese Worte gerade der erwähnten Stelle aus Timotheus entnimmt, wodurch dann auch die Notwendigkeit der Annahme eines ersten Teiles der Inschrift oberhalb des Bildes, sowie einer von W. selbst zugestandenen Änderung in der Wortfolge dieser Stelle sich ergibt. Vielleicht gerade deswegen, weil W. bei *iustus iudex* den Schluß des »ersten« Teiles der Inschrift ansetzt, ist es ihm auch nicht gelungen, unter den mittelalterlichen christlichen Grabformeln eine solche zu finden, die es ermöglicht hätte, die Worte *iustus iudex* mit *preces nostras* zu verbinden. Es scheint aber überhaupt fraglich zu sein, ob die erste Zeile mit den Worten *iustus iudex* abschließt, denn — insofern nach einer phototypischen, natürlich stark verkleinerten Reproduktion über eine sehr beschädigte gemalte Inschrift gesprochen werden kann. — möchte ich sagen, daß weder vor dem ersten VS ein I, noch vor dem EX ein D sichtbar ist. Auf dem Originalbilde könnte man vielleicht noch einige Buchstaben entziffern; so glaube ich in der zweiten Zeile ungefähr an vierter Stelle nach AC ein ziemlich deutliches O zu sehen; doch dadurch wird wenig an der Tatsache geändert, daß man aus der sehr schlecht erhaltenen Inschrift gar nicht mit Sicherheit folgern kann, daß dieselbe samt dem Bilde und dem einst darunter stehenden Sarkophage wirklich dem hl. Cyrill gewidmet war. Das Einzige, was man mit ziemlicher Sicherheit behaupten kann, ist, daß die Inschrift eine Grabinschrift, und zwar, wie W. wegen der deutlich lesbaren singularischen Form *peccatori* mit Recht hervorhebt, für eine Person bestimmt war. Dafür aber, daß die Inschrift doch wirklich auf Cyrill sich beziehen kann, spricht stark der Umstand, daß auf dem nach W. gleichzeitigen Gemälde ein Mönch dargestellt ist, der unter dem Schutze des hl. Andreas, des Schutzpatrons der Griechen, und demjenigen des hl. Klemens steht, so daß man mit Recht in dem Mönche den hl. Cyrill sehen kann, der von Geburt ein Grieche war und die Reliquien des hl. Klemens nach Rom zurückgebracht hatte. Das ist aber auch Alles, was man für diese Annahme vorbringen kann, da die Inschrift leider gerade an der Stelle, bezw. an den Stellen verwischt ist, wo der Name des Verstorbenen zu lesen war. Wenn aber W. (S. 37. 38) in Bezug auf die Inschrift dieses Gemäldes auch die Meinung vorbringt, sie sei von Cyrill selbst verfaßt, weil sonst Niemand, nicht einmal sein Bruder, von ihm in so schlichten Worten gesprochen und ihn einen *peccator* genannt hätte, so glaube ich nicht, daß er damit auf allgemeine Zustimmung rechnen kann. Wir Slavisten wenigstens hätten selbstverständlich vor allem erwartet und gewünscht, daß die ursprüngliche Grabinschrift des Slavenapostels auch in slavischer Sprache verfaßt worden wäre, weil dadurch auch die Frage über das slavische Alphabet, dessen sich Cyrill bediente, endgiltig und unwiderleglich gelöst worden wäre. Tatsächlich stieg in slavistischen Kreisen eine solche leise Hoffnung auf, als die Tagesblätter die Nachricht brachten, es sei das ursprüngliche Grab und die ursprüngliche Grabinschrift des hl. Cyrill entdeckt worden. Doch ist es immerhin sehr begreiflich, daß im lateinischen Rom auch für den Slavenapostel weder eine slavische, noch eine griechische, sondern eben nur eine lateinische Inschrift verfaßt wurde. Soll sie aber wirklich Cyrill selbst diktiert haben? So, wie sie geschrieben ist, nämlich in lateinischer Sprache, wissen wir nicht, ob sie

von Cyrill selbst herrührt, da wir ja nicht sagen können, ob und in welchem Grade Cyrill überhaupt des Lateinischen mächtig war. Wenn wir dies zugeben, was ohneweiters für einen gelehrten Mann, wie es Cyrill war, auch zugegeben werden kann, so scheint doch ein anderer Grund dagegen zu sprechen, daß die Inschrift von dem bestatteten *peccator* selbst und nicht von einem Anderen in seinem Namen verfaßt wurde, ich meine den Ausdruck *preces nostras* der zweiten Zeile, der deutlich zeigt, daß es Mehrere sind, die ihre Bitten für den verstorbenen Sünder zu Gott erheben. Warum sollte aber eine schlichte Inschrift nicht auch von Method herrühren können? Er war ja doch kein hochmütiger Mann, der auf der Grabinschrift seines Bruders mit dessen apostolischem Wirken hätte prahlen wollen, an welchem er selbst teilgenommen hatte und dessen Gelingen auch zu seinem eigenen Lobe gereichte. Übrigens, seien wir aufrichtig, wissen wir denn, was eigentlich die Inschrift enthielt, besonders wenn sie so umfangreich war, wie W. gerne annehmen möchte?

Viel besser begründet erscheint mir die Erklärung, welche W. vom Gemälde gibt. Er faßt es nämlich als ein Einzelgericht auf, in welchem über das Loos des Bestatteten entschieden werden soll. Im Hintergrunde sitzt Christus, ihm zur Rechten stehen der hl. Michael und der hl. Andreas, zur Linken der hl. Gabriel und der hl. Klemens; mehr vorne stehen zur Rechten Christi ein Priester, der auf dem entfalteten Manipel (*mappa*) den Kelch trägt, zur Linken ein mit dunkler Paenula und der weißen *tunica talaris* bekleideter Mann mit herabgelassener Rechte und einem Buche in der Linken, auf welchen der Erzengel Gabriel seine Rechte schützend legt. Die Erklärung, welche W. vom ganzen Bilde gibt, ist sehr natürlich: Christus hält Gericht über Cyrill, für den die vier Heiligen als Fürsprecher auftreten, während der noch lebende Method, der kurz vor dem Tode Cyrills die Priesterweihe erhalten hatte, für den verstorbenen Bruder mit seinen Bitten bei der Darbringung der Messe eintritt. Wenn das Bild wirklich Cyrill und Method darstellt, so könnte man kaum eine ansprechendere Deutung desselben geben; ich sage aber *wenn*, weil, wie wir gleich sehen werden, W. selbst uns gelehrt hat, in den Wandmalereien der S. Klemens-Kirche nicht so ohne weiteres Darstellungen zu sehen, die sich auf die beiden Brüder beziehen. Nur ein, vielleicht unwichtiges Detail erregt bei mir als Laien Anstoß. Wenn Christus über Cyrill Urteil hält und Method für ihn betend eintritt, so würden wir eher erwarten, daß die Beiden, zunächst aber Cyrill selbst vor dem Gott Richter knieen, während W. ganz bestimmt behauptet, daß sie stehen, was auf der phototypischen Reproduktion nicht zu sehen ist; wenn sie aber wirklich stehen, so muß hervorgehoben werden, daß ihre Figuren viel kleiner als diejenigen der Heiligen gezeichnet sind. Man sollte ferner erwarten, daß Cyrill seine Hände bittend zu Christus erhebe, während er mit der offenen Rechten »eine Gebärde macht, die — wie W. (S. 34) sagt — gut den Worten *Bonum certamen certavi* etc. entspricht, welche im Anfange seiner Grabinschrift standen«. Die Stellung somit, welche der Künstler dem hl. Cyrill gegeben hat, entspricht nicht gut der von W. angenommenen Situation, denn anstatt um die Gnade Gottes zu flehen, weist er selbstbewußt auf sein Wirken hin; es wäre daher nicht über-

flüssig gewesen, wenn W., um uns von der Richtigkeit seiner Erklärung vollkommen zu überzeugen, auf Parallelen in der altchristlichen Kunst verwiesen hätte, wo der Sünder vor Christus in einer solchen Stellung steht.

Wenn wir nun auch annehmen können, daß auf diesem Bilde die Slavenapostel dargestellt sind, so glaube ich dennoch nicht, daß wir zwei Porträts derselben vor uns haben. Der Künstler, wohl ein Mönch des der S. Klemens-Kirche beigegebenen Klosters, hatte vielleicht den Cyrill bei Lebzeiten einige Male gesehen und Method dürfte ihm kaum zur Aufnahme gesessen haben, deswegen kann ich der Meinung W.'s, daß das Bild Cyrills ‚ein echtes Porträt zu sein scheint (S. 35)' und daß die Züge Methods ‚einige Ähnlichkeit mit dem Bruder zeigen (S. 36)', nicht beipflichten. Die Sache würde allerdings ganz anders stehen, wenn man die von W. ausgesprochene Meinung annehmen könnte, daß Cyrill ein Mönch gerade dieses Klosters geworden war; W. findet dies »sehr wahrscheinlich« (S. 38) und ein »kostbares Zeichen« dafür findet er in dem Umstande, daß Cyrill in der Kirche desselben Klosters bestattet wurde (S. 50). Was das letztere anbetrifft, so braucht man wirklich nach keinem zweiten Grunde zu suchen, weswegen Cyrill gerade in der St. Klemens-Kirche bestattet wurde, sobald man weiß, daß er die Reliquien dieses Heiligen in Cherson gefunden und nach Rom gebracht hatte; daß aber Cyrill in ein römisches Kloster förmlich als Ordensbruder eingetreten sei, scheint mir wenig wahrscheinlich zu sein, denn dadurch hätte er auf jede weitere Tätigkeit als Slavenapostel verzichtet und das von ihm begonnene Werk gerade in einem Momente aufgegeben, wo er diesem am meisten notwendig war; und wenn er seine Tätigkeit in Rom im J. 869 dennoch beschloß, so tat er es nicht aus freien Stücken, sondern weil ein frühzeitiger Tod ihn dahinraffte. Ich glaube daher, daß wir keinen Grund haben anzunehmen, daß Cyrill und sein treuer Geführte und Mitarbeiter Method in irgend welche nähere Beziehungen zu dem St. Klemens-Kloster getreten seien. Es gibt dagegen wohl einen Umstand, der mich bestimmt zu glauben, daß der Maler die beiden Brüder auf dem Bilde so darstellte, wie er sie sich dachte, ohne auf die tatsächlichen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen. Es fällt zunächst auf, daß Cyrill auf dem Bilde als einfacher Mönch und nicht als Bischof, als welcher er starb, dargestellt ist; doch diesbezüglich erinnert W. mit Recht daran, daß auch die Päpste und der Bibliothekar Anastasius Cyrill nicht als Bischof bezeichnen, wohl deswegen, weil er nur kurze Zeit vor seinem Tode Bischof war und kaum in die Gelegenheit kam, bischöfliche Funktionen zu verrichten; übrigens habe er, als er Mönch wurde, *ipso facto* auf die bischöflichen Ehren verzichtet (S. 42. 43); außerdem bemerkt W., die Darstellung eines Einzelgerichtes eigne sich wenig, um die bischöflichen Insignien zur Schau zu stellen (S. 42 Anm.), und verweist auf Miniaturen, wo Bischöfe ebenfalls als einfache Geistliche dargestellt sind (S. 35, Anm. 2). Wir können somit ruhig hinnehmen, daß Cyrill auf dem Bilde nicht als Bischof erscheint, umsomehr muß es uns aber befremden, daß Cyrill als römischer Mönch, daher mit der Tonsur (S. 38), Method aber als römischer Priester, daher mit Tonsur und ohne Bart (S. 36), auf dem Bilde erscheinen. Allerdings können wir bei der Spärlichkeit der Nachrichten über den Aufenthalt der beiden Brüder in Rom, die Möglichkeit des Über-

trittes der Slavenapostel zum römischen Ritus nicht ohne weiteres bestreiten, doch wenn man bedenkt, daß sie als geborene Griechen von Haus aus dem griechischen Ritus angehörten und — was kaum bezweifelt werden kann — letzteren auch in die von ihnen gegründete slavisch-christliche Kirche einführten, so ergibt sich von selbst die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Übertrittes, der von Rom hätte kaum gefordert werden können, da Rom nur in der lateinischen Kirche an dem römischen Ritus festhielt und noch immer festhält, während es in anderssprachigen Kirchen einen vom römischen verschiedenen Ritus immer duldete. Wenn somit auf dem Bilde die beiden Slavenapostel als römische Geistliche dargestellt sind, so beweist das nicht, daß sie es auch tatsächlich waren, sondern nur, daß der Maler den Mönch Cyrill und den Priester Method so darstellte, wie Mönche und Priester in Rom zu seiner Zeit gewöhnlich ausschauten.

Ein zweites Bild der ursprünglichen St. Klemens-Kirche, welches von Anfang an auf Cyrill bezogen wurde, ist die schöne Darstellung der Überführung des Körpers eines Heiligen. Leider fehlt auch hier der obere Teil der Inschrift, so daß nur der untere erhalten ist, welcher lautet: »huc a Vaticano fertur (nämlich *corpus Sancti*....) p(a)p(a) Nicolao imnis divinis q(uo)d aromatib(us) sepelivit«, darunter in einer zweiten Zeile die Angabe, daß »Maria macellaria« das Bild verfertigen ließ. De Rossi sah in dieser Darstellung die Überführung der Leiche des hl. Cyrill, die zuerst im Vatikan beigesetzt, später aber in die St. Klemens-Kirche überführt worden sei. Mit einer einzigen Ausnahme, die unberücksichtigt blieb (vielleicht deswegen, weil das betreffende Werk in englischer Sprache geschrieben war), wurde diese Erklärung De Rossi's von allen späteren Forschern vollinhaltlich akzeptiert. Auf S. 41 ff. widerlegt W. diese Ansicht auf eine ebenso einfache, wie schlagende Weise: der auf der Bahre liegende Heilige trägt das *pallium sacrum*, letzteres tragen auf den Bildern des XI. Jahrhunderts in San Clemente nur Päpste, folglich ist dieser Heilige ein Papst, also unmöglich der hl. Cyrill, vielmehr der hl. Klemens, dessen Körper, nachdem ihn die Slavenapostel im Vatikan dem Papste Hadrian (in der Inschrift irrtümlich: Nikolaus) im Vatikane übergeben hatten, von diesem in feierlichem Zuge in die nach dem Heiligen genannte Kirche überführt wurde. Wenn aber diese Konstatierung so einfach und so notwendig ist, wie kommt es, daß — mit Ausnahme des Engländers P. Mullooly — keiner der übrigen Forscher, auch ein De Rossi nicht, zu demselben so zwingenden Resultate gelangte? Oder hat erst W. konstatiert, daß das *pallium sacrum* — etwa zu dieser Zeit — ein ausschließlich den Päpsten zukommendes Ornat sei? Auf einen Laien in der Geschichte des altchristlichen Ornates muß diese grobe Mißdeutung des hierarchischen Standes des aufgebahrten Heiligen einen merkwürdigen Eindruck machen, umsomehr, als auf demselben Bilde unter den vielen Geistlichen nur der zweimal abgebildete Papst, der die Überführung veranlaßte, beide Male mit demselben *pallium sacrum* versehen ist, das den Heiligen auf der Bahre ziert. Doch es könnte eine Erklärung auch dafür geben: drei von den Wandmalereien der ursprünglichen St. Klemens-Kirche wurden bald nach ihrer Entdeckung zum großen Teile restauriert, d. i. — wie dies W. an mehreren Stellen hervorhebt und be-

weist — verdorben, indem der ungeschickte oder leichtsinnige Restaurator nicht selten ziemlich starke Änderungen sich erlaubte. Speziell auch das vorliegende Bild wurde in seiner oberen Hälfte ganz übermalt, wobei der Restaurator mehreres verdarb; so machte er aus dem einen der vier die Bahre tragenden Diakonen eine Frau, die mit aufgelöstem Haar und verzweiflungsvoll erhobenen Händen der Bahre nacheilt usw. (S. 41). Wäre es nun nicht möglich, daß der Restaurator aus Eigenem auch dem aufgebahrten Heiligen das *pallium sacrum* geschenkt hat? Es ist dies eine Vermutung, die noch mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnen würde, wenn der Restaurator unter der Anleitung desselben P. Mullooly gearbeitet hat, der die sehr schlechten Kopien dieser Wandmalereien anfertigen ließ und der schon im J. 1869 die Ansicht vertrat, daß dieses Bild die Überführung des Papstes Klemens darstelle. Jedenfalls würde uns diese Vermutung die recht auffallende Tatsache erklären, daß sogar ein De Rossi in dem aufgebahrten Heiligen einen Papst nicht erkennen konnte. Wenn aber der aufgebahrte Heilige von Ursprung an das *pallium sacrum* hatte und wenn es richtig ist, daß dieses nur Päpste tragen durften, so hat W. vollkommen Recht und wir müssen uns dazu bequemen, in diesem Bilde die Überführung nicht des hl. Cyrill, sondern diejenige des hl. Klemens zu sehen. Übrigens schwindet dadurch Cyrill von dem Bilde nicht, denn dann ergibt sich von selbst die von W. gezogene Folgerung, daß die beiden den Papst Nikolaus (d. i. Hadrian!) begleitenden Bischöfe die beiden Slavenapostel sind, welche den Körper des hl. Klemens nach Rom gebracht hatten. Allerdings war zur Zeit dieser Überführung nicht einmal Cyrill Bischof, doch eine ganz genaue Kenntnis der Verhältnisse können wir von einem Künstler aus dem Ende des XI. Jahrh., denn aus dieser Zeit stammt das Bild, (S. 42), nicht verlangen; er, bezw. sein Gewährsmann, hatte ja in der Inschrift auch Papst Nikolaus anstatt des Papstes Hadrian genannt; es ist daher nicht zu verwundern, wenn er schon für diese Zeit nicht nur Cyrill, sondern auch Method als Bischöfe darstellt. Cyrill hat außerdem das Beizeichen eines Heiligen, nämlich den Nimbus, Method dagegen nicht, was nach W. soviel bedeutet, daß am Ende des XI. Jahrh. Method in Rom noch nicht als Heiliger verehrt wurde, obschon W. auch die Möglichkeit zugibt, daß auf dem Bilde in seinem ursprünglichen Zustande auch Method den Nimbus haben konnte, den dann der Restaurator einfach wegließ (S. 43).

Im Zusammenhange mit seiner Erklärung dieses Bildes gibt W. eine andere Deutung einer Stelle der *Legenda italica*, aus welcher bis jetzt allgemein gefolgert wurde, daß Cyrill zuerst im Vatikan und dann in der St. Klemens-Kirche bestattet wurde; es ist dies die Stelle, wo bei der Beschreibung des feierlichen Leichenbegängnisses Cyrills gesagt wird, daß »simul cum locello marmoreo, in quo pridem illum praedictus Papa (Hadrianus II.) condiderat, posuerunt in monumento ad id praeparato in basilica B. Clementis ad dexteram partem altaris ipsius«. Nach W. soll sich der letzte Satz »posuerunt . . .« auf die Übertragung des Sarkophages Cyrills aus der alten in die neue St. Klemens-Kirche Ende des XI. Jahrh. beziehen (S. 40, vgl. auch S. 48). Mir erscheint diese Deutung etwas kühn, denn, wenn die *Legenda italica*, wie auch W. annimmt, zu Anfang des XII. Jahrh. ihre Vollendung erhielt (nach W.

von einem Mönche des St. Klemens-Klosters, S. 50), so hätte der Verfasser, der vielleicht ein Augenzeuge dieser zweiten Bestattung Cyrills sein konnte, dieselbe als ein zu seiner Zeit stattgefundenes Ereignis hervorgehoben. Doch da mir hier, wo ich diese Zeilen schreibe, jeder Behelf, zunächst die *Legenda italica* selbst fehlt, so begnüge ich mich damit, diese Interpretation W.'s zu erwähnen.

Während für die beiden bis jetzt besprochenen Bilder W. nur eine andere Deutung der Darstellung, bezw. ihrer Widmung gab, sonst aber ihren Zusammenhang mit den beiden Slavenaposteln anerkannte, verhält er sich zwei anderen Bildern gegenüber, die speziell auf Cyrill bezogen wurden, vollkommen ablehnend. Es ist dies zunächst ein Bild (S. 21 ff.), das einen thronenden Kaiser oder König zeigt, vor welchem eine mit dem Nimbus versehene Person kniet; da neben letzterer in senkrechter Linie ACIRILL zu lesen ist, so glaubte man allgemein, daß das Bild eine Szene aus dem Leben Cyrills darstellt, und zwar zumeist seine Entsendung durch Kaiser Michael III. zu den Slaven. Von den bisherigen Forschern wurde aber nicht bemerkt, daß der Heilige ganz neu gemalt ist, weil das ursprüngliche Bild wegen einer an der Mauer vorgenommenen Arbeit sich von derselben losgelöst hatte und zu Boden gefallen war; dabei ging das ursprüngliche Bild des Heiligen ganz in Stücke, so daß es ganz von neuem gemalt werden mußte, und zwar von demselben ungeschickten Künstler, der bei der Restaurierung auch die übrigen Bilder so sehr beschädigte; von ihm rührt auch die gegenwärtige Inschrift ACIRILL her. Zum Glück hat sich eine Kopie des ursprünglichen Bildes erhalten, die vor der Vernichtung desselben gemacht wurde; allerdings war der Künstler, der die Kopien dieses und der übrigen Bilder auf Veranlassung des P. Mullooly verfertigte, ein ganz schlechter Kopist, ein klassisches Beispiel von dessen Unfähigkeit gibt W. auf S. 10—19, wo ein sehr verwischtes Bild des jüngsten Gerichtes besprochen wird, aus welchem dieser Kopist Szenen aus dem Leben der hl. Katharina und des jungen Tobias herauskonstruierte! Doch da sowohl das neugemalte Bild als auch die Kopie des ursprünglichen Bildes die vor dem Kaiser knieende Person mit einem breiten, mit Perlen und Edelsteinen gezierten Kragen versehen zeigen, kann man ohneweiters annehmen, daß auch auf dem ursprünglichen Bilde die knieende Person mit demselben Kragen versehen war. Und nun überrascht W. den in der altchristlichen Kunst unbewanderten Leser mit einer zweiten, ebenso einfachen wie schlagenden Beweisführung: dieser breite, reichgestickte Kragen erscheint in der altchristlichen Kunst schon im V., vielleicht IV. Jahrh., er wird aber nur von vornehmen Frauen und Mädchen getragen, ergo ist die vor dem Kaiser knieende Person eine Frau, somit unmöglich Cyrill! Da müssen wir uns mit Verwunderung ein zweites Mal fragen: wie konnte ein De Rossi dies nicht wissen oder nicht sehen? Item W. versichert uns, daß einen solchen Kragen nur Frauen tragen, also müssen wir ihm glauben. Aber die Inschrift ACIRILL? Zunächst konstatiert W., daß das zweite L von dem Künstler herrührt, der das Bild neu malte; auf der Kopie des ursprünglichen Bildes steht nur ACIRIL. Doch auch diese Lesart ist nicht sicher, denn De Rossi, der noch das ursprüngliche Bild sah, sagt nach W. (S. 23), daß nur die drei ersten

Buchstaben »fast ganz«, der vierte aber »halb verwischt war«. — ja, und der fünfte und sechste, in welchem Zustande waren sie? Wurden sie von De Rossi ergänzt? Statt einer Auskunft darüber wird von W. die Vermutung ausgesprochen, »daß, wenn eine Kontrolle möglich wäre, es sich vielleicht herausstellen würde, daß der erste Buchstabe *A*, nur ein Überbleibsel des Attributes *sc*A, den Tatsachen entspricht«. So Herr Wilpert, da aber De Rossi auch einige Übung in der Lesung altchristlicher Inschriften hatte, so sollte man vielleicht die von ihm gegebene Lesart ACIRIL nicht so leichten Herzens verwerfen. Dies tut aber W. und, unbekümmert um dieselbe, sieht er in dem Bilde die vor Ahasver knieende Esther, welche ebenso als Heilige dargestellt ist, wie in einem anderen Bilde derselben St. Klemens-Kirche der Prophet Daniel mit dem Nimbus und der Bezeichnung SCS DANIHEL erscheint. Wahr ist es immerhin, daß es W. gelungen ist, die Ansicht wahrscheinlich zu machen, daß auf der Wand, wo sich dieses Bild befindet, nur einander entsprechende Szenen aus dem Alten und Neuen Testamente abgebildet waren. Nichtsdestoweniger ist die Frage von der Entstehung der Inschrift ACIRIL noch nicht genügend erklärt, weswegen auch die ganze von W. für dieses Bild vorgeschlagene Interpretation weniger überzeugend wirkt.

Nahe diesem Bilde, welches nach W. Ahasver und Esther darstellt, befindet sich ein nur zur Hälfte erhaltenes Bild eines Geistlichen, der einen (fast ganz verwischten) Neophyten tauft; wegen der Nähe mit dem (angeblichen) Bilde des Cyrill vor Kaiser Michael III. sah De Rossi auch in diesem Bilde Cyrill, andere Method. Wilpert bedient sich auch hier seiner uns schon bekannten Beweisführung (S. 26. 27): der Geistliche trägt das *pallium sacrum* und den *campagus*, folglich ist es ein Papst, und zwar der hl. Klemens, »der in allen Malereien der Basilik denselben Typus aufweist (S. 26)«. Je einfacher die Beweisführung, desto größer in uns die Verwunderung, daß De Rossi das Bild eines Papstes von demjenigen eines einfachen Mönches nicht zu unterscheiden vermochte! Übrigens nimmt für diese beiden zuletzt besprochenen Bilder W. wegen der Form des *pallium sacrum* an, daß sie in die Zeit gehören, wo Cyrill nach Rom kam.

Aus dieser Übersicht des Inhaltes der Schrift W.'s ergibt sich zur Genüge deren große Wichtigkeit speziell auch für uns Slavisten; wenn W. in allen Punkten das Richtige getroffen hat, so müssen wir ihm danken, daß wir endlich die ursprüngliche Ruhestätte des »ersten Slavisten« und seine leider nur sehr fragmentarisch erhaltene Grabinschrift, dann die richtige Bedeutung einiger Bilder kennen gelernt haben, die zum Teil falsch, zum Teil ungenau auf ihn und seinen treuen Mitarbeiter bezogen wurden.

Cilli, den 24. Juli 1906. *M. Rešetar.*

Frano Ivanišević, Poļica. Narodni život i običaji, Agram 1903—1906, 8°, 640 Seiten mit 1 geographischen Karte und 60 Bildern (SA. aus dem ethnographischen Zbornik der südslavischen Akademie, Band VIII—X).

Der Verfasser, selbst ein geborner Poļicaner und Pfarrer in seinem Geburtsort Jesenice, hat in sehr ausführlicher und liebevoller Weise das Volksleben und die Volksbräuche in der ehemaligen »Republik« Poļica beschrieben, die eigentlich eine unter der Oberherrschaft Venedigs stehende freie Bauerngemeinde, südöstlich von Spalato in Dalmatien, war und sich bis zum Untergange der Republik Venedig nach ihrem eigenen, in der philologischen Welt bekannten Statute regierte. Da die kleine Gemeinde dank ihrer günstigen natürlichen Lage (sie ist an den Abhängen des hohen Mosor-Gebirges gelegen und von drei Seiten durch das Meer und den zwischen hohen Ufern fließenden Cetina-Fluß begrenzt) und durch die Tapferkeit ihrer Bewohner nie von den Türken unterworfen werden konnte, so blieb auch in ihr zumeist die ursprüngliche, altkroatische Bevölkerung erhalten, wie dies schon an der Sprache der Bevölkerung zu erkennen ist, die — trotzdem sie von allen Seiten von reinen *što*-Sprechern umgeben ist, in dem zwischen dem Meere und dem Mosor gelegenen Teile noch immer an ihrer alten čakavischen Mundart festhält. Deswegen ist auch eine so eingehende ethnographische Darstellung der Poļica von großer Wichtigkeit, weil dies die einzige Gegend auf dem dalmatinischen Festlande ist, wo die altkroatische Bevölkerung sich ziemlich intakt erhalten hat. Außerdem hat aber Iv. verstanden, seinen Gegenstand in sehr anziehender Weise darzustellen: es ist keine trockene Darstellung des Volkslebens, so wie es ein fremder Beobachter sehen würde, Iv. sucht vielmehr überall den Leser erkennen zu lassen, was das Volk dabei denkt und fühlt; deswegen ist auch seine Ausdrucksweise eine recht volkstümliche: er hat sich auch zum großen Teile die verschiedenen Volksgebräuche und Momente im Volksleben von Leuten aus dem Volke selbst erzählen lassen und es ist ihre Darstellung, die er in trefflicher Weise nacherzählt. An geeigneten Stellen wird der Text durch eine große Zahl von zumeist recht gelungenen Bildern illustriert. Dagegen vermisse ich, speziell bei einer Schilderung der Poļica, ein wenn noch so kurzgefaßtes Kapitel über die Geschichte dieser auch in letzterer Beziehung so interessanten Gegend; Iv., der auch auf diesem Gebiete schon gearbeitet hat, hätte dies leicht machen können. Etwas knapp ist auch das Kapitel über die Sprache (S. 61—69) gehalten, immerhin finden wir auch hier einige interessante Notizen, so z. B. daß auch hier im mehr čakavischen Teile der Gegend langes *e* und *o* vor silbenschließendem Nasal zu *i-u* wird (*gyrin* = *grȇn*, *žin* = *žȇn*, *pulinta* = *pulẽnta*, *kuń* = *kõń*, *tobum* = *tõbõm*), oder daß im Dat., Instr., Loc. pl. neben der gewöhnlichen Endung *-in*, *-an* (für *-im*, *-am*), *-ima* nur als echte Dualendung vorkommt: *očima*, *ušima*, *prsima*. Doch für den Dialektologen bildet das ganze Buch eine reiche Fundgrube, denn es ist durchwegs im Poļicaner Dialekt geschrieben, und zwar, wie Iv. auf S. 65 erklärt, nach der Mundart der mittleren Poļica, welche eine Mittelstellung zwischen der ausgesprochen čakavischen unteren und der što-

kavischen oberen Poljica einnimmt; da Iv. aber aus der unteren Poljica gebürtig ist und dort noch immer lebt, so ist es fraglich, ob es ihm gelungen sei, wirklich überall die von ihm gewählte Mundart richtig zu treffen; entschieden sicherer und für philologische Zwecke wertvoller wäre es gewesen, wenn er so geschrieben hätte, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. Entschieden unrichtig ist aber die auf S. 376 ausgesprochene Behauptung, daß die in der Poljica bis zum Anfange des XIX. Jahrh. übliche Schrift die glagolitische gewesen sei, vielmehr war dies die cyrillische Kursive, die man heutzutage gewöhnlich die »bosnische Cyrillschrift« nennt; glagolitisch geschrieben waren nur die für den Kirchendienst notwendigen Bücher, weil es für die Katholiken nur solche gab. Doch Iv. hat uns in seinem Werke so vieles und so flott erzählt, daß man solche kleinere Mängel gerne verzeiht.

M. R.

Т. А. Братић и Ст. Дедић, Народне игре са сијела и збора у горњој Херцеговини, Sarajevo 1906, gr.-8°, 120 S. (SA. aus dem Glasnik des Landesmuseums in Sarajevo, Band XVIII.)

Der Aufsatz enthält eine Beschreibung nebst guten Bildern von Gesellschafts- und gymnastischen Spielen, welche in der oberen Hercegovina, hauptsächlich in Gacko und Nevesiće, zumeist während der langen Winterabende, gespielt werden. Nach einigen Bemerkungen über die Gelegenheiten, wo gespielt wird (S. 1—5), sowie über die Spiele im Allgemeinen (S. 5—13), von welchen nur die ersteren etwas neues bringen, folgt die Schilderung der einzelnen Spiele, und zwar zunächst derjenigen, die an Winterabenden im Zimmer gespielt werden (S. 13—73), dann derjenigen, die an Kirchweihtagen u.s.w. im Freien geübt werden (S. 73—120). Unter den ersteren fällt die große Zahl der Spiele auf, die eigentlich aus mehr oder weniger komischen, dramatisch dargestellten Szenen bestehen, und bei welchen selbstverständlich vielfach auch recht schlüpfrige Scherze erlaubt sind. — Die Darstellung hätte vielleicht etwas lebhafter sein können und am Schlusse wäre ein Verzeichnis der Spiele angezeigt gewesen. *M. R.*

Kleinere lexikalische Hilfsmittel für die slavischen Sprachen.

Neben den großen lexikalischen Leistungen, die innerhalb der einzelnen slavischen Sprachen teils langsam fortschreiten (in Agram, Warschau, Prag, Petersburg), teils erst geplant werden (Belgrad, Sofia, Prag), erheischt das tägliche Leben, der gesteigerte Verkehr und die immer größere Berührung unter den Völkern verschiedener Zunge, die Fertigstellung von kleineren oder sogenannten Taschenwörterbüchern, deren Zweck es ist, den Bedarf des Augenblicks zu befriedigen, die Lektüre gewöhnlicher moderner Texte in verschiedenen Sprachen zu ermöglichen. In neuerer Zeit sind mehrere solche Bücher erschienen, deren einige hier genannt werden sollen. So ist neben dem

bekannten Taschenwörterbuch der böhmischen und deutschen Sprache von Josef Rank, dessen sechste Auflage im J. 1895 erschienen war, aus neuerer Zeit zu erwähnen das im Verlage von Otto Holtze's Nachfolger in Leipzig erschienene *Taschenwörterbuch der böhmischen und deutschen Sprache von Prof. Dr. I. V. Sterzinger*, in zwei Teilen zusammengebunden. Der erste, deutsch-böhmische Text umfaßt 432, der zweite, böhmisch-deutsche Text 502 Seiten. In demselben Verlage erschien bereits 1896 ein Taschenwörterbuch der böhmischen und englischen Sprache von *Prof. Dr. V. E. Mourek*: *Pocket dictionary of the Bohemian and English Languages.* Der erste Teil (bohemian-english) umfaßt 482, der zweite (english-bohemian) 407 Seiten. Endlich erschien in demselben Verlage neuestens (1906) ein Taschenwörterbuch der polnischen und französischen Sprache von *Prof. Oskar Callier*: *Dictionnaire de poche Français-Polonais et Polonais-français.* Der erste, französisch-polnische Teil umfaßt 478, der zweite, polnisch-französische Teil ebenfalls 478 Seiten. Die Angabe der Seitenzahlen zeigt, daß alle diese Hilfsmittel zo ziemlich nach gleichen Grundsätzen und in gleichem Umfange ausgearbeitet sind. — In V. Behr's Verlag in Berlin ist in letzter Zeit das wohlbekannte Taschenwörterbuch der polnischen und deutschen Sprache von *Lukaszewski* und *Mosbach* neu herausgegeben worden: *Deutsch-polnisches und polnisch-deutsches Wörterbuch zum Schul- und Handgebrauch ... vollständig neu bearbeitet ... von Dr. Ludomil German* (Berlin 1906). Der deutsch-polnische Teil umfaßt 886, der polnisch-deutsche 1126 Seiten. Ein flüchtiger Vergleich dieser Ausgabe mit der in meiner Bibliothek befindlichen vom J. 1865 zeigt in der Tat starke Bereicherung des Wortvorrats und auch sonstige Verbesserungen. — Endlich hat das Unternehmen Toussaint-Langenscheidt auch ein *Taschenwörterbuch der russischen und deutschen Sprache* (mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt) *von Karl Blattner* herausgegeben. Der erste mir vorliegende, russisch-deutsche Teil umfaßt 972 Seiten. Die genau sein wollende phonetische Transskription entfernt sich allerdings sehr weit von den in den slavischen Sprachen üblichen Bezeichnungen. Man müßte von den Individuen, die nach dem Buche (35 Briefe nebst Beilagen) Toussaint-Langenscheidts russisch gelernt haben, beurteilen, ob sich diese phonetische Bezeichnungsweise der sehr schwierigen russischen Aussprache bewährt. Dem Verfasser des Wörterbuches könnte man nahelegen, daß wenn er schon für *č* sich entschlossen hat, er kein Verbrechen begangen hätte, falls er auch *š* und *ž* aufgenommen hätte. Sehr zu loben ist, daß die Betonung bei den Verben neben der 1ten auch die 2te Person sing. angibt. Warum aber nicht bei den Substantiven die gleiche Berücksichtigung des Genitivs stattfand, ist mir unerfindlich. *V. J.*

Kleine Mitteilungen.

Drawäno-Polabisches.

Priz »ohne«.

»Ohne« wird in den bekannten Denkmälern durch *priz* wiedergegeben: *priz rungḱe* (ohne Hand), *prizmiór-* (ohne Maß). Schleicher wollte den Bedeutungswandel von *préz* (lech. *prez*) 'über — ohne' begreiflich machen, allein seine Argumentation muß als verfehlt bezeichnet werden. »Ohne« hieß im Altpolabischen ebenso wie in den übrigen slav. Sprachen *bez*; man vergleiche die O.-N. *Bisdede* (= altpoln. *Bezdiady*) und *Bisdamiz* (= *Bezdomiei*). Wie im Neuslovenischen, trat aber bald Anlehnung des *bez* an *črez* und *prez* ein, so daß *bez* durch die analoge Form *brez* verdrängt wurde, eine Erscheinung, die auch im Altpolnischen gelegentlich beobachtet werden kann: O.-N. *Bresmir* = *Bezmir*. Doch mit dieser neuen Form *brez* war erst recht der Anstoß zu einer weiteren Entwickelung gegeben. *Brez* und *prez* berührten sich lautlich so nahe, daß sie vom Volke beständig verwechselt wurden, bis schließlich die Form *prez* (in der Bedeutung »ohne«!) als alleiniger Sieger hervorging. Kenner des polnisch-schlesischen Dialektes wissen, daß das Volk *bez* und *przez* ganz willkürlich, wenn auch unbewußt, immer vertauscht; sehr interessant ist in dieser Hinsicht die Geschichte des schlesischen Ortsnamens *Przezchlebie*: um 1490 heißt er noch richtig *Bezchlebie*, die moderne Form *Przezchlebie* beruht also auf der volkstümlichen Vertauschung des *bez* (*brez*) mit *przez*. Im Drawänischen gibt es überhaupt kein *bez* mehr, hier hat wie im Schlesisch-Polnischen *prez* (*priz*) vollkommen die Bedeutung »ohne« angenommen. Es handelt sich also nicht um einen selbständigen Bedeutungswandel des *prez*, wie Schleicher annahm, sondern um eine lautliche Angleichung und einen eben dadurch herbeigeführten Zusammenfall ursprünglich verschiedener Wörter.

Rüzplasteite = *rozplaštite.*

In dem berühmten Tierliede Kâtü mês ninka bäut finden wir den Imperativ *rüzplasteite* (von Hennig wiedergegeben durch »schlagt auseinander«). Schleicher hat das polabische Wort mit dem russischen *razplastit'* (von *plast'* »in Flächen zerlegen« identifiziert, allein seine Annahme ist unhaltbar. Das Wort deckt sich genau mit dem polnischen *rozpłaścyć* (von *płaski*) »flach machen, flach schlagen«; das gibt auch den richtigen Sinn der Stelle wieder nicht um ein »Auseinanderschlagen« handelt es sich, sondern um ein »Flachschlagen des Podex«, damit ein Tisch für die Tiergesellschaft bereitet werde. Dem poln. *rozpłaścyć* entsprach im Altpolabischen *rozplaštit*, im Drawänischen müßte der Infinitiv *rüzplóstit* lauten. In der zweiten Person Imperat. Plur. *rozplaštite* ist das *a* zwischentonig und widersteht daher nach einem vielfach zu

konstatierenden Lautgesetze [1]) dem Übergange in *ó*; wir haben also als regelrechte Entsprechung des *ròzplaštíte* das vorliegende *rûzplastéite* aufzufassen.

Im Anschlusse an dieses Wort mit *št* (poln. *šč*) sei bemerkt, daß polabisches *št* vor folgenden palatalen Vokalen selbstverständlich hart ist, nie eine Erweichung aufweist: *südleiste* (*sedliště*), *wistareića* aus älterem *wisteraića* = **wešterica* für *ješterica*. Sobald aber gutturale Vokale folgen, wird *št* (*st*) genau so erweicht wie im Čechischen: *peistjólka* čech. *píšťalka*, *stjeukó* (*stjäukó*) altčech. *šťuka* jetzt *štika* Hecht. Schleicher kannte dieses Lautgesetz nicht, da er für das von Parum-Schulze überlieferte *brezdjóje* »es tagt« eine unzutreffende Erklärung gab. Das Wort ist abgeleitet vom Substantiv *brézg* (polabisch und poln. *briazg*, *brzazg brzask*) mittels der Endung *-jati*: *brézg* + *jati* = *brézďati*, daher ganz richtig *brézdjóje* = *brézďaje*.

Über die Stelle »*glupzit tjarl*«.

Im Tierliede heißt es: Joz jis wiltje glupzit tjarl »ich bin ein sehr heimtückischer Kerl«. Hilferding hat im guten Glauben an die Slavizität des Wortes *glupzit* säuberlich ein **glupčit* rekonstruiert, das sich doch sofort als unslavische Bildung erkennen läßt! Die Endung *-it* liegt in Wirklichkeit hier gar nicht vor, da das *t* von *tjarl* irrtümlicherweise doppelt geschrieben wurde; wir haben es mit einer falschen Silbenteilung zu tun, die uns ja häufig in den Aufzeichnungen entgegentritt [2]). Richtig ist bloß die Lesart: *glupzi tjarl*. Ist aber *glupzi* slavisch? Können wir an Bewahrung des altpolabischen Lautstandes gerade bei diesem Worte *glup-* im Ernste glauben? *Glupi* (dumm, draw. auch mit der Bedeutung »jung«) ergibt die belegte Form *gläupe*, das sonderbare *glupzi* läßt sich absolut nicht mit den Lautgesetzen des Drawänischen in Einklang bringen. Aber auch die Bedeutungen *gläupe* = dumm, jung, *glupzi* = heimtückisch, hinterlistig sind einander diametral entgegengesetzt, die eine Bedeutung läßt sich aus der anderen nicht ableiten: ein »dummer« Mensch gilt überall in der Welt als synonym mit »gut«, niemals aber mit »heimtückisch«. In der Tat sind die zwei Wörter streng von einander zu sondern: der ganze Ausdruck *glupzi tjarl* ist nichts anderes als der ohne große Veränderungen direkt aus dem Plattdeutschen in den wendischen Jargon herübergenommene »*glûp'sche Kerl*« (= heimtückischer Kerl). *Glupzi* entspricht Laut für Laut dem niederdeutschen *glûp'sch*: wir haben es *glûpsi* zu lesen, das *i* (eigentlich ein zwischen *e* und *i* schwankender Laut *ė*) der Endung ist nach dem Muster der slav. Adjektiva z. B. *dûbrė* (*dobry*) angehängt.

Auch Brückner hatte die falsche Meinung, der niederdeutsche Ausdruck *glûp'sch glûpisch* »heimtückisch« sei dem slav. *glûp* entlehnt: nach dem Gesagten ist das unmöglich; dazu kommt aber noch ein positiver Beweis. Das Wort findet sich in der Form *glûpsk* »heimtückisch« auch im Friesischen der Insel Helgoland und damit ist dessen deutscher Ursprung sichergestellt.

Andere Verwechslungen von Deutsch und Slavisch.

Wenn Hilferding und Brückner gelegentlich ein Wort für slavisch erklären, das sich bei näherer Untersuchung als deutsch entpuppt, so kann man

[1]) Cf. *ùpadén* : *eùpadén*.

[2]) Cf. *kam mán* = *ka mán*.

das noch begreiflich finden. Staunen muß man aber darüber, daß sogar Schleicher sich solche Verwechslungen zu Schulden kommen ließ. Im Drawänischen finden wir neben dem echt slav. Worte *vórnó* (altpolab. *varna*) auch ein *rówan*. Schleicher muß natürlich alle möglichen Verdrehungskünste anwenden, um *rówan* auf *vórnó* zurückzuführen. Die nüchterne Wissenschaft wird fragen: Warum soll sich die Sprache solchen Luxus mit Doubletten erlauben? *Rówan* hat in Wirklichkeit mit *vórnó-varna* nichts zu tun, es ist vielmehr die lautgesetzliche Wiedergabe des niederdeutschen *Raven* (hochdeutsch = Rabe): *a* wurde zu *ó*, die nachtonige Endung *en* zu *ån* wie in *tjüssan* aus *Küssen*, jetzt *Kissen* (Polster), niederdeutsches *v* = draw. *w*.

Das zweite von Schleicher fälschlich für slavisch gehaltene Wort ist *stjütål*. Er sieht darin *s* + *kotïl*, ohne zu bedenken, daß *kotïl* im Drawänischen nur *tjütjål* (belegt!) mit erweichtem *å* lauten kann. Außerdem ist die Bedeutung von *stjütål* »Gefäß« mit »Kessel« gar nicht in Einklang zu bringen. Wir haben es einfach mit dem altniederdeutschen *sküttel* (hochdeutsch Schüssel, selbst wieder ein Lehnwort aus lateinisch *scutella*) zu tun: aus *sküttel* wird *skütål*, *stjütål*, natürlich ohne Erweichung, da *ål* auf die unbetonte deutsche Endung *-el* zurückgeht.

Dr. Kalina leitete draw. *stäul* auf *stoł stół* zurück; allein dem widerspricht nicht nur die Bedeutung »Stuhl« [slav. *stol* müßte im Draw. *stöl* lauten, ist aber vom Fremdwort *deiskó* aus *disk* ganz verdrängt worden], sondern auch die Lautform: *äu* kann nur auf *u* zurückgehen, *stäul* ist nur die draw. Umformung des deutschen *Stuhl* (*stûl*).

Doch der ärgste Mißgriff Schleichers war die Behauptung, das draw. Deminutivsuffix *-ka* bei männlichen Substantiven (z. B. *tornka* »der kleine Thurm, niederd. *Torn*«) sei slavischen Ursprungs. Um die Slavizität des *-ka* zu retten, beruft sich Schleicher auf russisch *batjuška*, sorb. *braška*. Da übersieht er ganz, daß dies verkleinernde Koseformen sind, ihrem Ursprunge nach also ganz verschieden sind von den Fällen, wo *-ka* unmittelbar an das einfache Substantiv tritt. Eine weibliche Deminutivendung *-ka* bei männlichen Substantiven ist für das slav. Sprachgefühl eine solche Ungeheuerlichkeit, daß man billigerweise über das Schweigen zu Schleichers Erklärung staunen muß. Hier sei endlich die Lösung dieses Rätsels gegeben!

Im Niederdeutschen lautet das dem hochdeutschen »chen« entsprechende Verkleinerungssuffix »*-ke*«, z. B. Reineke, Reinke, Hanske, Lifke (Leibchen, Mieder). Die Drawänen übernahmen nun bei ihrer allmählichen Germanisation dieses beliebte niederdeutsche Suffix entweder unverändert in der Form *-ke*[1]) oder in der auf die Nebenform *-kín* (z. B. *nügelkín*) hindeutenden Nuance *-ki*. Dr. Mucke kann sich dieses *-ki*, das noch heute ein charakteristisches Merkmal des »Wendisch-Platt« bildet, nicht erklären. Mit dem slav. *-ka* kann *-ki* nichts zu tun haben, *-ki* ist nur das im drawänischen Munde etwas veränderte allgemeine niederdeutsche *-ke*: *brötki* = Brötchen, *pötki* = Pötke, kleiner ‚Pot' (Topf), *lütki* = niederdeutsch *lütke*, *lifki* = *lifke* Leibchen; *polleitzki* ist daher nicht ein slav. **polička*, sondern slav. *poleiz* (= *polica*) +

[1]) Z. B. *patinatz* + *ke* bei Hennig (»Vögelchen«).

niederdeutsch *-ke*, draw. *-ki*: »kleine Poleiz« (Büchse). Dr. Mucke mag sich trösten, da ja auch der große Schleicher das in den drawänischen Sprachdenkmälern überlieferte *sojangski* allen Ernstes als Plur. *zajęćki* (!) rekonstruiert hat, trotzdem die gewissenhaften Aufzeichner ausdrücklich den Singular »Häschen, kleiner Hase« anführen. *Sojangski* ist eben slav. *zojange* (*zajęc*) + niederdeutsch-draw. *ke-ki*. Wie *poleitzki* ist auch *zojangcki* ein klassischer Beweis für die Verquickung von Slavisch und Deutsch, für den allmählichen Übergang des draw. Jargons in das heutige »Wendisch-Platt«.

Als die Sprache aber noch mehr Kraft besaß, da begnügte sie sich nicht mit der einfachen Übernahme des *-ke* als *-ke* und *-ki*, sondern gab dem niederdeutschen Suffixe wenigstens eine slavische Form, indem es dasselbe an das slavische, aber nur für weibliche Wörter verwendete Deminutivsuffix *-ka* (*ženka* zu *žena*) anschloß: *-ke* wurde also zu *-ka* und ging selbstverständlich nach der weiblichen Deklinationsart[1]. So besitzen wir also das niederdeutsche *Lífke* (Leibchen, Mieder) nicht nur in der noch heute üblichen Form *lífki*, sondern auch (bei Parum-Schulze) in der slavischen Form *lífka*, Akkus. *lífkung*.

Der fremde Ursprung dieses *-ka* gibt sich aber schon dadurch zu erkennen, daß es eben an männliche Hauptwörter tritt: *lífna* zu *líf* (Leib), *Hanska* (niederdeutsch *Hanske* Hänschen) zu Hans, *tornka* (Torn = Turm), *klitzka* (zu *Klitz* = Mütze), *ramka* (niederd. *Ramke* zu *Ram* »Schafbock«), *butzka* »schläfriger Mensch«, eigentlich »kleine Schlafkammer« zu niederd. *butz* etc. etc.

Interessant ist die Form *wâucka* »Wölfchen«: sie ist wohl aus dem slav. *wâucâk* (altpolab. *volčok*) gebildet, aber die Endung nahm ganz die Form des niederd.-draw. *ka* (*ke*) an: *wâucâk* > *wâucka*.

Die Geschichte des niederdeutschen Suffixes *-ke* im Drawänischen, wo es als *-ke*, *-ki* und *-ka* erscheint, ist gewiß geeignet, ein helles Licht auf das Wesen dieses slavo-deutschen Jargons zu werfen.

Zum Schlusse sei hier noch ein Irrtum Dr. Mucke's richtiggestellt. Das noch jetzt im Dialekt des Wendlandes fortlebende *dórjai* (Schlagbaum, Tür) ist nicht auf *dvĭri* (Tür) zurückzuführen, da letzteres, den Lautgesetzen des Drawänischen entsprechend nur *dvârai* ergeben kann (Form belegt!). *Dórjai* (*ó* und die Erweichung ist wohl zu beachten!) hat mit *dvârai* (*dvĭri*) nichts zu tun: es ist ein Lehnwort aus dem Niederdeutschen und zwar mit *dór door* (= Tor) zu identifizieren[2]. Das fremde *ó* wurde bewahrt wie in vielen anderen Lehnwörtern (cf. *kóma*, *hólja*) und im Plural **dór-ỳ* **dór-ai* die gerade bei Wörtern fremden Ursprungs beliebte Erweichung vorgenommen: *dórjai* (cf. *glośo glosjo* Glas).

Beeinflussung des Drawänischen durch das Deutsche.

Überhaupt war die Sprache der Drawänen vor ihrem Erlöschen schon ganz vom deutschen Sprachgeiste beseelt. Die niederdeutschen Spracheigentümlichkeiten wurden ohne weiteres auf das Slavische übertragen. Hier sei nur auf zwei von Schleicher nicht festgestellte Tatsachen aufmerksam gemacht.

[1] Genau dasselbe geschah im Niedersorb. Aus »Fäßchen« wird *faska*, aus »Mäßchen« *maska* (G. Mucke, Niedersorb. Gramm.).

[2] Hennig gibt ausdrücklich an: Thor *doró*, aber Thür *dwaray*.

Bekanntlich unterscheidet das Niederdeutsche und mit ihm das Englische den Dativ und Akkusativ der Pronomina gar nicht: Englisch I have him ich habe ihn, I give him ich gebe ihm. Daher finden wir auch im Drawänischen *móme jim* = *mame jemu* statt *móme jig* (*mame jego*). Schleicher wußte sich mit dem rätselhaften *jim* nicht zu helfen, da er es doch nicht wagte, es zu *jime* = *iemljet* südslav. zu stellen. Wir können also auch den Dativ *jemu*, draw. *jim* in den Denkmälern belegen.

»Von« regiert mundartlich im Deutschen den 4. Fall; so lesen wir bei Par.-Schulze: »etliche von die Wenden«. Derselbe Fehler wiederholt sich dann im wendischen Jargon: *ceiste wit grêche* = **čisty vot grěchy* ganz wie dialektisch »frei von die Sünden«.

Über das überlieferte Vaterunser.

Die plumpen Germanismen gestatten uns auch ein festes Urteil über das wendische Vaterunser, von dem Dr. Mucke in den Szczątki behauptet, es reiche noch in die katholische Zeit zurück. Zunächst eine historische Erwägung! In der katholischen Zeit können wendische Gebete vorhanden gewesen sein, leider ist davon nichts auf uns gekommen. Seit der Reformation aber ist, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse Hennigs, die wendische Sprache niemals in Amt oder Kirche gebraucht worden. In der Kirche betete man bloß deutsch, ein Bedürfnis nach einem wendischen Vaterunser war also in der protestantischen Zeit gar nicht vorhanden. Sollte also das überlieferte Vaterunser wirklich noch aus der katholischen Zeit stammen? Daran zu glauben, verbietet schon die Form des überlieferten Gebetes: eine kirchlich autorisierte Übersetzung aus der katholischen Zeit müßte ganz anders aussehen; die vorliegende Übersetzung ist nicht nur ungenau (so fehlt z. B. »sondern«), unbeholfen im höchsten Grade, sondern auch mit groben Germanismen überladen. Eine Stelle beweist klar, daß die Übersetzung erst im XVII. Jahrh. mit Hilfe eines alten Wenden, dem man den deutschen Text vorsagte, mühsam hergestellt wurde. »Unser täglich Brot gib uns« wurde von dem Alten, der ein wendisches Vaterunser natürlich gar nicht kannte, sklavisch übersetzt mit

nósŭ (geschrieben *nosi*) *wissedaneisna stjeiba doj* —.

nosi (*nósŭ*) = Neutrum, da im Deutschen »unser Brot« (sächlich) vorliegt; *nósŭ* (*nosi*) gebildet wie *miji* (*mŭjŭ*) = *mojò*, analogische Form für organ. *moje*; cf. *tiji jeimang* = *tvojò jimę*.

wissedaneisna stjeiba: Nominativ statt des Akkusatives, da im Deutschen beide Fälle zusammenfallen (»unser Brot«).

Zur Form *wissedaneisna* (auch getrennt geschrieben *wisse daneisna*) wäre noch zu bemerken, daß hier nicht das organische *dĭnĭšna* vorliegt, da dieses nur *dánásna* ergeben könnte (cf. *ovĭsny* : *wŭwásne*); die Wandlung eines *ĭ* zu *ei* wäre unerhört! Wie schon die Schreibweise *wisse daneisna* anzudeuten scheint, haben wir Beeinflussung des zusammengesetzten Adjektivs **vĭšedĭnĭšna* durch die pluralische Wendung *vĭšé dĭni* (letzteres eigentl. Akkusat.): draw. *wissé dánái* »alle Tage« anzunehmen; es handelt sich also um eine Kreuzung der Formen *vĭšedĭnĭšna* : — *dándsna*

vĭšé dĭni : *wissé dánái*, als deren Resultat eben das vor-

liegende *wissedan a i sna* erscheint[1]). Auch das sächliche *vïše* liegt dem ersten Teil des Kompositums nicht zugrunde, da es im Draw. stets in der analogischen Form *vïšò* : *wissü* erscheint.

Wie ist *ǵölumbje* (*djölumbge*) aufzufassen?

In den Quellen finden wir zu *ǵölumbåk* (*goląbük* Täubchen) als Plural *ǵölumbge*, zu lesen *ǵölumbje*, angegeben. Schleicher bemerkt dazu: »die Schreibung läßt zu viele Möglichkeiten der Deutung zu, daher sehe ich von dieser Form ab«. Allein die Aufzeichnung ist genau, daher nur eine einzige Deutung möglich: die vorliegende Form ist zwar nicht der Nominativ Pluralis (der müßte **ǵölumbci* lauten!), wohl aber der Akkus. Plur., der ja häufig von den Aufzeichnern für den Nomin. gesetzt wird. *Goląbky* = draw. *ǵölumbky* = *ǵölumbtje*; da nun häufig für *dj tj* einfach *j* geschrieben wird (cf. *jöra* = *jöra*, *püjön* = *püǵön* : *pogon*), so hat die Schreibweise *ǵölumbje* für *ǵölumbtje* nichts Befremdendes an sich.

Deklination der Verbalsubstantiva.

Große Schwierigkeiten bereiteten Schleicher die Verbalsubstantiva. Über ihre Deklination hat er zwei verschiedene Ansichten geäußert: sein Scharfblick führte ihn anfangs auf die richtige Fährte, leider entschied er sich zuletzt für die falsche Auffassung. Hier sei die Sache endlich richtiggestellt!

Aus *-anije*, *-enije* wurde im Drawänischen zunächst *-anje*, *-enje*. Die von Haus aus berechtigte Erweichung ging aber verloren, da vor den Palatallauten *e* und *i* im Drawänischen kein jotierter Konsonant stehen darf; man vergleiche:

kirchenslav. *jemljet*, lechisch *jemje*, aber draw. *jime*
» *zemją*, polab. *zemję*, aber draw. *zimę*, *zimang*.

Somit erscheint als die lautgesetzliche Form des Nominativ-Akkusativs der Verbalsubst. *-óne* (aus *-anje*), *-ine* (aus *-enje*), die sich ja tatsächlich belegen lassen (*fleutóne* das Flöten). Bei Par.-Schulze, der bekanntlich den Auslaut der slav. Wörter gern abwirft, z. B. *glaw*, *sidleist* für allein richtiges *gláwa*, *sidleiste*, altpolab. *glowa*, *sedliště*, erscheint natürlich *-óne*, *-ine* als *-ón*, *-ín*.

Der Genetiv läßt sich ohne weiteres erschließen; er mußte, je nach der Betonung, *-ónja* oder *-ónjó* lauten, da vor gutturalen Vokalen die berechtigte Erweichung wieder erscheint. Ebenso läßt sich der Instrumental mit völliger Sicherheit erschließen: *voidónjåm* nach *püljåm*, *nibisjåm*.

Für den Dativ und Lokal gibt es im Gemeinslavischen zwei verschiedene Formen: *vydaniju* und *rydanii*; im Drawänischen aber finden wir für beide Fälle *-ónje* oder *-ónja*. Schleicher glaubte nach langem Schwanken darin die Reflexe von *vydanju vydanii* zu sehen, da im Draw. der unbetonte Auslaut stets verflüchtigt werde.

Für den Dativ könnte man Schleichers Auffassung gelten lassen, ganz unmöglich aber ist sie für den Lokal: aus *vydanii*, *vydanji* kann sich nach dem oben genannten Lautgesetze nur **voidóne* ohne Erweichung ergeben.

---

[1]) Die Richtigkeit der Ableitung wird bestätigt durch Hennigs *zånái* (= *ź̊ni* wie im Niedersorb. »die Ernte«) und das davon abgeleitete Adj. *zånaisne!*

Die einzig-richtige Erklärung der draw. Formen ist die von Schleicher selbst zuerst gegebene, ehe ihm unberechtigte Bedenken aufstießen. Im Drawänischen des Verfalles fielen, wie Schleicher selbst nachgewiesen hat, Dativ und Lokal der Neutra vollkommen zusammen: *dunê*: *kă d'âne, d'âna* (auslautendes unbetontes *é* wird sehr häufig zu *a*!), ebenso *nó d'âne, d'âna.*

voidône (*vydanije, vydanje*) schließt sich nun analogisch den harten Stämmen an, doch beweist die vor dem *é* auftretende Erweichung *kă voidonje* ganz klar, daß hier eben keine organische Form vorliegt. Genau so verhält es sich ja mit den männlichen weichen Stämmen: für urslav. *na pąti* tritt im Drawänischen, wo die *i*-Stämme mit *koń* zusammenfallen, nach *na dvoré* die analogische Form *nó pungtje* ein, aber mit sekundärer Erweichung! Dadurch wird eben auf den ursprünglichen Charakter des Stammes deutlich hingewiesen. Nach *kă d'âne d'âna, nó d'âne d'âna* erhalten wir also die analogischen Dativ-Lokalformen mit Erweichung:

kă voidônje oder *voidónja*
kă peitje oder *peitja*
vă peitje oder *peitja.*

Schleicher ließ sich durch diese erweichten Formen, die nur im Dativ-Lokal begründet sind, auch zur Erweichung des Nominativs verleiten; daß ein *-óńe* als Nominativ mit den Lautgesetzen des Drawänischen unvereinbar ist, haben wir bereits gezeigt.

a bei Par.-Schulze = *ai* (*oi* aus urslav. *y*).

Der geniale Hilferding hat schon erkannt, daß Schulze für die betonte Pluralendung *ai oi* aus *y* fast konsequent die Schreibung *a* gebraucht. Schleicher und Dr. Kalina haben leider Hilferdings Deutung nicht beachtet, ihre Erklärungen sind abzuweisen. Wiederholtes aufmerksames Lesen der Schulzeschen Handschrift und Vergleichungen mit den anderen Quellen überzeugen aber jeden Unbefangenen von der Richtigkeit der Ansicht Hilferdings. Hier seien aus der Unmenge bloß einige Beispiele herausgegriffen:

Schulze: *cara* — die andern Quellen: *karoi* (*karai*) aus **kŭrỳ krỳ* (Blut).
» *sumba* (ausdrückl. als Pl. bezeichnet) — die and. Quellen: *sumboi* (*sumbai*) = *zębỳ*.
» *tjŏta* = *tjötai, tjötoi* = *kotỳ* (die Katze).

Pidjana (bei Schulze) für älteres *pŭdjöna* ist tatsächlich *pŭjónai* = *pogony* (zu Singl. *pŭjón* = *pogon* Trift). In der Stelle tidje, *zena*, eite mine schworet ist *zena* also ganz bestimmt der Plural *zenaì żenỳ*, worauf ja nicht nur das *eite* (*chcete*), sondern auch die deutsche Übersetzung »Frauen« hinweisen.

An dieser Stelle sei die richtige Lesart des Wortes *Tohla* angegeben. In seiner Chronik spricht Schulze von der Ausbreitung der wendischen Flurnamen: *Arendsee, Salzwedel, Ülzen* und *Blekede* seien die äußersten Grenzpunkte des Wendenlandes gewesen. Bei dieser Gelegenheit wird auch der Flurname *Tohla* angeführt. Dr. Kalina, der zu seiner Zeit noch keine richtige Kenntnis der draw. Flurnamen besitzen konnte, las *Tohla* als *tal* = *tyl*; selbstverständlich dürfte diese Deutung niemanden befriedigen. Da wir nun bereits zwei Sammlungen der draw. Flurnamen von Mucke und Kühnel be-

sitzen, kann es uns nicht schwer fallen, das *Tohla* endlich richtig zu deuten. Die Tenuis steht — wie das so oft in den Aufzeichnungen der deutsch sprechenden Sammler vorkommt — für die richtige slav. Media: wir haben *dôla* zu lesen, und da nach Schulzes Schreibweise *dôla* = *dôlai dôloi*, so erscheint dieses Wort als identisch mit dem so häufig auftretenden Flurnamen *Dolai*, *Dulai* = *dolỳ*, die Täler, die »Talstücke«. Noch heute wird bekanntlich das Wort *dohl* im Wendlande häufig gebraucht.

Über die eigenartige Bildung der Iterativa im Spätdrawänischen.

Die Zeitwörter *ricat*, *zȃzat* (verbrennen), *vübórtat* (umdrehen, wenden), *plitót* (flechten) sind, wie schon Schleicher richtig vermutet hat, tatsächlich Iterativa, befremden aber den Slavisten auf den ersten Blick durch ihre sonderbare Form.

Im Altpolabischen lauteten diese Iterativa gewiß so wie im Gemeinlechischen: *rékati* (*ricati* ist bloß südslavisch!), *vobracat* (poln. *wracać*), *žégat*, *pliatat* (aus *plétat*). Im Drawänischen standen sich nun gegenüber:

rice (aus *reče*; der weiche Stamm überall durchgeführt!)	—	—	— **rékat*
vübórtė (cf. sorb. *wobroći*, altpolab. *vobarti*)	—	—	— **vübrócat*
zȃze (aus *žĭže*)	—	—	— **žégat, zégat*
plite (aus *plete*)	—	—	— **pliótót*.

Das Spätdrawänische hat nun diese gewaltigen Unterschiede zwischen dem einfachen Verb und seinem Iterativum durch Formalausgleichung vollständig getilgt:

nach *rice*	wurde das organ.	**rékat*	zu	*ricat*
» *zȃze*	»	»	»	**žégat*	»	*zȃzat*
» *vübórtė*	»	»	»	**vübrócat*	»	*vübórtat*
» *plite*	»	»	»	**pliótót*	»	*plitót*.

Die Analogie spielt also hier wie in so vielen anderen Fällen eine bedeutende Rolle. Hier sei gleich ein weiteres Beispiel gegeben!

Den Infinitiv *voizinet* (hinausjagen) konnte sich Schleicher nicht erklären. Das organ. **voignat* (= *vygnati*) sticht lautlich von seinem Präsens *voizine* (= *vyžene*) so bedeutend ab, daß eine Neubildung bei dem geschwächten Sprachbewußtsein der Drawänen fast unausbleiblich war:

nach *züne* (= *zvoni*), Infinitiv *zünit* (*zvoniti*), wurde zu *voizine* (= *vyžene*) der Infinitiv *voizinet* neu gebildet[1]). Übrigens haben wir den Stamm *gna-* belegt in *gnól* (*gnal*).

Über die rätselhafte Endung *-ȃf*.

Die weiblichen Substantiva auf *-y* (z. B. *raky* Sarg, *cr̥ky* Kirche) haben sich im Drawänischen besser behauptet als in den anderen slav. Sprachen: *râkai* od. *râtjäu*, *cártjäu* od. *cârtjai* etc. Daneben aber findet sich auch die in den westslav. Sprachen übliche Ersetzung des Nominativs auf *-y* durch den Akkus. auf *-ŭvĭ*, draw. *âv*, *ȃf* (*áv*, *áf*). Nun herrscht im Draw. gerade die eigentümliche Gepflogenheit, die fremden Namen von Stoffen u. Werkzeugen nach der weiblichen *y*-Deklination gehen zu lassen: das deutsche »Kohl« erscheint also als *kôlüu* (**kol-ỳ*), und da sich die Endung *-äu* (aus *-y*) mit *-âv*, *-ȃf*

[1]) Selbst im Poln. finden sich die Neubildungen *żcnąć* und sogar *żenić* neben *gnać*; im Obersorb. haben wir *wobróćeć* (= *wobrotjat*) statt *wobrácać!*

(aus *-ŭvĭ*) in dieselbe Funktion teilt, finden wir natürlich auch die Form *kólâf* verzeichnet. Schleicher wollte darin den Plural des Genitiv. partit. sehen, allein seine Ansicht findet in den Tatsachen keine Stütze.

Diese weiblichen Substantiva, die im Nominativ bald *-äu* (*-y*), bald *-âf* *-ŭvĭ*) hatten, gaben nun den Anstoß zu einer gewaltigen Analogieerscheinung. Viele männliche Stoffnamen endigten auch im Draw. im Genetiv. part. sing. auf *-ù* (draw. *-äu*): *medù-medäu*. Dieses *medäu* fiel in seiner Form vollkommen mit den weiblichen Substantiven *râtjäu-*râkâv* (*raky-rakŭvĭ*) zusammen, so daß schließlich zu *medäu*, fälschlich als Nominativ aufgefaßt, die analogische Form *medâf* (belegt!) trat. Nun war der Stein im Rollen! Es bildete sich im geschwächten Sprachbewußtsein die Vorstellung aus, daß zu jedem *-äu* (aus *-u*) auch die Nebenform *-âf* treten könne; daher finden wir friedlich nebeneinander *vânäu* = *vŭnù* »draußen« und *vânâf* = **vŭnŭrĭ*; *dânäu* = *dŭnù* (»hinein«) und das analogische *dânâf*. Selbstverständlich trat zu *bogù* (Dativ) = *büǵäu*, *büdjäu* die Neubildung *büdjâf*[1]), worin die von *büdjäu* herrührende Erweichung beachtenswert ist. Der Dativ des Lehnwortes *tjârl* (aus Kerl), ursprünglich **tjârläu* = *kerlù* lautend, wurde durch das analogische *tjârlâf* ganz verdrängt; schon Hilferding hat mit seinem Scharfsinn erkannt, daß in dem Satze *zena jang tjârlâf püdräug* (*żena *ję *kerl-ŭvĭ podrug*) nur ein Dativ vorliegen könne. Baudouin de Courtenay meinte wieder, hier sei ein Adjectiv. possess. auf *-ovŭ* anzunehmen. Schleicher sah ebenfalls einen Dativ in *tjârlâf*, das er richtig als **tjârl-ŭvĭ* rekonstruierte, während Hilferding das *-âf* dem Dativ *-ovi* gleichsetzte. Heute können wir in die Sache volles Licht bringen. Weder die Dativform auf *-ovi* noch die adjektiv. Form *-ov* liegt zugrunde, da beide nur *-äw* ergeben könnten; cf. *Ljuchow*, häufiger poln. O.-N., draw. *Ljüchü(w)*, geschrieben *Ljäuchi*, deutsch *Lüchow*, *Meichalüwe* = *Michalowy*, *torküwe* = *tork-owy* türkisch. Schleicher verlangte also mit Recht die Ansetzung der Dativform *-âf* (*ŭvĭ*); leider beging er einen argen Schnitzer mit der Behauptung, diese von ihm erschlossene Endung *-ŭvĭ*, *-âv* sei der eigentliche, organische Dativ der *-u*-Deklination! Jeder Anfänger in der Indogermanistik weiß heute, daß dieser Fall gerade nur *-ovi* lauten muß; Schleichers Ansicht steht somit ohne Stütze da, es gibt überhaupt nur die einzige Erklärung für *-âv*, nämlich daß es eine durch das *äu-âf* der weibl. *y*-Deklination hervorgerufene analogische Bildung ist.

Es sei ein Übersichtsschema dieses Entwickelungsganges gegeben:

Nom. *rakäu* (*raky*), daneben Akkus. **rakâv*.
Darnach *medäu* (= *medù*), daher *medâf*.
» *vanäu* (= *vŭnù*), » *vanâf*.
» *danäu* (= *dŭnù*), » *danâf*.
» *büǵäu* (= *bogù*), » *büdjâf*, daher auch *tjarlâf*.

Was sind *brâde* und *gråme*?

Das überlieferte *brâde* »er watet« geht nach Schleicher auf *brodi* zurück. Wieder ein Irrtum! Aus *brodi* kann nur *brüdĕ* werden, wie der lüneburgische

[1]) Ist belegt!

Flurname *Brűdak* = *brodak*, čech. poln. *brodek* »kleine Furt«, klar beweist. Über das *brâde* gibt uns das Altčechische volle Aufklärung, das bekanntlich für das organ. *bŕede* die nach *čĭte čte* gebildete Analogieform *bŕde* aufweist. Genau so verhält es sich im Draw. Nicht ein *brodi* von *brodĭti* liegt in unserem Worte vor, sondern die nach *câte* (*čĭte*) gebildete Form *brâde* (**brĭde* für organ. *brede*, draw. **bride*).

grâme, von den Aufzeichnern irrtümlich als Substantiv »Donner« übersetzt, ist nicht *grom*, das nur *grüm* lauten kann, sondern das Zeitwort *grĭmi*, woraus eben Laut für Laut *grâme* entstehen muß. Daß ein Zeitwort durch ein Substantiv und umgekehrt ein Substantiv durch ein Verb von den der slav. Sprache ganz unkundigen Aufzeichnern übersetzt wird, ist eine gewöhnliche Erscheinung.

Prositi — *prašati* im Drawänischen.

Schleicher sah in dem überlieferten (*dźwka tọ tüu*) *prósal* ein **prosil*. Nach den Lautgesetzen des Draw. könnte diese Form nur *prüsål* lauten, cf. das belegte *wan prüsė* (= *prosi*). Man hat ganz übersehen, daß in der Übersetzung *prósal* ausdrücklich durch »gefraget« wiedergegeben ist. Dr. Kalina schwankt, ob er *prosal* als *prosil* oder *prašal* auffassen soll; in Wirklichkeit gibt es hier keinen Zweifel: »fragen« hieß im Draw. genau so wie im Sorb. *prašati*, *prósat*, daher das Partizip *prósal* (= *prašal*). Ebenso ist das anderwärts aufgezeichnete *prósei* »fragen« kein Imperativ **prosi* (könnte nur **prüs* oder höchstens *prûse* lauten), sondern entweder 3. Pers. Sing. Präs. *prósaj-e* (*prašaje*) oder Imperat. *prósaj* (*prášaj*).

Warum *wübé*, aber *wåbyich*?

Urslav. *o* wird im Drawänischen entweder *ü* oder *ü*, und zwar ist diese Vertretung von denselben Bedingungen abhängig, die den Wechsel des *ia* (*iě*)—*ė* herbeiführen: folgende Härte verlangt *ü*, folgende Weichheit *ü*. Vorausgehendes *w* hindert bekanntlich diesen Prozeß: *wân*, *wåkü* (*oko*, *woko*); folgt jedoch Weichheit, so verliert das *w* seinen Einfluß:

würe aus *würje*, *worje* aber *wûrat*, *wûrac* (*worat*, *worač*).

Aus *wobé* kann nur *wübé* werden; wenn Schleicher aus **wobĕch* die verzeichnete Form *wåbyich* »beiderlei« hervorgehen lassen will, so können wir ihm nicht beistimmen. *Wåbyich* beruht auf *wobojich* (cf. *oboje*), woraus eben Laut für Laut *wåbüjich* werden muß, das *å* weist mit voller Bestimmtheit auf folgenden gutturalen Laut.

Beweis für den Wandel des altpolab. *er* (aus *ŕ*) zu *år*.

Die Urkunden bieten uns als Vertreter des *ŕ* stets *er*: O.-N. *Smerdele* (cf. *Smrdelje* in Dalmatien, poln. *śmierdziel*), *Ferch*, *Ferchesar*, *Werchlaß*, *Verchentin* (identisch mit poln.-kaš. *Wierchucin*, das *-entin* nach Gutturalen ist nur sekundär, die echt-slav. Form ist **Verchutin*; cf. *Techentin*, alt richtig *Techutin*). Im Drawänischen ging nun dieses *er* in *år* über: *smårde*, *várch*, *vårba* etc. Die deutschen Lehnwörter bieten uns den sicheren Beweis für diesen Wandel. Wem das Beispiel *werden* > *wårdöt* nicht beweiskräftig genug er-

scheint, der muß wohl jeden Einwand gegen das folgende Beispiel verstummen lassen: Das deutsche »Kerl« wurde zunächst in dieser Form übernommen, nur mußte, dem Lechischen entsprechend, das *k* vor dem palatalen Laute erweicht werden: *kerl*; daraus entwickelte sich später *kjårl, tjårl.* Die Erweichung des *k* wäre rein unbegreiflich, wenn nicht *kerl*, sondern ein dialekt. deutsches *Karl* zugrunde läge. Auch im Niedersorbischen beweisen gerade die Wörter mit Guttural + *r*, daß die Formel *tart* in diesem Dialekte erst aus *tert* entstanden ist: während im Polnischen und Polabischen seit jeher nur *skarb* gesagt wurde, stellt sich das niedersorbische *skjarb*[1] eben wegen der Erweichung als sekundäre Form aus älterem *skjerb* (*skerb*) dar.

Vertretung des *ĭ* im Polabischen.

Schleicher vermochte nicht zu ermitteln, warum das urslav. *ĭ* bald durch *å*, bald durch (*å*) *jå* ersetzt wird. Zu *dán* (*dĭnĭ*) verglich er das serbokroat. *dan* und wollte überhaupt die Laute identifizieren. Da ist aber zu bedenken, daß der serbokroat. Laut ein reines *a* ist, während der draw. Laut, ein Mittellaut zwischen *a* und *o*, nach dem Zeugnis der Urkunden und Ortsnamen auf *o* zurückgeht. Der Halbvokal *ŭ* ist durch *o* vertreten z. B. in *wosop* (poln. *osęp*). Auch die O.-N. *Dolgemost, Tolstefanz* (čech. O.-N. Tlustovous) sind als Belege für *ŭ* aufzufassen. Der Wandel des alten *o* (aus *ŭ*) zu *å* hat nichts Befremdendes an sich; wir wissen, daß *glåwa* aus *glowa* entstanden ist: O.-N. *Lupeglowe* (*Lupeglowy*, südsl. Name *Lupoglav*), *Zarneglowe* (*Čarnoglowy*), *Glowe* auf Rügen; wie sich nun *glowa* und *slowo* verschieden entwickelten (*glåwa-slüwů*), ebenso gingen altpolab. *slovo* u. *dolg* später auseinander: *slüwů-dåug.*

Das polab. *å* ist also vom serbokroat. *a* seinem Ursprunge und seiner Lautnuance nach verschieden. Aber noch ein weiterer wichtiger Unterschied läßt sich feststellen. Während im Serbokroatischen *ĭ* und *ŭ* durch dasselbe *a* ersetzt werden, also zusammenfallen, liegt im Polabischen das echt-lechische Prinzip vor, daß *ĭ* mit *ŭ* nur bei folgender Weichheit zusammenfällt: daher *dán* (*dĭnĭ*), *pån* (*pĭnĭ*), *dwårai* (*dvĭri*). Bei folgender Härte und unter dem Tone wird *ĭ* im Polabischen durch erweichtes *å* (also *jå*) ersetzt:

orĭl > *würjål*
kotĭl > *kütjål*
ovĭs > *wüwjås*, mit Vereinfachung des *wj* > *j wüjås*, aber *wüwåsne* weil *ovĭsĭny*)
pĭsŭ > *pjås*, aber Plural *pĭsì* = *pasaì*, wie Hennig ganz richtig anführt. Schleicher's Korrektur in **pjasai* ist zu verwerfen.

Überhaupt bietet sich hier wieder im Niedersorbischen eine Parallele: hier geht *'e* (aus *ĭ*) vor folgender Härte und unter dem Tone in *ja* über: es stimmen also scheinbar[2] überein

niedersorb. *pjas* (aus *p'es*) — draw. *pjås.*

---

[1] Im O.-N. *Skjarbośc* (ältere Form *Skerbośc*), aber poln. nur *Skarbiszewo.*

[2] Die Geschichte des *ĭ* im Altpolab. u. Draw. ist von mir in einem anderen Aufsatze behandelt worden; ich betone nochmals, daß *å* und *à* dem Altpolab. ganz unbekannt sind.

Das Gesetz der zwischentonigen Silbe.

Im Draw. wurden die zwischentonigen Silben anders behandelt als die betonten und vortonigen. Die nachtonigen Silben teilen zumeist die Schicksale der zwischentonigen.

Zwischentoniges *a* widersteht dem Übergange in *ó*:

ùpadén > *eùpadén*, aber *eupódâl* (*upadl* mit sekundärem *ŭ* wie im Slovak. *upadol*);

ùžašén (zu *užasiti*) > *eùzasén*.

Die zwischentonigen *e*-Laute: *e*, *ö* (aus *o*) und *é* gehen sehr häufig in *a* über:

e { *mòtaréina* = *màterína*
polab. *wèšteríca* (aus *ješteríca*) ergibt *wistareića*.

ö { *nà morí* = *nò mörái* = *nò marái*
pògonỳ = *pŭǵönái* = *pŭǵanái*, bei Schulze natürlich *pŭdjana* geschrieben.

é { *wòbéšén* = *wŭbasén*
wungsaneića aus *wąsénica*.

Warnsdorf. *Julius Koblischke.*

Das sogenannte Müller'sche Vaterunser — eine plumpe Mystifikation.

Es ist bekannt, daß die polabischen Sprachstudien infolge der mangelhaften Aufzeichnungsweise der Denkmäler in argen Mißkredit gekommen sind; es bedurfte erst der Anregung der Jablonowskischen Akademie, um das geschwundene Interesse der Slavisten wieder auf die überlieferten Sprachdenkmäler zu lenken. Es läßt sich leicht nachweisen, daß die Überlieferung im ganzen besser ist als ihr Ruf; ein eingehendes, streng-kritisches Studium der Aufzeichnungen wird die großen Verdienste Mithofs, Pfeffingers, Domeiers, Hennigs und Parum-Schulzes erst in das richtige Licht setzen. Alle diese Sammlungen sind wertvoll und wurden auch von dem bekannten Arzt Jugler bei Herstellung seines bis heute noch ungedruckten Wörterbuches zu Rate gezogen.

Die Schmerzenskinder der Forscher sind aber zwei Aufzeichnungen geringeren Umfanges: das Wörterverzeichnis von Hintz (aus d. Jahre 1786) und das »Wendische Vaterunser« samt »Wendischer Beichte« von Müller.

Hilferding, dem nur ein Fragment des Parum-Schulze'schen Wörterbuches vorlag, konnte natürlich nicht wissen, daß das Wörterverzeichnis des Sekretärs Hintz nur eine Abschrift aus dem Schulze'schen Originale[1]) war, und schrieb daher diesem Denkmal eine Bedeutung zu, die ihm gar nicht zukommt: er bezeichnete es als die letzte Aufzeichnung der »lebenden« Sprache, was selbstverständlich ein gewaltiger Irrtum war. Um 1786 konnte man, um ein Wort Hennigs zu gebrauchen, selbst um Geld keinen Wenden mit seiner

[1]) Dieses ist jetzt nicht mehr vorhanden; glücklicherweise besitzen wir davon eine Abschrift, jetzt in der Ossolińskischen Bibliothek zu Lemberg.

Sprache hören. Ebenso ist es, wie bereits der kritische Jugler ahnte, pure Fabelei, daß um 1799 ein Landwirt namens Warratz[1]) noch das wendische Vaterunser beten konnte.

Hilferdings Irrtum hinsichtlich der Hintze'schen Aufzeichnungen erscheint aber immerhin begreiflich und ist übrigens von geringerer Bedeutung. Ganz anders verhält es sich aber mit den Müller'schen Sachen. Ich kann es hier gleich aussprechen: In diesem Falle handelt es sich um eine dreiste, zynische Mystifikation, der auf die Spur zu kommen, mir endlich gelungen ist.

Dieses famose »Wendische Vaterunser« samt »Wendischer Beichte« war Jugler (um 1809) noch unbekannt; wir können getrost sagen, daß sein Spürsinn es aufgefunden hätte, wenn es zu jener Zeit überhaupt irgendwo existiert hätte. Bezeichnenderweise erschien es erst im Jahre 1822 im »Neuen vaterländ. Archiv« (Lüneburg). Interessant ist die Art der Veröffentlichung:

Nachdem der »wendische« Text gegeben wird, bemerkt ein gewisser Müller, er habe das wendische Vaterunser und die Beichte nach den Worten seiner Großmutter Emerentia Wehlings aufgezeichnet, da ein Verwandter von ihr der erste deutsche Prediger zu Bühlitz gewesen sei.

Nach dieser mit Müller gezeichneten Bemerkung ist zu lesen:

Dieser Müller war Bürgermeister in Lüchow († 1755); unter seinem Nachlasse befand sich auch das vorhergehende alte Manuskript. Mir ist dasselbe im Jahre 1789 von dem Herrn Lieutenant Korff unter dem Wendischen Landregimente, der zu Lüchow wohnte, geschenkt worden.

C. F. G. Hempel.

Doch besehen wir uns einmal dieses »wendische« Vaterunser. Es lautet:

Eyta nossi tang toy bist en Neby, Sjenta werde tija geyny, kommoja tija Ritge, tija Wilja blyoye kock en Neby koick en Simea, nossi wisse danneisna stjeiba dogeyra nôss dâns, un schenkôs nossi weineck, kock wy Schenkôt nossi weinecker, un bringoye nos en wienick wersöcke, sseze die sölva nôs de ggrêck, wiltiya blift to Ritge, ti Môcht un warchene Büsatz nigangka un nirugnissa Amen.

Die sogen. »Beichte« ist, ein einziges Sätzchen [Tu Christe wirdje Ritzt] ausgenommen, nur eine an einzelnen Stellen variierte Wiederholung des Vaterunsers:

Eyta nossi tang toy bist en Neby vyenta tija geyny, kommoja tija Ritje, tija wilja blyoye kock en Neby, un schenkot nossi weineck, kock wy Schenckot nossi weinecker, un brinyoya nos en niewick, Tu Christe wirdje Ritzt, schenckot nossi weineck un brinyoye nos niem wersöcke ssetze die Solva in dina warbût Ty sy et blift to Ritge ti Mocht un warnche Büsatz un Nagangka Tzu Jesu-Christ Amen.

Der Slavist, der die im allgemeinen vortreffliche Überlieferung der kirchenslavischen Denkmäler kennt, muß einem solchen Hokuspokus gegenüber ratlos dastehen. Es sei daher der Humbug sogleich entlarvt!

Der Mann, der die Mit- und Nachwelt foppen wollte, — mag er nun

---

[1]) Dieser Name, noch jetzt im »Wendlande« häufig vorkommend, ist slavisch; *Warratz* = *wd'rac* = *worač*, cf. čech. Familienname *Voráč*.

Müller, Korff oder Hempel heißen — hat diese famosen Sachen nicht nach den Worten eines »Großmütterchens« niedergeschrieben, sondern mit Hilfe des Hennig'schen Wörterbuches (höchstwahrscheinlich nach der Platow-Abschrift, da diese einige Jahre später in demselben »Neuen vaterl. Archiv« abgedruckt wurde!) selber fabriziert. Das läßt sich in geradezu schlagender Weise dartun.

Beweis.

Vater: Während die zwei echten Vaterunser (von Mithof u. Hennig) das deutsche »Vater unser« durch *Nos wader* (letzteres deutsch) wiedergeben, bietet uns dieses Machwerk nicht nur die Nachsetzung des »unser« nach dem Deutschen, sondern auch das Wort *eyta* für Vater, das eben bei Hennig neben *ljólja* und *wader* gleich an erster Stelle angegeben ist. Nebenbei bemerkt, ist *eyta* kein slav. *ota* (*otĭc*), sondern niederdeutsch.

unser: Im Hennig'schen Wörterbuch ist es durch *nós* (mascul. *naš*) und *nóssi* (analogisches Neutrum **našò nósŭ*, cf. *můjŭ* = **mojò* nach *to*) übersetzt. Der Mystifikator hatte natürlich keine Ahnung von der Bedeutung des *nossi* und setzte es einfach überall für das deutsche »unser«, »unsere«, »unseren« ein; daher eyta nossi, nossi stjeiba, nossi weineck, nossi weinecker.

der: Da haben wir wieder einen eklatanten Beweis der Fälschung. Bei Hennig ist »der, die, das« durch *tang, to, ti* übersetzt. Dieses *tang*, wofür eigentlich *tung* zu lesen wäre (cf. *tūng knecht* der Knecht, bei Schulze[1]) erscheint natürlich auch in unserem Machwerke!

du: Wie bei Hennig *toy*.

bist: Dafür findet sich bei Hennig natürlich keine Übersetzung. Der Mystifikator, den wir X. nennen wollen, war nun in Verlegenheit; doch da man im »Wendlande« vielfach unter »Wendisch« bloß das Plattdeutsche versteht und das Hennig'sche Wörterbuch außerdem Plattdeutsches in Hülle und Fülle bietet, nahm er kurz entschlossen seine Zuflucht zum Deutschen. Das folgende »in« hätte er im Hennig'schen Wörterbuche auffinden können, aber das Wörtchen schien ihm zu unbedeutend. Er übersetzte also »bist in« durch »*bist en*«.

Himmel: Während die echten Fassungen des Vaterunsers *wa nibisjeu* = *wŭ *nebesjù*) aufweisen, konnte X. natürlich nur das von Hennig überlieferte (unflektierte *Neby* an die Stelle setzen.

Heilig: Hennig hat *sjunta*, X. liest *u* als *e*, daher bei ihm *sjenta*, woraus durch weitere Verballhornung in der »Beichte« *vyenta* wird!

dein: Wie bei Hennig *tija*.

Name: Hennig gibt *geimang* und *geimj* an, aus letzterem hat X. durch falsches Lesen *geyny* gemacht!

komme: X. schlug bei »kommen« nach und schrieb dann die von Hennig gegebene Form *kommoja* (eigentlich 1. Pers. Sg. Präs. für *komojang* oder 3. Pers. Sg. Präs. für *komoje*, also »ich komme, er kommt«) genau ab!

Reich: Wieder ein äußerst interessanter Fall! Reich = regnum heißt nach dem Ausweis der beiden echten Vaterunser im Draw. *rik* (aus dem Deutschen);

[1]) Ferner *tungsame* (derselbe) bei Hennig!

Hennig hat nun dieses Reich = regnum, draw. *rík* in sein Wörterbuch nicht aufgenommen, wohl aber das Eigenschaftswort »reich, ein Reicher«), was durch *Rítge* (ebenfalls deutsch, aber mit slav. Endung **rík-y*) übersetzt wird. Der Mystifikator X. setzte daher in plumper Weise für Reich = regnum das Hennig'sche Reich, ein Reicher = *Rítge* ein!

Wille: Hennig *Willja*, darnach X. *Wilja*.

geschehe: Da X. kein »geschehen« fand, ersetzte er es durch das Hennig'sche »bleiben = *Blyóye*« (eigentlich »er bleibt«). X. schreibt ebenfalls *blyoye*, läßt nur den Akzent weg.

wie: Hennig und darnach X. *kock*; man beachte die Übereinstimmung in der Schreibung mit *ck*!

als: Dafür bietet Hennig *kack*, X. las es fälschlich als *koick*!

Erde: Genau nach Hennig *Simea*!!

täglich: Genau wie Hennig *wisse danneisna*!

Brot: Nach Hennig genau *stjeiba* (Nominativ, während der Zusammenhang den Akkusativ verlangt) abgeschrieben.

gib: Hennig bietet unter »geben« die Form *dogeim* (= **daji mi* gib mir!), X. entstellt diese Form zu *dogeyra*!!

uns: X. ersetzte es durch »unser«, wofür Hennig eben *nós* an erster Stelle bietet.

heute: Nach Hennig *dáns*.

vergib: X. suchte, da das Wort bei Hennig fehlt, das sinnverwandte »schenken« nach. Die angeführte Form *szenkót* (Infinitiv!) setzte er einfach ein; das *schenkós* ist nur ein Druckfehler, da dieselbe Stelle in der »Beichte« und auch das zweimal vorkommende »wir vergeben« durch *schenkót* übersetzt werden.

Schuld: Bei Hennig lesen wir: Schuld (debitum) *daug*, Schuld (culpa) *Weineck* (letzteres eigentlich *winnik* Schuldner!). X. verstand das Lateinische, darauf weisen übrigens auch das Tu Christe und solva, und schrieb das *weineck* genau ab. Nach dem Muster des deutschen »Schuldig-er« bildete er ein *weineck-er*!

wir: Fehlt bei Hennig, daher durch plattdeutsches *wi* wiedergegeben.

Die Bitte »und führe uns nicht in Versuchung« übersetzte er nur einmal halbwegs verständlich: *un brinyoye nos niem* (richtig zu lesen: *ni en*) *wersöcke*. *brinyoye*, wofür er die beiden anderen Male *bringoye*, *brinyoya* schreibt, ist natürlich wieder aus Hennigs Wörterbuch, das für »bringen« an zweiter Stelle eben dieses *bringoye* (»er bringt«) bietet. Auch das *ni* geht zurück auf Hennigs »nicht *ni*« . . . (an erster Stelle). Sonst ließ er das »nicht« einfach weg, so daß seine zwei anderen Übersetzungen der Bitte eigentlich das Gegenteil besagen würden: un bringoye nos en wienick wersöcke!

un bringoya nos en niewick (verschrieb. f. wienick)!

Für »Versuchung« setzte er einmal *wienick* und *wersöcke* (ganz plattd., heißt »ich versuche«!), dann wieder *wienick* allein, in der dritten endlich gebrauchte er nur das »*wersöcke*«. Man sieht, der Mann hatte Sinn für Abwechslung! *Wienick* ist natürlich das obige *weineck*, und zur Bildung des *wersöcke* (deutsch, doch mit drawän. Anlaut *w* für *v*) gab ihm Hennigs »versuchen *war-*

sikol« den Anstoß. — »sondern erlöse uns von dem Übel« war für X. eine zu harte Nuß. Beim Blättern im Wörterbuche stieß er auf »Entgegen[1]) = *sséze*«. Dieses »entgegen« schien ihm dem »sondern« nahezukommen; daher sein *sscze*! Man beachte die Doppelschreibung des *s*!

die sülva, in der Beichte *die Solva*, ist nichts anderes als das drei Zeilen unter dem *sséze* stehende ***dirsolsa*** (= *Deržal sq* er hielt sich, enthielt sich), woraus X. teils durch Verlesen, teils unter dem Einfluß lateinischer Reminiscenzen *die sülva*, *die Solva* machte; die Anknüpfung an »*solve*, Sünden absolv-ieren« lag ihm nahe, da er »Übel« durch »Sünde« *ggréck* wiedergab; dieses entspricht, von dem Schreibfehler *ck* für *ch* abgesehen, genau dem Hennig'schen *ggréch*. Die für Hennig charakteristische Schreibweise *gg* = *g* kehrt also bei X. wieder!

de ist niederdeutscher Artikel, *wil* = hochdeutsch weil, *blift* = hochdeutsch bleibt.

Die Artikel *to*, *ti* sind dem Wörterbuch entnommen: Hennig *tang*, *to*, *ti*.

Ebenso entsprechen sich:

X. *Mócht*, Hennig »Macht und Gewalt = *Mocht*«.

X. *Warchene Büsatz*, Hennig »Höchste Gott = *Warchene Büsatz*«, in der ‚Beichte' *warnche B.*!

Doch nun kommt der kuriose Schluß:

nigangka un nirugnissa. Der gewissenhafte Hilferding, der das Hempelsche Machwerk abdruckte, bemerkte, daß er auch *nir a gnissa* statt *nir u gnissa* geschrieben gefunden habe, vermochte jedoch die Stelle nicht zu erklären. Dr. Pfuhl in den »Pomniki Połobjan Słowjanšćiny« teilt diese wichtige Anmerkung Hilferdings mit, erklärt aber auch: »kónc nigangka un nirugnissa (besser niragnissa) njeda so zrozymjeć«.

Auch zu diesem Rätsel bietet uns das Hennig'sche Wörterbuch den Schlüssel. Der Mystifikator hat ganz willkürlich zwei Wörter aus seiner Quelle hergesetzt.

Das *nigangka* findet sich wieder unter dem Buchstaben *V*, *U* und zwar als »unausstehlich = *ni gang ka woygarninja*«.

Die von Hennig gegebene Übersetzung ist natürlich grundfalsch; wir haben zu lesen: unaussprechbar = *ni jang ka wo̯ygarninja* = *ne je kŭ *wy̯garnjénj-é*; über diese Form habe ich bereits in dem Aufsatze »Drawäno-Polabisches« gehandelt. Das Zeitwort lautete im Altpolab. *wygarnit*, sorb. *wygronić* (ein Wort der *tort*-Form!); im Drawän. lautete der Infinitiv *woygórnit*, das Verbalsubstantiv **wy̯garnjénije* bewahrt natürlich das zwischentonige *a*: *wo̯ygarníne*. Doch kehren wir zum Mystifikator zurück! Dieser begnügte sich

---

[1]) Hier liegt ohne Zweifel ein Irrtum Hennigs vor, wie öfter in seinem Wörterbuche. Der befragte Wende (Janieschke aus Klenow) dachte beim Worte »entgegen« das Hennig mit einer Handbewegung begleitet haben wird, an »hauen« und übersetzte es daher durch *séce* = *séče*.

Cf. zusammen: *leissa* [aus **pücanglai sq*, *-li sę*].

Die richtige Deutung dieses *leissa* rührt schon von Schleicher her.

zu seinem edlen Zwecke mit *ni gang ka*, das Substantiv, das in der nächsten Zeile stand, ließ er einfach weg!

Gleich in der Nähe dieses *ni gang ka*, nämlich 9 Zeilen weiter unten, finden wir auch das geheimnisvolle *nirugnissa* (recte: *niragnissa*) wieder! Wir lesen: »unbeweglich = *niragnissa*«. Etymon: deutsches regen, sich regen (= sich bewegen); »er regt« würde *wan ragne* lauten, »er regt sich nicht« also *ni ragní są* = **ne regne sę*; zum Wandel des deutschen *e* zu *a* cf. Esel : *asal*, Krewet (hochdeutsch *Kreweß*, jetzt Krebs) : *Krawat*, zum Wandel des *e* zu *i* vor *sę* cf. *eidísa* = *idé sę*, *kók eidísa vóm?* : *kak idé sę vam?*

Es erübrigt noch zu bemerken, daß in der »Beichte« (lucus a non lucendo!) das *Ritzt* auf das Hennig'sche »Andeuten = *Ritzt*« (Etymon: **rect*, *reci*, cf. čech. *říct*) zurückgeht.

Damit ist die Beweiskette geschlossen und die plumpe Mystifikation zur Evidenz nachgewiesen. Es freut mich aufrichtig, durch die Entlarvung dieses dreisten Schwindels den so verrufenen Polabicis wieder eine etwas würdigere Stellung verleihen zu können.

Was schließlich die Person des Mystifikators anbelangt, so scheinen alle Umstände auf Hempel zu weisen. Die lüneburgischen Lokalpatrioten, die die plumpe Fopperei natürlich gar nicht merkten und (man staune!) gerade dieses sogen. Müller'sche Vaterunser mit immer neuen Fehlern in die Kirchenbücher eintrugen, um eine Reliquie aus der Wendenzeit zu haben, mögen die Spur des Mystifikators weiter verfolgen! *Julius Koblischke.*

Nachtrag.

Weitere Nachforschungen ergaben, daß die zwei Machwerke bereits im Jahre 1789 vorhanden waren, wie Hempel berichtet. Er sorgte natürlich für die weitere Verbreitung der Sachen und fand schon im Jahre *1794* einen Mann, der in die Falle ging: es war dies der polnische Graf I. Potocki, der das Vaterunser (Beichte) zugleich mit dem **Hennig**'schen Wörterbuch (Platow-Abschrift) in seinem berüchtigten Werke Voyage dans la Basse-Saxe abdrucken ließ. Dieser erste Abdruck gewinnt dadurch an Bedeutung für die Feststellung der Mystifikation, der Text wäre in dieser Hinsicht noch zu untersuchen! Hempel selbst brachte erst im Jahre 1822 sein Machwerk zur Veröffentlichung in dem schon genannten Archiv und zwar bezeichnenderweise in einem Aufsatze: »Beiträge zur Kenntnis des hannoverschen Wendlandes«.

γ in skythischen Wörtern bei Herodot.

Es ist bekannt, daß die Aufzeichner der Wörter einer unbekannten Sprache sehr oft die ihnen fremden Laute mehr oder weniger ungenau, aber mit einiger Konsequenz wiedergeben. Wir sind der Ansicht, daß auch Herodot bei der Wiedergabe skythischer Namen das der griechischen Sprache fremde *j* häufig durch *γ* ausdrückte.

Γέρρος. Ohne uns in die Analyse der Worte Herodots einzulassen, wollen wir bezüglich der Lage des herodoteischen Flusses *Γέρρος* nur die

neueste Ansicht des Forschers der slavischen Altertümer, Prof. Niederle, anführen. Er sagt: »ich schließe mich am liebsten der Ansicht jener Gelehrten an, welche in Gerros einen östlichen Nebenfluß Dnieprs ... am ehesten Samara erblicken« (Slov. Star. 170). Nehmen wir nun an, daß Herodot *j* durch *γ* wiedergab und zwischen den zwei *ρ* einen stummen Vokal *ă* ausließ, so bekommen wir als die skythische Form des Flußnamens *jarăr-*, und das würde mit der altruss. Benennung eines östlichen Nebenflusses des Dnieprs, etwas nördlicher von Samara, in der Form Ерель übereinstimmen (die Dissimilation der zwei aufeinander folgenden *r-r* in *r-l* ist allgemein bekannt). Jetzt heißt der Fluß *Orel* (Орель).

Dieselbe Benennung *Γέρρος* oder im Plural *Γέρροι* führte eine Örtlichkeit am Dnepr: *μέχρι νυν Γέρρου χώρου ἐς τὸν τεσσεράκοντα ἡμερέων πλόος ἐστί* (IV. 53), *ταφαὶ δὲ τῶν βασιλέων ἐν Γέρροισί εἰσι, ἐς ὃ ὁ Βορυσθένης ἐστὶ προσπλωτός* (IV. 71). Altrußland kannte einen Ort mit dem Namen Ерель, aller Wahrscheinlichkeit nach auf dem Flusse Erel. Die russ. Chron. meldet unter dem J. 1183 »на мѣстѣ паричаемѣмъ Ерель, егоже Русь зоветъ Уголъ« (Hypat. Chron.).

Ἀργίμπασα, Name der skythischen *Οὐρανίη Ἀφροδίτη*, ist allem Anscheine nach nichts anderes als **aryămă-pasa*; vergl. awest. *auruša-bāzav* weißarmig, *uγra-bāzav* starkarmig (Bartholomae Altir. Wb. 191. 380), das griechische homerische *λευκωλένη* (als Epitheton Hera's) [1]. Vergl. noch die altind. Eigennamen *Aryama-dēva*, *Aryama-datta* usw.

Ἀργιππαῖοι, der Name eines skythischen Volkes, bis zu welchem die griechischen Kaufleute kamen, entspricht wahrscheinlich in seinem ersten Bestandteil demselben *aryămă*, den zweiten Teil kann man mit awest. *pāyav-* Hüter, Schützer, Schirmer (Barthol. 888) zusammenstellen. Die Bedeutung wäre: die schönen, edlen Beschützer. Man vergl. den Namen *Ἀριμασποί* (*ἄνδρες μουνοφθαλμοί* Herodot. IV. 13), als *Aryăm(a)-aspā*, die Schönrossigen. Der griechische Name *Καλλιπίδαι* (Herod. IV. 17) ist nur griech. Übersetzung dieser skythischen Benennung. Man vergleiche noch die Benennung der mitten unter den Skythen ansässig gewesenen *Ἐναρέες* (*οἱ ἀνδρόγυνοι, τὴν Ἀφροδίτην σφι λέγουσι μαντικὴν δοῦναι* Herod. IV. 67) als *An-āryā*, d. h. Nichtarier oder die Unedlen.

Ὕργις, ein Flußname, ein Nebenfluß von Don, läßt sich erklären mit Hilfe des awestischen *hurā* (ein Getränke, *kumys*), altind. *surā*. Vergl. altruss. Benennung eines Flusses im Fürstentum Černigov Молочна (Annal. s. a. 1169), und neuruss. Moločnaja (mündet in das Asowsche Meer) [2].

Ταργίταος, der Name des mythischen Ahnherrn der Skythen (Herodot IV. 5) erinnert im ersten Wortteil an den altind. Namen *Daryaka* (über den zweiten Bestandteil vergl. Archiv XXVII. 242).

---

[1] Daß *pasa* skythische Form des alten *baza* sei, darüber vergl. Archiv XXVII. 242.

[2] Herodot kennt einen in Maeotis mündenden Fluß *Σύργις*. Einige Herausgeber Herodotos ändern hier *Σύργις* in *Ὕργις*.

Σπαργαπείθης, der Name eines skythischen Königs, enthält im ersten Teil aller Wahrscheinlichkeit nach *spārya-* (vergl. den Eigenn. Σπαρά-δοκος neben dem Volksnamen Ἱμά-δοκοι). Die Awestasprache kennt das Epitheton *spāra-daśta-* mit unbekannter Bedeutung. Der zweite Bestandteil des Namens ist unzweifelhaft das awest. *paiti* = altind. *pati-*. *A. Sobolevskij.*

Slavische Etymologien.

II.*)

Ursl. **jędro*, **jęzdro*, **jęzgro*.

Das erstere Wort, welches in allen slavischen Sprachen die Bedeutung »nucleus«, »testiculus«, »Kern«, »Hode« hat, wurde schon von Miklosich (E.W.) mit dem altind. *aṇḍa-* »Ei«, »Kern« in Verbindung gebracht. In der Tat liegt die Bedeutung dieser Worte so nahe, daß vom semasiologischen Standpunkte diese Etymologie kaum bestritten werden kann. Auch sprachlich kann sie nur wenig Zweifel erwecken, weil *r* nach *d* im Ai. zuweilen ausfällt und in der Cerebralisierung des letzteren seine Spur hinterläßt. Vergl. ved. *daṇḍa* = gr. δένδρον. Thumb, Handbuch § 122, 1. Was *aṇ* angeht, so mag *an* mit der indogerm. Präp. **en* »in« (gr. ἐν, lat. *in*, altlat. *en*, got. *in*, lit. *i-*, *in-*) in Verbindung treten.

Wenn diese Etymologie richtig ist, so würde slav. und ai. das Wort »das, was sich im Innern des Baumes befindet«, »das Baummark« bedeuten und so auf das Beste dem Begriffe »Kern« entsprechen. Darum müssen wir sie unserer Meinung nach der Etymologie Ficks Wb.^{3} I. 12 und Prellwitz' Et.Wb. d. gr. Spr. 4 vorziehen, die sl. **jędro* mit gr. ἁδρός »dick«, »dicht« und ai. *sāndra* (in derselben Bedeutung) zusammenbringen, ohne die ganze Reihe der damit verbundenen phonetischen Schwierigkeiten und Vergewaltigungen in Betracht zu ziehen. Frei von dem letzteren Vorwurf ist der Vergleich Lidéns (Studien zur altindischen und vergleichenden Sprachgeschichte 56 ff.); er bringt unser Wort mit ved. *ádri-* »Stein«, »Felsen«, »Berg« und mit altir. *ond* »Stein« zusammen, aber desto mehr Schwierigkeiten hat diese Etymologie in semasiologischer Hinsicht: denn in keiner slavischen Sprache hat **jędro* die Bedeutung »Stein«, und obgleich Lidén aus anderen Sprachen schöne Parallelen einer ähnlichen Bedeutungsentwicklung vorführt (vergl. nhd. *Stein* »Kern gewisser Früchte«, testiculus und andere), so bleibt doch immer noch unverständlich, warum slav. **jędro* die Bedeutung von »etwas Liegendem, im Innern Verborgenen« haben soll. Dieser Mangel ist augenscheinlich auch für Lidén selbst, denn er spricht die Vermutung aus (ib. 57), daß idg. **n-dri* zunächst eine allgemeinere Bedeutung gehabt, etwa »gerundeter Körper«; aber dann muss er sich damit einverstanden erklären, daß das slavische Wort richtiger und besser die Bedeutung gewahrt als altindisch oder altirisch. Wenn dem so ist, so ist es nicht ausgeschlossen, daß die Bedeutung »Stein« im altind. *ádri-* sich aus der Bedeutung »Baummark« entwickelte: das letz-

*) Vergl oben S. 160.

tere zeichnet sich bekanntlich durch große Festigkeit und Härte aus und konnte darum metaphorisch leicht die Bedeutung »Stein«, »Felsen« erhalten. Was altind. *aṇḍa-* angeht, so bekämpft Lidén ib. 82 ff. die Zusammenstellung dieses Wortes mit sl. *jędro*, für welche nach Miklosich noch Prellwitz a. a. O., Bugge IF. I. 442, Bartholomae IF. III. 175 und Wackernagel Alt. Gr. I, § 147, 151 eintraten. Lidén geht in seiner Etymologie nicht von *aṇḍá-*, sondern von der älteren Form *āṇḍá-* aus. Die cerebrale Aussprache von *-ṇḍ-* ist seiner Meinung nach durch den Ausfall von *l* bedingt; als Urform nimmt er **ōl-ndo-* an, die ihrerseits nach dem Ausfall von *e* und der Ersatzdehnung von *o* aus **olend-* entstanden. Die Wurzel *ōl-* findet sich nach Lidéns Ansicht im lett. *ûla* »Steinchen«, lit. *ûla* »Fels«. Doch wie scharfsinnig auch diese Hypothese sein mag, man kann sich damit nur sehr schwer einverstanden erklären, weil sie erstens einen noch wenig untersuchten Faktor der Ursprache, wie die Synkope mit Ersatzlänge, in Anwendung bringt; weil zweitens im gegebenen Falle das *-ndo-* allzu vereinzelt dasteht; drittens endlich weil altind. *āṇḍá-* sein langes *ā* unter dem Einflusse der an Bedeutung der Präp. **en* nahestehenden Präp. *ā* (= idg. *ō* Br. KVGr. § 593) erhalten konnte. Eine andere Erklärung s. unten. Überhaupt ist, so einfach im gegebenen Falle die Etymologie von Miklosich ist, Lidéns Etymologie kompliziert.

Neben dem substantivischen **jędro* ist in den slavischen Sprachen auch das adj. **jędrъ* in der Bedeutung »kräftig«, »stark«, »schnell« usw. gebräuchlich. Vergl. altksl. ѩдръ »hurtig«, »schnell«, bulg. едър »dick«, »imposant«, »ausgewachsen«, serb. jédap »dick«, »stark«, slov. *jędrn* »kernig«, »schnell«, »hurtig«, čech. *jádrný* »kernig«, »derb«, »kräftig«, »markig«, obs. *jadrny* »kiesig«, »steinig«, poln. *jędrny* »kräftig«, »stark«, russ. ядрёный »dick«, »groß«, »voll«, »gesund«, »stark«. Miklosich in seinem Et.Wb. und unter seinem Einflusse augenscheinlich auch Pleteršnik halten ursl. **jędrъ* in der Bedeutung »stark« für etymologisch verschieden von **jędrъ* »schnell«, wobei ersteres (wenigstens von Miklosich) auf eine mit dem ursl. **jędro* gemeinsame Wurzel bezogen wird. Aber aus der Bedeutung »kräftig«, »stark« konnte leicht auch die südslavische Bedeutung »schnell« hervorgehen, weil ein starker Mensch gewöhnlich auch energisch und schnell zu sein pflegt. Fast zu derselben Bedeutung kommt auf dem gleichen Wege auch das Adjekt. *dāru-ná-s*, das von *dā́ru-* »ein Stück Baum« hergeleitet ist und das nicht nur »hart«, »rauh«, »unwirsch«, »streng«, »unbarmherzig«, sondern auch »heftig, intensiv«, »schmerzhaft«, »schrecklich, fürchterlich, grauenerregend« bedeutet. Vergl. Osthoff Etymolog. Parerga 100 ff. Dagegen überschritt das lat. *robustus* (bei *robur* »Kernholz«) in seiner Bedeutung nicht die Grenze, auf der westslavisch (ausschließlich) und südslavisch (teilweise) **jędrъ* »stark« steht. Osthoff o. c. 71 ff.

Wenn aber dem so ist, so kann man von **jędrъ* unmöglich auch das altksl. adv. ѩдро »ταχύ« abtrennen (Meillet Études 403), das ohne Zweifel eine Versteinerung des ersteren darstellt. Die etymologische Gleichheit der beiden Worte wird besonders anschaulich in zusammengesetzten Worten: ѩдрописьць »Schnellschreiber« und зълоѩдръ »citus ad malum« Mikl. Lex. Paleosl.

Aber neben dem adv. ѩѧ̨ѧ̨ρѳ findet sich in einigen altksl. Denkmälern — allerdings späterer Redaktion — auch das adv. ѩѯ̨ѧ̨ρѳ in ganz derselben Bedeutung. Mikl. ib. Wohl kaum stimmt dieses Wort nur zufällig an Form und Bedeutung mit dem ersten überein, und die volle Gleichsetzung stört nur der Laut ѯ nach ѩ. Woher dieses ѯ?

Obgleich wir die vorliegende Etymologie slav. **jędro* und **jędrъ* schon in kürzerer Form in unserem Buche »Über einige Archaismen und Neubildungen der urslav. Sprache« (Prag 1902), S. 13—14, aussprachen, war uns doch damals und noch lange später die Beziehung von ksl. ѩѯ̨ѧ̨ρѳ zu diesen Wörtern nicht klar; und das Wort wäre uns vielleicht für immer rätselhaft geblieben, wenn uns nicht unerwartet das Buch Herrn Endselin's »Латышскіе предлоги« (Jurjew 1905) geholfen hätte. In diesem schönen Buche gibt uns der Verfasser eine scharfsinnige Etymologie der lettischen Präposition *iz* »in«, »auf« aus **in-z* »in«: die Formen *iz* »in« und *uz* »auf« sind aus *īz* in proklitischer Stellung verkürzt (S. 105). Nach Endselin's Meinung (ib. S. 89) ist mit dieser Präp. **in-z* auch lit. *in-š* identisch, das »eine Zusammenrückung der Präp. *in* mit der Part. *š(i)*« darstellt, die ihrerseits mit dem bekannten Affix *-zъ* slav. Präpositionen in nächster Verwandtschaft steht, z. B. **vъ-zъ*, **i-zъ*, **ra-zъ*, **be-zъ* usw. Diese Etymologie ist in der Tat sehr wahrscheinlich: wenn aff. *-z-ъ* schon im Baltisch-slavischen sich mit einigen Präpositionen verband, so konnte darunter auch leicht sich Präp. **ę* oder **en* befinden; als Ergebnis ihrer Verknüpfung mußte dann Präf. *ęz-* erscheinen, das im Slavischen nur **ęz-* lauten konnte. In der weiteren Entwicklung der slavischen Sprachen verlor sich der selbständige Gebrauch des Präfixes *ęz*, und es erhielt sich nur in einzelnen zusammengesetzten Worten. Zur Anzahl dieser Worte gehörte auch **jęzdro*, das auf diese Weise sich von **jędro* nur durch ein anderes (nämlich zusammengesetztes) Präfix unterscheidet. Nun ist es sehr möglich, daß auch ai. *āṇḍá-* aus **enĝ-dro* entstanden ist und daß folglich ai. *ádri-* : ai. *āṇḍá-* = slav. *jędro* : *jęzdro*. Vergl. Brandt Доп. зам. 78.

Man könnte uns in Betreff dieser Etymologien entgegnen, daß das adv. *jęzdro* in seiner Bedeutung nicht mit dem Substantiv **jędro* übereinstimme. Aber wir sahen oben, daß als bindendes semasiologisches Glied zwischen den beiden Worten im Altbulgarischen adj. *jędrъ* »stark«, »schnell« und adv. *jędro* »schnell« erscheinen.

Übrigens kann man als Nebenbeweis für die Existenz des Subst. **jęzdro* im Urslavischen das bulg. язго und serb. subst. *jézgra* »Kern« anführen. In seiner Bedeutung fällt dieses Wort ganz und gar mit der Bedeutung von **jędro* zusammen; es steht ihm dazu ganz nahe in seiner Form, und sogar *з* nach *je* kann uns jetzt keine Schwierigkeiten machen, da wir die Etymologie von **jęzdro* wissen: *jez-* ist hier aus dem Präf. **ęz-* = **jęz-* abzuleiten. Aber jetzt erhebt sich ein neues Rätsel, nämlich warum statt *д* in *jézgra* *ж* erscheint?

Miklosich war in seinem Etym. Wörterbuch augenscheinlich geneigt, es phonetisch aus *d* zu erklären. Aber im Serbischen geht *д* nach *з* niemals in *g* über, was schon daraus ersichtlich ist, daß in keinem serbischen Denkmal und in keinem serbischen Dialekte Formen anzutreffen sind, wie etwa z. B.

**jèzumu* statt *jèzoumu*. Warum sollte denn gerade nur in dem Worte **jędro* *d* in *g* übergehen?

Da wir also unmöglich **jęzgro* aus **jęzdro* phonetisch erklären können, bleibt uns nichts Anderes übrig, als für *-gra* eine von *-dro* verschiedene Herkunft anzunehmen. Ob man hier nicht dieselbe Wurzel erblicken kann, die sich im altbulg. **ГРЪМЪ** »φύτον«, »Gebüsch«, serb. гр̂м »Art Eiche«, slov. *gȓm* »Strauch«, »Busch«, »Haselnußstaude«, »die grüne Stechpalme«, bulg. гръмодръше »Dorn« verbirgt? Im bejahenden Falle wäre subst. **jęzgro*, das sich zudem in allen den Sprachen findet, in welchen wir **grъmъ* antreffen, parallel mit **jędro* und **jęzdro* nicht nur seiner Bildung nach, sondern auch nach Form und Bedeutung: alle drei Wörter würden in ihrer ersten Bedeutung »das Baummark«, »Kern« (ядро) bezeichnen.

Was die Form der Wurzeln **dro-* und **gro-* betrifft, so bietet die erstere aller Wahrscheinlichkeit nach die Schwundstufe der zweisilbigen Wurzel **dereu̯* **dru.* Die zur Familie dieser Wurzel gehörenden Glieder sind schon von Osthoff in seinem Buche Etym. Parerga I. 138—145 betrachtet. Indem wir den Leser in bezug auf Einzelheiten auf dieses Buch verweisen, heben wir hier nur hervor, daß nach Osthoff unter anderm die Wurzel **dreu̯* sich in dem zweiten Bestandteil des griech. Subst. *δέν-δρεο-ν* (o. c. 145) birgt. Neben der letzteren Form wird griech. *δέν-δρος* und *δέν-δρον* gebraucht, deren *-δρος* und *-δρον* unserem *-dro* entspricht. Um *-δρος* und *-δρον* aus *-δρεον* zu erklären, stellt Osthoff ziemlich künstliche, kühne und hauptsächlich überflüssige Hypothesen auf; denn idg. **dru* konnte schon in der Ursprache sich in *-drom* unter dem Einfluß der Stämme auf *-o-* verwandeln. Analog **dru* bildete sich auch wahrscheinlich **gro* (slav. **jęzgro*) aus der Schwundstufe **gru* der Wurzel **gereu̯*. Und genau so wie Wurzel **dereu̯* in Verbindung mit dem Suffix *-mo-* gr. *δρῦμά* »Wald«, ai. *drumá-s* »Baum« und vielleicht auch russ. дромъ »Waldschlucht«, »Reisig« (woher mittelst Volksetymologie дремъ »дремучій лѣсъ« Pogodin, Слѣды корней-основъ 257—258) — bildete Wurzel **gereu̯* das Substantiv *grъmъ*. Auf Grund einzelner Formen auf *-u* im Altbulg. und Serb. zählt Meillet Études I. 427 sie zu den Stämmen auf *-u-*, aber wie Leskien Handbuch[4] § 57 bemerkt, konnten diese Formen unter dem Einflusse der Subst. auf *-u* entstehen.

Wurzel **gro-* aus *-gereu̯* herleitend, möchten wir auf den vollen Parallelismus oder sogar die volle Übereinstimmung der Bildung von **jędro* und **jęzgro* hinweisen. Aber es versteht sich von selbst, daß unsere Etymologie auch dann nicht erschüttert würde, wenn Wurzel **grъ* mit den Stämmen auf *-o* oder *-ā* zu verbinden wäre. Im letzteren Falle könnte man sie mit dem ursl. **gora* in Verbindung bringen. Bekanntlich bedeutet dieses Wort in den südslavischen Sprachen zum Teil, im Lit. aber (*gìrė*) ausschließlich »Wald«. Gleich vielen andern Wörtern fem. g. auf *-ā*, konnte auch **gora* zunächst kollektive Bedeutung haben: »Mengen oder Massen von Bäumen«. Da aber in Berggegenden die Abhänge und Felsen deckenden Wälder fast immer einen scharfen Gegensatz zu den Tälern und Ebenen bilden, so konnte die Bezeichnung »Wald« metanymisch oder metaphorisch auf das übertragen werden, was der »Wald« bedeckt, nämlich auf »Berge« und »Felsen«. Wenn

dem so ist, wird es erklärlich, warum die Litauer, deren Land kein Bergland ist, unser Wort n u r in seiner ursprünglichen Bedeutung bewahrt haben.

III.

Ursl. **svьstь.*

Wie Meillet Études 286 richtig bemerkte, ist dieses Wort, das »die Schwester der Frau« bedeutet und durch altruss. свьсть, serb. сâст, slov. *svâst*, poln. *świeść* belegt ist, nicht recht klar. Aber es ist nicht in seinem Wurzelteile unklar, welchen die Forscher: Лавровскій Коренное значеніе въ названіяхъ родства у славянъ 78, Mikl. Et. Wtb., Schrader IF. XVII. 22 und andere schon längst mit dem pron. **sṷo̯-* zusammenbrachten; sondern im Suffixe, wo Meillet l. c. dieses Wort zu den Substantiven mit Suffix *-tь* bezieht, zu denen er auch die zahlreichen slavischen Abstracta auf *-stь* rechnet, wie z. B. **благость**, **чистость**, **чистость** usw. Die Entstehung der letzteren erklärt er folgendermaßen: N. Akk. der Subst. auf *-s-* (z. B. solcher wie **ánĝhos*) erhielt analog den zahlreichen Abstracta auf *-ti-* deren Suffix zur Verstärkung ihrer abstrakten Bedeutung. Von den Subst. **qzos-tь* usw. wurde dann das Suff. *-stь* abstrahiert, das schon im Urslavischen eine produktive Bedeutung bekam.

Diese Hypothese ist jedoch sehr unwahrscheinlich: abgesehen schon davon, daß sie ganz und gar nicht den Vokalismus *-o-* in der Mehrzahl unserer Subst. erklärt, — denn die *s*-Stämme im Ursl. haben gewöhnlich das Suff. *-es-* und nicht *-os-*, — macht Meillet in seiner Hypothese zwei methodologische Fehler. Meillet sagt allerdings die Wahrheit, wenn er betont, daß die Substantiva auf *-stь* in den slav. Sprachen gewöhnlich abstrakte Bedeutung haben, aber er fragt sich leider nicht, ob diese i m m e r vorhanden war oder (sei es auch schon in der idg. Zeit) aus einer andern, konkreteren Bedeutung entstand. Denn aus der Geschichte des Gedankens wie aus der Geschichte der Sprache ist es bekannt, daß die abstrakte Bedeutung in der großen Mehrzahl der Fälle sich aus der konkreten entwickelt, und wo haben wir die Garantie, daß im gegebenen Falle nicht dasselbe zutrifft? Zweitens geht Meillet, um die Kategorie der Subst. auf *-stь* zu erklären, von einem oder zwei Worten aus, in betreff derer man mit Sicherheit sagen kann, daß sie im idg. wie die Stämme auf *-os-* dekliniert wurden. Doch ist die Zahl der Subst. auf *-stь* in den slav. Sprachen so groß, daß es ungewiß bleibt, ob nicht **qzostь* analog nach dem andern Subst. auf *-stь* gebildet ist. Und in solchem Falle braucht **qzo-* mit dem alten Stamme auf *-os-* nichts Gemeinsames zu haben . . .

Von diesen beiden methodologischen Mängeln — dem Ignorieren der allmählichen Bedeutungsevolution und der unkritischen Abtrennung eines einzigen Wortes aus hundert anderen wie eines quasi altertümlichen (nämlich **qzostь*), ist gänzlich die Hypothese frei, nach welcher sich Suff. *-stь* in etymologischer Verwandtschaft mit der Verbalwurzel *-st(h)ā-* »stehen« befindet: auch in der Gegenwart haben die zahlreichen Subst. auf *-stь* in ihrer Bedeutung »einen Zustand« zugrunde liegend, und z. B. in meinem lebendigen Sprachgefühl bedeuten die Subst. **qzostь*, **blagostь*, **dobljestь* usw. auch jetzt nicht

nur »das Enge«, »Gute«, »Tapfere« in abstracto, als auch gerade den Zustand »des Engen«, »der Güte«, »der Tapferkeit« usw. Es versteht sich von selbst, daß ursprünglich Suff. *-stъ* noch konkreter »das Stehen« ausdrückte; daraus konnte sich leicht im Laufe der Zeit (vielleicht schon im idg., wenn nicht z. B. lit. *keīkestis*, *gaīlestis* oder arm. *aruest* »ars«, *aṙagast* »Vorhang« Neubildungen darstellen) zunächst »der Eigenschaftszustand« und endlich »die Eigenschaft überhaupt« entwickeln. Eine schöne Parallele einer derartigen Bedeutungsentwicklung in einem Worte, gebildet mittelst eines Suffixes derselben etymologischen Herkunft, zeigt das d. *Trost*, das nach der neuesten Forschung (Osthoff Etym. Parerga 129) aus idg. **drou-stho-* herzuleiten ist (vergl. npers. *durust* »gesund« aus *dru-sth-o-s*) und ursprünglich »im Zustande eines Baumes befindlich« bedeutete. Außer *Trost* führt Osthoff in seinem Buche (130 u. ff.) auch andere nicht weniger deutliche Beispiele derselben Art an.

Aber wenn die konkrete Bedeutung in den Subst. auf *-stъ* auch leicht in die abstrakte überging, so konnte dieses doch nicht immer geschehen: in einigen Worten, deren Wurzel mehr oder weniger isoliert war, konnte die ursprüngliche konkrete Bedeutung sich bis heute erhalten. Ursl. **svъstъ*, wo die Wurzel die Tiefstufe der pronominalen Wurzel **sṷoǰ-* darstellt, stand vereinsamt inmitten der Mehrzahl anderer Subst. mit Suff. *-stъ* und Stamm auf *-o-*. Daher konnte auch sein Suff. *-stъ* sich auf der ursprünglichen Stufe seiner Bedeutung erhalten. Folglich bedeutete unser Wort anfänglich »die in der Schwägerschaft befindliche«, also dasselbe, was jetzt das russ. Synonym dieses Wortes »свояченица« bedeutet. Dieselbe Bedeutung hatte auch ursl. **svěstъ* (altruss. свѣсть, čech. *svěst'*), das sich von **svъstъ* nur durch die Hochstufe seiner Wurzel unterscheidet (vergl. lit. *swaī-nis*, *swaī-nius*, *swaī-nė*). Vergl. Brandt Доп. зам. 159.

Ist diese Etymologie richtig, so würden ursl. **svъstъ* und *svěstъ* in ihrer Bildung sehr an ursl. **nevěsta* erinnern, dessen Etymologie (Archiv XXIV. 227—228) ich auch jetzt trotz der Einwendungen, die man dagegen erhob, für richtig halte. Die Bemerkung Pogodin's (Слѣды корней-основъ 218), daß meine Erklärung des Wortes als »in novo stans« Schwierigkeiten semasiologischen Charakters hervorrufe, verwundert mich nicht wenig, weil doch die Ehe im Leben des Weibes wohl bei allen Völkern und auf allen Stufen der Kultur eine ungeheure soziale Bedeutung hatte. Die Etymologie Pogodin's selbst (in demselben B. S. 220), der **nevěsta* in **nev-ěsta* zerlegt, ist nämlich sehr wenig wahrscheinlich, weil das Suff. *-ěsta* sicherlich eines sehr jungen Ursprunges ist und man das einzige unzweifelhaft ursl. Wort **bolěstъ* (ksl. **БОЛѢСТЬ**, montenegr. *bòlijest*) wohl richtiger in **bolě-stъ* (»Krankheitszustand«) zerlegt. Eine weit wichtigere Entgegnung erhob Jagić (Archiv XXIV. 229), daß nämlich nach den Gesetzen der slav. Phonetik wir ein **nověsta*, nicht aber **nevěsta* zu erwarten hätten. Allein in den slav. Sprachen gibt es einige Beispiele (russ. olon. невенный (»mager«, serb. нѐвен »Todtenblume« und einige andere, s. Pogodin, ib. 221), die beweisen, daß das Gesetz vom Übergange des Diphthongen *eu̯* in *ou̯* in den slav. Sprachen nicht unbedingte Gültigkeit hatte, und sogar den Gedanken Meillet's (Recherches 86)

richtig erscheinen lassen, daß *eu* vor palataler Silbe bewahrt blieb. Was die Bemerkung Jagić's angeht, warum wir im Slav. nicht **nevosta* fänden, wie wir **starosta* haben, so ist auf diese Frage ebenso schwer zu antworten, wie z. B. auf die Frage, warum wir statt ЗЪЛЪ-ДЬ nicht *ЗЪЛО-ДЬ (wie ЗЪЛО-БЬ) finden.

Wir haben endlich auch keinen Mangel an Parallelen zu unseren Etymologien **svьstь* und **nevěsta*. Ich verweise nur auf die allerdeutlichsten, auf altksl. ѢЗЪ-СТН-ЪЪ aegrotus (Lex. Mikl.), wo ѢЗЪ- augenscheinlich den L[1] von ѢЗА morbus darstellt, und auf lat. *caelestis* = »in caelo stans« Schmidt, Die Pluralbildungen 346).

IV.

Ursl. **chъtěti*.

Soweit uns bekannt, wurden zur Erklärung des *ъ* an Stelle des zu erwartenden *o* in diesem Worte, das in allen slavischen Sprachen ohne Ausnahme bekannt (vergl. altbulg. ХЪШТѢ(ТЪ) Supr., ХЪШТѦ ib., nbulg. шть aus *хъштъ, serb. хтjѐти, *ću*, slov. *htéti*, *čo*, čech. *htiti*, oberlaus. *chcéć*, poln. *chcieć*, aruss. хтѣть), folgende Hypothesen vorgeschlagen:

1) *ъ* konnte nach der Meinung einzelner Gelehrter schon in urslav. Zeit aus dem unbetonten *o* entstehen. Diese Meinung vertritt z. B. Sobolevskij (Древне-церковнослав. языкъ 87), aber die andern analogischen Fälle, die er zur Bekräftigung vorführt, sind alle fraglich[1]) und erklären in keinem Falle,

[1]) So können ursl. **tъgda*, *kъgda* und ähnliche Formen bei **togda*, **kogda* auch anders erklärt werden. Vergl. unsere Сложныя мѣст.[2] 109 u. ff. — Ursl. **kъterъ* bei **kotorъ* enthält in sich als Bestandteil das Pronomen *q̑u-* (vergl. lat. *uter* aus **q̑u-ter* Sommer Handbuch § 295) oder erhält sein *ъ* in Analogie nach **kъto*. — Ursl. **kъsьnъ*, das Sobolevskij mit ursl. *časъ* aus **kēsъ* zusammenstellt, kann auch anders erklärt werden. Vergl. Сложныя мѣст.[2] 66. — Ursl. **tъpъtati* (altbulg. ТЪКПЪТѦТН, nbulg. по-тъп-камъ, slov. *teptati*, čech. *deptać*, obl. *teptać*, poln. *deptać*, *teptać* bei ursl. *topъtati* (nbulg. топавица, serb. топотати, slov. *topotati*, russ. топтать, klruss. тіптати) ist nicht überzeugend wegen des augenscheinlichen onomatopoetischen Ursprungs. Für den letzteren spricht auch die mannigfaltige Vokalisation der Wurzel einiger anderer Wörter, die man unmöglich von den anderen trennen kann: vergl. bulg. тепавица, топавица, тупамъ, slov. *cepetati*, *ceptati*, *cepitati*, poln. *tępać*, *tupać*, klruss. тупоть, дупоть, тупкати. — Ursl. **prъčь* (čech. *prec*, poln. *precz*) bei **proćь* (altbulg. ПРОЧИИ, russ. прочій) verhalten sich augenscheinlich in ihren Stämmen zueinander wie **pro-s* (gr. *πρός*) zu **pro* (gr. *πρό*, lat. *pro*, slav. *pro* usw.). — Ursl. **mъnogъ* bei got. *manags* ist zweifelhaft 1) infolge der Unklarheit seiner Etymologie und 2) infolge der Möglichkeit der Entlehnung aus dem Got. »Die entlehnten Wörter«, wie Joh. Schmidt richtig bemerkte, »oft ganz eigene verschlungene Wege gehen« (Zur Kritik 30). — Ursl. **mъnojǫ* bei lit. *manỹje* stellt vielleicht eine Art von Silbenassimilation dar: vergl. *tobojǫ* anst. *tebojǫ*. — Altbulg. ДОВЪЛѢТИ muß wohl ДОВКЛѢТИ gelesen werden, und in -ВКЛ- hat man wohl die Tiefstufe der Wurzel **uel* zu sehen (vergl. altind. *várah* »Wunsch« Meillet Études 224). Endlich konnten ursl. **vъn*, **vъn*, *sъ*, *sъn*, die Sobolevskij mit gr. *ἀν*, *ἀν* lat. *ăn*, lit. *san-* zusammenstellt, ursprünglich im Auslaute entstehen.

warum denn nicht ъ auch z. B. in **gorà*, **vodà*, **nosìti* und vielen andern auftauchte.

2) ъ stellt in bezug auf *o* eine Ablautsstufe dar. So denkt z. B. Leskien in seinem Handbuch[4] § 11, wo er **chъtěti* mit **trągda*, **krągda*, **dъmą* (bei **dąti* = **domti*), **chrъmnąti* (bei **chromъ*), auf eine Reihe stellt. Den Wert der beiden ersteren Beispiele sahen wir schon oben. Was **dąti* betrifft, so ist es nicht aus **domti*, sondern aus **dъmti* herzuleiten; d. h. es kann in seiner Wurzel den Stamm **dъ-m-* (vergl. *dymъ* Zubatý Arch. XVI, 392) enthalten, und folglich braucht ъ in **dъmą* nicht als aus *o* entspringend zu erklären zu sein. Dasselbe muß von **chrъmnąti* gesagt werden, wo *-rъ-* ein dem Altbulgarischen normales *r sonans* — die Tiefstufe der Wurzel **chro-* darstellen kann.

3) ъ entstand aus einem besonderen idg. »irrationalen« Laute »a« — welche Meinung Fortunatov in *Χαριστήρια* 489—490 vertritt. Aber wenn wir die Beispiele, wo wir an Stelle eines idg. *e* in den slavischen Sprachen ein ъ finden, die auch eine andere Geschichte als **chъtěti* haben können, bei Seite lassen, so finden wir in den slavischen Sprachen auch nicht die geringste zuverlässige Spur dieses (überdies ganz und gar hypothetischen) Lautes. Denn die beiden Worte, auf die Fortunatov sich stützt, — **krągda* und **krъterъ* sind für uns zufolge der schon dargelegten Gründe nicht überzeugend.

4) ъ in **chъtěti* wird durch »eine Schwächung« von *ą* des ursl. **chątь* (vergl. poln. *chcę*, čech. *chci*) erklärt. Diese Meinung treffen wir bei Miklosich in seinem Et. Wb. 88 an, und sie hat hier vielleicht, weil sie in einem Wörterbuche ausgesprochen, einen völlig dogmatischen Charakter.

5) Diesen Mangel suchte Meillet M. S. L. VIII. 315 auszufüllen. Er nimmt an, daß ursl. **chątь* vom idg. **sonti-* (vergl. lat. *sentiō*) herzuleiten ist, ursl. **chъtěti* aber von idg. **sn̥tē-* (vergl. ahd. *sin*), das etwa im Ursl. **chn̥tě-* geben mußte, da nach *n̥* nur ein Konsonant folgte. In dem Falle dagegen, wenn nach *n̥* zwei Konsonanten folgten, wie in der Form **chn̥tją*, gab *n̥* ein *o*. Dann fanden zwischen **chъtěti* und **chotją* gegenseitige Ausgleichungen statt. Doch ungeachtet dessen, daß *tj* im Ursl. nicht zwei Laute, sondern nur e i n e n Laut darstellte, daß also folglich **chn̥tją* nach Meillet's Theorie gleichfalls *chъtją* hätte ergeben müssen, so bedarf schon allein das Gesetz des Überganges von ursl. *n̥* klarere Beweise, als ursl. **sъto*, **tъnъkъ*, **ognь*, **vьtorъ* usw. Dasselbe muß man über die gewöhnliche

6) Hypothese von Brandt Доп. зам. 70 zu wiederholen.

7) Später zog Meillet M. S. L. IX. 153 eine nähere Parallele zum ursl. **chątь* — näml. arm. *xind*, G. *xndi*, *xndam* »ich freue mich«, *xndir* »cerca«, »questione«, *xand*, G. *xandoy* oder *xandi* »ardente brama«. Mit dieser Etymologie war Pedersen K. Z. XXXVIII. 388 einverstanden: »*x* und *ch* sind aus idg. *kh* entstanden, *an* und ъ vertreten nasalis sonans (und da ъ vor einem mouillierten Konsonanten steht, muß dieser Sonant schon vorslavisch *u*-Färbung gehabt haben); arm. *xind* und p. *chcę* enthalten zwei verschiedene Vollstufen (*e*- und *o*-Stufe)«. Um ursl. **chъt-* und **chot-* aus vorsl. **chn̥t* zu erklären, denkt sich Pedersen ein besonderes phonetisches Gesetz, kraft dessen ein betontes vorsl. *n̥* im Urslavischen ъ, ein unbetontes aber *o* ergab, a. a. O. 397. Leider sind die Fakten, auf die Pedersen sein Gesetz stützt, in ihrer

Herleitung nicht unanfechtbar; wir führen außerdem die Worte Uhlenbecks I.F. XVII. 96 an: »Wie *chęć-chąt'* sich zu *chъtěti* verhält, ist keineswegs so selbstverständlich wie Pedersen annimmt, denn das *t* kann ja sehr gut wurzelhaft sein, und abgesehen von dem Nasal könnte das Verhältnis von **chątъ* zu **chъtěti* ähnlich aufgefaßt werden, wie dasjenige von gall. *avi-* zu lat. *avere* oder von ai. *kaví* zu lat. *cavēre*«.

8) Mit der Meinung Pedersens deckte sich fast die Auffassung Vondráks B.B. XXIX. 200—210; nur nimmt er im Widerspruch mit der Meinung Pedersens nicht an, daß *o* »der direkte Fortsetzer eines *ŏ*« wäre, sondern hegt die Vermutung, daß es aus betontem *ъ* (aus *ŏ*) entstand. So war die ursprüngliche Flexion unseres Verbums nach Vondrák folgende: 1. p. **chъtjǫ* (serb. *ću*), 2. p. *chótješь* (russ. хочешь), 3. p. *chótjetъ*, inf. *chъtěti*. Leider beruht auch dieses phonetische Gesetz auf Tatsachen, die noch nicht eine allgemeingültige Erklärung gefunden.

Wie verschieden auch an sich die vorliegenden Hypothesen seien, so haben sie doch alle einen gemeinsamen Zug, nämlich das Bestreben, um jeden Preis unser Wort auf ein phonetisches Gesetz zurückzuführen, das gewöhnlich dabei ad hoc gebildet wird. Und zur Erreichung dieses Zieles machten die Forscher zuweilen nicht einmal vor solchen Absurden halt, wie es die Annahme ist, daß schon im Urslavischen *ъ* zuweilen in *o* überging (vergl. die eben erst vorliegende Meinung Vondráks)! Aber unterdessen vergessen im gegebenen Falle die Forscher ganz und gar die Tatsache, daß sporadische Abweichungen von den phonetischen Gesetzen nicht nur infolge phonetischer Ursachen statthaben, sondern auch infolge psychologischer Ursachen, d. h. des Einflusses des einen auf das andere Wort kraft einer Laut- und semasiologischer Association. Und während in der Wissenschaft ein ganzer embarras de richesses von phonetischen Erklärungen des Verbums **chъtěti* vorhanden ist, so ist doch bis jetzt, soweit es mir bekannt, noch keine psychologische Erklärung ausgesprochen worden.

Denn man kann unterdessen auf ein Verbum hinweisen, das in seinen Lauten und in seiner Bildung dem Verb. **chъtěti* so nahe kam, daß es auf letzteres schon in vorslavischer Zeit einen bestimmten Einfluß ausüben konnte. Dieses Verb ist **chytiti* oder — wenn die Wurzel auf der Tiefstufe stand — **chъtiti* »rapere«, »prehendere«. Den letzteren Begriffen liegt der Begriff eines starken Strebens, eines mehr oder minder mächtigen und elementaren Willensaktes zugrunde, d. h. ganz derselbe Begriff, der dem Verb **chotěti* zugrunde liegt (vergl. russ. охота »Wunsch« und »Jagd«). Folglich konnte schon in urslavischer Zeit der Austausch der beiden Verben unter einer Kontamination vorsichgehen, deren Resultat auch das sl. Verb **chъtěti* ist. Vielleicht verdanken derselben Kontamination ihren Ursprung auch folgende Formen, die Miklosich in seinem Et. Wörterb. unter der Rubrik der Wurzel **chont-* anführt: ѯкнитєтъкъ = ѯѡнитєтъкъ? im Psalter Mladenović's, kleinruss. охнта = хота, grruss. хытя = хотя. Leider gibt Miklosich nicht die Quelle an, woher er das letztere Wort schöpfte, und ohne diese Bedingung können wir uns nicht völlig darauf verlassen, weil es leicht phonetisch aus хотѧ in den »akasierenden« Dialekten entstehen konnte. Doch

dieses kann das von Miklosich nicht aufgenommene montenegr. Adverb хић »Wunsch«, »Wille« ersetzen: Ја немам хић, да јијем: »ich habe keinen Appetit«; а ни хић! »nicht im geringsten« (Ровинскій, Черногорія III. [1905] 683). Die volle Gleichsetzung dieses Adverbs mit der Wurzel **chŭt-* hindert nur das *-ě-* der ersteren, an dessen Stelle wir ein h zu erwarten hätten: **хић*. Wenn es nicht infolge einer ungenauen Aufzeichnung Herrn Ровинскій's hier fehlt, so könnte man es vielleicht unter dem Einflusse des ursl. Suff. *-čь* erklären: vergl. altčech. *chtiec* »Begierde« Gebauer Slovník staročeský.

V.

West- und südsl. **do-sti* und **do-sta*.

In den westslavischen Sprachen finden wir ein ziemlich interessantes Adverb **dosti* »ziemlich«, »hinreichend«, »genug«; vergl. čech. *dosti*, niedersorb. *dości*, poln. *dości*. Von den südslav. Sprachen ist es nur dem Slov. bekannt: *dosti*, woneben auch *dosta* (in gleicher Bedeutung) gebraucht wird, das seinerseits ausnahmslos im Serb. und Bulg. sich findet.

Gewöhnlich, — vergl. z. B. Gebauer, Hist. ml. I. 1, 286, — erklärt man diese Formen als »Verkürzungen« aus **do syti* und **do syta*. Und wirklich trifft man in altčech. Denkmälern neben der Form *dosti* auch adv. *do-syti* (s. Gebauer, Slovník staročeský), und in den zeitgenössischen polnischen Dialekten kommt neben dem Adverb *dości* auch adv. *dosyć* und *dosyci* vor (Karłowicz, Słownik gwar polskich); im Altruss. gab es adv. ДОСЫТИ und ДОСЫТЬ (Срезневскій, Мат.). Allein man könnte sich mit dieser Etymologie nur in dem Falle zufriedengeben, wenn ihre Anhänger eine bestimmte phonetische oder morphologisch-psychologische Ursache einer derartigen »Verkürzung« aufwiesen. Solange wir dieses nicht haben, hat diese Etymologie nicht das Recht, eine »Erklärung« zu heißen in der eigentlichen Bedeutung des Wortes, denn an Stelle des einen Unbekannten erhalten wir ein anderes Rätsel, anstatt x erhalten wir y: »die Schwierigkeit wird verschoben, aber nicht gehoben!«

Prof. Brandt, Дополнительныя замѣчанія 161, meint, daß die beiden Adverbia: *do-sti* und *do-sta* im Verhältnisse des Ablautes zu dem adj. **sytъ* stehen (altbulg. СЫТЪ, neubulg. сит, serb. *cîtm*, slov. *sìt*, čech. *sytý*, obsorb. *syty*, poln. *syt*, russ. сытъ): denn das letztere kann man wohl nicht von dem lit. Adj. *sotùs* »sättigend« trennen, dem got. *sōþs* »Sättigung«, *sōþjan* »sättigen« (Hirt Ablaut § 117), die, wie bekannt, von einer idg. Wurzel **sōut-* herzuleiten sind. Und wenn ursl. **syt-* als eine Schwundstufe dieser Wurzel erklärt wird, so stellten ursl. **sъtъ* und **sъtь* (deren GG sich nach dieser Hypothese in den adv. *dosti* und *dosta* erhalten haben würden), in diesem Falle die Tiefstufe derselben Wurzel dar. Allein gegen eine derartige Hypothese könnte man gleich zwei wichtige Einwendungen machen: 1) bis jetzt ist noch in keiner Sprache die Stufe **sūt-* »sättigen« nachgewiesen, obgleich sie an und für sich möglich wäre; 2) der stumme Vokal müßte in diesem Falle im čech. Adv. *dosť*, niederwend. *dość*, poln. *dość* in einen reinen übergehen, aber nicht ausfallen.

Man kann also nicht das fehlende *y* im adv. *dosti* und *dosta* phonetisch hinreichend erklären. Aber vielleicht kann man leichter auf die psychologische Ursache des Schwundes von *y* in unseren Adverbien hinweisen?

Uns will es scheinen, daß auf unsere Adverbien das Zeitwort **dostati* »sufficere« und seine vielzähligen Bildungen Einfluß haben konnte (altbulg. **достати**, nbulg. достати, serb. дòстати, slov. *dostati*, čech. *dostáti*, obersorb. *dostać*, poln. *dostać*, russ. достать). Einzelne Bildungen standen ganz parallel den adv. *do-syta* und *do-syti*. Vergl. z. B. die 3. pers. des Aor. **dosta* und adv. *do-syta*; d. Inf. *dostati* und adv. *do-syti*; sup. **dostatъ*, das altčech. Subst. *dostat* (G. *dostata*) »Fülle, Überfluß« und das poln. *dosyt*; das russ. adv. до-стать und west- u. südsl. *dosta*; russ. достатокъ, poln. *dostatek* und altruss. до-сытокъ, poln. *dosytek* »Sattheit« usw. Bei der großen Ahnlichkeit der Formen aller dieser Bildungen und bei der fast völligen Gleichheit ihrer Bedeutungen konnten ihre Wurzeln leicht untereinander verwechselt werden, und das wenn nicht in der ursl. Epoche, so doch schon in einer sehr alten Epoche des getrennten Lebens der slavischen Sprachen.

Vom ursl. **do-syti* muß man altpoln. und dial. poln. **dosići*, *dosić* trennen. Obgleich letztere mit poln. *dosyci* und *dosyć* völlig gleichbedeutend sind, so kann man ihr *i* doch nicht aus dem *y* dieser Formen herleiten. In Anbetracht dessen muß man annehmen, daß *dosici* und *dosić* aus *dosyci* und *dosyć* gleichfalls nicht phonetisch herzuleiten sind, sondern unter dem Einflusse des D. ethicus des reflexiven Pronomens *si* oder demonstr. pron. **sь* Plus der bekannten Partikel **ti*, **tь* (poln. *ci*, *ć*), in Bezug auf die vergl. unsere »Сложныя мѣстоименія«, 25—26.

VI.

Mittelbulgarisch чѣтомоу = чемоу.

In meiner Dissertation »Сложныя мѣстоименія« (2. Aufl. Moskau 1905, S. 56) wies ich unter anderm darauf hin, daß sich in einigen der ältesten mittelbulgarischen Texte zusammengesetzte Formen des pron. **чѣто** finden. So treffen wir im Evangelium Dobromiri des XII. Jahrh., das von Jagić beschrieben, den Gen. sing. **чѣтого** in dem Ausdruck **чѣтого ради**; in demselben Denkmal finden wir den L. sing. **о чѣтомь**, den man auch in der Urkunde Johanns Asěnj 1230 (unsere Ausgabe, S. 3), in der Лѣствица d. J. 1334 (Lex. Mikl.), in den »Слова наказательныя Иѣгоя« des XVI. Jahrh., die unlängst von Prof. P. A. Lavrov (S. XXVI) herausgegeben wurden, aufweisen kann; endlich ist in einem Apostel d. XIV. Jahrh. der Sammlung Verkovič's in der Kaiserl. Öffentl. Bibliothek von Prof. Lavrov (Изборникъ Кіевскій, S. 66) die Form d. l. sing. **со ишимь** aus ***с'ь чѣт'ѣмь** nachgewiesen, wo **'ѣ** unter serbischem Einflusse durch *i* ersetzt ist (der »Apostel« ist in Macedonien geschrieben). Der Umstand, daß solche Formen sich in mehreren Denkmälern finden, widerlegt den Gedanken Jagić's (S. 64), daß etwa die Formen des Evangeliums Dobromiri einfache Schreibfehler darstellten. Andererseits konnten auch die Formen **чѣсого**, **чѣсомь** auf die Bildung von **чѣтого**, **чѣтомь** schon allein darum nicht einwirken, weil sie selber wohl kaum um diese Zeit in lebender Sprache gebraucht wurden. Wenn man

indessen beachtet, daß im Litauischen ganz analog d. pron. *szìtas* »dieser« dekliniert wird, so bleibt uns als einziger Ausweg nur übrig anzunehmen, daß die Formen ЧЬТОГО, ЧЬТОМЪ normale Deklinationsformen von ЧЬТО als eines zusammengesetzten Prónomens bieten, die Formen ЧЕГО, ЧЕМЪ aber, etymologisch als Casus des pron. ЧЬ erscheinend, nur an Stelle der ersteren adoptiert wurden, als diese in einem bestimmten Dialekt des Altbulgarischen oder vielleicht sogar des Urslavischen verschwanden.

Um von einem vollen Paradigma der ursprünglichen Deklination des pron. ЧЬТО reden zu können, fehlte uns nur die Form des D. sing. ЧЬТОМОУ. Und jetzt können wir sie, glaube ich, im Kiewer Fragment des Slěpčenskij Apostel d. XII. Jahrh. nachweisen. Dieses Fragment war schon im J. 1895 von Prof. Vladimirov in »Отчеты Императорскаго Общества Любителей древней письменности« vom J. 1894—1895, S. 65—70, herausgegeben worden, aber die äußerste Ungenauigkeit und Nachlässigkeit dieser Ausgabe (vergl. Jagić's Rez. Arch. XIX, 294) erlaubte uns nicht, ihr zu vertrauen. Erst im Anfange des September 1905 konnten wir in Kiew das Kirchlich-Archäologische Museum besuchen, wo das Fragment aufbewahrt wird, und mit dem Original die uns interessirende Stelle vergleichen. Und wir fanden wirklich auf d. 2. Bl. die Form ЧЬТОМОУ in dem Satze (Rom. VIII. 24): ОУПОВАНИЕ ЖЕ ВИДИМО : НѢСТЪ ОУПОВАНИЕ : ЕЖЕ БО ВИДИТЪ КТО И ОУПОВАЕТЪ : ЧЬТОМОУ УБО. Im Christinapoler Apostel d. XII. Jahrh. (ed. A. Kałużniacki, Vindobonae MDCCCXCVI, p. 124) lautet letzterer Satz etwas anders: ІЕЖЕ БО ВИДИТЪ КТО, ЧТО ОУ²ПОВАЄТЬ. So lautet sie auch im Толковый Апостолъ d. J. 1220, der von Herrn G. Voskresenskij seiner kritischen Ausgabe der »Посланія Апостола Павла къ Римлянамъ« Серг. Пос. 1892 (S. 138—139) zugrunde gelegt worden. In späteren Abschriften, wie man dieses aus der Ausgabe Voskresenski's ersehen kann, findet man nur folgende Varianten des letzteren Satzes: ЧТО И НАДѢЕТЬСѦ oder ЧТО И ОУПОВАЕТЬ. Übrigens haben wir noch eine Variante: ЧИМЪ НАДѢЕТЬ СѦ (Voskresenski, ebenda), doch in keiner findet sich ЧЬТО ЕМОУ, was uns das Recht gäbe, unser ЧЬТОМОУ als einen Schreibfehler an Stelle von ЧЬТО ЕМОУ zu erklären.

Die Variante des Slěpčenskij-Apostels bedeutete also folglich »wozu denn er vertraut«, und die Form ЧЬТОМОУ gäbe uns die Möglichkeit, das volle Paradigma der Deklination des pron. ЧЬТО herzustellen:

N. ЧЬТО
G. ЧЬТОГО
D. ЧЬТОМОУ
A. ЧЬТО
I. ЧЬТѢМЪ
L. ЧЬТОМЪ.

St. Petersburg. *G. Iljinskij.*

Параспор — *Παραστορά.*

La terminologie byzantine concernant les tenanciers des domaines de l'ancien empire peut être recherchée ou dans les sources documentales ou dans l'usage du peuple qui a conservé une masse des choses à travers les cinq siècles de l'invasion turque.

C'est cette dernière source qui nous a découvert l'usage de *paraspor* ou *paraspur*, terme grec employé encore en bulgare et en serbe pour certains droits ou redevances en usage chez les métayers ou autres tenanciers au centre de la presqu'île de Balkan.

En faisant la description des départements cédés à la Serbie par le Congrès de Berlin (1878) M. G. Milićević parle de l'ancien système féodal qui y était exercé par les spahis turcs. Entre autres redevances habituellement exigées des tenanciers des terres des spahis il y avait aussi la redevance de cultiver les *paraspurne ńive*. Sous ce terme on comprenait, d'après les renseignements de M. G. Milićević, la redevance des colons de cultiver la terre seigneuriale que le seigneur exploitait en propre régie et qui lui était réservée, et de remettre la récolte au seigneur. Dans ce cas les colons de ces contrées payaient les redevances convenues pour des terres cédées à eux et au lieu de l'ancienne *angaria* ils étaient obligés de cultiver la terre du seigneur dite *paraspurna*, réservée pour son propre usage[1]).

Quatre ans plus tard nous rencontrons le même terme dans les conditions agraires observées par le Dr K. J. Jireček à Ćustendil en Bulgarie. Le célèbre historien relate qu'on y nomme *paraspor* ou *paraspur*: dem Arbeiter als Teil des Lohnes angewiesene Acker. C'est pourquoi on nomme *parasporǵi* »auf fremdem Gut sich ernährenden Dorfbewohner«[2]).

On voit que les deux explications ne concordent pas l'une avec l'autre.

A la suite de mon dernier voyage (juillet 1905) à Skopļe (Uskub) en Macédoine dont les impressions ont été publiées dans la Godišńica Nikole Čupića XXV, on m'a envoyé un rapport très détaillé sur le domaine seigneurial Bardovce (10 klm. de Skopļe). Mes recherches sur ce domaine et les impressions de mon passage là-bas se trouvent dans les chapitres VII et VIII, p. 32—46 de l'article *Deux jours à Skopļe* dans la Godišńica XXV. Le rapport très détaillé provient du curé serbe du village Bardovce Atanas Petrović, natif de Kučevište (Skopska Crna Gora), en même temps prêtre serbe à Skopļe.

Les colons du domaine de Bardovce (Serbes, chrétiens) s'appellent *ispoļǵije*, les métayers. Ils ont le devoir d'ensemencer et récolter en gardant la moitié des fruits: le seigle, le blé, l'orge et le maïs. Pour l'ensemencement des céréales mentionnées on distribuait la semence, et après la récolte et avant le partage en deux on déduisait la quantité distribuée. Mais il était permis d'ensemencer d'autres choses encore. Et ceci s'appelait *le paraspur*. Aujourd'hui on emploie *le paraspur* seulement pour *le bostan* (melons et pastèques) et pour les légumes qu'on ensemence habituellement auprès des maisons. Et le pro-

[1]) M. G. Milićević, Кнежевина Србија. Нови крајеви. Београд 1884, 45.

[2]) Cesty po Bulharsku. Prag 1888, 130; das Fürstentum Bulgarien, Wien 1891, 192.

priétaire donne pour le *bostan* un *šinik* (χοῖνιξ chenice) de terre, ça veut dire autant qu'on peut ensemencer par un *šinik* du blé. Actuellement le *šinik* à Bardovce auprès de Skoplje pèse 10 ocques turques (12 830 kg.)[1]) Il y a encore un cas où on donne de la terre en *paraspur*. C'est lorsque la femme d'un colon ou d'un ouvrier accepte de faire la cuisine ou de pétrir ou cuire le pain pour les employés du propriétaire; elle obtient comme récompense de la terre pour *paraspur* ou du blé.

C'est, comme nous voyons, la troisième explication du *paraspor* qui me parait la plus explicite et la plus conforme à la signification du terme grec. En réalité les mots grecs *παρασπορά* et *παράσπορον* ne signifient d'après leur composition qu'un ensemencement secondaire, auprès ou à côté d'un autre. Le dictionnaire Du Cange Glossarium mediae graecitatis connait seulement la forme *παρασπόρια* — peculium castrense. E. A. Sophocle Greek Lexicon of the roman and byzantine periods, New York 1904 cite *παρασπορά* (ᾶς, ἡ) et explique: a sowing beside, mingling with. Les sources d'après lesquelles il donne son explication sont: Galenus A. D. 200. Charterius. Lutetiae 1679, et après: Sextus A. D. 205 Bekker, Berolini 1842. Dr K. J. Jireček cite le mot *οἰκομοδοπαράσπορον* d'après une lettre impériale du commencement du XIII siècle, adressée au duc du thème *τῶν Θρακησίων*. L'empereur y exhorte le duc à agir auprès des colons du village *Μῆλα* qui appartenait au monastère *τῶν Λέμβων· ἵνα διδῶσι καὶ τὸ οἰκομοδοπαράσπορον*[2]). On voit seulement que c'est un tribut et il est impossible d'en déchiffrer le mode et la nature. Dr K. J. Jireček cite encore une nouvelle de l'empereur Tibère (578—582) *περὶ παρασποριτῶν*. Malheureusement la nouvelle s'est perdue et ce n'est que le titre qui nous en est resté. Il est très curieux de noter que Mortreuil, Histoire du droit byzantin et du droit romain dans l'empire d'Orient, Paris 1842, I. 86 fait mention de la même nouvelle *περὶ παρασποριτῶν* en ajoutant au lieu d'une traduction le signe d'interrogation, tellement la chose lui était inconnue.

Daus cette pénurie des sources grecques on peut voir encore un exemple comment les sources d'usage et de tradition orale, même parmi les peuples hétérogènes, peuvent être utiles dans les recherches des questions épineuses du passé byzantin.

---

[1]) Au moyen âge on mesurait de la même façon par le *modius* — мѣть.
[2]) Miklosich et J. Müller Acta et diplomata graeca IV, 182.

Belgrade, le 3 avril 1906. *St. Novaković.*

Dèbrc et Kocèļeva en Serbie, au sud de la Save.

Deux noms de villages dans le département de Šabac, où je suis né, m'ont intrigué depuis longtemps.

C'est, premièrement, le village *Dëbrc*.

Il se trouve à mi-chemin entre Šabac et Belgrade, en face de deux villages de la Syrmie méridionale, Obrež et Kupiuovo. La Save y décrit une longue courbe — ključ — et paraît avoir coulé autrefois par une courbe encore plus

prononcée au nord et plus éloignée de la frontière actuelle de la Serbie. A cette époque le pays circonscrit par la courbe était situé sur la rive droite de la Save, tandis qu'il se trouve actuellement sur la rive gauche. Le village de Dëbrc est à deux ou trois kilomètres du rivage de la Save d'aujourd'hui, à droite de la chaussée en allant de Šabac à Belgrade. Vuk Karadžić, originaire aussi de notre département, notait dans son dictionnaire qu'on trouve des restes d'une habitation humaine entre le village Dëbrc et la Save. La Save, selon Vuk, se déplace sans cesse à droite, abandonnant sa rive gauche. On voit sortir de la terre des restes d'un ancien établissement, des monnaies anciennes, des ossements, des pièces de vases comme partout dans les ruines d'un château délaissé. La tradition est encore vivante dans le peuple qu'il y avait là autrefois un *château grec* (грчки град). Vuk ajoute aussi que le premier historien serbe J. Raić avait tort de placer le château Дьбрьць — *Dabrac* de Syrmie (où le roi Dragutin Nemańić a séjourné après son abdication) à Dobrinci dans la Syrmie actuelle, et se déclarait en même temps pour *Dëbrc*. En effet l'ancienne biographie de Dragutin, écrite par l'archevêque Danilo dans la première moitié du XIV siècle, mentionne à plusieurs reprises славьныи дворь его иже въ Срѣмѣ, мѣсто рекомо Дьбрьць (le palais magnifique en Syrmie, qu'on appelle Дьбрьць).

La Syrmie s'étendait-elle au-delà de la Save? On doit répondre affirmativement à cette question. Depuis l'époque romaine on considérait que la Syrmie englobait les deux rives de la Save toutes les fois qu'elles se trouvaient réunies sous une même souveraineté. On commença de bonne heure à distinguer sous le nom de Maćva la partie de la Syrmie située sur la rive droite de la Save. Ainsi l'archevèque Danilo, dans la biographie de Dragutin, écrit: вьставь и иде въ область дрьжавы своюѥ, въ землю нарицаѥмоую Мачьва юже даль ѥмоу бѣ тьсть его краль оугрьскы (édition Daničić, 28). Mais plus loin, le même pays est appelé Срѣмь ou срѣмьска землы à plusieurs reprises. On le voit dans les belles pages sur la visite de la reine Simonide, la fille de l'empereur Andronic, à Belgrade (p. 97—98) où l'on dit que la reine fut saluée à Belgrade par les délégués du roi de Hongrie. On considérait donc Belgrade comme ville limitrophe du royaume de Dragutin. C'est encore plus clair à la page 115, dans le récit de la guerre de Braničevo (au-delà de la Morava) que Dragutin a dû faire avec l'aide de son frère le roi Milutin. Les pays de Bosnie, Usora et Soli, que Dragutin avait obtenus de son beau-père, sont mentionnés comme se trouvant à l'ouest de la Syrmie méridionale ou Maćva, sous l'autorité de Dragutin. En racontant l'abdication de Dragutin, le biographe dit que Dragutin s'est rendu de Deževo (en Raška) en Maćva, obtenue de son beau-père le roi de Hongrie. Il est certain que le roi Dragutin n'a pu se rendre en dehors de son domaine, et que Мачьва et Срѣмь signifient la même province: Maćva ayant peut-être une étendue plus restreinte, limitée du côté Nord par la Save, la Syrmie embrassant le pays entier en-deçà aussi bien qu'au-delà de la Save. Il est même permis de supposer que le domaine de Dragutin ne s'étendait pas sur la rive gauche de la Save. Bref, nous sommes tout-à-fait d'accord avec Vuk que Дьбрьць de Danilo avait le même emplacement que le Dëbrc d'aujourd'hui et que les ruines dont on y trouve les traces provenaient du château et du palais de Dragutin.

Mais à présent vient pour nous la question principale.

Дьбрьць de Danilo doit être prononcé en serbe moderne Дабрац comme le faisait aussi Vuk en le transcrivant de telle façon en serbe. Le village, cependant, s'appelle Дѐбрц. Nous l'avons ainsi entendu appeler depuis notre enfance. Comment expliquer une prononciation d'après un autre dialecte dans un pays où les lois de la phonologie serbe sont observées avec une rigourosité parfaite? Il nous semble qu'il n'y a qu'une seule explication. *Dèbrc* provient d'une autre tribu slave qui y séjournait auparavant et qui s'est transformée en Serbes, on doit dater, si c'est possible, d'une époque de la langue serbe où une telle modification phonologique était encore possible. En tout cas nous nous trouvons en présence d'une pétrification d'un dialecte slave différent du serbe, qui est restée intacte grâce à la constance des noms topographiques, constance dont on trouve partout de nombreux exemples. On doit donc classer *Dèbrc* comme tel, pour ne pas forcer ou falsifier les lois phonologiques du serbe. De la même façon en Albanie, en Epire, en Thessalie, en Hellade et en Morée ou en Roumanie et même en Hongrie, où les Slaves ont disparu depuis longtemps, une grande quantité de noms topographiques slaves est prononcée machinalement, selon la loi de la conservation des noms topographiques, par des bouches qui n'en comprennent pas une syllabe!

Il y a même encore des noms qui rappellent par leur son quelque ancien dialecte. C'est l'église *Ohrid — Ohridska Crkva* non loin de l'embouchure de la rivière *Dobrava*, à l'endroit où le dernier mamelon des montagnes se perd dans les marécages de la Save. Comment sonnait le nom Dobrava au temps où Дьбрьць recevait la forme phonologique de Debrc? On trouve encore une Dobrava au nord de Kosovo, qui est citée dans le diplôme du roi Milutin au couvent Bańska non loin de Zvečan et de Mitrovica. Aujourd'hui. la Дьбрьхава des rédacteurs de Milutin sonne Добрава[1]). C'est très instructif comme coup d'œil dans l'histoire des dialectes et de leurs transformations.

* * *

Une vingtaine de kilomètres plus au sud, dans la même contrée, on trouve encore un vestige d'un dialecte qui n'est plus connu dans ces parages. C'est le village *Koceļeva*, sur les contreforts de Vlašić. Le mot коцељ se trouve encore dans la langue serbo-croate. On peut le voir dans la notice de V. Jagić: Zur Entstehungsgeschichte der kirchenslavischen Sprache, Wien, 1900, S. 85. Il faut seulement ajouter que le mot n'est pas connu partout. Vuk, dans son dictionnaire, en lui donnant la signification *alumen-alun*, dit que le mot se parle dans les parties méridionales de la langue, et ajoute qu'il y a un village *Koceļeva* dans le département de Šabac. En citant le nom du village à cette place, il paraît que Vuk a voulu suggérer que le mot a été connu avec la même signification d'alun aussi en Serbie. En vérité le mot коцељ est à présent tout-à-fait inconnu en Serbie. Dans un autre livre, très sûr pour ces choses-là, on affirme que коцељ signifiant l'alun se dit en Dalmatie[2]). Les géologues qui ont

[1]) Годишњица Николе Чупића XXV, 177.

[2]) Ђока Поповић, Познаванѣ робе или наука о роби трговачкой. Београдъ 1852, page 100.

exploré Vlašić nous assurent qu'il n'y a aucune trace d'alun ni de sel dans les couches calcaires et sablonneuses dont se composent les contreforts de Vlašić sur lesquels Koceļeva est située[1]).

Il ne reste donc qu'à déduire le nom du village Koceļeva du nom personnel Koceļ pour lequel V. Jagić ajoute d'après P. Budmani qu'on le rencontre encore à Raguse. Ici dans le bassin de la Save nous aurons plutôt à faire avec quelque Koceļ pannonique. Dans ma collection de noms personnels du bas moyen âge Српски поменици Гласник XLII le nom Коцељ ne se recontre jamais. Il n'y en avait nulle part dans les dyptiques dont on s'est servi pour la collection des Српски поменици. D'autres hypothèses pourraient se fonder sur le féminin de la Koceļeva (peut-être Koceļeva-vas) mais nous préférons nous arrêter ici.

Les évolutions éthnographiques, dans les cadres des tribus congénères surtout, pourraient donner lieu à une étude des plus intéressantes. Mais la vie passe rapidement et ne nous laisse que quelques rares pétrifications, suffisantes pour piquer notre curiosité mais non pour expliquer les évolutions dont elles sont les effets.

[1]) J. M. Жујовић, Геологија Србије. Београд 1893, I, p. 283—290.

St. Novaković.

Einige Lehnwörter im Kroatischen.

1. *žaladʼja* »Sulze«.

In manchen Gegenden des kajkavischen Sprachgebietes (ich habe es auch bei den Ikavci in Sichelburg, Bezirk Jaska, gehört) und im kroatischen Küstenlande hört man für Sulze neben *ladètina*[1]) noch *žaladʼja*. Auch Belostenec Gazophylacium II. 473 kennt das Wort. Das Wort ist venezianischen Ursprungs. Boerio, Dizionario, verzeichnet für schriftitalienisch gelatina *zeladia*, *zeladina* (colla z dolce). Der Übergang von venez. $z > ž$ ist gang und gäbe, vgl. in Ragusa Rad LXV, S. 164 *kužin*, S. 163 *luža*, Rad CXVIII, S. 19 *mažurana*, S. 16 *pržun*. Doch $e > a$ macht Schwierigkeiten, da sonst das *e* bleibt, vgl. *čebûla* »Zwiebel«, *čêdula* in Sichelburg. Es könnte vielleicht ein Einfluß von *ladetina* sein, aber auch eine Art Angleichung an das zweite *a*, vgl. in Ragusa Rad LXV, S. 164 *balančana* > melanciana, und S. 165 *saļatur* < serratojo[2]).

2. *grânčav* »ranzig«.

Dieses Wort, welches im kroat. Küstenlande *grâncljiv* lautet, hörte ich auch in Sichelburg; es hängt offenbar mit rancidus > venez. *granzìo*, wo-

[1]) Neben *hladetina*, *ladetina* hört man hie und da auch *žùljica*, was auf d. *Sulze* zurückgeht. Deutsches *l* geht recht gerne in *lj* über: *Spiegel* < *špêgalj*, *Mehl* < *mêlja*, *Halbe* (*Krug*) < *hôljba* (ein Maß für Flüssigkeiten) etc. Der Ausgang des Wortes wurde durch das Suffix *-ica* verdeutlicht.

[2]) Vgl. in Ragusa *galàtina* = Sulze (vgl. Rječnik III. 93), was wahrscheinlich wegen des bewahrten *g* eine altdalmatische Form ist.

neben auch *ranzio* vorkommt, zusammen. Boerio bezeichnet hier *z* als »aspra«. An *z* > *č* ist nicht zu denken. Hier könnte man denselben Fall sehen wie in *gvišan* (welches Wort ich in Sichelburg hörte) sicher, was offenbar auf deutsch *gewiß* + das Suffix *-jan* (vgl. Maretić, Gramatika i stilistika, S. 365 b) zurückgeht. In *grânčav* kann also entweder das Suffix *-jav* (vgl. Maretić, l. c. e) an *granz-* angehängt worden sein oder *-av* allein auf *granzi-*, was dasselbe ergeben hätte. Die ragusanische Form *rânketiv* Rad LXV, S. 162 zeigt dasselbe Suffix wie *grancljiv*, stammt aber, wie das *c*^{e} > *k* zeigt, aus dem Altdalmatischen her [1]).

3. *vadljȁti* »wetten«, *vȁdlja* »Wette«.

In Bezug auf dieses Wort wird in Archiv XXVII, S. 583 auch auf deutsches »wetten« verwiesen. Unser Wort läßt aber auf eine viel ältere Stufe schließen, da ihm offenbar eine unverschobene und nicht umgelautete Form zugrunde liegt; also kann man es nur mit got. *(ga)wadjón* vergleichen. Doch im Vergleiche mit anderen Wörtern zeigt die Vokalisation manches auffallende; wie *šköda* < scado (vgl. Vondrák, Altksl. Grammatik, S. 42) zeigt, müßte man auch hier *o* erwarten. Zeigt dies Wort vielleicht nicht, daß das germ. *a* in dieser Stellung eine andere Färbung hatte (weil ja ein *j* folgte)? Vgl. übrigens auch *vârdati*, *ùvârdati* »spähen«, wo allerdings die Möglichkeit einer Entlehnung aus dem Venezianischen, wo bekanntlich das germ. *w* als *v* bleibt, in Betracht kommt. — Auch das Subst. *vàdlja* existiert [2]).

---

[1]) Man kann nicht annehmen, daß *č* in *grânčav* dem tosk. *rancido* zuzuschreiben ist. Der schriftitalienische Einfluß hätte doch früher in der küstenländischen Form *grancljiv* platzgreifen sollen!

[2]) *wadjón* > *vadljäti* wurde mir durch romanische Formen frz. *gage*, *gager*, ital. *gaggio*, prov. *gazi* nahegelegt. Man könnte allerdings an das mittellateinische *vadium*, welches auch auf *wadi* zurückgeht, denken, doch bezeichnet *vadium* immer nur »Pfand«. — Wegen *dj* > *dlj* könnte man allerdings nicht an das so hohe Alter (aus dem Gotischen!) denken; eher vielleicht an das mittellat. *vadium*, welches auch germ. Ursprungs ist.

P. Skok.

Zur serbokroatisch-protestantischen Literatur des XVI. Jahrh.

Im Jahrgang 1896, Nr. VI, des Anzeigers der philos.-histor. Klasse der Wiener Akademie der Wissenschaften hat Jagić in dem Aufsatze »Ein vierter bibliographischer Beitrag« neben der im J. 1564 gedruckten Übersetzung der Propheten, welche er nach dem einzigen geretteten Exemplar im J. 1897 neu herausgab, noch zwei kleinere slavisch-protestantische Werke kurz beschrieben, von welchen ebenfalls nur je ein Exemplar (beide in der kgl. Hofbibliothek in Dresden) bekannt ist, nämlich die württembergische Kirchenordnung (*Czṛikveni Ordinaliecz*) und die Apologie der Augsburgischen Konfession (*Bramba augusztanszke szpovedi*), welche beide ebenfalls im J. 1564 in Tübingen mit lateinischen Lettern gedruckt wurden. Vor kurzem habe ich bei einem Wiener Antiquar auch ein glagolitisches Exemplar des *Crikveni ordinalic* ge-

sehen, dessen Existenz nach Schnurrer (S. 109) ohne weiteres vorausgesetzt werden konnte, den aber Niemand von den neueren Forschern bisjetzt gesehen hatte. Ich habe das Buch, bevor es ins Ausland wanderte, auf kurze Zeit in den Händen gehabt, so daß ich eine summarische Beschreibung dieses neuentdeckten glagolitisch-protestantischen Unikums geben kann. Der Titel lautet (in der usuellen cyrillischen Transskription), wie folgt:

ЦРИКВЪ-|НИ ОРДИНАЛИЦ, | КАКОСЕ ВПРАВОИ КА-|толичаскои [1]), Хстиѣнскои Цркви, | Хрцества Вртемберскога | все праве Божие слу-|жбе оправлаю и | служе. ‖ Сади напрво Вихрватски ѣзики | преобращен и штампан. ‖ Würtembergiſche Kirchenordnung / in die | Crabatiſche Sprach vertiert, vnd | mit Crabatiſchen Buchſtaben | getruckt. ‖ а. Какорин в. | Другога Фундамента за истину никто-|ре неморе положити, него ови ки|положен ест. ИСХТ. | и проч. | В ТУБИНГИ. чфмг.

Der Titel ist in einem architektonischen Rahmen eingefaßt und das Format ist kl.-8° (mit etwas über 14 cm Höhe und fast 9 cm Breite, jedoch ist das sonst vorzüglich erhaltene Exemplar beschnitten, da es in neuester Zeit eingebunden wurde). Dem Titelblatte folgen weitere 15 nicht numerierte, dann 94 mit glagolitischen Lettern numerierte und dann noch einmal zwei nicht numerierte Blätter, so daß das ganze Werk aus 112 Blatt besteht. Nach dem (auf der Rückseite leeren) Titelblatte steht zunächst auf (nicht numer.) fol. 2a—7a eine deutsche Vorrede: »Vorred | An die recht Criſtlich-|en Verſamlungen / vnd jre | Diener in Crabaten« mit der Unterschrift (auf fol. 7a): »E. Gehorſame Diener/ | Antonius Dalmata. | Stephanus Iſterreicher. | Georg Juritſchitſch.«, worauf dieselbe Vorrede auf fol. 7b—15a in serbokroatischer Sprache sich wiederholt: ПРЕДГО-|ВОР. | ПРАВОМУ КРСТЊИСКОМУ ЗБОРИШ-|шу и ѡних служабником Вхр-|ватскои Земли. mit der Unterschrift (auf fol. 15a): Подложни слуге ваши. | Антон Далматин. | Стипан Истриѣни. | Юран Юричищ изи | Винодола. Fol. 15b ist leer, ebenso fol. 16b, während fol. 16a unter ЧТОЕ ПОГРИШЕ-НО ВА ТОИ КНИГИ. das Druckfehlerverzeichnis enthält. Auf den numerierten Blättern 1—94 steht der eigentliche Text der Kirchenordnung, welcher auf Bl. 1a mit den Worten anfängt: НАСЛЕ-|ДУЕ НАРЕДБА | овога Ординалица. | ОД НАУКА И ПРО-|диканѣ. und auf Bl. 94b mit den Worten schließt: Господин Богі дан расте-|ние и умноженіе своѣои Цркви. И | ту охрани и чуван, ради господи-|на нашега ИСХТА в правои | вери, са Свѣтим Ду-|хомі АМЕН. | Конаи Цркввѣнога | Ординалица. | чфмг. Die letzten zwei nicht numerierten Blätter enthalten auf den drei ersten Seiten (die vierte ist leer!) das Inhaltsverzeichnis: РЕГИС-|ТАР ИЛИ УКАЗ | ПОГЛАВИТИХ МЪСТ | и Наукови, ка се вао-|ромі Ординалицу | удрже.

Auf Grund der seinerzeit von Jagić gemachten Aufzeichnungen konnte

[1]) Mit einem unter den Buchstaben gesetzten Bogen habe ich die Ligaturen bezeichnet. Einfache vertikale Striche bezeichnen das Ende einer Zeile, doppelte dagegen den Schluß eines Absatzes. Die oberhalb der Linie stehenden Zeichen stehen so im Original.

ich konstatieren, daß der Text der beiden Ausgaben des *Ordinalic* wörtlich übereinstimmt.

Aus der Vorrede ist folgender Satz wichtig (fol. 4b [der glagolit. Ausgabe]): »Weil dann der Allmächtig Gott vnnd Vatter vnſers Herren Jeſu Chriſti / das liecht ſeines Worts auch bey vns Crabaten angezündet / .... Iſt weder den Kirchenordnungen / ſo bey den Chriſtlichen reformierten Kirchē | (fol. 5a) gebreüchlich (vnd gleichwoll alle in der Subſtanz vnd Weſen durchauß einig) diſe erwölet vnd in die Crabatiſche Sprach verdolmetſchet / ſo in dem Herzogthumb Würtemberg / auch den nechſt vmbligenden Fürſtenthumb / Graff vnd Herrſchafften / Reich vnd Freyſtetten gehalten«, bezw. fol. 11b: Кади тада всемогући Богі и Отаці Господина нашега ІІСХТА ову свитлости негова слова таканше при нас Хртатов (sic!) ост важгалі / .... Есті мею Цриквеними ординалиці (ки поли Крстїянских поправлених Цриквахі обичаи, ништарі маńе вси ва Субстанции и науку вдпле есу равни и едини) овь изволени, Вихрватски ѣзикь ис- (fol. 12a) тлмачени, кои Увладанию Биртемберском таканше по всуда поли Кнези и Господства држани есті. Damit man die Identität beider Ausgaben ersehe, gebe ich letztere Stelle auch aus der lateinisch gedruckten Ausgabe wieder: »Kad' tada vßemoguchi Bog i Otacz Goßpodina naſſega Jßukrßta ovu ßvitloßt ñegova ßlova takaiſſe pri naß Hrvatov yeßt vasgal . . . Yeßt meyu Czrikvenimi ordinaliczi (koi poli krßtianßkih popravlenih Czrikvah obitsai niſtarmańe vßi va ßubßtanczij i nauku vdilie yeßu ravni i yedini) ov izvolien i V' hrvatßki yasik ißtlmatsen . . .«

In der kgl. Hofbibliothek in Dresden hat sich auch das einzige bekannte Exemplar der slovenisch-protestantischen Kirchenordnung erhalten (unter der Signatur Litt. Belg. 16a), welche ebenfalls in Tübingen im Jahre 1564 gedruckt wurde. Das Exemplar ist leider defekt: es fehlt das Titelblatt und das Vorwort, so daß der Text mit dem die drei letzten Blätter einnehmenden Register 175 Blatt Groß-Oktav umfaßt (vgl. eine kurze Notiz darüber von Dr. Fr. Vidic im Laibacher *Zvon* vom J. 1896, S. 514—515); aus dem erhaltenen ersten Blatt ersieht man aber, daß diese Übersetzung den Titel *Cerkouna ordninga* führte.

Es ist nun, wie sonst bei den südslavischen protestantischen Büchern, möglich, daß für die serbokroatische Übersetzung auch die slovenische verwendet wurde, wofür in diesem speziellen Falle schon die Form *Ordinalic* sprechen würde, wenn sie, wie ich vermute, slovenischen Ursprunges ist; dann aber müßte es eben in der slovenisch-protestantischen Literatur neben der *Cerkovna ordninga* auch einen *Ordinalic* gegeben haben, denn die erstere ist höchst wahrscheinlich ein ganz anderes Werk als letzterer. Schon der Unterschied im Umfange ist ein auffallender: der glagolitische *Ordinalic* zählt bloß 94 Blatt Klein-Oktav, mit 3 Seiten Register, während die slovenische *Ordninga* 172 Blatt mit 3 Blatt Register umfaßt; dann besteht letztere aus zwei Teilen (auf Bl. 66 fängt der zweite Teil unter der Aufschrift an: TA DRVGI DELL TE CERKOVNE ORDNINGE . . .), während der *Ordinalic* nur aus einem Teile besteht. Leider kann man nur den Anfang der beiden Texte vergleichen, da Dr. Vidic nur die ersten Sätze der *Ordninga* abschreiben konnte, und da ergibt es sich, daß tatsächlich dieser Anfang in beiden Werken ein ganz verschiedener ist; man vergleiche mit dem im *Zvon* abgedruckten Text den fol-

genden glagolitischen: Божаствену Ричь и небески Наукы продикати, ни изчловичаскога домишленїѣ изашло и нашасто: Него оди самога Господина Бога поставлѣно и одлучено. Есть такое оди Бога тако драго и вного ценовито држано и проценѣно, да ѣ ову службу нѣгово Вѣличаство впочелу само зачело: Потомь тога када годи Ангеломь. и ньоще Светимь Патриѣрхомь и Пророкомь, такое свому единороеному сину, Господину нашему II-(Bl. 1b)сукрсту кади чловикь поста, и ту исту Апустоломь оправити наручили и заповѣдали есть. —

Allerdings müssen die beiden Werke inhaltlich wenigstens zum Teil übereinstimmen. Nach dem Register besteht der glagolitische *Ordinalic* aus 39 (weder im Register noch im Texte durch Ordnungszahlen bezeichneten) Kapiteln, von welchen ich mir folgende notiert habe: 1. Оди наука и продикана на кар. .а., 2. Оди Стога Хста на карти .д., 3. Оди наглога Хста на кар. .жі., 4. Оди Катехисма. на кар. .ііа., 5. Владателемь овога Свита на карти .ів., 6. Судцемь. на карти .ів. . . . 10. Родителѣмь . . . 15. Дивоикамь . . . . 20. Катехисмусь . . . . 25. Начинь опщенихь молитавь и летанїи . . . . 30. Оди Цриквѣнихь свит . . . . 35. Начинь какосе законникь Вирикавь спроваѣю . . . 37. Какосе имаю законникь вирикви на предиклинции навистит. на ка. 38. Од похосенїѣ и причещщенѣ болникоь. на кар. ож., 39. Начинь погреба. на кар. іб. Insofern dieses unvollständige Kapitelverzeichnis einen Vergleich mit den wenigen aus der *Ordninga* angegebenen Kapitelaufschriften zuläßt, sieht man, daß der Inhalt wenigstens zum Teil derselbe ist, denn Kap. 20 des *Ordinalic* erscheint in der *Ordninga* auf Bl. 100 ff. als »Ta kratki Wirtemberski Catehismus«, Kap. 25 auf Bl. 117 ff. als »Ordninga, koku se imaio gmain lytanie, tu ie, molytue inu proshne... dopernashati«, Kap. 37 auf Bl. 130 ff. als »Ordninga, koku se ty Sakoniki imaio poklyzati inu porozhiti« und Kap. 39 auf Bl. 163 ff. (ebenfalls als letztes?) als »Ordninga od tiga pogreba«.

* * *

Sehr wenig bekannt ist auch die glagolitische Übersetzung von Dr. M. Aulbers Predigten vom Hagel; doch Šafařík (Gesch. der südslav. Lit., Bd. I, S. 187, Nr. 84) war es wenigstens bekannt, daß ein Exemplar davon ebenfalls in der kgl. Bibliothek zu Dresden vorhanden ist; Jagić hatte es gleichzeitig mit den beiden im Eingange erwähnten Werken auf kurze Zeit in den Händen und auf seinen Aufzeichnungen beruht folgende kurze Beschreibung: Das Büchlein zählt nur 14 nicht numerierte Blätter in Klein-Quart, deren 29zeilige Kolumnen 15—15·6 cm hoch und 9·5 cm breit sind. Der Titel lautet: ЕДНА КРАТ|ка сумма, никих про-|дики оди тлче и оди чарини ке су продикане в-|столномь варошу Биртемберске землѣ, Мисѣца | августа, лѣто по ронству господина нашега | ПС̃ХА, ч.ф.м.б. И по Юрню Юричищу Звино-|дола, Антону Далматину и Стипану Истриѣну, | из нимшкога писма в хрватски ѣзикь оди | ричи до ричи, верно истлмачене: | и с хрватскими сло- ви штампане. ‖ Eine Suma etlicher Pre|digen vom Hagel vnd Vnholden/ | auß dem Teutſchen in die Crobatiſche | Sprach verdolmetſcht, vnd mit | Crobatiſchen buchſta-|ben getruckt. ‖

Исаиѣ .ис. | Гдне кадасу внсволахі тако они тебѣ нищу: на када ти нихі скаштигу учиші, тако они втугахі ванию. || В ТУБИНГИ | ч.ф.м.в. — Auf der Rückseite des Titelblattes steht zunächst: ДЕВТЕРО .иѕ. | Велико сѣмена на пиву посѣеші а мало нам-|латиші, кади м. стари посѣеші, ту едани нам-|латиші, и проч. Nun folgt eine Xylographie: ein Engel mit einer Trompete aus den Wolken schwebend bläst zur Stadt herab, und unterhalb derselben: МИХЕѢ. с. | Посѣеші, али небудеші жели, и оди плода ви-|ноградові, и улѣ небудеші уживали, ради тво-|ѣихі грихові, и проч. Jetzt beginnt mit Fol. 2 (mit der Signatur Aii) der Text mit den Worten: Овога Пророкі Еремиѣ на жи. кан. замани не говори. Чловичаско срдце есті батрно и страшливо: гдо е море сфундамента изискати? Ересе ово ва всагданном пратиканію море лако познати: како ово есті такое сами Еремиѣ на нѣговомі влащемі плку и продике послушателих познали, да чловичаско срдце неморе ни зла ни добра носити и трпѣти. В срищи и када ѣим добро гре, тако су охоле мисли, дрзи и батрни, а внесрѣщи и всупротивности су дури, страшливи и побисни: едани крати нихі никторе неморе приморати и на узди држати, други крат ѣихі паки никторе неморе задоволно двигнути и тѣшити. Овакова ми данашни дани буди Богу мило преді очима видимо. Ако нами наши милостиви добри Господини Богі да, едно родовито лѣто: тако ми нѣгову Милості и отачаске дари, ка всакои високи охоли мисли, в тащину и батрно уживамо и не маримо за гдна Бога, ни за овога ста Господа. Походи ли паки они насі кадагоди знеплодними лѣтомі на домі, и за нашихі грихові волю допусти плоді на нашихі нивахі и васі плоді землѣ, кие чловичаскому живлѣнію и храни потрибани, да скрози тлчу и худо вримѣ кончани и затрени буде: тако другога ни мею нами, него листо плачі, тужение, убоиство на убоиство ванию. Паче кадагоди такое клѣтва и присегание и ово что есті наихуе, да | (Fol. Aii retro) на господини Богу и на нѣговои Милостивои помощи безуфаю.

M. Rešetar.

Über die Provenienz der Kiever Blätter und der Prager Fragmente.

(Zur Abwehr.)

Herr K. K. Grunskij schließt seine Publikation »Pražskie glagoličeskie otryvki« St. Petersburg 1905 mit einer etwas unfreundlichen Notiz ab, welche meine Arbeit »O původu kijevských listů a pražských zlomků . . .« V Praze 1904 betrifft und mich zwingt, gegen die dort vorgebrachte, teils offene, teils versteckte Pauschalverdächtigung Stellung zu nehmen, obzwar die auf diese Antwort verwendete Zeit viel besser anderweitig verwertet werden könnte und die geneigten Leser dieser eminent wissenschaftlichen Zeitschrift mehr auf Belehrung als Polemik reflektieren. Ich muß daher um Entschuldigung bitten, wenn ich diesmal mit solchen Schlacken für die

Wissenschaft und mit solcher Kost, die nicht einmal dadurch, daß man sie ein wenig pfeffert, für den Leser verdaulicher gemacht werden kann, komme.

Herr Grunskij behauptet, daß meine Arbeit einige Details enthalte, welche früher von ihm ausgesprochen worden wären. Meine Berufung auf seine mündlichen Mitteilungen (sic!) wäre unvollständig und ungenau. Er verweise insbesondere auf das 1. Heft seiner Arbeit über die Kiever Bl., das 1903 gedruckt und früher im Slav. Seminar der Wiener Universität vorgelesen wurde, und dann auf die folgenden Hefte 2—3, welche 1904 gedruckt wurden. Das wären alle jenen Stellen, die hier in Betracht kommen. Auf das weitere habe ich keinen Grund zu reagieren, denn es kennzeichnet selbst zur Genüge den wissenschaftlichen Fond seines Autors. Man wird bemerken, daß es nicht mehr ein in Schranken gehaltenes Gewehrgeknatter ist, sondern H. Grunskij ist hier gleich mit seinem groben Geschütz aufgefahren.

Es muß allerdings konstatiert werden, daß sich einzelne Berührungspunkte in unseren Arbeiten konstatieren lassen und zwar dort, wo es sich um die Feststellung einzelner Eigentümlichkeiten des in Betracht kommenden Denkmals handelt. Ich muß gestehen, daß ich selbst ein wenig überrascht war, als ich die mir jetzt erst vorliegende Arbeit Grunskij's — er hatte die Güte, sie mir jetzt zu übersenden — las. Freilich, in der Erklärung der betreffenden Eigentümlichkeiten gehen wir auseinander, wie denn auch die Resultate, zu denen wir kommen, fast diametral entgegengesetzt sind. Es handelt sich nur um die betreffenden Details und da meint offenbar H. Grunskij, daß es keine andere Möglichkeit gäbe, als daß sie ihm entlehnt worden sind. Hat er ja darüber vorgelesen, sein 1. Heft soll schon 1903 erschienen sein, und dazu kommen noch seine »Mitteilungen«. Ich muß mir daher erlauben, auf diese näher einzugehen und die Genesis meiner Arbeit ein wenig zu beleuchten.

Was die Konstatierung des Akzentes in den Freisinger Denkmälern und Kiever Blättern anbelangt, so wird es mir H. Grunskij gütigst zugestehen müssen, daß ich wenigstens ihm gegenüber die Priorität in Anspruch nehme, weil er darüber schon in meiner Ausgabe der Freisinger Denkmäler (Prag 1896, S. 35—38) lesen kann. Ich glaube, damals dürfte sein erstes Heft noch nicht erschienen sein, und bin selbst einigermaßen überrascht, daß er in seiner Arbeit dieses Umstandes keine Erwähnung tut, vielmehr meint, daß er selbst zuerst auf die Akzente in den Kiever Blättern aufmerksam gemacht hätte (1. Heft, S. 40 sagt er: »Na udarenija v K. C. bylo uže obraščeno vnimanie mnoju, a zatěm g. Karinskim«). Ich bitte ihn nur gütigst in meiner Ausgabe der Freisinger Denkm. S. 38 nachzulesen. Auch das, was er über dieses Denkmal hinsichtlich des Akzentes (1. Heft, S. 54—56) sagt, läßt nicht erkennen, zu welchen Resultaten ich schon in meiner Ausgabe kam, obzwar ihm diese bekannt sein mußte, da er sie, wie ich jetzt bei ihm S. 56, Anm. 1) lese, rezensiert hat. Übrigens fand es auch H. Karinskij nicht der Mühe wert, in seiner diesbezüglichen Abhandlung darauf zurückzukommen. Ich würde selbstverständlich das alles stillschweigend übergehen, wenn nicht H. Grunskij so sehr bemüht wäre, seine angeblichen Verdienste um die Er-

forschung unseres Denkmals auf Kosten fremder Leistungen in den Vordergrund zu stellen. In meiner Ausgabe habe ich ferner konstatiert, daß es im ersten Denkmal zweierlei Akzentzeichen gibt (S. 37), und daß in den Freisinger Denkmälern neben dem Akzente auch die Quantität bezeichnet sei, daß aber dieser Unterschied nicht konsequent durchgeführt ist (S. 36), und ich bin nicht wenig überrascht, dieselben Gedanken nun bei Grunskij (Heft 1, S. 55 f.) ohne Angabe der Quelle zu finden. An eine Quantitätsbezeichnung in den Kiever Bl. dachte ich damals bei den verschiedenen Zeichen dieses Denkmals auch schon. Ein *milostivy̆*, *věčnu̇y̆*, *čьstnăgo*, *blaženûmu*, dann *mąčeníka*, *zakonьníka* u. s. w., was wir alles schon auf der ersten Seite des Denkmals finden, wird ja wohl auch bei andern, die sich mit diesem Denkmal auch nur oberflächlich beschäftigt haben, den Gedanken angeregt haben, ob wir es hier nicht mit Quantitätsbezeichnungen zu tun haben. Woher sollte aber dieselbe ihren Ursprung haben, da die anderen Zeichen für einen griechischen Einfluß sprachen, ein Zusammenhang oder eine gewisse Verwandtschaft mit den Freisinger Denkmälern dagegen noch nicht nachgewiesen werden konnte? Ich meinte daher, daß das Zeichen ˆ über *y* wahrscheinlich nur einen graphischen Wert habe (S. 38, es ist merkwürdig, daß H. Grunskij dieselbe Ansicht dann auch in einem Aufsatze vertrat, den er im 1. Heft, S. 44 zitiert), daß nämlich die Laute nicht etwa diphthongisch zu lesen seien. In den übrigen Fällen konnte ich noch nicht zu einem endgiltigen Resultate kommen; es war damals noch nicht auf einen Umstand hingewiesen worden, der mich dann meinem Ziele näher bringen sollte. Mit unseren Denkmälern beschäftigte ich mich dann noch wiederholt (vgl. meine »Studie z oboru cksl. pís.«), aber speziell in der Akzent- und Quantitätsfrage kam ich nicht weiter.

Unterdessen erfuhr ich aus dem leider schon eingegangenen Věstník slov. fil. a star. II, S. 38, daß in Rußland zwei Abhandlungen über den Akzent in den Kiever Blättern erschienen sind, nämlich von Karinskij in den Izvěst. russ. jaz. und von Grunskij im Russ. fil. Věstnik. Diese war mir in Wien nicht zugänglich und so war ich nur auf die kurze Inhaltsangabe im Věstnik angewiesen. Daraus ersah ich, daß sich H. Grunskij auf Holzwegen befindet. Vollends deprimiert war ich aber, als ich Karinskij's Abhandlung, die mir hier zugänglich war, las. Ich sah es als meine Pflicht an, jetzt auch ein Wort mitzureden und dafür zu sorgen, daß jene Frage, mit der ich mich schon so lebhaft beschäftigt habe, wieder aus dem trostlosen Stadium, in welches sie durch diese Abhandlungen geriet, herausgebracht werde.

Da kam H. Grunskij nach Wien und ich machte seine Bekanntschaft bei Hofr. Jagić. Ich hörte hier zwar, daß er sich mit der Erforschung der Kiever Blätter und, wenn ich nicht irre, auch der Prager Fragmente beschäftige, aber aufrichtig gestanden, versprach ich mir nach der oben erwähnten Probe nicht viel. Ich sah ihn dann häufig in der Handschriftenabteilung der Hofbibliothek sitzen und benutzte einmal die Gelegenheit, um von ihm etwas näheres über die erwähnte, mir nicht zugängliche Abhandlung zu erfahren. Aus seiner Rede gewann ich den Eindruck, daß er an ihrem Inhalte nicht mehr festhalte [1]). Er hatte vor sich die Kiever Blätter. Ich meinte, es wäre

[1]) So habe ich auch darüber berichtet (S. 6), und wenn H. Grunskij die

wichtig zu konstatieren, ob die Bohemismen früher oder bei der letzten Abschrift in das Denkmal gerieten (eine Frage, die ihm, wie ich sehe, nicht viel Kopfzerbrechen machte, da er eigentlich Bohemismen darin nicht sehen will), ob die Schrift auch einheitlich sei (mir schien die erste Seite eine andere Schrift zu enthalten). Da meinte er, daß die Schrift des ersten Schreibers bis II b, Z. 7 reiche. Hier mußte ich ihm Recht geben und habe mich auch später von der Richtigkeit dieser Ansicht überzeugt (vgl. in meiner Schrift »O původu Kievských listů etc.« S. 5). Dagegen mußte ich mich ablehnend verhalten, wenn er in den Kiever Blättern, wie er zeigte, die Bezeichnung von langen Akzenten sehen wollte. Wie ich nun aus seiner Arbeit ersehe, hat er sich überhaupt nicht zu einer klaren Ansicht emporgearbeitet, was die betreffenden Zeichen in unserem Denkmal bedeuten sollen, denn einmal soll es den langen Akzent, dann wieder vorwiegend die Länge kennzeichnen, dann soll damit wieder auch nur der lange Akzent im Slavischen bezeichnet werden (das alles kann man Heft 1, S. 44 finden). Diese Unklarheit ist zum Teil dadurch veranlaßt, daß er nolens volens in den Zeichen den Reflex des griech. Perispomenon erblicken muß [1]), wobei er also eigentlich mit Karinskij, den er so lebhaft bekämpft, dieselbe Ansicht vertritt. Das Gespräch wurde auf ein praktisches Gebiet gelenkt, H. Grunskij ersuchte mich nämlich, ich möchte ihm durch meine Intervention einige Schriften von der böhm. Akademie (es handelte sich, glaube ich, um meine eigenen dort erschienenen Schriften) verschaffen [2]), wobei ich mich aus verschiedenen Gründen leider ablehnend verhalten mußte. Das war das ganze Gespräch, seine ganzen »ustnyja soobščenija«. Für mich waren sie irrelevant, sie brachten mich bei der Frage nach der Herkunft der Kiever Blätter nicht weiter. Daß er über dieses Denkmal im Slav. Seminar vorgelesen hatte, erfahre ich jetzt erst aus seiner Mitteilung, da ich ja mit diesen Vorlesungen nichts zu tun hatte. Ich weiß auch nicht, in welche Zeit dieser Vortrag fiel, ob er schon vor unserer Begegnung oder nach derselben stattfand. Sie selbst fand entweder im Frühjahr oder im Sommer 1903 statt. Ebensowenig war mir bekannt, wann und ob überhaupt etwas über die Kiever Blätter weiter erscheinen werde. Wie gesagt, habe ich mir nicht viel versprochen, und daß ich mich zum großen Teile nicht getäuscht habe, ersehe ich jetzt aus dem Vorliegenden.

Im selben Sommer (1903) hatte ich einen Artikel über das Rheimser Evang. für Ottos Slovník naučný zu schreiben. Als ich dazu das Material zu-

---

Ausdrücke »unvollständig und ungenau« darauf bezieht, so kann ich nicht dafür, denn aus seinen Worten konnte ich nicht klug werden und auch eine halbwegs befriedigende Auskunft, die ich haben wollte, nicht erhalten.

[1]) Er beruft sich diesbezüglich darauf, daß unsere Zeichen nicht über die zweite Silbe hinaus gesetzt werden (S. 44), allein wir haben hier *bǫdema*, *služby* (oder haben die Halbvokale nach G. keine lautliche Geltung?) und vollends *ǐnokosti*. Dieser Einfluß, falls er auch hier wirklich in Betracht kommen sollte, wäre also erst sekundär. Sonst kann man den Einfluß der griech. Graphik hier vielfach beobachten, was ja ganz natürlich ist.

[2]) Die Mitglieder beziehen sie zu billigeren Preisen.

sammenstellte und in meinen Sammlungen nach einem Facsimile suchte, stieß ich wieder auf die photographische Reproduktion der Freis. Denkm., die ich schon so oft in den Händen hatte. Wiederum zogen sie mich mächtig an, ich las von Anfang an, ich kam auf der ersten Seite zum Worte *vuêſ* und zu *miloztivî* in der nächsten Zeile. Da wurde ich stutzig, ich sah, daß die Zeichen, namentlich beim letzten Worte, die Gestalt eines nach unten geöffneten Halbbogens haben. Nun erinnerte ich mich, dass Jagić dieses *vues* mit *podaѕ* der Kiev. Bl. verglichen hatte (Arch. f. sl. Phil. XX, S. 11). Ich sah im Denkmal nach und fand, daß dieses *podaѕ* über dem *a* ebenfalls einen Halbbogen, der allerdings nach oben offen war, hatte; desgleichen fand ich auch bei *milostivy*, nur daß hier der Halbbogen auch nach unten zu sich öffnete. Ich fand noch einige andere Berührungspunkte zwischen den Kiever Blättern und den Freis. Denkm., und da letztere hinsichtlich ihrer Graphik so stark vom Deutschen beeinflußt sind, war es mir klar, daß auch das in zweifacher Form auftretende Zeichen der Kiever Blätter desselben Ursprungs sei. Welche Geltung konnte es haben? Es konnte hier nur die Periode vor Notker († 1022) in Betracht kommen, wo nach der Graphik des Hrabanus maurus mit dem Circumflex die Länge der betonten wie unbetonten Silben bezeichnet wurde (vgl. »O původu Kievských listů etc.« S. 7, Anm. 5). Das betreffende Zeichen der Kiever Blätter, das sporadisch auch in den Freisinger Denkm. vorkommt, dient also nur dazu, um die Länge zu bezeichnen. Es handelte sich aber darum, was für eine Länge es sei. Böhmisch war mir ausgeschlossen, andererseits konnte ich wegen der Form *tuzimъ* nicht mehr zugeben, daß die Bohemismen erst bei der letzten Abschrift in dieses Denkmal hineingerieten. So komplizierte sich diese Frage. Vieles wies nach dem Süden. Schon als ich mich mit der Ausgabe des Glag. Cloz. beschäftigte (oder bald darauf) schrieb ich Oblak, daß ich an Böhmen, an böhm. Kolonien, bei den Kroaten denke und mit der Möglichkeit rechne, daß bei dem Einfalle der Magyaren sich einzelne Teile (Kolonien) der Slovaken (oder Böhmen) nach dem Süden zu den Kroaten flüchteten. Oblak mußte natürlich in diesem Falle opponieren und er meinte, daß die Betreffenden ihren Gegnern gerade in die Arme gelaufen wären. An einzelne Jünger der Slavenapostel, die sich dahin geflüchtet hätten, dachte ich damals noch nicht. Aber als ich meine »Studie z oboru cksl. písemn.« schrieb, beschäftigten mich auch die Bohemismen einzelner slav. Denkmäler intensiver und damals rechnete ich schon mit der Möglichkeit, daß vielleicht einzelne Böhmen als Jünger der beiden Slavenapostel zu den Kroaten gerieten und hier jene Bohemismen (Glag. Cloz., Mar., das Orig. des Psalt. sin.) verschuldet hätten. Und nun wiesen auch die Kiever Bl. auf ein serb. Gebiet, und so nahm jetzt alles mehr greifbare Formen an. Das ist die Genesis meiner Arbeit. Daß einzelne Details in zwei Arbeiten, die sich mit demselben Denkmale beschäftigen, gleich sein können, ist ja begreiflich. Ich habe Nachdruck darauf gelegt, daß in den Kiever Blättern nur *ny* st. *my* vorkommt, und finde nun auch bei Grunskij, daß er diese Tatsache hervorhebt. Daß *ny* (od. eig. *nï*) auch im Glag. Cloz. vorkommt, kann man aus Miklosichs Lex. pal. S. 457, unserer immer noch unerschöpflichen Quelle, erfahren. Wie man oft zu demselben

Resultate gelangen kann, zeigt in unserem Falle z. B. die Erklärung des *pję̀ntikostie* der Prager Fragmente. Ich erkläre es als durch Umlaut aus *pętikostija* entstanden (S. 60—61) und finde nun auch eine analoge Erklärung bei Grunskij (Pražskie Glag. otr. S. 22), zum Glück in einer Arbeit, die nach dem Titelblatt 1904 erschien, wo also H. Grunskij eine Veranlassung zu Verdächtigungen nicht haben kann. Nach der fortlaufenden Zählung wäre es sein 4. Heft, und von dem spricht er gar nicht. Wann überhaupt sein 1. Heft, das die Jahreszahl 1903 trägt, erschienen ist, weiß ich nicht. Ich weiß nur soviel, daß meine Arbeit über die Kiever Blätter im Sommer 1903 vor den Ferien fertig war. Nach den Ferien schrieb ich noch die Partie über die Prager Fragmente dazu und sandte das Manuskript noch im J. 1903 nach Prag. Da ich mich nämlich damit um das Jubiläumshonorar bei der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaft bewarb, mußte die Arbeit nach den Statuten vor dem 1. Januar 1904 eingeliefert werden. Gegen Ende des Sommers 1904 ist dann die Arbeit erschienen. Ich muß das alles hier ausdrücklich konstatieren, weil H. Grunskij sogar auf sein 2. und 3. Heft, die 1904 erschienen sein sollen, hinweist. Aus diesen feststehenden Tatsachen die weiteren Konsequenzen zu ziehen, überlasse ich den geneigten Lesern. Ich bedauere nur, daß mir Herrn Grunskij's 1. Heft, als ich meine Abhandlung schrieb, nicht vorlag [1]), denn ich hätte wenigstens seine Leistungen entsprechend würdigen können, wie ich es bei Karinskij getan habe. Mit einigen Worten möchte ich es aber hier doch noch nachträglich tun. Seine ganze Arbeit macht überhaupt einen merkwürdigen Eindruck: überall macht sich der Zug einer kleinlichen Rechthaberei geltend, es wird nach rechts und links darauf lospolemisiert, als ob das die höchste Aufgabe der Wissenschaft wäre. Selbst auch gegen Šafařík werden die kleinlichsten Vorwürfe in recht täppischer Weise (S. 3) erhoben. Und welch ein Unterschied zwischen einem Šafařík — und einem Grunskij! Als Šafařík im J. 1857 die Prager Fragmente herausgab, da kam er damals, obzwar eine ganze Reihe maßgebender Denkmäler noch nicht bekannt war, doch zu einem bestimmten Resultate: die Fragmente konnten nur bei den Böhmen oder Slovaken entstehen (S. 59). Dieses Resultat können wir heutzutage nur ein wenig modifizieren. Und zu welchem Resultat kommt H. Grunskij? Zu gar keinem! Nachdem er den geduldigen Leser über Stock und Stein geführt hat, überläßt er ihn schließlich in der größten Finsternis seinem Schicksale. Eine Lösung oder wenigstens Erörterung jener wichtigen Fragen, die bei den Prager Fragmenten in Betracht kommen müssen, finden wir bei ihm — NB. in einer Ausgabe des Denkmals — nicht. Man muß nur staunen, wie leicht das alles auf S. 26 abgetan wird. Noch schöner ist das Resultat bei den Kiever Blättern. In dem »Zaključenie« des 3. Heftes gesteht H. Grunskij, nachdem er uns auf so und so viel Seiten bewiesen hat, daß er nicht weiß, was mit den Kiever Blättern anzufangen, sein Unvermögen plötzlich mit den Worten: *my otkazyvajemsja ot opredělenija ego* (scil. pamjatnika)

[1]) Da von dem 1. Hefte H. Grunskij bei unserer Begegnung nichts erwähnte, so ist es offenbar erst nach dem Sommer 1903 erschienen, als ich also schon mit meiner Arbeit über die Kiever Blätter fertig war.

rodiny. Verwundert muß sich da der Leser fragen, ob er nicht bis hierher gefoppt wurde. Wenn er es wenigstens gleich zu Anfang sagen würde! Das Resultat ist also traurig, das Material wußte H. Grunskij nicht entsprechend zu bearbeiten. In der Tat, das ist keine Methode, das ist keine Wissenschaft, das ist nur eine Sucht zu polemisieren, eine kleinliche Rechthaberei und eine bedenkliche Armut an eigenen Gedanken.

Wien, den 24. Nov. 1905. *W. Vondrák.*

Wie soll man I B. 4—5 der Prager glagolitischen Fragmente lesen?

Diese Stelle kann man jetzt in cyrillischer Transskription nur so lesen: **ПѢИѢ҃ТНИКОСТНЄ СТА҃К҃ ГРІѢ҂ДѢ҃Т** (hier findet sich im Pergament ein längliches Loch, was phototypische und photographische Reproduktionen, die sich in Beilagen zu den Werken Höfler—Šafařík's, Vondrák's und Grunskij's finden, ersichtlich machen, noch deutlicher sieht man es aber beim ersten Blick auf die Handschrift selbst)[1] **ВШИ ПОЧК҃ТЄМЪ ДХ҃Ъ СТ҃КИ**. Da gewiß nach **Т** an der jetzt fehlenden Stelle noch ein Buchstabe folgen mußte, so waren die Herausgeber und Forscher des Denkmals bestrebt, diesen Buchstaben zu erraten. Und da allen Forschern die Form **ГРІѢ҂ДѢ҃Т** als dritte Person Sing. Indik. Präs., also als Prädikat zu **ПѢИѢ҃ТНИКОСТНЄ**, worin sie **Є** aus **ꙗ** unter dem böhmischen Einfluß erklärten und eine Nominativform erkannten, zu gelten schien, so hielten sie diesen fehlenden Buchstaben für **Ъ** oder **Ъ҃** (Šafařík und nach ihm Vondrák in der Ausgabe lasen **ГРІѢ҂ДѢ҃Т҃Ъ**, doch letzterer in seiner Abhandlung **ГРІѢ҂ДѢ҃Т҃Ъ**; Grunskij setzt nur **ГРІѢ҂ДѢ҃Т**, ohne die Lücke nach **Т** auszufüllen). Aber um eine solche Lesart anzunehmen, waren sie genötigt, in dieser Form unregelmäßigen Gebrauch des Buchstabens **Ѣ** statt **Є** vorauszusetzen, für den sich kein anderes Beispiel mehr in diesem Denkmal angeben läßt. Prof. Vondrák (O původu Kijevsk. l. a Pr. zl., 60) suchte sich dieses **Ѣ** irgendwie zu erklären und brachte die bekannte slovakische Aussprache *ie* statt *e* in einigen Formen Präs. Ind., z. B. *vediem*, in Erinnerung, sogleich aber lehnte er diese Voraussetzung[2] mit Recht ab, weil

---

[1] Dieses Loch war gewiß schon bei der Entdeckung des Denkmals im Jahre 1755 da, wie uns dessen Ausgabe von Šafařík—Höfler (1857) deutlich zeigt. Jetzt kann man keine Spur eines Buchstabens auch auf entsprechender Stelle des Einbandes, an welchem das glagolitische Denkmal früher angeklebt war, bemerken. Ich möchte hier meine herzlichste Dankbarkeit Herrn Kanonikus Dr. Ant. Podlaha äußern, dessen Freundlichkeit ich verpflichtet bin, daß ich das berühmte glagolitische Denkmal in der Bibliothek des Prager metropolitischen Kapitels ansehen konnte. Herrn Prof. Zubatý danke ich für die freundliche Vermittlung.

[2] Die Voraussetzung eines speziell slovakischen Einflusses könnte vielleicht eine frühere Meinung Oblak's (Archiv, B. XVIII) über mehr östliche, slovakische Provenienz der Prager Fragmente bestätigen. Prof. Vondrák kommt dagegen zu dem Schlusse, daß sie innerhalb des Böhmischen im engen Sinne geschrieben worden sind.

wir sonst keine derartigen Beispiele finden, und weil auch die betreffende Erscheinung der slovakischen Sprache nicht sehr alt sein mag, daher erkannte Prof. Vondrák hier nur einen Schreibfehler. Noch unwahrscheinlicher würde die Voraussetzung, wenn eine solche von Jemandem gemacht worden wäre, eines südrussischen ѣ erscheinen, welches statt ѥ in der Form der 3. Pers. Sing. Präs. Ind. in manchen südrussischen (»galizisch-volynischen«) Denkmälern von Prof. Sobolevskij schon längst gefunden worden ist (»Очерки изъ исторіи русскаго яз.« 1884, S. 4, 8). Sie wäre nur dann möglich, wenn wir noch andere zweifellose Merkmale russischer Vorlage hier nachweisen könnten, und zwar hatte Prof. Dr. V. Jagić eine bulgarisch-russische Vorlage für die Prager glagol. Fragmente vorausgesetzt (Zur Entstehungsgeschichte der kirchenslav. Spr., I. H., 57), doch wurde russischer Einfluß von Dr. Vondrák (O původu, 51—52), wie es scheint, nicht ohne Grund verneint, worin dann auch V. Jagić sein Recht anerkannt hat (Archiv f. sl. Phil. XXVII, 446)*): gewiß kann die Vertretung von ѩ (ѧ) durch ѣ (= ѧ und ѫ) und *a* in Prager Fragmenten (XII. Jahrh.), wenn auch sie nicht ganz regelmäßig von dem Standpunkte der jetzigen böhmischen Sprache vorgeht, als keine notwendig russische, sondern echt böhmische gelten; betreffs der Unregelmäßigkeit der Anwendung vergl. Prager Gregoriusglossen, s. V. Jagić, Kirchenslavisch-böhmische Glossen Saec. XI—XII, S. 33, Denkschr. der kais. Akad. B. L.

Was aber nötigt uns, hier 3. Pers. Sing. Präs. Ind., und nicht eine andere Form zu suchen? Es scheint mir nämlich sehr wahrscheinlich, daß hier 2. Pers. Pl. Imper. gewesen, d. h. daß nach ѣ ein ѥ geschrieben worden war. Diese Voraussetzung, solange wir keine griechische Vorlage betreffender Stelle unseres Denkmals kennen, scheint mir nicht nur ebenso zulässig, wie die frühere, zu sein, sondern sich auch auf einige kirchliche Lobgesänge, welche zwar andere Festtage betreffen, doch sich zum Vergleich sehr wohl eignen, zu stützen. So hat Prof. A. P. Dobroklonskij in Odessa mich auf eine ähnliche Redensart in dem bekannten Osternlobgesange: *Ἀναστάσεως ἡμέρα. λαμπρυνθῶμεν λαοί* ..... aufmerksam gemacht. Allerdings konnte er in den bekannten, den Mittwoch der vierten Woche nach Ostern betreffenden griechischen Texten verschiedener Klosterordnungen keinen entsprechenden oder ähnlichen Lobgesang finden, sondern nur solche, welche eher zugunsten der Form der 3. Pers. Sing. Präs. Ind., wie eines Prädikats zum Namen des Festes, sprechen: *πάρεσιν ἡ μεσότης ἡμερῶν* (Димитріевскій, Описаніе литургическихъ рукописей древняго Востока, т. I. *Typika*, S. 576, Energetische Klosterordnung des XII. Jahrh.), *πενηκοστὴ ἐφέστηκεν* (ibid. 575) u. dergl.; dessenungeachtet müssen wir schon angesichts des ѣ die Richtigkeit der Lesart Šafařík's, Srez-

*) Ich habe zwar wegen der Vorherrschaft des ѣ halb und halb der Annahme Vondrák's zugestimmt, doch ist die Sache noch immer nicht sicher. Denn solche Fälle wie **пр҃ставленіе кі҃ѣ** und **помилаи** könnten sehr gut auch Formen russischer Vorlage sein. Die angeblich čechischen Umlautsformen auf *-e* (statt -ѩ) können auch Vokative sein. Ich will damit nur sagen, daß über diesen Punkt die Diskussion noch nicht als abgeschlossen anzusehen ist. *V. J.*

nevskij's, Vondrák's, Grunskij's bezweifeln und in **гріѧдѣте** dagegen wörtliche Übersetzung eines in den griechischen Lobgesängen so häufigen *δεῦτε* annehmen, z. B. *δεῦτε ἀγαλλιασώμεθα τῷ Κυρίῳ* (Antiphonie 3 in der Liturgie am Mittwoch der vierten Woche nach Ostern, Димитріевскій, ib., dem in späteren slavischen liturgischen Büchern **пріи́дѣте** (z. B. **пріи́дѣте . . . . . рꙋ́ками кѣспа́сіи**м**, ... трьжѣствꙋ́имь . . . . . .** in Cod. slav. serb. XVIII. J. Nr. 13 der kaiserl. Hofbibliothek, F. 127b, 128a), in unseren gegenwärtigen, in kirchlichem Gebrauch befindlichen **пріи́дѣте** (z. B. in einem, im Kijever Höhlenkloster im Jahre 1813 gedruckten, **Пентїкостарїонъ** der Kirchenbibliothek der Universität in Odessa, S. 237, 254 und and.) entspricht.

Die soeben vorgebrachte Textdeutung hat jedenfalls wenigstens den Vorzug, daß sie uns der Notwendigkeit, unregelmäßige Anwendung des **ѣ** in **гріѧдѣт**(*e*) anzunehmen, enthebt.

Arosa, 9/22. VIII. 1906. *B. Ljapunov.*

---

† Professor Anton Kalina.

Am 5. Mai dieses Jahres starb in Lemberg der dortige Vertreter der slavischen Philologie, ein fleißiger Mitarbeiter an unserer Zeitschrift in ihren ersten Jahrgängen, Professor Dr. Anton Kalina. Geboren im J. 1846 im Großherzogtum Posen, studierte er an der Universität Berlin, promovierte 1872 in Halle auf Grund der Dissertation: De fontibus apud veteres scriptores, qui ad Sauromatarum res pertinent. Später besuchte er Prag, Belgrad und Petersburg. In unserer Zeitschrift sind von ihm Anecdota palaeopolonica (Bd. III u. VI) und eine Abhandlung Über die Nasalvokale in den altpoln. Denkmälern (Bd. IV) erschienen. Im J. 1878 habilitierte er sich in Lemberg und arbeitete fleißig an verschiedenen meist sprachlichen Fragen innerhalb des Polnischen. Das bedeutendste Werk in dieser Richtung war sein im J. 1883 erschienener erster (und einziger) Band der Geschichte der polnischen Sprache. Die Aussichten auf Erlangung einer Professur der Slavistik führten ihn dazu, sein Forschungsgebiet zu erweitern. Mit einer Reiseunterstützung versehen, kam er um diese Zeit nach Bulgarien, studierte dort die bulgarische Sprache und gab in Folge davon später in den Krakauer Rozprawy Bd. XIV—XV (1891) »Studien zur Geschichte der bulgarischen Sprache« heraus, deren kritische Würdigung von Dr. Oblak im Archiv (B. XVII) herrührt. Wichtig ist auch seine Publikation des Polabischen Wörterbuches von Parum Szulce (in den Rozprawy Serya II, t. III und VI, 1894). In späteren Jahren verlegte er sich ganz auf die Ethnographie, gründete in Lemberg die Gesellschaft Towarzystwo ludoznawcze, deren Seele er war. Er leitete auch das Organ derselben Gesellschaft »Lud« (bis zum J. 1905). Man rühmt seinen Eifer auch auf dem Gebiete des mittleren und höheren Schulwesens in Galizien. Prof. Kalina war ein sehr fleißiger Arbeiter, doch in der Behandlung wissenschaftlicher Fragen mußte man ihm Mangel an strenger Methode zum Vorwurf machen. Schon im IV. Bande unserer Zeitschrift (S. 37) fand ich in dieser Beziehung an der Art der Beweisführung Kalina's etwas auszusetzen. Doch diese Mängel sollen das Gesamtbild des Mannes nicht trüben. *V. J.*

Vermischte Beiträge zum slavischen etymologischen Wörterbuch.

A. Einheimisches.

bedak.

Das serbokr. *bedak* bedeutet 'homo stultus, Tor'. Das Wort findet sich nur beim Serben Dos. Obradović; der Slavonier Blagojević und der Čakavac Mikuličić gebrauchen das Adjektiv *bedast* 'stultus', das jetzt im Kajkavischen allgemein üblich ist und schon bei Belostenec und Jambrešić belegt ist. Kristianović kennt auch ein *bedariti* 'schwärmen, verworrene dunkle Vorstellungen zum Bestimmungsgrunde seiner Urteile und Handlungen machen'. Daničić wollte die beiden ersten Wörter im Rječnik I. 220, 221 aus türk. *béd* 'schlecht, garstig' ableiten, welcher Ansicht Miklosich (Türkisch I. 23) widerspricht, ohne seine alte Erklärung von *běda* (Lexicon palaeosl. s. v.) zu wiederholen oder zu verteidigen. Im Archiv XIV. 516 wollte ich es mit ital. *bedano* 'dummer Mensch' in Verbindung bringen. Das Wort ist indes kaum entlehnt. Daničić kam zu seiner Ansicht, weil er das Wort in seinen Quellen überall mit *e* geschrieben fand. Indes ist dies nur Zufall; denn die Schriftsteller, die es bieten, sind eben keine — wenigstens keine konsequenten — ikavci oder ijekavci. In derselben Bedeutung kennen das Wort auch die Slovenen; sie behielten aber auch noch die ursprüngliche Bedeutung 'elender, armer Mensch': Naj bo tolar al petak, vse rad vzeme ti bedak (Slov. nar. pesmi III. 5399); bei den Weißkrainern lautet es *bédjak*, was für **bednjak* steht. Auch im Poln. bedeutet *biedak* nur 'człowiek biedny, ubogi'. Der Übergang von der Bedeutung 'elend, bedrängt, arm' in 'töricht, blöde' ist unschwer begreiflich: von 'elend = arm an irdischen Gütern, darin beschränkt' ist nur ein Schritt zu 'beschränkt überhaupt', dann namentlich 'beschränkt im Geiste, arm im Geiste, dumm, blöd'. Beachte das d. *blöde*, das ja ursprünglich auch nur 'schwach, kraftlos, gebrechlich', wofür man ja so oft auch 'elend' sagen hört, bedeutete (Kluge [6] 49). Wir haben also an der alten Ableitung Miklosichs von *běda* 'Not, Drangsal, Armut', das zu got. (*ga*)*baidjan* 'drängen, nötigen' gestellt wird, festzuhalten.

burka.

Das slov. *burka* 'die Posse, der Scherz'; burke uganjati 'Possen reißen'; *burkast* 'possenhaft, schnackisch', *burkati* 'Possen reißen'. Da das Wort wegen des Ausgangs *-ka* nicht auf ital. *burla* 'Posse', *burlare* 'scherzen', *burlesco* 'scherzhaft, komisch' beruhen kann, stelle ich es zu dessen Grundwort (*burla* aus *burrula* vom lat. *burra*). Im Lat. bedeutet *burrae* gleichfalls 'läppisches Zeug, Possen', das reduplizierte *baburrus* ist 'stultus, ineptus', gr. *βαβύρτας· ὁ παράμωρος* Hes. (Walde, Lat. Et. Wtb. 76, 60). In der Bedeutung 'lärmen, brausen, tosen, murren, murmeln' gehören die slavischen Verba *burkati*, *burknąć*, *burczeć*, *burčaty*, *burkatъ*, *burknutъ*, *burčatъ* hingegen zu slav. *burja* 'Sturm, Aufruhr', lat. *furo*, gr. *φύρω* (Walde, o. c. 255).

deno, dъnjak, duď, dupe.

Im Osorb. und Nsorb. bedeutet *deno* 'Buchmagen, Ranzen der Rinder und Schafe'. Das Bulg. kennt nach Miklosich, Et. Wtb. 546 *dъnjak* (neben *gъzno* von *gъza* aus *gąza*, serb. *guz*, *guznica*) in der Bedeutung 'Leerdarm'. Im Slovenischen haben wir *dâ̋nka* neben *dênka* 'Mastdarm; Großwurst (Plunze); Schimpfwort für einen gefräßigen Menschen'; dieses ist als *dъnka* auch dem Bulg. bekannt ('kolbasa iz svinogo mjasa', Duv.). Die zuerst genannten Wörter führt Miklosich, l. c. auf ein **dъno* zurück und meint: »Vor *n* wird ein Konsonant ausgefallen sein, da sonst das Wort *dno* lauten würde.« Der erste Teil dieser Vermutung ist wohl richtig, deren Begündung aber kaum zutreffend, indem ja in *dno* (ksl. *dъno*) nach allgemeiner Annahme gleichfalls ein Konsonant ausgefallen ist, das Wort aber doch nicht *deno* lautet. Slov. *danka* neben *denka* und bulg. *dъnka*, *dъnjak* weisen entschieden auf einen Halbvokal nach *d*; seine Bewahrung als *e* haben wir im Sorbischen dem Einfluß der Formen mit einem zweiten Halbvokal nach *n* zuzuschreiben, indem auch in Formen *dъn* + Vokal die Formen *dъnъ-*, wo das erste *ъ* regelrecht zu *e* ward, den Sieg davontrugen: *deno* verdankt demnach sein *e* dem gen. pl. *den* : **dъnъ*, dem **dъnъko* = *deńko*, dem **dъnъkatyi* = *denkaty* und ähnlichen Bildungen.

Es fragt sich nun, welcher Konsonant ist vor *n* ausgefallen? Das im Nsorb. neben *deno* vorkommende *beno* 'Magen des Rindes, vom menschl. Magen nur im verächtlichen Sinne' (Zwahr) hilft uns für die Erklärung des *deno*, da es selbst dunkel ist, gar nichts; lautgesetzlich kann ja *beno* nicht aus *deno* entstanden sein, sondern könnte nur einer

Volksetymologie sein Dasein verdanken; vgl. prd. *Bön*, *Bän*, *Bänen* m. 'der Boden, oberes Zimmer, Vorratskammer' (der Buchmagen also gleichsam als Vorratskammer aufgefaßt?) oder plattd. *bön*, *bönne* 'drinnen'. — Betrachtet man die für 'Bauch', 'Magen', 'Darm' üblichen Bezeichnungen, so findet man diese Körperteile vielfach mit demselben Namen belegt, ja, häufig kommt ihnen noch die Bedeutung von 'After, Steiß' und von 'Mutterleib, vagina' hinzu. So bedeutet serbokr. *kuljen* 'Bauch, Magenwurst (muß daher früher auch Magen bedeutet haben) und Blinddarm'; zu ai. *kukṣiś* 'Bauch, Mutterleib, Scheide' stellt man lat. *cūlus*, gr. κύτταρος 'ānus', κυσός: πυγή und γυναικὸς αἰδοῖον, cymr. *cwthe* 'After, Mastdarm'; desgleichen lat. *botulus* 'Darm, Magenwurst, Wurst' zu gr. βύττος· γυναικὸς αἰδοῖον, got. *quiþus* 'Bauch, Mutterleib' . . . Wenn wir nun sehen, daß 'Bauch' mit Ausdrücken für 'Höhlung, Wölbung' bezeichnet wird (vgl. ai. *kukṣiś*, das neben den angeführten Bedeutungen auch mit 'Höhlung' übersetzt wird, gr. κύτταρος κύταρος 'Höhlung, Wölbung', ir. *cuthe* 'Grube'), so liegt es nahe, für unsere obigen Wörter von der 'höhlen' bedeutenden idg. Wurzel **dhub-* auszugehen, woraus wir als urslav. Form **dъbno* mit der Bedeutung 'Höhlung, Vertiefung' (vgl. lit. *důbẽ* 'Grube, Loch') erhalten. Die Ansicht Miklosichs, daß dem lit. *dubùs* 'tief und hohl', *dubù* 'hohl werden' im Slavischen kein *dъb-* entspräche, wäre demnach durch die obige Annahme (**dъno* 'Bauch' aus **dъbno*) als unrichtig zurückzuweisen. Daß eine Form **dъbno* (mit *b*) anzusetzen ist, zeigt uns die auf der höheren Vokalstufe stehende slav. Bildung **dubъ*, die im poln. *dub* vorliegt und außer 'Höhlung im Baume' auch 'podex' bedeutet. Für unsere Annahme sprechen aber auch jene slav. Wörter, die mit Tenuis statt Media gebildet sind, ein Parallelismus, der häufig beobachtet werden kann: Wie im Germanischen (cf. Kluge [6] sub tief) haben nämlich auch die Slaven eine Wzl. *dhup*, von welcher merkwürdigerweise gleichfalls Wörter gebildet sind, die ganz in unsere Kategorie fallen: s. *dupe* 'After', p. klr. *dupa* 'Steiß', wr. *kurdupyj* für das r. *kurguzyj*. Man beachte endlich auch p. *dno* 'Gebärmutter'.

**Dъno*, *dub*, *dupe* gehören demnach zusammen und bedeuteten ursprünglich 'die Höhlung'. Neben dem Neutrum **dъno* findet sich bisweilen auch das Femininum **dъna*, so im Klr., wo es (vgl. poln. *dno*) die Bedeutung 'Gebärmutter' hat. Gewöhnlich bedeutet jedoch **dъna* eine Krankheit; so »asl.«; bei Megiser ist *dna* croatice (= kajk.) mit 'Darmgicht' übersetzt, poln. bedeutet *dna* 'Hüftweh' und 'Gicht' (letzteres auch im Čech.); im Russ. ist *dna* (bei Dalь mit Fragezeichen versehen)

'Bandwurm'. Ich vermute nun, daß auch diese Bedeutung mit dem oben besprochenen **dъno* zusammenhängt: die Krankheit ward nach dem schmerzenden Körperteil benannt. **Dъno* ward mit Rücksicht auf andere feminine Bezeichnungen für 'podex', deren ja das Volk mehrere gleichzeitig zur Verfügung hat (poln. *dupa*, *zadnica*, *rzyć* . . .), gleichfalls zu einem Femininum. Das poln. *dna* 'Hüftweh' weist nämlich noch auf eine dort jetzt ungewöhnliche Bedeutung von 'dъno', 'podex', hin: auch 'podex' und 'Hüfte' werden vielfach vertauscht. Aus dem 'Hüftweh' konnte sich dann die 'Gicht' entwickeln, zumal diese häufig mit Rheumatismus verwechselt wird. Betreffs der Bedeutung 'Bandwurm' verweise ich auf die lat. Bezeichnung der Darmgicht als *verminatio* eig. 'Würmerkrankheit'.

Das urslav. *dubno* 'Höhlung' war wohl mit Ursache, daß sich das aus uridg. **bhudhno* (ai. *budhnáḥ*, lat. *fundus* etc.) 'Grund, Boden' entwickelte urbaltischslav. **budno* ihm assimilierte, d. h. eine Metathese der zwei ersten Konsonanten eintreten ließ, weil sich die Bedeutungen wenigstens teilweise (z. B. bei einem Tal) deckten, vgl. Meillet, MSL. XII. 430.

Zu *gověti*.

Die richtige Etymologie des Wortes hat gegen Miklosich, der darin ein Lehnwort aus dem ahd. *gawîhjan* 'sanctificare' sah, Brugmann (Ber. d. sächs. Ges. der Wiss. 1889, 47) gegeben, der es zu lat. *faveo* stellt; die weitere Literatur und Verwandtschaft siehe nun bei Walde, Lat. Et. Wtb. 211. Uns interessiert hier das Wort wegen seiner Bedeutungen. Nach dem Et. Wtb. Miklosichs pag. 75 sind es folgende: 1. 'verehren' (aksl., r.), 2. 'fasten' (bulg., klr., r.), 3. 'willfahren, zu Willen sein' (serbokr.), 4. 'pflegen, Nachsicht haben' (čech.); 5. 'günstig, dienlich sein' (os.), 6. 'schwach, kraftlos werden' (serbokr.). Keine dieser Bedeutungen ist indes ursprünglich, was schon deren meist abstraktes Wesen zeigt. Ich glaube nun, daß auch beim lat. *faveo* die gewöhnlich an letzter Stelle angeführte, 'schweigen', die ursprüngliche ist; denn nur aus ihr lassen sich mit einiger Ungezwungenheit die anderen ableiten, nicht aber umgekehrt: schweigen = still sein → sich aus Respekt der Rede enthalten → ohne Rede seinen Beifall ausdrücken → klatschen → seine Gunst bezeigen → begünstigen, unterstützen. Von der gleichen Bedeutung hat man auch im Slavischen auszugehen. Einerseits haben wir: schweigen = nicht sprechen → *durch Reden nicht quälen → Nachsicht haben → zu Willen sein → dienlich sein → pflegen → verehren, andrerseits aber: schweigen → sich der Rede enthalten → sich enthalten überhaupt → sich der Speise enthalten, fasten → kraftlos werden. Und

merkwürdigerweise kommt das slav. Verbum noch heute in der ursprünglichen Bedeutung vor. Die venezianer Slovenen kennen *govéti* in der Bedeutung 'mürrisch schweigen', die Bulgaren aber in der Bedeutung 'nicht sprechen'; vgl. Arkiv za povj. jugosl. VIII. 266 f. im Lied »Слъичова женитба на хубавѧ Гроздankѧ«, abgedruckt aus Rakovskijs »Pokazalec«: Девать мѣсецы да говѣишь *На свекра и на свекьрвѧ, *На пьрво либе вѣичано* . . . А Гроздanки са дочюло, *Девать мѣсецы да говѣи! *Чи è Гроздanка говѣла *Девать годины на свекра, *На свекра и на свекьрвѧ, *На пьрво либе Слъичице . . ., wozu der kroat. Übersetzer (?) die Bemerkung anfügte: »Pripovjedaju, da je nevjesta u staro doba nosila bulu devet mjesecih, t. j. dok nije rodila, i za to doba je govjela, t. j. ništa nije govorila svekru i svekrvi. Ovaj običaj se je sačuvao i do danas na mnogih mjestih, t. j. da govjeju mlade bulke nekoliko danah i to ne samo svekru i svekrvi, nego i svim ostalim, koji su prisustvovali na svadbi, kao i kumu i kumici, koji moraju da ju zovu u opredieljeno vrieme na »prošku« (prošnju) i da ju nadare čim god. I to se zove, da nevjesta govjeje; a sa ženihom ne govori prvi večer, dok ju ne oprosti i ne podari čim; i ovaj podarak čuva ona kroz cieli svoj život, kao kakovu svetu stvar«. Hätte Miklosich diese Bedeutung im Auge behalten, so wäre er kaum je auf die Ableitung unseres Wortes von ahd. *gawîhjan* gekommen.

korъ.

Das r. *korъ* f. bedeutet 'Masern': опъ въ v korí 'er hat Masern', *korjúcha*; *korjuški* 'id.'; klr. *kir*, gen. *koru*, und *kur* 'id.'; poln. *kór*, *kor* und *kur*, *chór* 'żarnice, odra, ośpica, spehlice'; im Polnischen hat sich *ó* (*u*) aus dem nom. sg. in die übrigen Kasus verbreitet, während *chór* im Anlaut an *chor*, *chory* 'krank' angelehnt ist. Schon Matzenauer hat (Listy fil. VIII. 204) zu den slav. Wörtern lit. *karas*, pl. *karai* 'variolae siccae, Steinpocken' gezogen. — *Korъ*, **korъ* gehört zur Wz. **(s)qer-* 'abschneiden, abtrennen, spalten', wovon mehrere 'Haut, Fell' bedeutende Wörter abgeleitet sind, z. B. lat. *scortum*, *corium*, *cortex*, slav. *kora* 'Rinde', ahd. *herdo* 'vellus' (vgl. Walde, Et. Lat. Wtb. 99, 143). Die Masernkrankheit ist also als 'Hautabtrennung, Häutung' zu deuten, worauf auch ein anderer slav. Name dafür hinweist: poln. *odra* aus **o*+*dьra* von der Wz. **dьr-*, **der-* (vgl. griech. δέρμα, δορά 'abgezogene Haut'); auch der Name *ospa*, *ospice*, *osepnice* u.s.w. bezeichnet die Krankheit als eine solche, die die äußere Haut abschuppt, abblättert, in dünnen Schichten ablöst: *sъpą* 'spargere'.

Zu derselben Wurzel *(s)qer- 'schneiden, spalten, scheren' (gr. κείρω, καρῆναι, lit. *kertù* 'haue scharf', ahd. *sceran* 'schneiden, abschneiden') gehört r. *korъ* f. in der Bedeutung 'Motte: molь, tlja': korь vsě šuby isportila. Die Motte ward als 'Schererin, Schneiderin' aufgefaßt; vgl. serbokr. *grizlica*, *grizalica* 'Schabe' von *gryzą* 'beißen'. Sowohl in der ersteren wie in dieser Bedeutung ist demnach *korъ* ein nomen actoris.

Von unseren Wörtern ist jedoch zu trennen r. *korъ*, gen. *krja*, da es einem **kərъ*, č. *keř* 'Staude' entspricht, worüber die Ausführungen Matzenauers (Listy fil. IX. 42) zu vergleichen sind.

koprvadlo.

Matzenauer, Cizí slova 214, knüpft das ač. *koprvadlo* 'poklička, Deckel' an ital. *coprire* 'bedecken', Gebauer, Stč. slovník II. 100, an lat. *cooperio*, *cooperculum* an. Kott hat schon im ersten Bande seines Wörterbuchs das Richtige vermutet, indem er an Umstellung des einheimischen *pokryvadlo* 'přikryvadlo, víko, poklička, Deckel' dachte. Ich glaube, daß schon die unmögliche Ableitung von *coprire,* woher wir auf keinem Wege zu *koprvadlo* gelangen können, diese Ansicht stützt. Die Lautversetzung ist ja namentlich zwischen *p* und *k* sehr beliebt; den umgekehrten Fall (*kopr-* wird *pokr-*) finden wir gar in drei slavischen Sprachen bei demselben Worte bezeugt. Im Poln. ward nämlich altes *koprzywa* 'Brennessel' allgemein zu *pokrzywa*, ebenso in den Dialekten Mährens (*pokřiva* aus *kopřiva*) und im resianischen Dialekt (*pükrýwa* für das sloven. *kopriva*, *kropiva*). Daß man bei *pokryvadlo-koprvadlo* an eine starke Beeinflussung des häufigen Präfixes *po-* zu denken nicht berechtigt ist, so daß dieses eine Umstellung verhindert haben müßte, zeigt *přikopa* 'Graben', welches trotz der Häufigkeit des *při* gleichwohl zu *křipopa* umgestellt ward. Für die Ursprünglichkeit des *pokryvadlo* spricht namentlich auch das gleichgebildete *přikryvadlo* 'Decke, Deckel'. Bezüglich des Schwundes des *y*, das man ja im Resultat der Umstellung (**kopryvadlo*) erwartet hätte, ist zu bemerken, daß auch in der Lautgruppe *tryt* das *y* bisweilen eliminiert erscheint: *trzniti-trýzniti*, *mlnář-mlynář* (Gebauer, Hist. ml. I. § 220); es ist überdies nicht unwahrscheinlich, daß Wörter wie *koprník*, *koprka* mit eingewirkt haben.

reber.

Das Wort *reber* 'Abhang eines Hügels oder Berges, Seite' ist im Slovenischen meist feminin: na strmi rebri (Jurčič), v reber zeleno

(Volksl.); daher demin. *rebrica* 'kleiner Abhang'. Doch erscheint es auch masculin (gen. *rebra*) und, was besonders wichtig ist, neutral gebraucht (*rebro*, besonders im Plural). Die dem Wort häufig zugeschriebene Bedeutung 'Anhöhe, Hügel' ist nicht ganz entsprechend; schon Belostenec hat II. 458 bemerkt: »rèber clivus, collis, proprie sublimitas, l. declivitas collium«. Als 'Anhöhe, Hügel' ist es nur insoferne aufzufassen, als damit nicht gerade die Erderhebung mitsamt ihrer Spitze, als vielmehr nur die Erderhöhung mit Rücksicht auf deren aufsteigende Seiten in Betracht kommt. Auch im Kroatischen findet sich *rebar* m. in der Bedeutung 'Talhang, Abhang, Talgehänge, Abfall, Seitenabfall des Berges', *rebrenica* 'Halde = geneigte Seite eines Berges, Berghang'; serb. *rebriti* bedeutet 'auf Seitenwegen wandeln', d. h. auf Wegen, die im Berghang verlaufen, da der Hauptweg gewöhnlich im Tale dahinzieht. Slov. *rebren*, *rebrna*, *o* bedeutet 'steil': tod je zelo rebrno; *navkreber* 'bergauf' hat sein *k* von der Präposition *kъ*: k rebri; nachdem der Ausdruck *k rebri* als Adverb zu *kreber* geworden (cf. die vielen *-ъr* aus *-re* [*-že*]), ward ihm zunächst die Präposition *vъ*, späterhin noch *na* vorgesetzt. — Miklosich vergleicht (Fdwörter 121, Et.Wtb. 274) mit unserem Wort das österr.-d. *leber* 'Grenzhügel', das auf mhd. *lêwer* 'Hügel, hügelartiger Aufwurf als Grenzzeichen' (pl. zu *lê* 'Hügel') zurückgeht. Nachdem indes das slavische Wort, wie gezeigt wurde, nicht 'Hügel', sondern zunächst nur 'Berghang, Abfall eines Berges oder Hügels' bedeutet, ist die Zusammenstellung unrichtig, zumal wir die Bedeutungsentwicklung aus einem einheimischen Wort unschwer erweisen können. Wir haben nämlich von *rebro* 'Rippe' auszugehen; die Genusunterschiede traten nur infolge der Bedeutungsdifferenzierung hervor und haben ihren Ausgangspunkt wohl im loc. *rebri*, *rebrih*, der sowohl einem *o*-, wie einem *i*-Stamm zukommen konnte. Daß der Begriff 'Rippe' über den Begriff 'Seite' in den von 'Abhang' übergehen kann, zeigen uns hinlänglich die romanischen Sprachen: ital. *costa* bedeutet 'Rippe' (costola), 'Seite', dann 'Abhang (terreno in pendìo)' und 'Küste (riva del mare)'; ähnlich heißt friaul. *cuèste* außer 'Rippe (costa, costola)' auch 'costa di mare' und 'lato di monte di salita poco ripida'; das Deminutiv zum frz. *côte* 'Rippe' *coteau* (côteau) bedeutet gleichfalls 'Abhang', dann 'Hügel' und rumän. *cóstă* desgleichen neben 'Rippe' auch 'Seite, Flanke', und sodann auch 'Abhang eines Berges' und 'Küste' (Tiktin I. 422); *costișúri* 'Abhang eines Berges'. Die Abhänge eines Berges werden also als dessen 'Seiten, Flanken', als dessen 'Rippen' aufgefaßt.

rysъ.

Der slavische Name des Luchses *rysъ* (*rys*, *ris*, *risa*, *risev*, *risva*) wird fast allgemein zu lit. *lúszis*, lett. *lūsis*, pr. *luysis*, ahd. *luhs*, gr. λύγξ gestellt und an dessen Verwandtschaft mit ai. *rúçant-* 'licht, hell' gedacht, als ob der Luchs ein lichtes Fell hätte. Dem widerspricht aber außer dieser Tatsache auch das slavische *r* (vgl. Pedersen, IF. V. 39, Fick [4] I. 540, Kluge [6] s. Luchs). Brandt meint in seinen Bemerkungen zum Et.Wtb. Miklosichs (RFV. XXIV. 145), *r* sei hervorgegangen durch eine Anlehnung an die slav. Wz. **ryk-* (*rykati* 'brüllen'); aber von einem »Brüllen, Heulen« des Luchses habe ich nirgends etwas gehört oder gelesen, so daß man es als sein Charakteristikon hinstellen könnte. Was Miklosich im Et.Wtb. darüber sagt (aus **ryksъ*), befriedigt noch weniger, weil dann auch das *s* unerklärt bliebe. Außer dem *r* bietet aber hier auch das *y* Schwierigkeiten, da es ja nicht auf dieselbe Stufe mit den eingangs erwähnten Formen der verwandten Sprachen gestellt werden kann, wiewohl ich mir nicht verhehle, daß das Slavische hier seine eigenen Wege gewandelt sein könne. Das im Čakav. in der Bedeutung 'Vampyr' vorkommende *ris* (Nemanić I. 8) hilft uns nichts, indem dies erst eine vom blutdürstigen Luchs auf den blutsaugenden Vampyr übertragene, spätere Benennung ist. Mit **luq-* 'leuchten' (»von den leuchtenden Augen des Tieres«) kann das Wort nicht zusammenhangen, weil wir mit Suff. *sъ-* im Slav. **lychъ* und daraus **lyšъ* erwarteten. All den aufgezählten Schwierigkeiten kann man steuern, wenn man die Ansicht an eine Verwandtschaft unseres Wortes mit den eingangs erwähnten Benennungen dieses Tieres aufgibt und dessen Etymologie anderswo sucht. Ich glaube nämlich, daß nicht ai. *ruç-* noch *rukçâs* 'hell' noch *luq-* (*luceo*) unserem Worte zugrunde liege, sondern daß es auf der slav. Wurzel **rŭd-* (idg. **rŭdh-*) 'rot sein' beruht; der Luchs hat ja in der Tat ein rötlichbraunes Fell mit unregelmäßigen dunklen Streifen. Von dieser Wurzel **rŭd* haben wir auf derselben Lautstufe im Slavischen noch: s. *risulja* 'ein Kuhname (wohl einer rötlichen Kuh)', č. *rysý*, *rysavý* 'rötlich', p. *rysawy* 'id.', alles gebildet aus **rūdh-so-*. Im Slav. war das Wort nicht bloß ein *i*-Stamm, sondern, wie *risva*, *risev* zeigt, auch ein *ū*-Stamm.

socha.

Die Bedeutungen dieses Wortes gehen in den einzelnen slavischen Sprachen stark auseinander. Sie lassen sich in folgenden Gruppen unterbringen:

I. a) 'Pfahl, Pfeiler, Säule, Pfosten, Stütze, Balken, Stange, Hebebaum, Galgen' — im Aksl. ('χάραξ vallus'), Bulg., Serbokr., Sloven., Russ. und Čech.;
   b) 'Strunk' — im Čech.;
   c) 'Götzenbild' — im Čech. (im Polnischen soll es in dieser Bedeutung aus dem Čech. entlehnt sein, Archiv VI. 179);
   d) 'Stab, Stecken, Stock, Knüttel' — im Aksl. ('ξύλον fustis'), Russ. (*pósoch*), Čech. (*sochor*, *sochůrek*);

II. 'Hakenpflug' — im Poln. und Russ., 'Pflugsech' im Poln., 'Balken beim Pfluge' im Russ., 'Pflugsterz, Handhabe oder Rüster beim Pflug' im Čech.;

III. 'Gabelförmiges Holz, Forkel, Zwiesel' — im Serbokr., Sloven., Čech., Poln. und Russischen.

Die richtige Etymologie wird sich nur durch Aufklärung der Entwicklung dieser drei Hauptbedeutungsgruppen finden lassen; wie verhalten sie sich demnach zu einander?

Meringer geht (IF. XVII. 117) von der ersten Gruppe aus, woraus sich zunächst die zweite und aus dieser die dritte entwickelt habe. Er nimmt an, daß *socha* ursprünglich 'Pflock', d. i. der beschnittene Baum, 'Pfahl' bedeutet habe. »Das war auch der Urpflug. Als die Zoche (= *socha*) mit ihrem doppelten Stachel auftrat, entstanden die anderen Bedeutungen, die auf Gabelholz zurückgehen. Die selbstgeschnittenen, spitzigen Stachel der Zoche wurden schneidend in ihrer Verwendung.« Nach dieser Annahme war demnach der Hakenpflug (= die Zoche = *socha*) zunächst 'der beschnittene Pfahl', dann erst ward daraus 'der schneidende Pfahl', aus dem Passivum ein Aktivum; die Bedeutung 'Baumstamm, Pfahl' ist also das Prius, 'die Schneide' das Posterius. Meringer könnte sich für seine Auffassung auf Ausdrücke wie d. Grabscheit, slov. drěvo 'Pflug' berufen, wo jedenfalls 'das Gespaltene, Spaltbare' die Grundbedeutung ist, welche dann in die Bedeutung des 'Grabenden, des Pfluges' überging. Indes gibt es auch Fälle, wo das entgegengesetzte der Fall ist: 'das grabende, aufreißende, die Erde aufkratzende[1]) Gerät' ward, weil Holz dazu verwendet ward, zu 'Pfahl, Stamm, abgeschnittener Stamm, Klotz, Wurzelende'. Wir sehen dies

[1]) Das Pflügen ist noch jetzt in manchen Gegenden des Balkans, besonders auf Stellen, wo Schafherden ihren Standplatz hatten, nur ein Aufkratzen der Erde mit dem primitiven Hakenpflug.

z. B. bei slavischen, auf der Wurzel **rŭ-* (*ry-*) beruhenden Ausdrücken, indem *ryľь*, *rylo*, *rylьcь*, *rylica*, *rýč* 'Haue, Jäthacke, Stechschaufel — ligo, sarculum, vanga' — und 'Rüssel', außerdem aber auch 'Stamm (cf. čech.: 100 ryluov na prkna údčlal), Stammstück, Stock, Klotz, der untere Teil des Baumes' bedeutet. Hier kann wohl unmöglich von der letzteren Bedeutung ausgegangen, kein Übergang vom Passivum zum Aktivum gefunden werden, d. h. man kann nicht 'das herausgegrabene, herausgewühlte' zum 'Grabscheit, Wühler, Wender' stempeln. Ähnlich ist d. *Stecken* und *Stange* ursprünglich 'das Stechende', und dann erst ist es zu 'Stock, Pfahl' geworden. Dasselbe gilt von gr. *χάραξ* 'Pfahl', das zu lat. *furca* 'Gabel, Galgen, Engpaß' gestellt wird (Prellwitz, Gr. Etym. Wtb.[2] 502) und mit got. *gilþa* 'Sichel', ai. *halás*, *halám* 'Pflug (auch als Waffe)', arm. *jlem* 'furche, pflüge' verbunden wird (von einer Wz. **ĝhel-* 'schneiden', Walde, Lat. Et. Wtb. 255, Uhlenbeck, PBrB. XXVII. 120 f.). Ist dem aber so, so behindert uns nichts, auch bei *socha-Zoche* denselben Weg einzuschlagen und demnach nicht von der passiven, sondern von der aktiven Bedeutung auszugehen, darin also das 'Schneidende, Aufreißende, Kratzende, Grabende, Hauende' zu suchen, woraus erst die Bedeutung 'der Pfahl, Stamm, Stange, Stock, Klotz, Strunk, Säule' sich so entwickelte, wie bei *ryľь* etc., weil zur Bereitung des schneidenden Gerätes Holzbestandteile von der Form eines Pfahls, Stamms, Stamms mit Wurzel, Stamms mit zwei Wurzeln u.s.w. verwendet wurden. Es ist uns demnach der Hakenpflug *socha* zunächst nur »der schneidende«, wie es r. *kosúlja* von *kosá* 'Sense' ist, mag nun dieses auf die Wz. **qes-* 'kratzen, scharren' (*česati*, lit. *kasýti* 'kratzen' neben *kasù*, *kàsti* 'graben'), wovon wir *kosa* 'Haar' haben, oder auf der Wz. **qop-* 'schneiden, hacken, hauen, graben' (*kopati*, *skopiti*..) beruhen (Grundform **qopsā*), was mir bei dem nicht leicht zu vermittelnden Bedeutungsunterschied der sonst gleich betonten Wörter ('Haar' — 'Sense, Schneide') wahrscheinlicher dünkt. Betrachtet man die Formen des Urpfluges, wie sie Meringer (IF. XVII. 129) sehr instruktiv zusammengestellt hat, so sehen wir gleich bei der ersten Figur $\overset{b}{\overline{\quad\quad}}/_a$, daß diese einer Haue und Sense formell nahe kommt: der Hauptteil des Gerätes ist der mit *a* bezeichnete. Dieser ist beim Sensengerät (*kosá*) die eigentliche Sense; doch wird jetzt auch das ganze Gerät samt dem Stiel und den Handhaben mit dem, eigentlich nur dem schneidenden Teil (*a*) zukommenden Namen benannt. Ähnliches muß schon sehr früh beim Urpflug der Fall gewesen sein: der Teil *a* schneidet, gräbt die Erde, kratzt sie auf, er ist der

eigentlich aktive Bestandteil; beide Teile, die Schneide *a* und der Balken *b*, bildeten zusammen das *ἄροτρον αὐτόγυιον*, den Hakenpflug, wurden aber, wie bei der Sense, zunächst nach dem Hauptteil *socha-Zoche* benannt, zumal sie vielfach ein Stück bildeten. Erst später, als die *socha* nach Hinzutreten der Sterze, des Sechs, der Pflugschar, der Griessäule, des Pflugbrettes u.s.w. vervollkommnet ward und *sošník* (russ.) 'Pflugschar, Pflugeisen, Sech' als der besser, gründlicher schneidende Bestandteil die alte *socha*, die nun zum 'Haupt' (*plaz*) niedersank, ersetzt hatte, ward ihr Name auch auf andere Teile des Pflugs übertragen, so namentlich auf die Pflugsterze (die Handhaben) und den Balken (Grindel). Die Verwendung des Namens des Hakenpfluges für die Handhaben konnte um so leichter eintreten, als die ganze *socha* in ihrer ältesten Gestalt ja die Form eines Knieholzes hatte und dieses also nach *ihr* eine Bezeichnung erhielt. Indem in weiterer Entwicklung die Handhaben gleichfalls eine Gabel, ein Knieholz bildeten, konnte der Name *socha* ganz gut auch auf sie übergehen; doch glaube ich, daß diese Bezeichnung der Handhaben mit *socha* eher deswegen eintrat, weil die Handhabe (ursprünglich éine) mit der *socha* gewöhnlich aus einem Stücke bestand, indem ein Stamm mit zwei Wurzeln dazu verwendet ward. Nicht belanglos scheint dafür auch der Ausdruck r. *razsócha* zu sein, dessen sloven. Betonung *rázsoha* darauf hinweist, daß es ein Kompositum des Nomens *socha* mit *raz* und nicht eine Ableitung von einem mit *raz-* präfixierten Verbum ist. Heute unterscheidet sich *razsocha* von *socha* als 'Zwiesel, Gabel' nicht, doch muß sie einst die 'Nebensocha, Seitensocha' bedeutet haben, so daß sie als jene Handhabe anzusehen ist, die mit der Socha nicht aus einem Stück bestand, sondern daran erst befestigt ward. Ja im Russischen ersetzte *razsócha* geradezu die ursprüngliche *sochá*, indem dieser Name für den ganzen Hakenpflug gebräuchlich ward. Diese letztere Verwendung von *socha* ist zugleich der Grund für die spätere Einschränkung des Wortes auf den Pflugbalken oder Grindel, indem dieser als der beim Pflügen am meisten sichtbare Teil des Pfluges zunächst auffiel. Vom Pflugbalken oder Zochenpfahl ward dann zuletzt der Begriff *socha* als 'Pfahl, Balken, Stange, Pfeiler, Säule, Strunk, Stab, Stecken, Stock, Knüttel' abstrahiert; aus 'Pfahl, Balken' ist fernerhin einerseits 'Galgen', andrerseits 'Götzenbild' geworden.

Meringer nimmt an, daß die Bedeutung 'Gabelholz, Zwiesel' erst zu einer Zeit auftauchte, als die Zoche einen doppelten Stachel erhielt. Dies trat aber wohl ziemlich spät ein, zu einer Zeit, wo *socha* bei den Slaven

als 'Gabelholz' sicher schon allgemein verbreitet war, selbst dort, wo man heute von einer Zoche nichts mehr weiß, weil sie dem vollkommeneren Pflug weichen mußte. Ich glaube daher, die Entwicklung der Bedeutung 'Gabel' schon in eine viel frühere Zeit verlegen zu müssen, wo die 'Zoche' nur einen Stachel hatte, also ein wirkliches, ganz primitives ἄροτρον αὐτόγυιον, ein Knieholz war. Diese Bedeutung reicht wie bei lat. *furca* 'zweizinkige Gabel' neben χάραξ 'Pfahl', got. *gilþa* 'Sichel', ai. *halás* 'Pflug (auch Waffe)' schon in eine recht weite Zeit zurück.

Das Resultat meiner Auseinandersetzung fasse ich also kurz in die Worte zusammen: *Socha-Zoche* ist zunächst das kratzende, schneidende, hauende Ackergerät; daraus entwickelte sich nach dessen uralter Form einerseits die Bedeutung 'Gabelholz, Gabel', andrerseits 'Balken, Pfahl, Pfeiler, Pflock, Säule', aus diesem wieder 'Strunk' und 'Götzenbild'.

Wenn aber *socha* 'das Kratzende, Schneidende, Hauende, die Schneide', geradeso wie das dem russ. *kosúlja* 'Hakenpflug' zugrunde liegende *kosá* ist, so muß es auf einen Verbalstamm zurückgehen, der 'kratzen, schneiden' bedeutet. Ich habe, bevor ich noch Zupitza's Schrift »Die germanischen Gutturale« und die Abhandlung Uhlenbecks »Die Vertretung der Tenues aspiratae im Slavischen« (IF. XVII. 93 f.) kannte, worin als Grundform des slavischen Wortes **soksā* (Zupitza o. c. 138, Uhlenbeck o. c. 99) aufgestellt wird, selbständig an eine Grundform **səksā* gedacht, wozu an. *sax*, ags. *seax*, ahd. *sahs* 'Messer, Schwert' und lat. *saxum* so genau wie möglich paßt[1]). Aus **səksā* konnte im Slavischen eben nichts anderes als *socha* hervorgehen; zudem stimmt dazu auch die oben dargelegte ursprüngliche aktive Bedeutung des Wortes. Sämtliche andere Ableitungen sind meines Erachtens zurückzuweisen: Mit lit. *szakà*, ai. *çākha*, got. *hōha* kann das Wort nicht in Verbindung stehen, weil das *ch* von *socha* dem entgegensteht und das entsprechende slavische Wort mit *n*-Infix aksl. *sąkъ* 'Ast' lautet (doch vgl. Foy, IF. VI. 324, wo an ai. *çamku* 'Pfahl, Pflock', ir. *géc* aus *kanquā* gewiesen wird). Ebensowenig kann es aus dem gleichen Grunde zu ai. *çásāmi* (Brugmann, VG. I. 444) 'schneide' gehören, wie

[1]) Vgl. Detter, Deutsches Wtb. XII: »*sahs* 'Messer . . ., das man direkt mit *saxum* 'Fels' zusammenstellt. Beide Wörter sind mit *secare* 'schneiden' verwandt; aber lat. *saxum* zu *secare* wird man wohl am besten vergleichen mit lat. *rūpes* 'Fels' zu *rumpere* 'zerreißen', *Riff* zu anord. *rífa* 'spalten', *Schere* 'Klippe' zu *scheren*.« — Vgl. auch slav. *skala* 'Fels, Stein, Abgrund' aus *sqel-* 'schneiden, spalten' (lat. *silex*).

schon Pedersen (IF. V. 49, 50) hervorgehoben hat. Aus ahd. *suohha*, *suohhili* 'aratiuncula' kann es gleichfalls nicht entlehnt sein, weil dieses **suky* ergeben hätte (cf. *buky-buohha*). Meringer will es (IF. XVII. 117 f.) aus einem germ. **saχā* erklären und zwar deswegen, weil es auch bei den Romanen, im Französischen, ein *soc* 'Pflugschar', *souche* 'Stamm, Wurzelende' gibt. Gegen diese Annahme könnte man nichts einwenden, wenn das Germanische wirklich eine Grundform hätte, aus welcher sowohl das slavische wie das romanische Wort ableitbar wäre. Dies ist aber nicht der Fall, vielmehr ist Meringer gezwungen, eine solche Grundform erst zu konstruieren, und zwar nicht bloß éine, sondern, was besonders mißlich ist, deren zwei, die eine für die östlichen, die andere für die westlichen Nachbarn der Germanen: für die ersteren ein **saχā*, für die letzteren **socc* (aus **sogn-*). Von Entlehnung könnte man reden, wenn sowohl *socha* als *soc* auf eine und dieselbe germ. Grundform sich zurückführen ließen; dies trifft aber durchaus nicht zu, und außerdem fehlt ein Grund zu einer solchen Annahme. Diese braucht man, da sich die Ablautsverhältnisse ja auch ohne sie unschwer erklären lassen, überhaupt nicht. Die Wurzel **seq-* ist ja im Slavischen auch sonst nicht unbekannt; wir haben neben *sěką* z. B. *osoka* 'carex acuta', eig. 'das Kratzende, Schneidende', vgl. ags. *secg* 'Rohr, Schilf, Ried', engl. *sedge*, cymr. *hesq* 'lesche', *hesgen* 'carex' (nach Fick-Stokes II.^{4} 202 von **seskā* 'Binsen' aus **sekskā*). Ob das frz. *soc*, *souche* wirklich nur durch Annahme einer Mischung des germ. **socc* (**sogn*) mit kelt. *hucc* aus *sukko* 'Schweinsschnauze' erklärbar ist, dies entscheiden zu wollen maße ich mir nicht an. Gleichwohl halte ich dafür, es sei natürlicher, für das frz. Wort eher Entlehnung aus dem Keltischen anzunehmen, da man noch jetzt bret. *souch* 'soc' und neuir. *soc* als 'Pflugschar' und 'Schweinssehnauze' hat; letztere Bedeutung ist nur eine Fortbildung der ersteren, wie slov. *rilec* 'Schweinssehnauze' aus älterem *ryl* 'ligo'. Das ir. *soc*, dessen *s* im Anlaut vor sonantischen Vokalen wie im Gallischen erhalten blieb, kann ganz gut zur Wz. **seq-* (lat. *secare* 'hauen, spalten', aksl. *sěką*) gehören, so daß *soc* 'das die Erde durchschneidende, durchwühlende' bedeutet. Die Entwicklung zu 'Pfahl, Stamm, Wurzelende' wäre dann dieselbe wie im slav. *ryl* (frz. *souche*, catal. *soca*, davon *socar* 'einen Baum umhauen', ital. *zocco* 'Baumstumpf', frz. *socle* 'der Sockel einer Statue'). Von Italien konnte sich das romanisierte keltische Wort viel leichter zu den Griechen (ζόκος) verbreiten, als von Deutschland aus, wo es überhaupt nicht nachweisbar ist; für den Weg über Italien

spricht auch das τζ und das κ des griech. Wortes (cf. G. Meyer, Neugriech. Stud. IV. 93). Auf die deutsche Form *Zoche* ist nämlich nichts zu geben. Das vorausgesetzte Meringersche **saχā* müßte ja ein **Sache* ergeben, und in alter Zeit ist anlautendes *s* vor Vokalen im Deutschen nicht zu *z* geworden, was geschehen sein müßte, wenn man griech. τζόκος daraus ableiten will, da ja in diesem Falle slav. Vermittlung auszuschließen wäre, indem slav. *s* und *ch* im Griechischen nicht zu τζ, resp. κ wird. Das d. *Zoche* ist vielmehr aus dem slav. *socha* entlehnt, wie Meringer nachträglich (IF. XVIII. 279) zuzugeben geneigt ist und als Beispiel dafür d. *Zobel* aus r. *soból* anführt. Die Beispiele lassen sich jedoch noch vermehren; vorvokalisches, besonders anlautendes slavisches *s* finden wir als *z* im Deutschen noch: mhd. *zisimûs*, *zisel* aus r. *susol*, *suslik* 'mus citellus', prd. *Wunzen*, *Wonzen* aus poln. *wąsy*, prd. *Zock* aus poln. r. *suka* 'Hündin', *Zant*, *Zander* neb. *Sander* aus p. *sędacz*, *sądecz*, gotsch. *Zure* 'Langwiede' aus slov. *sora* (**sъvora*), ferner in zahlreichen Ortsnamen: *Zauche*, *Zauch*, *Zauchtal* = *Suha*, *Suhodol*, *Zelnitz* = *Selnica*, *Zinsat* = *Sěnožętь*, *Zopoten*, *Zoputen* = *Sopota*, *Zell* = *Selo* u.s.w.

Auf das čech. *sochař* 'Bildhauer' ist nicht zu viel Gewicht zu legen, da es erst eine moderne Bildung zu *socha* ist. Dieses konnte zur Bedeutung 'Figur, Statue' erst nachträglich aus der Bedeutung 'Pflock, Pfeiler' gelangen, nachdem Götzenbilder vielfach mit Ausdrücken belegt wurden, die 'Pflock, Balken, Stamm, Klotz' bedeuten und auf Wurzeln beruhen, die die Begriffe 'beschneiden, behauen, bearbeiten, abmeißeln, abreiben' in sich schließen. Der göttlich verehrte Pfahl wird ja wohl ursprünglich wenig menschenähnlich gewesen sein, wie Meringer in seinen schönen Studien über diese Dinge hervorhebt. Im Čakavischen ist *sòhar* nur 'carnifex, der Galgenmeister, Scharfrichter' (Nemanić I. 30).

Das Resultat dieser Untersuchung ist: *socha* ist einheimisch und entspricht einem **səksā* der idg. Grundsprache; d. *Zoche* 'Hakenpflug', mhd. *zoche* 'Knüttel, Prügel' ist aus dem Slavischen entlehnt.

struna.

Miklosich leitet *struna* 'Saite' von der bekannten ai. Wurzel *çru-* 'hören' ab, und schreibt ihm als Grundbedeutung »die tönende« zu. Diese Etymologie hat als unmöglich — für das *r* von *çru-* haben die europäischen Sprachen ein *l* — bereits R. Brandt (RFV. XXIV. 183) zurückgewiesen und das Wort mit lat. *struo* verknüpft, indem er als Grundform **streugnā* ansetzt, so daß er *struna* die 'ustroennaja (eingerichtete),

prilažennaja k instrumentu (dem Instrumente angepaßte) ili nalažennaja, strojnaja (gestimmte)' auffaßt. Sowohl Form als Bedeutung des Wortes widersprechen einer solchen Annahme. Das *g* hat sich ja erst analogisch ins lateinische Verbum *struo*, *struxi* hineinentwickelt (cf. Walde, Lat. Et. Wtb. 602) und von *struo* 'bauen' aus 'übereinanderschichten' ist es wohl nicht leicht zu 'stimmen' zu kommen, abgesehen davon, daß man dabei ganz die moderne Saitenbehandlung im Sinne hat, was wohl kaum angeht.

Meines Erachtens hat Miklosich die andere, in einigen slavischen Sprachen vorkommende Bedeutung von *struna*: slov. 'das lange Pferdehaar', serbokr. 'das Haar, Roßhaar, Ziegenhaar' mit Unrecht bei Seite gelassen und sie nur beim Worte *strunja*, das er abgesondert behandelt, erwähnt. Zwischen *struna* und *strunja* besteht kein anderer Unterschied, als daß beim letzteren für *ā* ein *i̯ā* eingetreten ist, vielleicht weil es einst neben *struna* ein **struně* f. gegeben hat. Beide Wörter sind demnach identisch. Geht man nun von der Bedeutung 'Roßhaar, das lange Pferdehaar' aus, so entwickelt sich daraus für alte Zeiten die Bedeutung 'Saite' auf die natürlichste Weise: denn das lange Haar von Tieren gab ja zunächst das Material zu Saiten her, wie dies noch heute bei den serbischen Gusle stets der Fall ist, indem daran sowohl die Saite wie die Bogensehne aus Roßschweifhaaren verfertigt ist. Saiten aus Gedärmen sind erst eine spätere, wenn auch schon sehr alte Erfindung. Dem *struna* kommt demnach ursprünglich gar nicht die Bedeutung 'Saite', sondern nur die Bedeutung 'langes, steifes Haar', 'das starke Haar der Tiere, das straff herunterhängt oder starr emporragt' zu. Daher denn *strunja* im Serbokroatischen als 'Borste, starkes Haar der Tiere, Ziegenwolle, Ziegenhaar', *strun*, *strunjav* als 'hären, haarig, borstig'. Unter dieser Voraussetzung läßt sich nun *struna*, *strunja* auf urslav. **strupna* (aus **stroupnā*) zurückführen, dessen Wurzelbestandteil, allerdings mit andersstufigem Wurzelvokal, wir im ahd. *strûben* 'starr stehen, starren, sträuben', mhd. *strûp*(*b*) 'rauh emporstehend', mhd. *strobeleht* 'struppig', nhd. *Gestrüpp* wiederfinden, womit Kluge[6] 380 aksl. *strъpъtъ* 'asperitas, varietas', *strъpъtъmъ* 'asper', *strъpъtiti* 'asperum reddere', r. *stropotъ*, *strópota* 'Rauhigkeit, Krümmung', *stroptivъ* 'widerspänstig, störrig' vergleicht. Das *o* der russischen Formen beruht auf *ъ*: *stropotъ* ist eine Kontamination des nom. **strpotъ* und des Cas. obl. **stropta*, **stroptu* etc.; *stropota* kann nach *stropotъ* oder auch aus einem ehemaligen Adj. *stropъ* aus **strъpъ*, femin. **strpa* gebildet sein. Meine Zusammenstellung

von *struna* mit *strûben* wird auch durch r. *stopъ* 'Schlinge' sowie durch die Bedeutung 'Krümmung' und 'krumm', die wir beim r. *strópota*, *stropotkij*, *stropotlívy* finden, gestützt: Schlingen werden ja mit Vorliebe aus Pferdehaaren (*struna*, *žima*) gemacht. In unserem Worte ist der Schwund des Labials vor *p* ganz regelrecht. Die im Slovenischen dem Adjektiv *strun*, *strunast* zukommende Bedeutung 'mager, schmächtig, schlank' scheint erst relativ jung zu sein: eig. 'dünn und lang wie ein Pferdehaar'.

stvolъ, *cvolъ*; *dbol.*

Das in einigen slavischen Sprachen gangbare Wort *stvolъ*, *cvolъ* ist meines Wissens bis jetzt noch nirgends aufgeklärt. Miklosich bezeichnet es VG. II. 8 als dunkel, VG. I². 70 aber vergleicht er damit lit. *stûlis* 'Baumstamm'. Daničić denkt im Rječnik I. 874 an die Wurzel *stva* von *stu* 'stehen'. Würde dies angehen, so erwartete man für *stvolъ* ein **stvalъ*, das aber nirgends vorkommt. Daß *stvolъ* auf eine mit *st-* anlautende Wurzel für 'stehen' zurückgeht, ist indes offenbar, nur hat noch niemand gezeigt, wie es daraus erwachsen ist.

Was bedeutet *stvolъ*, *cvolъ*? In altkirchenslav. Denkmälern ist es nicht zu finden; was nämlich Miklosich im Et.Wtb. s. v. als »asl.« angibt, ist nach den Zitaten des Lexicon pal.-sl. 883, 1104 nur in einem serbischen Kodex des XVI. Jahrh., woraus es von Miklosich möglicherweise ganz unrichtig mit 'folium' wiedergegeben wird (не обрѣтохоу снѣсти ничесоже тькъмо цьволь травоу сельноу: 'außer Schachtelhalmen, Feldgras', das zweite als Erklärung des ersteren), und in einem die Propheten enthaltenden russ. Kodex des XV. Jahrh. an der Stelle Esaia 55, 13, wo *stvolije* für 'Nessel, urtica κονύζα', nach anderen für 'Dorne' steht. Im Bulgarischen *cvol*, *cvolče* 'Halm, Stengel' ('stalk of grain' stebló, cvolъ bei Morse). — Im Serbokroatischen hat *cvòlika* die Bedeutung: 1) Stengel: stablo u prorasla crnoga luka, na kojemu je gore sjeme; 2) Schienbein: golijen, tibia; 3) Pflanzenname: Schierling (cicuta, conium maculatum); in letzterer Bedeutung findet sich dafür auch *cvòlina*, wie denn für *cvòlika* 'Stengel' auch *camòlika* gesprochen wird: 'deblo, krupna trava osobito od duvana i boba' (Rječnik I. 152). Im Russischen kommt *stvolъ*, *stvolína* in folgenden Bedeutungen vor: 1) Röhre, röhrenartiger Stengel, Schacht, 2) Stengel, Stamm, Baumstamm (главный, коренной побѣгъ растенья, дерева, стебель, хлыстъ, лѣсина, голóмя, въ которомъ есть пустота либо сердцевица), 3) Pflanzenname: Pastinaca, Conium, Anthriscus. — Das čech. *stvol* ist in neuerer Zeit aus dem

Russischen entlehnt; echt čechisch ist *štbol* (richtiger **ždbol*), dessen Bedeutung aber nicht ganz klar ist: 'jelení koření má kořen černý a *štbol* ušlechtilý' bei Kott III. 945, wo es zweifelnd mit *strboul*, das mit 'Kraut, Kräutig' wiedergegeben wird, nach den dabei und beim gleiches bedeutenden *strbél* stehenden Beispielen aber auch 'Trieb, Stengel' bedeuten muß, wobei letzteres auch als 'knolliges, in die Höhe ragendes dürres Zeug' erklärt wird. — Zu merken ist endlich noch kroat. *stevelj* 'Halm', das bei Filipović gebucht ist. Das Slovenische kennt *stvol* in der Bedeutung 'Röhre, bes. Pflanzenröhre', *stvolíka* und *cvolína* als 'Wasserschierling' und *cmolje* (*cmulje*) in der Bedeutung 'Simse, juncus'.

Die Grundbedeutung des Wortes ist demnach offenbar 'röhrenförmiger Stengel, Halm, Schaft, Stamm, Baumstamm'; daraus erst haben sich die übrigen entwickelt, indem bei den damit bezeichneten Gegenständen (Pflanzen) deren Stengel, Schaft, Stamm in hervorragendem Maße auffällt. Ist dem aber so, dann steht unser Wort in engster Verwandtschaft mit einem zweiten slavischen Wort von der Bedeutung 'Schaft, Stengel, Stamm', d. i. mit *stъblo*, *stъblъ*, von dem es meines Erachtens nur durch das Suffix verschieden ist: *stъblo* = **sthibh-lom*, *stъblъ* = **sthibh-li̯os*, *stvolъ* hingegen = **stъb-olъ* aus **sthibh-ol-os*. Das kroat. *stevelj* ist schwer zu beurteilen, da man nicht weiß, aus welcher Gegend Kroatiens es stammt; mir scheint es kajkavisch zu sein und ich vermute daher, daß sein *e* in *stev-* nach *steblo* aus *stъblo* rekonstruiert sei, wo es wieder nach dem gen. pl. *stъblъ* = *stebl* in ein älteres **stblo*, gen. sg. *stbla* (*zdblo*, *zdbla* etc.) übertragen ward. Diese Vermutung drängt sich mir wegen des Ersatzes des *b* durch *v* auf, welcher sonst nicht begreiflich wäre. Wir haben daher bei *stvolъ* von der aus der Wurzel **sthā-* gebildeten baltisch-slavischen Wurzel **stib-* 'das starre, feststehende' auszugehen, die wir im lett. *stiba* 'Rute, Stock' (cf. r. *stvolъ* 'chystъ = Gerte, Rute'), *stibt* 'ohnmächtig, eig. starr werden', *stibát* 'schwer gehen, hinken', *stibít* 'strecken', lit. *stẽbas* 'Stock, Pfosten, Bildsäule, Halm' (siehe Zubatý in den SB. der k. böhm. Ges. d. Wiss. 1895. XVI. 19) finden, im Slavischen aber außer in Bildungen mit *-lo*, *-li̯o* auch in solchen mit *-el-*, *-ol-*: **stъbelъ*, **stъbolъ*. Derartige Dubletten mit *e* und *o* im Suffixe sind namentlich in Verbindung mit Liquiden nichts seltenes: vgl. č. *mrtvola* neben r. мертвель 'cadaver', p. *pierdoła* 'qui pedit' neben č. *prdel* 'podex', s. *prdelj* 'Blutkraut'; p. *modzel*, slov. *mozel* neben č., slov. *mozol* 'Schwiele'; aksl. (?) *pipela* 'sambuca' und *pipola* 'tibia'; slov. *grbela* und *hrpela* 'Buckel' und č. *hrbol* 'Höcker'; auch *-ĕl-* wechselt mit *-ol-*:

poln. *pierdziel-pierdoła*, bulg. *Bitola*, *Bitolja* Ou., das auf *obitělъ* 'monasterium, deversorium' zurückgeführt wird; für die *r*-Suffixe verweise ich auf die Dublette aksl. r. *kotoryi-koteryi*, kroat. *žuber-žubor*, das Distributivsuffix *ero-oro*: *četvero*, *četvoro* u.s.w.

Als altslavische Bildungen haben wir demnach für *stvol*, *stevelj* die Formen **stъbolъ*, **stъbelъ* vorauszusetzen, die neben *stъblo*, *stъblъ* müssen gebraucht worden sein. Durch den Schwund des wurzelhaften Halbvokals mußte, sobald im Anlaut die stimmlose Konsonanz *st* erhalten werden wollte, das stimmhafte *b* eine Wandlung erfahren. Die Wahl lag nur zwischen *p* und *v*. Vor Vokalen wählte die Sprache meist das letztere, wie wir es aus mehreren ähnlichen Prozessen ersehen, deren ich einige anführen will: Aus *bъčela* ward nsl. *čъbela*, *čela*, letzteres zwar so geschrieben, in Wirklichkeit aber *džbela* gesprochen. Wo jedoch diese Aussprache nicht durchdrang, mußte *b* zu *v* werden; so spricht man in Cirkno *čvíela* 'Biene', in einem Liede aus Luža im Pöllandertal in Oberkrain lese ich: [rože] dajo *čvelcam* med. Aus *stъba* für *istъba* 'Stube' ward im Osorb. *stwa*, *stwica* 'Beistube'; ähnlich haben wir im Slovenischen *pâjštva* aus d. *Badstube* 'Gebäude, in dem der Flachs vor dem Brecheln geröstet wird, es dient auch zum Waschen, als Backofen, sogar als Taglöhnerwohnung' (Unger-Khull, Steir. Wortschatz 44); die Mittelformen sind **pačtuba*, *paštuba*, **paštba*, **pâštva* und (mit *j* nach dem Akzente ˆ) *pâjštva*. Ähnlich mußte *b* auch nach einzeln stehendem *t* zu *v* werden, sobald das Grundwort unverändert erhalten werden wollte: nsl. *tatva* für *tatъba*, *tatvina* für *tatъbina*. Für *čъbanъ* ist *čranъ* nur durch die Annahme erklärbar, daß zur Zeit, als *čvan* auftrat, der Halbvokal schon verstummt war und daß, wenn *čvanъ* geschrieben wird, hierin Altes und Neues vermischt ist: *čvan*, *čvanja*, s. *ažban*, *žban* etc.; wenn čech. *čber* geschrieben wird, so ist dies nur etym. Schreibung statt *džber* (aus *čъbrъ*), welche Neigung sogar Schreibungen wie *tbáti* für das richtige *dbáti* hervorbrachte; das Os. hat bei *č* regelrecht *v* dafür: *čvor*, *čverjeń* 'Zuberstange'.

Auf gleiche Weise wie in *čvela*, *stwa*, *pajštva*, *čvan* kam nun auch in *stъbelъ*, *stъbolъ* das *v* auf: **stvelъ*, *stvol*. Das erstere erlitt die Anlehnung an *steblo*, das letztere konnte sein *st* in *c* wandeln. Dies geschah, wie uns das serbokr. *cablo*, *caklo* aus *cblo*, *cklo* für *stъblo*, *stъklo* belehrt, nicht »izgubivši *t* i promijenivši s na c«, wie Daničić im Rječnik I. 152 meinte, sondern durch Vorwegnahme der ersten Explosiva, um den schwer sprechbaren, unmittelbar folgenden zweifachen Verschluß, den des

t und des *k*, bzw. *b* (*p*) zu vermeiden[1]). Das oben angeführte serbokr. *camoḷika* und das slov. *cmolje* (aus *cvolje*) verdankt sein *m* der Neigung des Slavischen, für *sv*, *šv*, *cv*, *čv* ein *sm*, *šm*, *cm*, *čm* eintreten zu lassen (vgl. nsl. *čmela* aus *čvela*, č. *cméra* 'podmásli', slov. *cmer* aus *cvera*: *skvera*, kr. *cmara* aus *cvara* : *skvara*, slov. *cmila* aus *cvila*, *cmod* aus *smod*, *svod*, č. *šmoudem* = *svoudem*; slov. *cméla* aus *cvéla* 'Winslerin' u.s.w.). In *camoḷika* ist *a* parasitisch zwischen *c* und *m* eingeschoben, da gewissen Dialekten die Gruppe *cm* unbeliebt ist, vgl. slov. dial. *cemreka* für *cmreka*, *smreka*.

Wie bei *stъblo*, **stъbica* (vgl. Archiv XXVII. 61) auch die progressive Assimilation eintreten kann, so daß wir č. *zdblo*, *zblo*, kroat. *zbica* erhalten, konnte ihr in gleicher Weise auch **stъbolъ* unterliegen: **zdbol*. Daraus erkläre ich mir das slovakische *dbol*, *dbolec* 'Bienenstock', indem in der Verbindung *ze zdbolu*, *ze zdbolem* (= **izъ stъbola*, *sъ stъbolomъ*) das *z* des Substantivs als Auslaut der Präposition *zes*, *sez* (= *izъ* und *sъ*, vgl. auch slov. und bulg. *sъs*) aufgefaßt und dann nur *dbol* als Substantiv angesehen ward. Die Bedeutung des Wortes widerspricht unserer Auffassung nicht, wenn man bedenkt, daß hohle Baumstämme als Bienenstöcke benutzt wurden (cf. nsl. *bdenj*).

ščapъ.

Russ. *ščapъ* 'Stutzer, Zierling', *ščápitь*, *ščápstvovatь* 'prangen, Staat machen, paradieren', *ščáplenie* 'Luxus, Staat' ist meines Wissens bis jetzt unerklärt. Miklosich hat im Lex. psl. 1135 aus Quellen, die alle jung und russisch sind, mit *št* (statt *šč*) noch angeführt: *ščapiti* 'luxuriose vivere', *ščapljenije* 'vestis elegans, pigritia, mollities' (pianstvo i ščaplenie), *ščaplivъ* 'elegans', *ščapovstvo* 'luxuria', *ščapьstvo* 'elegantia, pigritia', *ščapstvьnikъ* 'mollis' (aus den ksl. Lexicis der Akad., Alekščevs, Beryndas und Polykarps); im Et.Wtb. 312b erwähnt er sub štav- 2 noch *ščaplivyj* 'schwelgerisch' und *ščapiti* i dročiti sja. — Aus 'Eleganz, Staat, Luxus' konnte sich unschwer die Bedeutung 'mollities, pigritia' entwickeln. Was ist aber die Etymologie und ursprüngliche Bedeutung des Wortes, nachdem die Bedeutung 'Zierling, Luxus' ihm sicher nicht

[1]) Andrerseits beruht der Übergang des *s*, *š* vor Spiranten in *c*, *č* auf der Neigung, mit einem Verschluß anzufangen, bzw. denselben vorwegzunehmen, wobei er dann doch noch wiederholt und erst in der Folge aufgegeben wird: *cvara* aus *skvara* über **tskvara*, *tsvara*; vgl. d. dial. *kšklaf* 'Sklave' in Graz gehört).

von altersher anhaften kann? Wenn man sich gegenwärtig hält, daß r. *ščapъ* auch 'Anhau, Anhieb eines Baumes' bedeutet, so wird man kaum diese Bedeutung bei Erklärung des Wortes bei Seite schieben dürfen; ja ich glaube sogar, daß wir von ihr aus die Entwicklung der weiteren Bedeutungen zu verfolgen haben. Etymologisch ist das Wort mit der Wurzel **sqep-* zu verknüpfen, die uns im griech. *σκέπαρον* 'Beil' vorliegt, doch müssen wir für unsere Wortform eine Dehnform dieser Wurzel, **sqēp-*, annehmen, aus welcher sich *ščapъ* regelrecht entwickeln mußte. Dieselbe Wurzel finden wir in abgetönter Gestalt vor im slav. *skop-iti* 'verschneiden', lit. *skapóti* 'schaben, schnitzen', griech. *σκάπτω* 'grabe, behacke', got. *skaban* 'schaben, scharren, die Haare abschneiden'; ohne anlautendes *s* begegnet sie uns im slav. *kopati* 'graben', gr. *κόπτω* 'schlagen', *κόπανον* 'Mosserkeule', *κοπίς* 'Messer', *κοπάς* 'beschnitten, gestutzt (von Bäumen)'. Die ursprüngliche Bedeutung dieser Wurzel ist den angeführten Wörtern entsprechend als 'schlagen, hauen, hacken, schneiden' anzusetzen: daher r. *ščapъ* 'der Anhieb, Anschnitt'. Wie d. *Stutzer* von *stutzen* 'schneidend verkürzen, dem Objekt den rechten Schnitt, die gehörige Façon geben ..., so daß es die erforderliche oder gewünschte Art des äußeren Erscheinens hat ..., zunächst von der Tätigkeit des Baders, dann verallgemeinert' (Sanders), so ist auch r. *ščapъ* aus **sqēp-os* ein 'beschnittener, zugestutzter, geschnigelter Mensch', und wie d. *stutzen* die Bedeutung von 'prangen, in Putz erscheinen, sich so bewegen' (Sanders) annimmt, so auch r. *ščapiti*, das wohl ursprünglich 'zuschneiden, zu einem ščapъ machen' bedeutet haben muß.

Wir haben demnach in *ščapъ* 'Anhieb' und *ščapъ* 'Stutzer' die gleiche Wurzel und Bildung wie im aksl. *štapъ*, slov. *ščap*, serbokr. *ščap*, *štap* u.s.w. 'baculus, Stab' (cf. Zubatý, Archiv f. sl. Phil. XVI. 414). Fassen wir also *štapъ* als den beschnittenen, behauenen Stamm, Pfahl — mit 'Stamm, Pfahl' wechselt vielfach die Bedeutung 'Stab' ab —, dann braucht man keineswegs mit Walde 550 (sub scamnum) an Entlehnung des slavischen Wortes aus dem gr. *σκῆπτρον*, *σκήπων* zu denken, welche Entlehnung in eine Zeit versetzt werden müßte, wo von einem Verkehr zwischen Griechen und Slaven keine Rede sein kann, während wir andrerseits in einer späteren Periode nur **štipъ* oder gar nur **skipъ* hätten. Und wie sollte man dann r. *ščapъ* in der Bedeutung 'Anhieb' erklären?

Übrigens kennt das Slavische auch Ableitungen von der ungedehnten Wurzel **sqep-*. Hierher zähle ich die sloven. Wörter *ščep* m., *ščepa*

f., *ščepica*, *ščepèk* m., *ščepka* f. 'Holzspan, Holzsplitter, Holzscheit'; wäre *e* hier Vertreter des *ъ*, so müßte man in Gegenden, wo diese Wörter vorkommen, **ščap*, **ščapa*, **ščapek*, **ščapka* erwarten; nachdem dies nicht der Fall ist, haben wir von *e* auszugehen. Das gleiche gilt vom kroat. *oštepak* 'Hobelspan'. Für das Sloven. und Serbokroat. in diesen Wörtern von **scěp-* auszugehen, geht deswegen nicht an, weil wir in diesen Sprachen gar kein altes, sicheres Beispiel für die Entwicklung des *scě-* in *šče-*, *šte-* kennen, wie sie für das Čechische, Polnische und Russ. angenommen wird (cf. scěglъ — p. szczegoł, r. ščegolьnyj; cěriti — p. szczerzyć, r. ščeritь sja). Auch in den zuletzt genannten Sprachen werden sicher nicht alle *šče*, *ště* auf *scě-* beruhen. Da bei alten, schlechten Geräten das Abhauen mehr ein Abspalten als Abschneiden gewesen sein muß, konnte die Sprache die Wurzel für 'hauen, schneiden' (**sqep-*) von der für 'spalten' (**sqip-*, **sqoip-*), welche auch 'kneipen, greifen' bedeutet, nicht stets auseinanderhalten, und es muß daher ziemlich früh eine Vermischung beider eingetreten sein, worauf kroat. *ščepati* 'wegnehmen, entwenden', *ščepac* 'Zange', slov. *uščéniti* 'kneipen', *preščénjen* eingekerbt, gezwickt' hinweist, wo man nur *ščípati*, *ščípac*, *uščánjen*, *preščánjen* erwartete, was ja daneben vorkommt. Bei dieser Sachlage ist es schwer zu sagen, ob in r. *ščépetь* 'Staat, Putz, peinliche Sauberkeit, kleinliche Akkuratesse, Sorgfalt auf das Äußere, seitlicher Ausschnitt am Sarafan für die Tragbänder' durch Bildungen von *ščep-* aus *scěp-* beeinflußt ist und eigentlich älteres *ščap-* repräsentiert, indem überdies die meisten Ableitungen davon den Akzent nicht auf der Silbe *čep-* tragen (*ščeptítь*, *ščepetínnikъ*, *ščepetílьnyj*, *ščepetlívyj*, *ščeplivyj*, *ščepetlívostь*, *ščepetúnъ*, *ščepetúcha* . . .), oder ob wir hier eine Ableitung von **sqep-* (in der ungedehnten Form) haben.

ščavyj.

Das russ. *ščavyj* 'nichtig, eitel' ist aus **tъščavyj* verkürzt, einer Ableitung aus *tъščа* 'Leerheit', wovon *tščeta* 'Eitelkeit' und čech. *čičivý* 'nanis' herkommt. Schon des Sinnes wegen ist davon zu trennen r. *ščavyj* in der Bedeutung 'freigebig, üppig, luxuriös', welches mit altr. *ščavьstvo* 'mollities, pigritia, lascivia', *ščavьstvovati* 'pigrum, mollem esse' auf *ščava* aus **sьčava* von der Wz. **siq-* 'harnen', aksl. **sьcati* beruht. Der Ausdruck für 'Harn' (**sьčava*), welcher scharfe Salze und Säuren enthält, ward zur Bezeichnung des Mineralwassers und einer scharfen Flüssigkeit überhaupt verwendet. Da nun letztere vielfach zur Erweichung

von Gegenständen, z. B. Häuten u. dgl. dient, ward *ščava* zum Ausdruck der Erweichung, Weichheit, zunächst im konkreten, dann auch im übertragenen, moralischen Sinne verwendet. Die Zugehörigkeit von r. *ščі* 'Art saure Suppe' und *ščava* zu *sъc-ati* hat schon Brandt im RFV. XXIV. 192 vermutet.

štekar.

Die Bewohner des Jauntales werden von den übrigen Slovenen Kärntens, weil sie die Pronomina und Adverbia demonstrativa *ta*, *to*, *tu*, *teka* (= *tukaj*) durch *šta*, *što*, *štu*, *šteka* ersetzen, mit *štekarji* bezeichnet (Scheinigg, Obraz rož. nar. na Koroškem im Kres I. 1881. 112); dieses *štekanje* greift nach Tominšek (Narečje v Bočni, Program. Gymn. Krainburg 1903. 6) auch nach Steiermark in einen Teil der Sulzbacher Alpen über. Wir haben hier abermals, wie bei Bojki, ein Beispiel dafür, daß Bewohner ganzer Gegenden nach einem bei ihnen häufig gebrauchten Wörtlein oder einer sehr beliebten Ausdrucksweise benannt werden. Unsere *štekarji* führen ihren Namen vom Gebrauch des *šteka* für *tuka* her. Hier ist, wie in *ta*, *to*, *tu*, ein den Nachbarn nicht mehr verständliches *š* vorangetreten, das offenbar nur ein Überbleibsel eines einst selbständigen Wortes ist. Ich sehe darin das im Slovenischen so häufig gebrauchte *viš* aus *vidiš* 'siehe', das ursprünglich nur fragend ('siehst du?'), mit der Zeit aber imperativisch ('siehe') ward. In der Proklise ward aus *vidiš* zunächst *viš*, daraus aber nach Schwund des *i* und nach Bilabialisierung des *v* zunächst *wš*, wobei vor folgendem *š* das *w* (*u*) gleichfalls verstummen konnte. Auf dieselbe Stufe wie *šta*, *što*, *štu* kann man *letá*, *letó*, *letú* aus *glej-ta*, *glej-to*, *glej-tú* stellen; nur konnte dieses sowohl dem Pronomen *tъ* als *onъ* auch nachgestellt, am Karst sogar verdoppelt werden: *ta-le*, *to-le*, *tu-le*, *oni-le*, *ona-le*, *ono-le*, *ta-le-lé*, *to-le-le* u.s.w. Unser *šta*, *letá* ist auf dieselbe Stufe zu stellen wie lat. *eccum* aus *ecce* **hum* (*hun-c*) (Walde, Lat. Et. Wtb. 190).

toropъ, *raztoropnyj.*

Bereits Miklosich hat im Et. Wtb. 355, 359 das poln. *stropić* się 'sich entsetzen', klr. *toropít* 'Schauder', gr. *torpětъ* 'erschrecken', *otoropъ* 'panischer Schrecken', *potoropъ* 'Bestürzung', welche Wörter er mit *terp-1* (*utrъpěti* 'erstarren') als Ablautsformen verknüpft, richtig zu lat. *torpeo*, *torpor* gestellt (vgl. Fick I⁴ 444, Walde 631; bezüglich der *strple ovce* 'gelte Schafe' und *sterilis* siehe den zweiten Absatz bei *torpeo* in Waldes Wtb.). Von diesen angeführtern Wörtern trennt Miklo-

sich mit Recht unter *torp-3* das r. *toropъ* 'Eile, Hast, Sturmwind', *toropitь* 'beschleunigen', *toropĕtь* 'eilen', *toroplivyj* 'hastig, eilfertig', *toropyga* 'eilfertiger Mensch', klr. *toroplyvost* 'Eile', auf ihre Etymologie läßt er sich aber nicht ein.

Diese Wörter beruhen auf einer Wurzel, die zwar lautlich identisch ist mit der Wurzel von *torpeo* (Miklosichs *torp-2*), davon aber der Bedeutung nach abweicht. Sie bieten nämlich den Ablaut einer Basis, welche Hirt (Ablaut 585) in der Form *terep-* 'drehen' ansetzt und die in gr. τερπικέραυνος 'fulmina torquens', τρέπω 'wenden, drehen, lat. *trepit* 'vertit', ai. *trápate* 'schämt sich, wird verlegen', ion. τράπω 'wende' vorliegt. Demnach ist a) r. *toropъ* ursprünglich 'das Drehen, das Wenden', 'das sich drehende, der Wirbelsturm, der Sturmwind', b) *toropitь* ursprünglich 'machen, daß sich etwas drehe, wende', c) *toropĕtь* aber 'sich drehen, sich wenden'. Aus diesen ursprünglichen Bedeutungen entwickelte sich sehr leicht aus a) die von 'Hast, Eile', aus b) die von 'in Bewegung setzen, antreiben, beeilen', *toropitьsja* 'sich sputen, hasten', aus c) die von 'in Bewegung versetzt werden, sich sputen, eilen'. Wer eilt, wendet sich schnell hin und her wie ein Kreisel. Daß der Begriff 'flink, schnell' mit Verben, die 'sich drehen, wenden' bedeuten, ausgedrückt wird, sehen wir auch an anderen slavischen Wörtern. Zunächst r. *provornyj* 'flink, behend', das zur Wz. *ver-* 'biegen, drehen, krümmen' (wovon *vert-*, lat. *verto* nur eine Variation ist, so daß *vorъ* und *vrĕšta* nicht bloß der Bedeutung ['Sack'], sondern auch den Wurzeln nach aufs engste verwandt sind). Das slov. *okréten* 'regsam, flink, gewandt' beruht auf der slav. Wz. *krę̆t-*: *okrę̆nąti* 'wenden, drehen'. Auch das č. *rychlý*, r. *rychlyj* 'schnell', klr. *rychlyj* 'beweglich', gehört mit p. *ruch* 'Bewegung' zur slav. Wurzel *rŭch-*, die zunächst 'wenden, umdrehen, umwenden', dann erst 'solvere, diruere' bedeutet: das 'Zerstören' ist wie *ryti* 'wühlen' im Grunde genommen 'ein Umwenden, Umdrehen'. Diese Beispiele stützen zur Genüge die semasiologische Entwicklung von *toropъ* 'Drehen, Wenden' in 'Hast, Eile'. Die gleiche Entwicklung trat bei der Wz. des Wortes *toropъ* (d. h. *terp-*) auch in anderen verwandten Sprachen ein: ai. *tvrás*, *tvrálas* 'hastig', gr. εὐτράπελος 'beweglich' aus 'sich leicht drehend'.

Die bei Miklosich unter *torp-1* angeführten Wörter poln. *roztropny* 'klug' und r. *raztoropnyj* sind, wie schon Brandt (RFV. XXIV. 200) bemerkt hat, der auf aksl. *chytrъ* 'listig, klug' und serb. *hitar* 'schnell' hinwies, von dem eben behandelten *toropъ* 'Eile' aus der Basis *terep-*

'drehen' nicht zu trennen. R. *raztoropnyj* bedeutet ja außer 'flink, behend, geschwind' auch 'gewandt', woraus sich leicht 'klug' ableiten läßt. Gerade die Bedeutung gewandt (von *wenden*, mhd. *wenten*, vgl. gr. *πολύτροπος* 'vielgewandt, verschlagen, listig') weist geradezu mit dem Finger auf die angeführte Basis *terep-*, gr. *τρέπω* 'drehen, wenden' hin.

trag.

Im Altserbischen bedeutet *tragъ* 'posteri', jetzt 'vestigium Fußstapfe', *traga* 'Tierrasse', *natraga* 'Anwuchs', *natražke* 'rücklings', *ostrag* 'hinten', *stražnji* 'hinterer', *tražiti* 'suchen'. Das Wort ist auch im Slov. und Bulg. bekannt: slov. *trag* 'Spur', *tražiti* 'investigare spüren' (Unterkrain), bulg. *traža* 'spüren'. Das Kašub. kennt nach Mikl. Et. Wtb. 360 *tragi* und *tregi* 'nazadь'. Diese letzteren Formen veranlaßten Miklosich, als urslavische Grundform **tragŭ* anzusetzen. Doch scheint mir gerade deren Zweifachheit (mit *a* und *e*) dahinzuweisen, daß der Aufzeichner des Wortes einen Laut gehört habe, der vielleicht weder *a* noch *e* ist. Man beachte, daß im Slovinzischen *a* nur nach anlautendem alleinstehenden *r* zu *e* wird. Bei Ramult fehlt das Wort überhaupt. Berka (Biskupski) vergleicht (Prace fil. VII. 651) mhd. *torugge* 'zurück', doch bleibt es unklar, ob nur als Parallele oder als Stammwort. Nehmen wir an, der Aufschreiber habe *trögi* gehört, so würde es zu slovinz. *drögi* = p. *drógi*, *srögi* = p. *srógi* so stimmen, daß man für **tragъ* von **torgъ* auszugehen hat. Ist jedoch *tregi*, *tragi* aus dem D. entlehnt (**torugge*; betreffs des *u* cf. *derny-durny*, *dregi-drugi*), dann kommt es überhaupt nicht in Betracht, und man kann für die südslav. Wörter gleichfalls ohne Bedenken von *torgъ* ausgehen. Ist dem aber so, dann stimmt zu unserem Worte das nicht abgetönte lat. *tergum* 'Rücken', *tergus* 'Rückenleder, Haut, Fell', gr. *τέρφος στέρφος* 'Fell, Leder, bes. die Rückenhaut der Tiere' (Walde, Et. Wtb. 623); bezüglich des Übergangs der Bezeichnung eines Körperteils in die des Leders, das aus der Haut auf diesem Körperteil gewonnen wird, vgl. türk. *sagrę* 'die Kruppe', dann auch 'gekörntes Leder, Chagrin' (Miklosich im Archiv XI. 110 f.). Die Grundbedeutung von slav. *tragъ* ist demnach 'Rücken'; cf. *natražke* 'rücklings'. Daraus entwickelte sich die Bedeutung 'das was hinten ist', aus dieser 'der Nachwuchs, die Nachkommenschaft', andrerseits aber, weil man beim Spüren einem nachgeht, ihm im Rücken ist, auch die Bedeutung 'spüren, Spur'. Das slav. *natrag* entspricht daher der Bedeutung nach genau dem d. *zurück* (von *Rücken*) und engl. *back* (zurück, Rücken).

umor.

Das serbokr. *umor* 'Müdigkeit, Ermüdung, Erschöpfung', *umoran* 'müde, erschöpft', *umoriti* 'matten, abmatten, müde machen' wird im Et. Wtb. nicht erklärt, obwohl dies der Bedeutung wegen hätte geschehen sollen; mit mehreren Lexikographen wird es nämlich mancher von *umor* 'Mord, Ermordung' trennen wollen, wiewohl dies nicht angeht. Auch das Čech.-Slovak. kennt *umořený*, *umořen* 'abgeplagt, entkräftet' neben 'getötet': čekala som, nespala som, čekala som po tri noci, pre teba sú umorené moje oči (sind meine Augen müde). Im Sterbenmüssen und in der völligen Erschöpfung liegt der Berührungspunkt beider Bedeutungen, was wir übrigens auch im lat. *ēnectus* 'erschöpft' und *enectare* 'umbringen, töten' von *neco* 'töten' sehen (Walde, Lat. Et. Wtb. 408); vgl. auch den deutschen Ausdruck '*todmüde*, *mordsmüde*'. Im Deutschen kann ich, von dieser letzteren Verbindung abgesehen, keine Anwendung von *Mord*, *morden* in der Bedeutung 'Ermüdung, ermüden' nachweisen; merkwürdig ist daher č. *umordovati* 'sehr ermüden, abplagen', poln. *mordować* 'müde machen, strapazieren,' *umord* 'Ermüdung', *bez umordu* 'unermüdet, rastlos', *umordować* 'sehr ermüden, sehr müde machen', die mit ihrem *d* ganz entschieden auf das d. *mord* hinweisen. Es scheint erst auf slavischem Boden, nachdem nach Entlehnung von *mord* für das einheimische *moriti* 'töten, morden' das aus dem entlehnten *mord* abgeleitete *mordovati* eingetreten war, auf dieses auch die alte Bedeutung des slav. *moriti* 'ermüden' übergegangen zu sein.

r. *verzti*, *vérzitь.*

Das r. *verzti*, *vérzitь* 'etwas lange Zeit, aber töricht tun oder sagen', faseln, lügen'; 'phantasieren', wr. *verzći*, klr. *verzty* 'faseln' zieht Miklosich im Et. Wtb. 383a zur Wz. **ver-*, von der er das r. *vru*, *vratь* plauschen, schwatzen, lügen, faseln', *vrunъ*, *vralь* u.s.w. ableitet und wie, wie Solmsen (Untersuchungen zur griech. Laut- und Verslehre 263 f.) klar nachgewiesen hat, auch dem Subst. *vračь* 'Arzt' und *vraka* 'leeres Geschwätz' zugrunde liegt, so daß man daher im Aksl. die Schreibung *vъračь* (wie auch **sedъlo*, **metъla* . . .) erwarten würde. Trotz der Ähnlichkeit der Bedeutung ist Miklosichs Annahme nicht zu billigen, da unerklärt bliebe und das Wort kaum dazu als »Wurzelvariation« von *ver* (*εἴρω*, verbum, wort . . .) aufgefaßt werden kann. Die russ. Wörter weisen auf eine Wz. urslav. **vьrz* hin, und ich glaube nicht, daß man sie von jenem **vьrz* werde trennen müssen, das im r. *otverzti* 'öffnen',

aksl. *-vrъzą*, *-vrěsti* 'binden', *otъvrěsti* 'öffnen, eig. losbinden' vorliegt. Denn unsere Wörter passen ganz gut in die Gruppe von r. *ká-verza*, *kó-verza* 'Ränke, Grübelei', *ká-verzitь* 'Ränke schmieden, intrigieren', *ká-verznja* 'Lüge, Klatscherei', das ja auch Miklosich selbst zu **vьrz-* (verz-1) stellt. Wenn wir nämlich sehen, daß der Russe für 'lügen, flunkern, faseln, Unsinn reden' auch das Verbum *plestí* (es geschieht dies auch bei andern Slaven, poln. *pleść* 'plauschen, salbadern, schwatzen, närrisches Zeug reden', slov. *plesti* u.s.w.) gebraucht, also ein Wort, das eigentlich 'flechten, schlingen, winden' bedeutet, so konnte dafür ebenso leicht auch ein anderes Wort ähnlicher Bedeutung eintreten, *-vrъzą*, *-vrěsti*, das 'binden, verknüpfen' bedeutet; vgl. d. *stricken* 'in- oder aneinander schlingen, flechten, knüpfen: einzelne Bäume eines Flosses oder ganze Flöße aneinander stricken = sie mit einander verbinden' (Schmeller-Frommann II. 809). Das Binden (*-vrěsti*) ist ja nicht anders möglich, als durch das Schlingen oder Winden des Bindemittels (*povrazъ*). Wie nun d. '*Ränke*' von *renken* (faktitiv zu *wrengan*, *ringen*) 'drehen, winden', so ist *ká-verza* 'Ränke' von **vьrz-* 'binden' abgeleitet: die Ränke sind Schlingen, die einem gelegt werden, damit er sich darin verfange, daher slov. kroat. *mreže plesti*, slov. *zapléta* 'Verwicklung, Schlinge'; *zapléte delati* 'intrigieren', *zapletki* 'die Intriguen'. Vgl. auch die deutschen Ausdrücke 'etwas aus*spinnen*, an*zetteln*, auf*binden*'. Demnach gehört r. *verzti*, *vérzitь* 'faseln, lügen' zur Wurzel **vьrz-*, got. *wruggō* 'schlinge', mhd. *erwergen*, nhd. *würgen*, ae. *wriggan* 'drehen, pressen', lit. *veržiù* 'schnüre' (Zupitza 206), und russ. *ká-verza* ist dem d. *Rank*, *Ränke* sowohl der Wurzel wie der sinnlichen Entwicklung nach aufs engste verwandt.

Auch das serbokr. *uvrzti*, *uvrzem* 'einfädeln, einziehen, einfügen: uvrzti konac u iglu' braucht nicht von Miklosichs *verz-*1 getrennt zu werden. Die ursprüngliche Bedeutung ist 'den Zwirn in die Nadel einknüpfen, ihn mit der Nadel verbinden', um damit zu nähen; der in die Nadel eingezogene Faden bildet ja gleichfalls eine Art Schlinge, wenn auch keine geschlossene.

vrvěti, *vrěva*.

Slov. *vrvèti*, *vrvím* 'wimmeln': ljudstvo vrvi 'concurrit populus', *vrvnja* 'Gewimmel, Gedränge', *vrvetáti* 'hin- und herschweben (von Schneeflocken)'; serbokr. *vrviti* 'schwärmen, wimmeln, wogen': snijeg vrvi 'stöbern', *vrvljeti* 'wohin strömen', *vrva* 'Menschengewühl, Gewim-

mel, Gedränge, Schwarm', *vreva* 'Menschengewühl, Sturm, Tumult, Lärm'; bulg. *vrvja* 'gehen', *vrъvéž* 'Gang': vojska provrъvělo, *vrъvolica* 'Schwarm' — diese Wörter läßt Miklosich im Et.Wtb. 386, wo er für sie von einer Grundform *verv-* auszugehen geneigt ist, unerklärt. Vergleicht man die slov. Ausdrucksweise 'ljudje so *privreli* od vseh strani = kamen herbeigeströmt', 'voda je *privrela* = kam siedend, sprudelnd, wallend hervor', 'ljudje *vro* vkup = laufen, strömen zusammen', '*vréti* = in Menge und schnell sich hin und her bewegen', '*izvreti* = entquellen, hervordringen, hervorspringen' mit den obigen Anführungen und hält dazu noch slov. *vrvrati*, *vrvréti* 'sprudeln, wallen: voda vre in vrvra v loncu, iz zemlje', poln. *wrzeć* 'brausen, kochen, unruhig sein', *wrzenie* mrówek 'das Gewimmel der Ameisen' u.s.w., so ist leicht ersichtlich, daß die ersteren Wörter nichts anderes sind als Ableitungen von der reduplizierten Wurzel **ver-* auf deren Reduktionsstufe, die auch im Präsens vorliegt: aksl. *vьrją*, *vьriši* 'sieden, wallen, in unruhiger Bewegung sein', nur ist darin das *r* der nächsten Silbe durch das *r* der ersten dissimilatorisch verdrängt worden. Es ergab demnach **vьrvьr-ěti*, III. sgl. *vьrvьr-itъ* zunächst **vrvьrěti*, *vrvьritъ*, welche Form im slov. *vrvréti* noch vorliegt; daraus ward mit Verdrängung des zweiten *r* *vrvěti*, *vrvi*, serbokr. *vrvjeti* (woraus mit epenthet. *l* trotz des sekundären Charakters der Lautgruppe *vrvljeti*) und *vrviti*. Von *vrvéti* ist weiter abgeleitet *vrvnja*, *vrvetati*, *vrъvéž*, *vrъvolica*. Ähnlich ward sl. **vьrvьra* zu *vrvьra* (erhalten in *vrvrati*) und daraus *vrva*. Hingegen beruht *vrěva* nicht auf reduplizierten *ver-*, da daraus nur **vrěvera* entstanden wäre; abgeleitet ist es vielmehr nach der das ältere Iterativ *-virati* ersetzenden Neubildung *vrěvati* (gebildet zu *vьrěti* wie *ogrěvati* zu *grěti*, *velěvati* zu *velěti* u.s.w.), die namentlich durch das Aufkommen des neueren Präsens *vrem*, *vreš*, *vre* für älteres *vьrją*, *vьriši*, *vьritъ* befördert ward (vgl. auch prem-pьrją, zrem-zьrją). Das poln. *wrzawa* mit *a* für das erwartete *e* (vor Labialen!) ist wohl gleichfalls eine erst verhältnismäßig junge Bildung statt *wrzewa*, wie *rozdziawać* aus *rozdziawa* für *rozdziewa* = **razzěva*; hervorgerufen ist sie wahrscheinlich durch das Partizip *wrzał*, *wrzała*, *wrzało*.

Mit lat. *ferveo*, *ēre*, *fervo*, *ĕre* (Wz. **bheru̯-*) lassen sich unsere Wörter trotz der Ähnlichkeit der Bedeutung nicht verknüpfen, außer daß alte Assimilation des anlautenden *b* an das folgende *v* im Slavischen angenommen würde; indes sprechen Formen wie *vrvrati*, *vrvréti* entschieden für die obige Erklärung.

B. Entlehntes.

barnast.

Belostenec übersetzt I. 593 das lat. fuscus mit 'škur, temen, siv, sučrn, *barnast*, vučje farbe'. Im Kajkavischen kommt *barna*, *barnúlja* als Kuhname, *barnek* als Ochsenname vor (Valjavec im Rad *43*, 41, 43, *46*, 13). — Das Wort ist aus magy. *barna* 'braun, brunet' entlehnt, welches die Magyaren ihrerseits aus dem d. *braun*, mhd. *brûn* 'dunkelfarbig' entnommen zu haben scheinen.

burlati.

Das serbokr. *burlati* bedeutet 'heulen', *burlikanje* 'Art heulenden Weinens'; *burljati* 'kollern': burljaju mi crieva 'es kollert mir im Leibe, der Bauch knurrt'. — Entlehnt aus dem Rom.: friaul. *burlá* 'romoreggiare, rimbombare, ululare; ruzzolare, muoversi rotolando' (Pirona s. v.). Das ital. *burlare* 'rotolare, gettare via', altital. *barullare* 'rotolare' aus **barrotulare* 'in schlechter Weise hin- und herdrehen, kreiseln' (Körting[2] 130, Nr. 1248) paßt nur für *burljati*. Beruht frl. *burlá* 'romoreggiare, ululare' nicht auf *(a)b-ululare? Ululare* ergab bekanntlich *urlare*. Vgl. *burtati*.

burtati.

Das serbokr. *bùrtati* bedeutet 'cornu petere, bosti rogom': koza me je burtala, und 'nauseare, stuživati se na moru' (Rječnik I. 742). Das erstere ist wohl aus dem Romanischen; friaul. *sburtâ* 'spingere, sospingere, pignere: far forza di rimuovere da sè, o di cacciare oltre checchessia; urtare, spignere incontro con impeto' (Pirona s. v.). Das frl. Wort ist wohl als *ex-ab-urtare aufzufassen: *urtare* 'stoßen'. Vgl. *burlati*.

cafolet.

Das čech. *cafolet* m. (in der mährischen Walachei) 'kapesní šatek, Sacktuch' ist umstellt aus dem ital. *fazzoletto* 'Taschentuch' (cf. Körting[2] 381, Nr. 3720).

cákati.

Das čech. *cákati* bedeutet 'udeřiti, schlagen, stoßen, anfallen, angreifen, berennen, unvernünftig reden'; *cákal* = kdo cáká. Das Wort ist deutsch; vgl. *zecken* 'einen leichten Stoß geben, necken, reizen, joco convellere'; *zecken* 'dretzen, reizen, lacesso'; Vilmar, Kurhess. Idiot. 463: *zacken*, henneb. *zäckern*; cf. auch *zicken* 'mit schnellem, kurzen Stoß

berühren'; gezicken einen oder an einen 'ihn leise berühren' (Schmeller-Frommann II. 1081—1082).

caňk, czanka.

Das čech. *caňk, cank* m. bedeutet 'Gebiß (udidlo), Brechzaum'; *caňkář* 'udidlář Gebiß-, Zaummacher', *caňkovati* 'das Gebiß anlegen'; poln. *czanka* ist 'drążek u munsztuka końskiego, Stange am Pferdezaum'. Karłowicz, Wyrazy obc. poch. 111 vermutet darin eine Abkürzung aus **dršćanka* von *drska*, was kaum richtig ist, weil es poln. in diesem Falle **szczanka* lauten müßte. Auch mit d. *Zaum* (*zám, zóm, zoum*) hängt das Wort kaum zusammen, trotz der Ähnlichkeit der Bedeutung; im Čech. würden wir ja dann sicher **caňek, *canek* haben, wenn das *k* erst auf slavischem Boden angetreten wäre. Ich sehe in unserem Wort das d. Wort für Zacken, mit einem *n* erweitert, wie wir solche Formen in bair.-österr. Dialekten finden: bair. *Zanken, Zangken*, 'Zacken, kleiner Zweig', *Zainken, Zuenken* 'id.'; steird. *Zacke* f. und *Zanken*. Es ist also *caňk* der Zacken am Gebiß, an dem der Zaum befestigt ist, dann das Gebiß selbst, vgl. die Abbildungen des Gebisses (munsztuk) mit dem Pferdezaumstangen bei Dorohostajski, Hippika albo księga o koniach (Biblioteka polska 213), p. 131 f. Deutsches *z* konnte im Polnischen zu *ć* (*cz*) werden; siehe Korbut, Prace filologiczne IV. 447.

carboch.

Das čech. *carboch* 'břicho naduté, pandero, Wampen' ist wohl nichts anderes als d. **Zárbauch, *Zehrbauch* für *Schmerbauch*; wie nämlich für *Wagenschmer* 'Wagenschmiere' auch *Wagenzehr* gesagt wird, so konnte auch in *Schmerbauch* das Bestimmungswort durch *Zehr-* ersetzt werden; vgl. *Zehr* m. 'Theer' Vilmar, Kurhess. Idiot. 465 f., Schmeller-Frommann II. 1145.

carda, cár, cára.

Das čech. *carda* m., 'člověk veselý, lustiger Kerl, Spaßvogel, Schlaukopf' ist gebildet von *carati*, auch *courati*, entlehnt aus d. *zeren*, bair. *zár'n* 'ziehen, reißen', das besonders auch in der übertragenen Bedeutung gebraucht wird: einen *zár'n* oder an einem *zár'n* 'ihn reizen, necken, ihn durch Spotten, auch wohl Bitten quälen'; einen *abzärren, aufzärren* (Schmeller-Frommann II. 1146), 'ihn aufziehen', was ja der Possenreißer gerne tut (vgl. das Wort škumpa in meiner Schrift »Zur slavischen Lehnwörterkunde, Denkschriften WAW. L«). — Ein anderes *carda* f. 'das

Mädchen, das Mensch' ist wohl abgeleitet von *cára* 'Schlampe, Schmudel', dieses von *cár* 'Hader, Lumpen, Fetzen' aus d. *Zär* 'der Riß', dann wohl auch 'das Zerrissene, lacinia', wie denn überhaupt Ausdrücke für 'Fetzen' häufig zur Bezeichnung unordentlicher Frauenzimmer angewandt werden (vgl. meine zitierte Schrift 18 sub *flaka*, siehe aber auch unten *cądra*). Von diesem *carda* haben wir weiter č. *cardati* 'cmýrati, pantschen'. — Andere čech. Ableitungen von *carati* 'reißen, ziehen, schleppen, schlendern' sind: *cáračka* 'schlechte Hausfrau', *cárovnice* 'ženska sem tám chodící, žadného stanu nikde nemající', sowie das augmentative *caragula* 'starula stará (hepice)'. Zu *cár* in der Bedeutung 'Umschweif': nedělati mnoho carů, k čemu tolik carů 'wozu so viele Umschweife?' vergleiche das bair. sich *zirren* 'sich weigern, sich spreizen', niederd. *türen* 'zögern', sich *tieren* 'sich geberden, anstellen' bei Schmeller-Frommann II. 1146, 1148.

cądra.

Das poln. *cądra* 'dziewczyna publiczna, Hure' ist wie č. *cundra* 'ženská nepěkně spravená', *cunda* 'nečistá, špinavá ženská' aus magy. *condra* 'Fetzen, Hure', woraus auch kajk. *cõndrati* 'vagari', *cõndranje* 'vagatio' entlehnt ist. Bei magy. *condra* ist von der Bedeutung 'Fetzen' als der ursprünglicheren auszugehen. Fraglich ist es freilich, ob das Wort von Haus aus magy. ist; wir haben nämlich das slov. *cánder* m., *cândra* f. 'Fetzen, der Zerlumpte, die Zerlumpte, unordentliches Frauenzimmer u.s.w.' nicht außer Acht zu lassen. Dieses hat allerdings schon Matzenauer l. s. 128 mit magy. *condra*, *condor* verknüpft, aber Pleteršnik hat, zweifelnd zwar, doch nicht ohne Berechtigung das kärntd. *zalder*, *zader* 'etwas Faserichtes' zur Vergleichung angezogen. Aus *zalder* konnte, abgesehen davon, daß in Fremdwörtern vielfach unorganisches *n* vor *t*, *d* sich einstellt, ganz gut *cander* hervorgehen; was die Bedeutungsentwicklung betrifft, ist der Übergang von 'faserig' zu 'zerrissen' leicht begreiflich, wie denn *Zader* im Steirerdeutsch nicht bloß 'sehniges mit Muskeln und Fett durchzogenes Stück Fleisch', sondern im Ennstal geradezu 'zerrissenes Tuch, Fetzen' (Unger-Khull 641) bedeutet, während *zaderet* alleweil noch nur 'faserig' ist. Das magy. Wort, das zunächst 'Zerfasertes, Zerrissenes, Fetzen' bedeutet haben mochte, könnte also ganz gut aus dem Deutschen stammen. Sache der Germanisten wäre es, das d. Wort zu erklären. Andere slov. Formen des Wortes sind *cundra* und *cẽndra*. Trstenjak wollte in Novice 1880. 71 das erstere davon mit d. *Zunder* in Verbindung bringen, das nach ihm 'Lappen' bedeuten soll, eine

Behauptung, die ich nirgends bestätigt finde und die nur aus dem Umstand zu erklären ist, daß häufig Lappen als Zunder benutzt werden.

ceniti.

Das čech. *ceniti* zuby 'die Zähne fletschen', *ceniti* 'weinen' ist nicht aus *ceřiti* 'ringi' (cf. Miklosich, Et. Wtb. 299: *sker-*) entstellt, sondern aus dem Deutschen entlehnt: bair. *zennen*, *zannen* '(von Teilen, die geschlossen sein sollten, besonders vom Munde und seinem Gebisse) auseinanderstehen, hiare; sie auseinanderstehen machen; gaffen, hohnlachen, grinsen; insonderheit: weinen', Schmeller-Frommann II. 1127.

dilja, dila.

Das ziemlich allgemein 'Brett' bedeutende Wort (slov. *dilja*, *dila*, slovak. *dil'*, p. *dyl*, *dyle* 'podłaga', klr. *dyle*, coll. *dełyna*, ns. *dela*) wird gewöhnlich (Miklosich, Et. Wtb. 46, Uhlenbeck im Archiv XV. 486) auf ahd. *dilla*, *dil*, *dilo* 'Brett, Bretterwand, bretterner Fußboden' (womit slav. *tьlo* verwandt ist) zurückgeführt. An der Entlehnung von *dilja* aus dem Germanischen ist sicher nicht zu zweifeln, entschieden muß man indes der Annahme entgegentreten, daß das Wort bereits in so alter Zeit, in ahd. Periode, von den Slaven, die es gebrauchen, aufgenommen worden sei. Dagegen spricht vor allem das *d* im Polnischen und Nsorbischen, welches bei einer Entlehnung vor dem XIII. Jahrh. vor folgendem Palatalvokal hätte erweicht werden müssen. Das Wort kann zu den Slaven erst nach dem XIII. Jahrh. gelangt sein. Gerade die Beibehaltung des *d* hat die Wandlung des *i* in *y* und daraus in *e* zur Folge gehabt.

frajati.

Das Wort *frajȁt* führt Milčetić in seiner Abhandlung »Čakavština kvarnerskih otoka« (Rad *121*, 131) unter jenen an, die aus dem Deutschen entlehnt sind, weil man daselbst *fraj* 'snubljenje', *frȁjar* 'Freier' und *frajȁt* 'freien' gleichfalls gebraucht; es bedeutet indes auch 'trošiti bez potrebe' (unnütz vergeuden) und in dieser Bedeutung ist es dem Ital. entnommen: triest. *fraia* 'baldoria, crapula, gozzoviglia, orgia', *fraiada* 'gozzovigliata', *fraiar* 'crapolare, gozzovigliare; far brigata; dilapidare, dissipare, fondere, scialacquare, spargere, sperperare' (Kosovitz [2] 180); friaul. *frȁje* (*frage*, *fradȁje*) 'brigata, compagnia, unione di persone a fine di sollazzo e di gozzoviglia; gozzoviglia, pusigno, convito in brigata, e propriamente quello che si fa dopo cena'; *frajȁ* 'frater-

nizzare, gozzovigliare, sguazzare ne' cibi'. Das rom. Wort hat nichts mit d. *freien* zu tun; schon das frl. *fradaje* weist auf den Zusammenhang mit *fratellus*, *frater* hin (= confraternitas).

Zu *gobelja*, *gobela*, *gombela*.

Dieses Wort, welches 'Radfelge', 'der Bogen über der Wiege' bedeutet, habe ich bereits in meiner Schrift »Zur slav. Lehnwörterkunde« 20 als Entlehnung aus dem Roman. (istroit. *gaveja*) erwiesen. Die dort erwähnte Ableitung Ives aus **gavello* ist aber wohl zurückzuweisen, wenn man ptg. *camba* 'Radkrümmung, Felge' und *cambaio* 'krummbeinig' (Gröber im Archiv f. lat. Lex. II. 432), sowie bret. *camhet* an rot 'cant de roue' aus **kambitos* 'Felge' (Stokes-Fick[4] II. 78) dazuhält.

holstra, *hulstra*.

Ač. *holstra*, *hulstra* f. wird erklärt mit 'pouzdro na pušku, Gewehrfutteral' (Gebauer, Stč. slovník I. 455); *holstra* 'pouzdro na pistole, vagina, Pistolenhalfter', *holstra* k ručnicím 'Handgewehrfutteral' (Brandl, Gloss. 519). Gebauer zitiert zum Wort noch aus Diefenbachs Glossar: »cornicus = pharetra, armbrustscheit, bogenkocher« und vergleicht nach Kluge sub Halfter das niederl. *halser* (richtig *halster*) 'Halfter, Strick'. Im neueren Čechisch bedeutet *holstra* 'veliká buchta nadívaná povidly nebo makem große mit Zwetschkenmus oder Mohn gefüllte Wuchtel' (Kott VI. 329, nur aus Neu-Bydžov bezeugt). — Die zuletzt angeführte Bedeutung — die man doch nicht aus so weiter Ferne, wie die Niederlande es sind, erhalten haben kann und womit man ähnliche Benennungen anderer Mehlspeisen wie č. *tašky* 'Taschen, Art Knödel', kärt-d. *Tascheln* oder slovak. poln. klr. r. *pirog*, wahrscheinlich von *pira*, *pěra* 'Beutel, Tasche' (slovak. *pirohy*, *pěry neboli taški*; poln. *pirz* 'Tornister, Reisetasche': griech.-lat. πῆρα-pera) u.s.w. vergleichen möge — gibt uns einen Fingerzeig an die Hand, daß das č. Wort auch in den anderen Bedeutungen 'Futteral, Hülle, Köcher' gleicherweise dem Deutschen, nicht aber entfernteren germanischen Sprachen, wo das Wort noch heute vorkommt (ndl. *holster*, engl. *holster* 'Pistolenhalfter', schw. *hylster* 'theca' u.s.w.) entlehnt sei, daß also *holster* einst auch im Deutschen bekannter gewesen sein muß. Schmeller-Frommann I. 1097 führt aus dem nieders. Dönekenbok 199 *Holdster* für *Holster* in der Bedeutung 'Reisesack' an. Wie im ahd. *hulst* 'Decke, Hülle' vorkommt, so muß also einst, nach dem čech. *holstra* zu schließen, auch *holster*, *hulster* f. tiefer in

Süddeutschland gesprochen worden sein. Dieses zu got. *hulistr* 'Hülle, Decke' aufs genaueste stimmende Wort ist jedoch in Deutschland jetzt durch *holfter*, *hulfter* ersetzt, wie denn schon früh neben ahd. *hulst* auch ahd. *hulft*, *huluft* erscheint. Das d. *holster*, *hulster* konnte durch *holfter*, *hulfter*, dessen ursprüngliche Bedeutung 'Hülle, Köcher' naturgemäß erst in nhd. Periode zu 'Pistolenbehältnis am Sattel' geworden ist (cf. Kluge[6] sub Holfter), um so leichter verdrängt worden sein, als das letztere an einem ähnlich lautenden Wort eine Stütze fand, das seinerseits vielfach dem Einfluß von *holster*, *hulster* unterlag und davon ein *st* für *ft* übernahm. Es ist dies das Wort *Halfter* f., m. (ahd. *halftra*), das uns mit *s* nicht bloß im ndl. *halster*, sondern auch auf hochd. Boden begegnet, indem im Bairischen neben *Halfter* 'Hosenträger, brachiale' auch *Halster* f. (Schmeller-Frommann I. 1097), in Unterkärnten gar *hàschter* (Lexer 131) gesprochen wird, eine Form, die neben der Form *Halfter* auch ins Slavische Eingang fand: ns. *haľstra* und *halftra*, slov. *ašteržilj* neben *avšteržilj* 'Hosenträger' (aus *halster* [unterkärnt. *hàschter*] und *sîl* (nicht *Seil*, wie Pleteršnik meint; cf. Kopitars Mitteilung bei Schmeller l. c.) und *galtra* (*γάwtra*) 'Halfter, capistrum'. Die Kreuzung bleibt im Deutschen nicht dabei stehen, sondern das *a* von *Halfter* verdrängt teilweise das *o* von *Holfter*, wenn der selteneren Schreibung *Halfter* 'Futteral' eine reale Aussprache zugeschrieben werden darf.

honač, *honak*.

Das os. *honač*, *honak* m. 'Hahn', *honačik* 'Hähnchen' soll nach Pfuhl eine onomatopoetische Bildung sein. Es ist nichts anderes als das mit *-ač*, *-ak* erweiterte deutsche *Hahn*, mhd. *han* mit *o* für d. *a*, wie etwa *popla* für *Pappel* (bapele) 'Malve' oder *blota* für *blate* 'Platte', *hoka* für *Haken* u.s.w. Welche Schallnachahmung aus dem Hahnengeschrei soll denn auch in *honač* vorliegen?!

hora.

Das slov. *hora* f. 'Schwein', *horica*, *horika* 'id.', *hòr* 'Ruf an die Schweine: hor na!' ist aus dem Deutschen entlehnt: steird. *Horschwein* 'das Schwein, das sich im Kote des Schweinestalles wälzt, also im Stalle gehaltenes Schwein' (ält. Spr.) von *Hor* neben *Har* und *Harb* 'Kot, bes. Straßenkot', *Horlake* 'Kotlache, Sumpf', *horbig*, *gehorbig* 'sumpfig, kotig, schmutzig' (Unger-Khull 356); mhd. *hor*, *hore*, gen. *horwes* n. 'kotiger Boden, Kot, Schmutz'. Auch in Deutschsteiermark werden

Schweine zum Weiden mit dem Zuruf *Hora*, *Hora!* ermuntert. Das d. Wort gehört zu lat. *mu(s)cerda* 'Mäusekot', *su(s)cerda* 'Schweinekot', griech. κορέω 'fege', lett. *sārni* 'Schlacken, sich absondernde Unreinigkeiten'; ich vermute Verwandtschaft des d. Wortes mit r. *sorъ* 'Schmutz', Dünger' und serb. slov. *screm*, *srati* 'cacare'; anders Pokrowskijs KZ. XXXV. 232, der es zu lat. *sordeo* stellt (vgl. Walde, Lat. Et. Wtb. 585).

jaščurъ, *šťur*, *szczur*.

Das russ. *jáščurъ* m. 'mus avellanarius, die Haselmaus' versuchte Potebnjá im RFV. VII. 230 mit ai. *ākhú* 'Maus, Ratte' von *ā* und *khan* 'wühlen' abzuleiten, wobei *kh* aus *sk* gedeutet ward. Die Schwierigkeiten dieser Etymologie sind indes so bedeutend, daß man sie füglich übergehen kann. Daß das Wort mit dem Präfix *ja* und einem Substantiv **ščurъ* zusammengesetzt ist, vermuteten bereits Matzenauer (Listy fil. VIII. 26) und Miklosich (Et. Wtb. 344a), die in letzterem richtig das poln. *szczur* 'mus rattus' (łapka na szczury 'Rattenfalle'), kaš. *šur* (gen. *šere*), čech. *šťúr* 'potkan, die Ratte', und *ščur* 'německá myš, Ratte' (in Místek, bei Kott) erblickten. Matzenauer l. c. 23, 24 hält *ja-* für eine jüngere Form des alten *ję-*. Doch sprechen gegen die Identifizierung beider Präfixe die polnischen und serbischen Formen in Wörtern wie *jarębъ* 'perdix', *jaštеръ* 'lacerta'. Meillet (Études sur l'étymologie et le vocabulaire du vieux slave I. 168 f.) dachte bei *ję-* an Identität mit idg. *ǵ*, lat. *in*, gr. *α*, *αν*, hat aber diese Ansicht p. 506 mit Rücksicht auf Pogodins Ausführungen (Slědy kornej osnovъ 130), der darin ein verbales Element (cf. jęti) sucht, aufgegeben. Miklosich stellt das Präfix *ja-* annehmbarer zu aind. *ā*, lett. *ē*, so daß es also aus ursl. *ė* zu erklären wäre. Nach Matzenauer bedeutet *jaščurъ* ein 'zvíře, které se podobá na krysu, menší krysa'. Eine ähnliche Bedeutung läßt sich auch aus Miklosichs Annahme vom Ursprung des *ja-* herausschälen: wenn ai. *lauhita-* 'rot', *ālauhita-* aber 'rötlich', lett. *dzeris* 'betrunken', *ēdzeris* aber 'angetrunken' bedeutet, so ist die Bedeutung der Komposita mit *ā*, *ē* in den angeführten Beispielen beider Sprachen eigentlich 'nicht ganz rot', 'nicht ganz betrunken' oder 'an der Grenze von Rot, an der Grenze von Trunkenheit angelangt'. Dieser Erklärung gemäß wäre also *jaščurъ* ein ščurъ, der noch kein wirklicher ščurъ ist, sondern ihm durch gewisse Eigenschaften nur nahe kommt. Mit einer solchen Erklärung ist die hier folgende Darlegung sehr gut vereinbar.

Was der zweite Bestandteil des russ. Kompositums (*-ščurъ*) ist, das

besagen uns weder Matzenauer noch Miklosich; doch trennt es dieser von anderen gleichlautenden Substantiven seiner Bedeutung wegen vorsichtig ab. Ich erblicke darin nichts anderes als das griech. *σκίουρος* 'Eichhörnchen', mag dessen Etymologie welche immer sein (vgl. darüber O. Schrader in BB. XV. 127 f., Prellwitz, Et. Wtb. der gr. Spr.[2] 418, R. Much in HZ. *42*, 163). Der Umschlag der Bedeutung 'Eichhörnchen' in die Bedeutung 'Hausratte, mus rattus' kann nicht überraschen, nachdem beide Tiere, ebenso wie die Haselmaus (Mus avellanarius) in die gemeinsame Klasse der Nagetiere gehören, also von Haus aus viel gemeinsames besitzen. Man findet bei Ausdrücken für 'Eichhörnchen' einen ähnlichen Bedeutungswandel auch sonst in europäischen Sprachen, ja es werden häufig damit sogar die nicht verwandten Marderarten bezeichnet, weil ihre Lebensweise zum Teil der der Eichhörnchen ähnlich ist. So heißt im Sardischen *schirru* aus lat. *sciurus* (vom griech. *σκίουρος*) jetzt 'Marder'; das vom lat. *vīverra*, welchem häufig das slav. *vĕver-ica* 'Eichhörnchen' als Grundwort unterstellt wird (doch vgl. Brugmann VG. II[2]. 1. pg. 128) und im Lateinischen 'Frettchen' (Mustela furo) bedeutet, abgeleitete valsaonische *bera*, monferratische *vinvera*, gruy. *vyardzá*, schweiz.-rom. *verdjassa* u.s.w. hat noch die Bedeutung 'Eichhörnchen', während *vinvara* in Cuneo zur Bezeichnung des Wiesels (Mustela vulgaris) vorkommt, also der Bedeutung des lat. Wortes noch ziemlich nahe ist (vgl. Nigra, Note etimologiche e lessicali I. im Archivio glott. XIV. 270 f.). Das dem slav. *vĕverъ* (slov. *vĕver* 'Eichhörnchenmännchen', č. *vever*) entsprechende lit. *vaĩvaras* (vaiveris) ha. jetzt die Bedeutung 'Iltismännchen (Mustela putorius)'. Ferner: mit frzt *belete* 'Wiesel' und dessen kymrischem Grundwort *bele* 'Marder' wird d. *Bilch* 'Myoxus glis', ahd. *bilih* (slav. *plchъ*) und — kaum mit Recht — russ. *bĕlka* 'Eichhörnchen' (Kluge[6] sub Bilch), sowie lat. *felis*, das außer 'Katze' auch 'Marder' und 'Wiesel' bedeutet, in Verbindung gebracht (Johansson KZ. XXX. 351). Ich sagte soeben hinsichtlich des russ. *bĕlka* »kaum mit Recht«; vgl. hierüber die Ausführungen Uhlenbecks in Sievers Beiträge *26*, und beachte außer *bĕlica* auch *bĕlь* und *bĕlaja vĕverica* (in der russ. Chronik) sowohl in der eigentlichen Bedeutung 'Eichhörnchen', wie auch 'metallisches Silbergeld': in Nordeuropa ist das Eichhörnchen jetzt weißgrau; die weiße Spielart ist schon sehr selten, wahrscheinlich wegen des geschätzten Felles. Was die oben erwähnten Bedeutungswandlungen weiter betrifft, hat man auch zu beachten, daß der dem Eichhörnchen nächstverwandte Bilch bei den Römern geradezu *glis* hieß und slav. *plchъ* in Bulgarien überhaupt 'Ratte'

ist. Dort hat diese Bedeutung auch der Name für ein anderes, zoologisch zu den Hörnchen (Sciurina) gerechnetes Tier, den unterirdisch lebenden Spermophilus, angenommen, so daß bulg. *sъsel*, *sъsar* heute neben 'Eichhörnchen' auch 'Ratte' bedeutet, während das russ. *súsolь*, *súslikъ*, das čech. *sysel*, *syslík* noch die Bedeutung 'Spermophilus citillus, Ziesel, Erdziesel' (von *sъsati*, *sъskati*, *sysati*, *susati* 'zischen') beibehalten hat (d. *Ziesel* ist aus dem Slav. entlehnt, cf. Schrader in den IF. XVII. 29). Nach all diesen Bedeutungswandlungen kann uns die Anwendung des Wortes σκίουρος, das im Slavischen eben zu *ščurъ*, *šturъ* werden mußte, für das Tier Mus rattus nicht überraschen, und so hat denn auch russ. *jáščurъ* 'Mus avellanarius' als ein Tier, das weder ein eigentliches Eichhörnchen noch eine eigentliche Ratte ist, eine ganz passende Benennung erhalten, wenn man es als das dem Eichhörnchen ähnliche bezeichnet hat.

karâra.

Das kroat. *karâra* f. ist 'puteljak u selu, što vodi čijoj kući' (Kušar, Rapski dijalekat im Rad *118*, 27). — Das Wort ist ital. *carraja*, *carriera* (vgl. Canello, Archivio glott. III. 306), rum. *cărare* aus lat. **carraria* (via) von *carrus* 'Wagenweg, fahrbarer Weg, Straße, Bahn' (Körting, Lat. rom. Wtb.[2] 217, Nr. 1967).

kavtre.

Nach Pleteršnik bedeutet *kavtre* f. pl. in Unterkrain und im Poljanatal dasselbe, was vrnila, demnach 'hölzerne Hoftüre, lesa, ki zapira vrzel; eine von selbst zugehende Feldtüre'. — Das Wort ist wohl nichts anderes als das d. *Gatter* 'Gitter' und 'Zauntor': »dim. *Gätterlein* (*Gádə'l*) und das *Gätter* (*Gádə'*) sind darin verschieden, daß jenes ein mehr kunstloses, aus groben Holzstäben, ja selbst Stangen bestehendes Gatter, welches mitunter als Falltor, Hoftor, Zauntor dienen kann, das Gätter aber wie Gitter, ein Gatter künstlicherer und feinerer Art bezeichnet« (Schmeller-Frommann I. 957); kärntd. *gátter*, im Mölltale fem. dim. *gátterle* 'ein Zauntor über Fahrwege, oft so eingerichtet, daß es aufgemacht von selbst zufällt' (Lexer 110). Für meine Zusammenstellung spricht auch der Umstand, daß im Slovenischen das bair. *Saggattern* (*Sàggádə'n*) 'in der Sägemühle das Viereck von Balken, in welchem der Sägeblock auf- und niedergeht' (Schmeller l. c.) gleichfalls mit einem Ausdruck bezeichnet wird, der wie im Deutschen auch zur Bezeichnung des Zauntores verwendet wird. Pleteršnik bietet nämlich aus Pohlin einen

Ausdruck *verile* 'hlodi, v katerih se žagi pri žaganju jarem gori in doli pomiče'. Ich glaube, daß hier — *verile* wäre eine unerhörte Bildung — ein Druckfehler Pohlins statt **vernile* vorliegt und daß dieses zu *vrnile* (wie es im Poljanatal und in Dürrenkrain gesprochen wird) gehört. Das slov. *vrnila* f. steht für *vrlina* (über dieses siehe Miklosich, Et. Wtb. 384a: *verl-2*) 'Zaunöffnung, aus Brettern gemacht, Gartentor'; das sg. *vrnilo* n. ist erst aus dem pl. *vrnile* unrichtig erschlossen, weil das neutr. pl. heute gleichfalls auf *e* ausgeht. Diese parallele Bedeutung bei d. *Gatter* und slov. *vrnile* gibt uns einen Fingerzeig, daß auch in *kavtre* 'Zauntor, Feldtür' das d. *Gatter* gesucht werden müsse. Einige Schwierigkeit liegt in den Lauten, doch ist sie nicht unüberwindlich. Dem Slovenen erscheint der Unterschied zwischen d. *g* und *k* viel geringer als dem Deutschen, daher finden wir auch sonst *k* für deutsches *g*: *krompir* aus *Grundbirn*, *kalčmer* aus steird. *Galzler* 'Galzenschneider, Sauschneider'; ja selbst in einheimischen Wörtern gibt es Doubletten wie slov. *kuščer* neben asl. *gušterъ*, *krmižljav* neben *grъmeždь* u.s.w. Das *v* in *kavtre* ist erklärbar, wenn bedacht wird, daß in sloven. Dialekten (z.B. am Karst) für d. *gatter* neben *gatre* auch *gartre* gesprochen wird; schon bei Dalmatin, Exodus 27, 38 findet man *gartèr*, gen. *gartra* für 'Gitter' der Übersetzung Luthers. Aus letzterem ist durch Dissimilation des ersten *r* in *l*, das vor dem Konsonanten hart war und daher zu *u̯* (*w* = *v*) ward, unsere Form *kavtre* entstanden. Warum das *r* in *gartre* auftrat, ist allerdings schwieriger zu sagen; ich sehe darin eine Vorwegnahme des auslautenden *r*-Lautes, der, um das Wort nicht unkenntlich zu machen, gleichwohl auch an der ihm zukommenden Stelle abermals gesprochen ward.

Das čech. *katr* 'mříže', *katry* 'mrčžky, vyšívané dírkované cípy u zastěry zvl. nebo u šátku' leitet Kott von d. *Gitter* ab; in Wahrheit ist es das d. *Gatter*; davon *katrovati* 'mřížkovati, písek prohazovačkou čistiti'.

klojec.

Das slov. *klojec*, g. *klojca* bedeutet 'gedörrte Obstspalte, die Klötze'; daß es mit dem letzteren d. Worte zusammenhängt, hat bereits Pleteršnik erkannt, der auf *kloca* 'Klötze' hinweist. Woher aber das *j*? Richtiger ist für *klojec* vom bair.-d. *klotzen* m. 'gedörrte Birne, gedörrtes Obst' auszugehen, mhd. *klozbire* 'gedörrte Birne'. Das *j* ist im Sloven. »parasitisch«, wie wir es namentlich nach der Betonung ^, ˇ häufig finden, vgl. meine Bemerkungen im Časopis za zgod. in nar. I. 32—34. Es lautete also im Slovenischen zunächst **klòc*, darauf *klòjc*; das bewegliche *e*

erhielt es erst nach Analogie anderer Substantiva, die es als den Vertreter des alten *ъ* haben. Das erwähnte »parasitische« *j* muß im Sloven. stets beachtet werden, weil man sonst falsche Schlüsse über die Wirkung der Lautgesetze ziehen könnte; so wäre man z. B. geneigt, aus *drujga* = *drugiga*, wie es am Fuße des Bacherngeb., um St. Georgen a. d. Südbahn u.s.w. in Steiermark gesprochen wird, zu folgern, auch daselbst gelte das für Oberkrain und Kärnten bestehende Gesetz von der (zweiten) Palatalisation des *k* in *č*, *g* in *j* vor *i*, was durchaus falsch wäre: das steirische *drujga* beruht auf *drûga* (aus *drugega* haplologisch verkürzt), in welchem *j* »parasitisch« ist.

klonek, *kónk*.

Slov. *klonək*, *-nka* m. wird erklärt mit 'neka priprava v ptičjo lov' (um Idria); Gutsmann hat 259 sub Schlinge: 'klupa, klank, progla, mreža'; die Rosentaler sprechen *kwank*, wie aus Drabozniks Weiberlitanei ersichtlich ist. Schon diese Form des Wortes weist uns auf d. *klank*, gen. *klankes* m. 'Schlinge', steird. *klank* 'Schlinge, Masche, in der Jägersprache auch Vogelnetz, am Ende mit einer Masche versehener Strick' (Unger-Khull 390b); bair. *Klank*, *Klánkəl*, *Klángəl* 'die Schleife, in welche ein Band, ein Strick u. dgl. geschlungen wird, Schlinge' (Schmeller-Frommann I. 1335); kärntd. *klànk*, *klàng* 'Schleife, Schlinge' (Lexer 154), *Klâng* 'die Schlinge, welche den Vögeln gelegt wird, sie zu fangen' (Überfelder 153). Das Wort ist auch ins Čech. eingedrungen, wo wir *kloňek*, gen. *kloňku* als 'kousky testa, z nichž se housky dělají' finden, außerdem aber parallel zu d. *klenken* 'flechten, verflechten' auch *klonkovati*, *klunkovati* 'housky plésti, Semmeln flechten', woraus man für *kloňek* auch auf die Bedeutung 'Geflecht, Schlinge' schließen darf. Das Obersorb. besitzt für 'Schlinge, Dohne' unter mehreren anderen Wörtern auch *zynčel*, *-e* f. von *zynk*, 'Klang, Ton', *zynčeć* 'klingen'; dieses *zynčel* ist offenbar eine falsche Übersetzung des d. *klank* 'Schlinge', das mit *klang* 'Ton' verwechselt ward. Das slov. und čech. Wort ist von *klonja* 'Vogelfalle' (von der Wz. **klop-*) zu scheiden.

Desgleichen ist von *klonek* zu trennen das os. *kłónk* 'Wetzkitze, Kitze; Schröpfkopf', da es Pfuhl pg. 1075, 1077 als nicht existierend streicht und an dessen Stelle *kónk* einsetzt, womit er ns. *kón* 'Köcher, Wetzkitze, Schlotterfaß der Mäher' (bei Zwahr *kon* und *konk*) und čech. *konev* vergleicht, wie dies auch bei Mucke, Laut- u. Formenlehre 268 (**konovъkъ*) geschieht. Aber kaum mit Recht; ich vermute vielmehr in den

sorbischen Wörtern diminuiertes mhd. *komp*, *kump*, *kompe*, nd. *Komme*, *Kumme* f. 'tiefes schüsselartiges Gefäß, Napf' (bei Frischbier, Preuß. Wtb. 445), bair. *Kumm* m. 'Trog', *Kumpf* 'hölzernes Gefäß, das der Mäher anhängt, den Wetzstein damit zu netzen und zu verwahren (Schmeller-Frommann I. 1252). Aus **kómpk*, **kómk* entstand (wie *Hadank* abes *Hadamk*) *kónk* und daraus *kón*. An Entlehnung des os. *kónk* aus dem bei Schmeller-Frommann I. 1256 aus einer einzigen Quelle erwähnten *kon* »ein Geschirr: obba, ein *kohn*, ketschen« zu denken, kann ich mich bei der sonstigen Dunkelheit dieses Wortes nicht entschließen. Wie sich *kumpf* aus *cymbus* κύμβος vielfach mit *kufe* aus *cŭppa*, *cūpa* vermischt (z. B. mhd. *kumpf* 'die einzelnen Zwischenräume eines oberschlächtigen Mühlrades', rum. *cúpă* 'Schaufel des Mühlrades' u.s.w.), so möchte ich noch die zweite Bedeutung des sorb. Wortes 'Schröpfkopf' (von *kump-cymbus*) dem kroat.-slov. *kupica*, magy. *köpöly* 'Schröpfkopf' (von *cūpa*, *cupola*) zur Seite stellen.

č. *kobka*.

Ač. *kobka* 'Gemach' (kobka teges = parva domus), 'Verkaufsladen' (pekař aby žádný nepekl leč sobě kobku zjedná); nč. *kobka*, *kůbka* 'síň, přistřeší (Vorlaube) ku př. u kostela (= babinec), před domem, pokojík (kleines Gemach), hornický domek 'Berghütte' ist aus dem Deutschen entlehnt, wo wir mhd. *kobe* m., md. *kove* 'Stall, Schweinestall, Käfig, Höhlung' finden, dessen Weiterbildung mit *-el* der Bedeutung nach dem čech. Wort näher kommt, indem *kobel* 'enges schlechtes Haus, Kasten zu einem Kobelwagen (Kutsche, Kammerwagen)', *kobeler*, *köbler* 'Häusler' bedeutet; steird. *kobel* 'schlechte Hütte, bes. Hütte für Haustiere (Hunde, Geflügel u. dgl.), = Kobelwagen'. Das d. Wort liegt auch dem slov. *kobača* zugrunde (cf. Archiv XIV. 527, Zur slav. Lehnwörterkunde 19). Über das d. Wort vgl. Kluge [6] sub Koben.

kolajna.

Das slov. und serbokr. *kolajna*, *kòlājna* 'Halskette, Denkmünze, Medaillon, monile, catella' haben als romanisch bereits Miklosich und Budmani konstatiert, nur stimmt mit ital. *collana* der Ausgang nicht vollständig. Hier haben wir es mit keinem »parasitischen« *j* zu tun, sondern der Ausgang *-aina* findet sich bereits auf roman. Boden: friaul. *golàine* neben *golàne*, *colàne* 'catenella che si porta al collo per ornamento' (Pirona). Daß das friaul. Wort aus dem Slavischen wäre, wie Pirona

vermutet, ist unglaublich; es ist wohl das ganze eine einheimische romanische Bildung aus **collānea*, woraus zunächst *collaina* (= friaul. *golàine*), dann *collana* ward (vgl. »ait. *capitanio*, das über *capitaino* zu *capitano* werden mußte«, Meyer-Lücke, RG. II. § 449). Im Serbokroatischen ist, wie das Versmaß zeigt, *kòlâjîna* viersilbig zu lesen, was zur romanischen Bildung noch besser paßt, indem wir in *capitanio* (wie in *stranio*) es mit dem Vokal *i*, nicht mit dem Konsonanten *j* zu tun haben.

korpeljn.

Im Slov. wird 'das Holzkohlenmagazin in der Kohlenbrennerei' *korpeljn* m. genannt (Dom in svet 1905, 40). Das Wort hat offenbar ein fremdes Aussehen: es ist das d. *Kohlbarm* 'Scheune, worin bei Hüttenwerken die Kohlen (das Kol) aufbewahrt werden' (Schmeller-Frommann I. 278), 'das zweckmäßig eingerichtete Magazin zur Ansammlung und Aufbewahrung der Kohle' (Scheuchenstuel, Idiotikon der Berg- und Hüttensprache 142). Im Slovenischen trat Metathese von *l* und *r* ein; statt *barm* wird nämlich auch im Deutschen schon *barn* gesprochen (woraus slov. *parna* neben *parma*). An mhd. *körbelîn*, *kurbelîn* ist der Bedeutung wegen ('Reuse') nicht zu denken.

krišpet.

Die Kajkavci nennen 'das Tischgestell' *krišpet* (*kreispet*) m.: »*trifzpet* vulgo *krifzpet* trapezophorus« bei Belostenec II. 547, geschrieben mit *fz* wie *trifzto* = *tristo*, II. 185 aber *krifpet*. Das Wort ist das altital. *trèspede*, *trispede* 'Dreifuß', im alten, von Mussafia benutzten Vocabular mit 'drispicz' übersetzt; dieser Forscher vergleicht weiter: »*trespi* 'Schragen', ven. *tréspio* wohl statt *tréspido*, bresc. *tréspec* 'Dreifuß', ebenso sen. *tréspide*; ital. *trespolo* 'Schragen, dreieckiges Tischgestell' (*d* zu *l* durch Einfluß der beliebten Endung *-ŏlo*), sic. *tréspitu* id., comsk. *trésped* 'sorta di telajo che porta il colatojo di latte', wohl ebenfalls in der Form eines Dreifußes« (Mussafia, Beitrag, Denkschr. WAW. XXII. 216). Das slavische *krispet*, *krišpet* mit seinem *k* zeigt uns, daß es aus einer dial. Form wie bresc. *trespec* entlehnt ist, in welcher der anlautende und der auslautende Konsonant umstellt wurden.

krnata.

Das Istročak. kennt für 'Wurst' den Ausdruck *krnàta*, *krnàtina* (Nemanić II. 39, 53). Das Wort scheint von den Rumänen Istriens ent-

lehnt zu sein. Das Rum. (Mold.) kennt *cîrnaț* 'Wurst', welches Pușcariu aus **carnaceum* ableiten will. Das Dakorum. kennt *cîrnăț*, das meglenit. *cărnăț*; nach Pușcariu (Et. Wtb. Nr. 374) sind dies falsche Singularbildungen; hält man indes das ital.-sassaresische *carnatu* 'salsiccia o altro di simile' dazu, von dem zwar Guarnerio, Gli statuti della rep. sassarese, Archivio glott. XIII. 117 sagt: »carnatu . . . e carniçu non hanno fisionomia indigena«, so ist es zumindest nicht unmöglich, vom lat. Adjektiv f. g. **carnata* (span. *carnada* 'Stück Fleisch') auszugehen, wobei das Substantiv *salsiccia* oder *lucanica* als überflüssig unterdrückt wurde (die 'Fleischwurst' im Gegensatz zur 'Blutwurst'); vom ital. Lehnwort würde man die Form *krnàda* erwarten.

lavor, *lovor*, *lorbega*, *vavřín*.

Das slov., serbokr. *lavor*, *lovor* 'Lorbeer' ist aus lat. *laurus*, it. *lauro* unmittelbar nicht erklärbar, da man daraus **lavrъ*, *lovrъ*, d. h. im Sloven. und Serbokroat., nach Analogie von *vètrъ* > *vètər*, *vjetar*, ein **lavər*, **lovər*, **lovar* erwartete, cf. russ. *lavrъ*. Der Ausgang *-or* ist dabei unbegreiflich. Man muß deswegen für das slov. und serbokr. Wort von einer anderen Grundform ausgehen. Eine solche ist das ital. dial. *lavor* (mailänd.), das sich in den dem slavischen Gebiet nächsten ital. Dialekten in der Form *lávarno* (istroit. bei Ive 34, triest. bei Kosovitz[2] 226b) findet, wofür das Venezianische bereits *lavrano* besitzt. Das kroat. *javor*, *javoríka* 'laurus nobilis' (in Nerezine auf Lošin, Let. Mat. slov. 1882, 83, 290) scheint keine volksetym. Verwechslung mit *javor* 'Ahorn' zu sein, sondern hat sich vermutlich regelrecht aus **l'avor* entwickelt; hingegen beruht os. *lawrjenc* für 'Lorber' sicher auf der Einmischung von *Laurenz* in das Wort **lawrin*, welches wir auch für das Čechische *vavřín* annehmen müssen, entlehnt aus lat. *laurīnus*, indem für *l* das *u̯* eintrat (obalování, Gebauer I. § 283).

Die Slovenen nennen den Lorber auch *lorbek* und *lorbega*: 'Fige, rožiče za mlade dekliče, starim babam pa lorbege' (oberhalb Marburg); die gewöhnlichste Form ist allerdings *lorber* aus d. *Lorbeer*, resp. das daraus entstandene *lojber*; im Istročak. findet sich *lumber* 'bacca laurea' (Nemanić I. 29), womit *jarbol* neben *jambor* 'mālus', *tumbàn* für *turbàn* zu vergleichen ist. Die Formen *lórbega*, *lorbek* sind jedoch nicht auf d. *lorbeer* zurückzuführen, was nur durch Annahme einer Suffixvertauschung (*ъkъ*) möglich wäre, die ja bisweilen eingetreten ist. Ich glaube vielmehr an Entlehnung aus dem Italienischen, wo allerdings das anlautende *l*, das

als Artikel aufgefaßt ward, vielfach verloren ging: it. *orbacca*, tir. bresc. *orbaga*, berg. *rübaga* aus *lauri bacca* 'Lorbeere'. Ein *e* für *a* zeigen aital. *orbega* 'lorper', veron. *orbeche*, friaul. *rubeghe* neben *rubàghe* 'bacca d'alloro'), bad. (nach Mitterrutzner) *robegula* (Mussafia, Beitrag, Denkschriften WAW. XXII. 184, Salvioni, Postille 12).

lit.

Das kajkavische *lit* f., g. *liti* 'der Saft vom Obst, Most' (Valjavec), *litnica* 'koš ali rešeto, skozi katero se mošt preceja' ist meines Erachtens entlehnt. Man könnte zwar, wie aus der Basis **meja-* (Hirt, Ablaut Nr. 369) *milъ* entstand, so auch von *lit* sagen, es sei die Reduktions- und Schwundstufe einer Basis **leja-* 'gießen' (Hirt 372); namentlich würde die *i*-Deklination des Wortes dafür sprechen. Indes gibt es Wörter, die erst verhältnismäßig spät in die *i*-Deklination übergegangen sind (cf. stran), so daß dieser Grund keineswegs schwer ins Gewicht fällt. Die Zusammensetzungen slov. *litkeb* = *likeb*, *lituš* = litovž, *likof* = lükif geben uns jedoch einen deutlichen Fingerzeig, daß wir ein Fremdwort vor uns haben: mhd. *lît* 'Obst-, Gewürzwein', ahd. *lîd*, got. *leiþu* 'Obstwein', wovon die, obigen slov. Wörtern zugrunde liegenden Komposita: mhd. *lîtgebe*, bair. *Leitgeb* 'Schenkwirt', mhd. *lîthûs*, bair. *Leithaus* 'Schenke', mhd. *lîtkouf*, bair. *Leihkauf* 'Gelöbnistrunk beim Abschlusse eines Handels' gebildet sind. Das letzte ist, indem *l* als Artikel aufgefaßt ward, auch ins Italienische übergegangen: istr. *inkúfo* 'merenda data ai lavoranti ad opera compita' neben *linkófo* (Ive 64).

majžar.

Das slov. *majžar*, *-rja* m. bedeutet in den Windischen Bücheln dasselbe wie *ažar* 'Tasche'. Das letztere ist bekanntlich bair *Âser*, schwäb. *Aũser* 'Sack zum Umhängen', mhd. *êser* neben *nêser* 'Speisesack zum Umhängen, Tasche'. Wie im Deutschen *neser* das *n* der Ausgang des Akkusativs des männl. Artikels (den) ist, indem die Silben von *den eser* in *de-ne-ser* geteilt wurden, so faßte man das d. *im aser* als *i(m)-maser* mit Silbenschluß in der Mitte des Spiranten *m* auf. Das *j* von *majžar* hat sich unter der Betonung ˆ regelrecht entwickelt.

máseka.

Das slov. *máseka* f. 'neka sekira, s katero slanino (špeh) sekajo' ist nur volksetymologisch an *sẽkati* 'hauen, schneiden' angelehnt und stammt

aus dem d. *Maßhacke* f. 'große, schwere Hacke, um Baumstämme zu klaftern; ihr Stiel hat eine bestimmte Länge, die selbst zugleich als Maß für die Größe der herzustellenden Holzscheite dient' (Unger-Khull, Steir. Sprachschatz 453).

mošuna.

Das istročak. *mošuna* f. 'stabulum cum tecto in medio aperto' (Nemanić II. 40) ist romanisch. Am besten paßt dazu das leccesische *masunu* 'covile, Höhle, Lager', welches von Salvioni, Post. 13 (siehe Körting[2] 5898) mit frz. *maison* etc. zu lat. *mānsĭŏ*, mānsiōnem von manēre) gestellt wird: 'Der Raum, in dem man bleibt, wohnt, das Haus, die Bleibe'; *masunu* hat darnach als der Ort, wo man bleibt, ausruht, übernachtet, die Bedeutung 'covile' angenommen. Das sardische *masone* bedeutet 'die Herde'; für die Möglichkeit dieses Bedeutungsüberganges lassen sich aus dem Slavischen etliche Ableitungen von der Wurzel *sta* anführen: slov. *stan* 'Viehstandort, Hürde, Stall' und 'Herde' (bei Megiser, Kastelec, Zalokar, bei letzterem ist *stan* = 40 Schafe); klr. *staja* 'Herde' und 'Stall', gr. *staja* 'Zug Vögel' (d. i. = Herde) und 'Stall'. Daß der Ort des Stehenbleibens, des Bleibens, die »Bleibe« für den Stall selbst angewendet wird, das zeigen slav. Bildungen wie: ksl. *stoilo* 'Stall', klr. *stijlo* 'Stall', *staja* 'Stall', p. *stajnia* 'Stall'. Das *š* in *mošuna* ist regelrechter Vertreter des ital. *ś* aus *si̯*; *n* vor *s* schwand schon sehr früh (Meyer-Lübke, Rom. Gr. I. § 403 c). Fraglich bleibt es indes, ob die Čakavci das Wort aus dem Italien. und nicht vielmehr aus dem Rumänischen entlehnt haben; die Rumänen waren ja ehemals in Istrien verbreiteter als jetzt und auch bei ihnen findet man, zwar kein **măsună*, aber wohl ein *mas* m. 'die Schlafstelle', das im Arum. geradezu 'Schlafstelle der Schafe' bedeutet (= slov. *stan*); *mas* geht auf *mansum* (von manēre) zurück (it. *maso*, friaul. prov. kat. *mas*, afrz. *mes*, cf. Puşcariu, Et. Wtb. der rum. Spr. I. Nr. 1039).

mušon.

Das slov. *mušọ̑n* m. 'die Bremse' ist bei Pleteršnik mit C. = Caf bezeichnet; dieser hat es wohl von seinem Resianer, der ihm so vieles über seinen Heimatdialekt mitgeteilt hat. Baudouin de Courtenay bietet in seinen Materialien I. 281 aus Resia *mušún*: »po močílьh, pro vodáh so te voelýke mušúnove; ní so černь, dulьe«, was er so übersetzt: »an den Quellen (Morästen?) sind große Fliegen; sie sind schwarz, lang;« außerdem erklärt er das Wort nach seinem Gewährsmann mit ital. *moscone*

(d. i. Schmeißfliege) und hat es wohl deswegen mit 'große Fliege' übersetzt. — An slav. *muha* ist nicht zu denken, da wir dann **muhon* hätten. Das Wort ist das ven. *musson* 'zanzara, insetto volatile che punge' (Boerio 435), also 'Stechmücke'. Trotz der teilweise ungleichen Bedeutung hat man an der Identität der beiden Wörter festzuhalten: 'Bremse' und 'Stechmücke' haben ja doch viel gemeinsames, und es ist außerdem fraglich, ob das mit dem augmentativen *on* gebildete *musson* schon von Haus aus die kleine Stechmücke bezeichnet habe. Zu beachten ist auch, daß schon das rätorom. nicht augmentierte *moṣcha*, *moṣche* (eig. 'Fliege') gleichfalls schon 'Bremse' bedeutet (wie Gröber, Archiv f. lat. Lex. IV. 124 mitteilt); das venez. *ss* ist gleich einem *ś*, wie wir ja für lat. *musca* in der Tat in einigen raetorom. Dialekten (doch nicht im Friaulischen) neben *móstχa*, *móstχe* auch *móša*, *móšę* finden (cf. Gartner, Raetor. Gramm. p. 181; vgl. Ascolis Ausführungen im Archivio glott. XIII. 286[2], Meyer-Lübke, Rom. Gr. I. § 469).

oklor.

Das slov. *oklor* n. 'Art Mantel, der um den Hals getragen wird' (Innerkrain), *okolor*, *kolor* 'Art Mantel' (Oststeiermark) vergleicht Pleteršnik s. v. mit Rücksicht auf *kolor* mit lat. *collare*. Das Wort ist aus dem d. *Rocklor*, *Rockelor*, dieses aus frz. *roquelaure* 'Art Überzieher, Regenrock' entlehnt; in der slov. Schriftsprache hat es mit Beibehaltung des anlautenden *r* schon J. Župan (Krajnska Čbelica III. 41: Na torbi roklor) gebraucht. Im Munde des Volkes erfuhr es, weil mit *r* anlautend und auslautend, Dissimilation, resp. volksetymologische Angleichung, indem das anlautende *r* vernachlässigt, das verbleibende **okelor*, **oklor* aber an *okolo* 'um-herum', und später an *kolo* 'Rad' angeknüpft ward, wohl durch Einspielung des Begriffes 'Radmantel'.

pinja.

Das slov. *pinja* 'Rührfaß, Butterfaß' vergleicht Pleteršnik mit ital. *pignetta*. Näher liegt friaul. *pìgne* 'zangola (Rührfaß, Rührkübel), speccie di secchia molto profonda in cui si dibatte il fior di latte per fare il burro' (Pirona s. v., der auch ein span. *piña* anführt); friaul. *pignòtt* ist 'batude' latte, da cui si è tratto il burro'. Im Ladinischen finden wir *pégna* und *pëgna*: torné la pëgna 'Rührkübel' (Alton, die lad. Idiome 285). Das obwald. *penaglia*, engad. *panaglia*, lomb. *panagia* führt Salvioni, Rom. XXVIII. 101 auf *panna*, *pannācula* 'Butterfaß' zurück, womit die ersteren Wörter *pigna*, *pégna* kaum zusammenhängen dürften; beachte sard.

pinqu 'Schmalz, Fett', valtell., valbreg. *penk* 'Butter', von lat. *pinguis*. Levstiks Bemühungen (Ljublj. Zvon I. 30 f.), das slov. Wort mit lit. *pënas* 'Milch' zu verknüpfen, halte ich für mißglückt. Aus slov. *pinja* scheint das steir.-d. *Pinne* in *Milchpinne* 'Milchkanne' (Unger-Khull 462) zu stammen. Die Milchkanne (Milchkübel) ist dem Rührkübel sehr ähnlich.

prnat.

Das istročak. *prnàt* m. 'strues mergitum' habe ich (Zur slav. Lehnwörterk. 49) mit istroital. *parnato* zusammengestellt. Das Wort kennen auch die Rumänen Istriens, die es wohl wie die Čakavci aus dem Italienischen haben: »covone (Garbe): *pĕrnát kópę*« (Gartner bei Miklosich, Rumun. Untersuchungen I. 62, Denkschr. WAW. XXII). Das ital. Wort gehört indes kaum zu lat. *perna*, wie Ive 161 vermutet: wie könnte da die Bedeutung vermittelt werden? Es ist wohl selbst ein Lehnwort; vgl. ahd. *paron* 'coacervare', mhd. *barnen* 'einen Barn machen' und nhd. *barn*: »*baerm* hoys meta foeni«, das Schmeller-Frommann I. 278 verzeichnet. Die 'meta foeni = Heuhaufen' entspricht genau dem istrorum. Synonym *kopę* für *pĕrnàt*, aus slav. *kópa* 'Heuhaufen' und auch 'Garbenhaufen' (im Küstenland).

rabelj.

Das slov. *rabelj*, *rabeljn*, *rablin* 'der Scharfrichter' ist bis jetzt unerklärt. Miklosich, Fdw. 121 dachte an das d. *raben*, *raffen* und *Rabenstein*; aber das *a* dieser Wörter wäre im Slov. kaum *a* geblieben, sondern zu *o* geworden, zumal wir es mit einer älteren Entlehnung zu tun haben. Außerdem hat keines dieser d. Wörter eine ganz entsprechende Bedeutung. — Die richtige Stammform scheint mir in einer Glosse zu stecken, die Schmeller-Frommann II. 65 unter *Raiff* 'Reif' verzeichnet: »*reiphari* tortor«. 'Tortor' ist 'Peiniger, Folterknecht', also ein Synonym zu 'carnifex, Scharfrichter und Schinder'; *reiphari* geht zurück auf *reif* 'funus, funiculus, lorum, rudens', anord. *reip*, ags. *râp*, engl. *rope* 'Seil, Tau', demnach ist *reifâri* der Mann des Seils, Strickes, des Halsbandes, womit er einen Verurteilten aufknüpft; ähnlich haben wir im ital. *manigoldo* 'der Henker' aus ahd. *manogold*, *manogolt* 'der Halsbandwart' (slov. daraus *magolt*). Die Bedeutung würde demnach stimmen, nicht so glatt läßt sich indes die Form erklären. Man könnte vermuten, daß das anlautende und auslautende *r* eine Dissimilation erfahren mußte (beachte die übliche Erklärung des slav. Suffixes *-telъ*), so daß das auslautende *r* zu *l* ward: reifar — **reifer*, **râfer*, **rafel* worauf *rabelj* und nach

anderen deutschen Lehnwörtern auf *lîn*: *rabljîn*, *rabeljn* ward. Indes ist auch möglich, daß schon das Deutsche ein Deminutiv **reifarlîn* kannte, aus welchem das zweite *r* durch Dissimilation schwand: **reifelîn*: *rábljîn*.

ret, *reta*.

Das čech. *ret -u* m., *reta -y* f., slovak. *rata* bedeutet 'pomoc, příspění na pomoc, Rettung, Hilfe': Na ret, na retu volati (Kom.), přiběhnuti (Rgs.); *reta! reta!* 'pokřik v turnaji' Smil; křičel o retu (Kott. III. 59, V. 573). — Es ist das d. *Rett-io* Hilfe! Rettung! «Rettio schreyen: O retio, o mordio! schrie die Schwester des Horatius unter dem Schwerte desselben (H. Sachs)« bei Schmeller-Frommann II. 175.

sajha.

Das slovak. *sajha* f. 'klamfa, flandra, eine Schlampe' (Kott. III. 251 aus Bernolak) ist Lehnwort aus magy. *szajha* 'die Hure, die Buhldirne, die Metze'. Ob aber das Wort echt magy. ist, zweifle ich: es kann ins Magy. aus dem D. entlehnt sein: steir.-d. *Seiche* f. 'vagina mulierum' von *seichen* 'harnen'. Ausdrücke für feminal werden häufig verwendet, um damit verächtlich ein Weib zu bezeichnen; cf. bair. *fummel* 'feminal' und 'femina', *Zusel* 'weibl. Genitalien' und 'Schimpfbenennung einer Weibsperson' bei Schmeller-Frommann I. 719, II. 1157, wo sich noch mehr dergleichen Beispiele finden dürften, da das Wörterbuch dank seiner für die Jahre seiner Erscheinung unschätzbaren, auch auf sonst in Wörbüchern, namentlich russischen, minder beachtete Dinge gerichteten großartigen Vollständigkeit ungemein reich daran ist. Vgl. auch slov. *cuca* 'feminal', magy. *cuca* 'Geliebte', alb. *tsutsɛ* 'junges Mädchen' (Miklosich, Et. Wtb. 30) und kroat. *puca* 'kleines Mädchen', slovak. *puca* 'eunnus', rum. *puța* 'Glied und Scham kleiner Kinder' (Pușcariu, Et. Wtb. d. rum. Spr. I. 1416; anders, aber kaum richtig Miklosich, Et. Wtb. 266).

supa.

Das slov. *supa* f. bedeutet im Görzschen 'die Brotschnitte in der Suppe; Brotschnitten aufgeweicht, mit Käse überstreut und mit Butter angemacht' (am Karst auch *hrovatica* genannt). — Das Wort ist nicht aus d. *Suppe*, welches *župa* 'Suppe' ergab, sondern aus ital. *zuppa*: vgl. frz. *soupe* 'Brotschnitte', span. *sopa* 'mit Fleischbrühe übergossene Brotrinde, Suppe mit Brot'; im Triestiner Dialekt *sopa*: se non xe sopa (= suppa, zuppa) xe pan smoià = essere una zuppa e un pane molle

(Kosovitz[2] s. v.); friaul. *sòpe* 'zuppa, suppa, intriso di pane nel brodo o nel vino, minestra fatta con pane messo nel brodo'; dem ital. *zuppo* 'durchweicht, durchtränkt' entspricht das slov. *nasupiti* 'das Brot durchweichen'.

Zu slov. *šafti* 'kaum, schwerlich'.

Pleteršnik vermutet richtig Entlehnung des Wortes aus dem Deutschen; auch J. Baudouin de Courtenay druckt es in den Materialy I zum Zeichen, daß es ein deutsches Lehnwort ist, in Frakturschrift ab; erklärt ist aber die Form bis jetzt noch nirgends. Lautlich darf man es von *šaft* f. 'letztwillige Verfügung' (Dalmatin) aus mhd. *geschaft* 'das Vermächtnis, Testament, Mandat' nicht trennen. Schwierigkeiten bietet der Anlaut, der Auslaut und die Bedeutung. Was den ersten betrifft, so mußte d. *geschaft* 'Geschäft' im Sloven. wie im Čechischen zunächst *kšaft* ergeben (cf. ačech. *kšaft* 'Testament'). Das Sloven. meidet aber die Lautgruppe *kš* teils durch Eliminierung des *k* teils durch Metathese von deren Komponenten (vgl. *špan* 'Genosse' aus d. *gespan* 'Milchbruder' [wovon *špan* 'Haushälter' zu trennen ist, da dieses aus magy. *ispán* 'Kastner, Schaffner' entlehnt ist, das einerseits auf slav. *županъ* zurückgeht, Miklosich, Magyarisch, Nr. 955], ferners *puša* : *puška* aus *pukša*, *Aleš* aus *Alekš*, *škér* aus *kšér*, *kšir* 'Geschirr', *pušpan* aus *pukšpam* 'Buxbaum', cf. Zur slav. Lehnwörterk. 61). Auf diese Weise schwand das *k* auch in unserem Worte, das meist wohl mit einer Präposition verbunden gebraucht ward, etwa **iz kšafti*, wodurch *kš* in den Inlaut zu stehen kam. Im auslautenden *i* sehe ich ein Casussuffix der *i*-Deklination, und zwar das des gen. sg., indem ich vermute, daß man nach Analogie von *iz težka* (s težka) 'schwer, mit Mühe' (os. *zćežka* 'kaum, schwerlich') zunächst **iz kšafti* bildete, woraus nach Abschleifung des *i* und Eliminierung des *k* zunächst **šafti*, daraus **ššafti* und zuletzt *šafti* ward, das in einigen Gegenden zu *šahti* (Karst, Resia), in anderen durch Schwund des auslautenden *i* zunächst **šaft* und daraus mit Einführung des beweglichen Vokals in die auslautende Doppelkonsonanz zu *šafat* ward (im Dialekt der Slovenen von S. Pietro im Venezianischen: Perbako, tua-le san žej jist mislu, pa bo šafat kjek [etwas], Slovenija 1849 pg. 160). Was endlich die Bedeutung betrifft, haben wir uns vor Augen zu halten, daß 'kaum = schwerlich' in vielen Sprachen durch Ausdrücke, die 'Arbeit, Mühe, Beschwerde, Plage' bedeuten, ausgedrückt wird (cf. gr. *μόγις* zu *μόγος* 'Mühe, Arbeit', *μόλις* zu *μῶλος* 'Anstrengung, Mühe, Kampf', lat. *vix* wohl zu *vis*, ai. *viveṣṭi vévāti* 'ist tätig, wirkt, richtet aus', lit. *vẽka*, slov. *vẽkъ* 'Kraft', it. *appena*,

frz. *à peine* v. *poena*, woraus d. *Pein* 'Plage, Qual', kroat. *težke muke* 'kaum', *mučno* je vjerovati 'es ist kaum glaublich', r. съ *trudomъ*, *nasilu*), und daß ferner der Begriff 'Verrichtung, Arbeit' vielfach mit 'Mühe, Plage, Qual, Zwang' abwechselt. Demnach ist auch das mhd. *geschaft*, *geschefte*, das neben anderen Bedeutungen auch die von 'negotium, Verrichtung, Beschäftigung, Arbeit, Aufgabe' besitzt, leicht für die mit der Arbeit verbundene Mühe und Qual, für die Mußarbeit verwendet worden. Das Wort ist in ersterer Bedeutung noch im Resianischen erhalten, wo es heißt: nićon moèt šahtь z niköhör 'ich will mit niemandem zu tun (ein Geschäft, eine Arbeit, Plage) haben', mása mu šahtь za pýsat 'ein recht schweres Geschäft (eine recht große Mühe: *mu* gleich *moć*, slov. *moč*, am Karst *muć*, vor *š* schwand *ć*: masa moč šafti) zu schreiben' (Baudouin de C., Materialy I. 98, 555). Der Genitiv ist als der zumeist gebrauchte Casus, wie beim Adverb *šahti*, auch zu einem indeklinablen Wort gegeworden: kaj za no šahti ni majo 'was für ein Geschäft (Arbeit, Beschäftigung) haben sie'? (ibid. 281); am moel no šáhti za rumunèt z ni mužom 'er hatte (ein Geschäft, eine Arbeit, einen Auftrag) zu sprechen mit einem Mann'. Man beachte auch d. *schaffen* 'arbeiten, sich beschäftigen, sich plagen'.

škaram.

Für das serbokr. *škaram*, gen. *škarma*, 'Ruderholz, Ruderpflock, Dolle, Hengst (an Kähnen)', bei Mikalja *škaram* od broda 'schelmo, palaschermo, scalmus', gibt Miklosich im Et.Wtb. 340b 'Schirm' als Bedeutung an; diese finde ich indes nirgends angeführt, und sie dürfte nur auf einem Versehen Miklosichs beruhen, indem er darauf aus ital. *schermo* schloß. Unser Wort ist aber ital. *scarmo* 'Ruderring, Rudernagel' neben *scalmo* aus lat. *scalmus* (frz. *échaume*, span. *escalmo*), wie dies bei Miklosich Frdw. 125 richtig hervorgehoben ist, nur daß er da das Wort unrichtig *skaram* schreibt. Durch Einfluß des nur im Wurzelvokal verschiedenen ital. *schermo* 'Schutz, Schild' (aus ahd. *skirm*) ist der alte Wurzelvokal *a* im ital. Worte zu *e* geworden, zunächst in der Form mit *r*: *schermo*, dann aber auch in der mit *l*: *schelmo*.

špata, *špatný.*

Das č. *špata* bedeutet 'Häßlichkeit, Abscheulicheit, Unförmlichkeit, auch schlechter Mensch', *špatiti* 'häßlich oder schlecht machen, *špatovati* 'schimpfen, tadeln', *špatný* (das bei Miklosich, Et.Wtb. 342 erwähnte *spatný* ist Druckfehler) 'gering, schlecht, elend, erbärmlich, böse,

niederträchtig; häßlich (bei den Slovaken)'. Im Osorb. haben wir *špatny* 'schlecht, gering, geringfügig', *špatnić* 'schlecht, geringfügig machen', *špatnik* 'geringfügiger Mensch, Feigling'. Das Polnische kennt *szpatny* 'häßlich, garstig, widerlich', *szpacić* 'entstellen, verunstalten, besudeln, beschmutzen, häßlich machen, beflecken, zur Schande gereichen, Schande machen'. Aus dem Polnischen ist entlehnt lit. *szpotnas*, *szpotnus* 'garstig, unreinlich' (Brückner, Fdw. 143). Neben *špat-* existieren auch *špet*-Formen: čech. (in Mähren — Schlesien) *špetiti* 'schlecht machen, verschlechtern', *špetně*, *špetný* 'garstig'; poln. *szpetny*, *szpetnie*, *szpetno*, *szpecić* mit der gleichen Bedeutung wie die entsprechenden *szpat*-Formen; *szpeciąg* 'straszydło'. Diese poln. Formen mit ihrem *e* weisen auf fremden Ursprung des Wortes hin, da es keine Vokalabstufung *ъ-a* gibt. Aus dem Polnischen haben sich derartige Formen zu den Weißrussen (*špetnyj*, *špecić* 'lästern'), zu den Großrussen (wenn man auf das bei Dalь mit Fragezeichen versehene *otšpétitь* 'obrugatь' bauen darf) und zu den Letten (*špetns*, *nešpetns* (siehe Miklosich o. c.) verbreitet. Ich glaube, daß die Formen mit *špet-* aus den *špat*-Formen hervorgegangen sind, indem sporadisch *a* zu *e* wird: čech. *meškara* aus *maškara*, *teky* aus *taky*, *behno* aus *bahno* (Gebauer, Hist. ml. I. § 106. 3), polr *bela* aus *Ballen*, *belka* aus *Balken*, *reja* aus *Rahe* . . . Einwirkung oder Ableitung von d. *spöttisch*, woran Korbut (Prace filologiczne IV. 119) denkt, oder von d. *Gespött*, *spöttlich* (spedle) 'schlecht, treulos' (Schmeller-Frommann II. 691) braucht nicht angenommen zu werden, da wir davon noch viel schwieriger zu den *špat*-Formen kämen, abgesehen davon, daß dann einige konkretere Bedeutungen nicht leicht erklärt werden können. Ich bringe die slav. Wörter mit d. *Spat*, *Spatz* in Verbindung, das früher masc. und fem. war, jetzt masc. und neutral ist, und das einst kurzen Vokal hatte, der erst seit Adelung lang erscheint; das Wort bedeutet eine Krankheit der Pferde 'die Kniesucht', wird aber auch von ähnlichen Krankheiten anderer Tiere gebraucht (Ochsen, Schweine u.s.w.). In Baiern hat nun das Wort auch die Bedeutung 'ungesundes Aussehen', 'spätzig (spazi)' ist in Nürnberg 'kränklich' (Schmeller-Frommann II. 689, 692). Kränklichkeit ruft schlechtes, häßliches Aussehen hervor, daher denn *špata* 'Häßlichkeit, *szpatny* 'häßlich, garstig, unreinlich', *szpacić* 'häßlich machen, besudeln'. Aus den konkreten entwickelten sich sehr leicht die abstrakten Bezeichnungen für moralische Defekte: 'schlecht, elend, gering, böse, schänden, lästern'.

štrop, štropa, sztrofa.

Serbokr. *štrop* m., *štropa* f. 'das Seil, mit welchem das Ruder an den Nagel gebunden wird' (»vezano je veslo s konopčićem koga zove *štrop* [a] pri jednoj palici, koja je utvrdjena u ladjinu stranu, nju zove škaram«, Zore, Ribanje im Arkiv *10*, 326), poln. *sztrofa* 'lina, którą statek u pachołków od budy bywa uwiązany'. Matzenauer, Cizí slova 412 leitet das poln. Wort (nur dieses ist ihm bekannt) vom holl. *strop*, schwed. *stropp*, engl. *strop*, ags. *stropp* ab, die er richtig mit griech. στρόφος verknüpft. Doch schon das *f* des poln. Wortes zeigt, daß nicht die angeführten germanischen Sprachen dem Polnischen das Wort geliehen haben können. Das Wort ist vielmehr zu den Slaven aus dem Romanischen gekommen. »Ital. *stropa* 'wid gert'; lat. *stroppus*, *struppus* bei Gellius 'Bandriemen'; zunächst ein aus Zweigen geflochtenes Band (bei Festus: Struppi vocantur fasciculi de verbenis factis qui pro deorum capitibus ponuntur), dann jenes (gewöhnlich aus Wieden verfertigtes) Band, mit welchem das Ruder an den Pflock gebunden wird (Isidorus: 'struppos esse dicit vincula quibus remi ad scalmos alligantur' mit einem Beispiele aus Livius Andronicus; bei Vitruvius: remi circa scalmos *strophis* religati), auch *stropha* und *stroppus*, dasselbe Wort. Die allgemeine Bedeutung findet sich noch im Ital., zunächst in den Mundarten: ven. *stropo* 'campanella fatta di vimini con cui si stabilisce il remo allo scalmo'; vgl. frz. *estrope*, *étrope* 'Seil, Tau, cordage qui sert à rétenir les avirons sur le bolets, anneau de cordage', port. *estropo* 'circolo de cordas que seguram o ramo ao tolete, onde joga quando se rema', span. *estrovo*. Vgl. auch Diefenbach, wo *struppus* n. s. zunächst durch 'Ruderseil' glossiert wird.« (Mussafia, Beitrag in den Denkschriften WAW. XXII. 212). Miklosich, Et.Wtb. 326b, hat, wie ich nachträglich ersehe, ein, wie es scheint, unrichtig verzeichnetes *strop* (anstatt *štrop*) 'uzica', das er richtig auf ital. *stroppo* zurückführt.

šublja, šupa.

Das slov. *šublja* f., ns. *šupa* 'die Schaufel' leitet Miklosich, Et.Wtb. 344 aus ahd. *scūvala* in derselben Bedeutung ab. Dieser Zusammenstellung widerspricht teils *š*, teils (im sorb. Wort) auch *p*. Zunächst kann das slov. Wort höchstens aus mhd. *schûfel*, *schûvel*, *schûfele* f. 'Schaufel' stammen, wenn es nicht gar aus einem dial. nhd. *schuffel* 'hölzerne Schaufel', das Schmeller-Frommann II. 386 anführt, entlehnt ist, indem für das Sloven. das ndd. *schufel* nicht in Betracht kommen kann. Davon

ist ns. *šupa* ganz zu trennen. Wollte man es gleichfalls davon ableiten, so wäre der Verlust der Schlußsilbe *-el*, *-ele* auffallend. Die bisweilen erlaubte Annahme einer Rekonstruktion eines neuen Grundwortes aus einem vermeintlichen Deminutiv braucht hier nicht platzzugreifen, weil uns ein fränk. ostnd. ndd. *schüppe* 'Schaufel', ndl. *schup*, *schop* 'Schüppe, Spaten', prd. *Schuppe* und *Schôpe*, *Schôp* f. 'kleine Schaufel' (Frischbier II. 311) viel näher liegt und den Sachverhalt genugsam erklärt. Ns. *šupka* 'Schüppmesser zum Zeideln der Bienen', sowie os. und ns. *šupica* 'Pflugreute, rallum' ist natürlich nur ein Deminutiv dieses *šupa*, von welchem os. *šupa* aus dem d. *Schuppe* 'Schale, dünnes Blättchen' wohl zu trennen ist.

talér, *talíř*, *taljur*.

Der Ursprung der slavischen Bezeichnungen für 'Teller' wird von Miklosich (Fdw. 131, Et. Wtb. 346) nicht klar genug angedeutet: es werden d. *teller*, it. *tagliere*, frz. *tailloire*, ngr. *ταλέρι* angeführt, ohne zu zeigen, wie sich die einzelnen slav. Ausdrücke dazu verhalten. Daß sämtliche auf romanischen Grundformen beruhen, ist ja richtig, doch nicht alle Grundformen sind zu allen Slaven und auf demselben Wege gekommen. Im Romanischen hat man zwei Ausgangsformen für den Begriff 'Teller' angenommen: a) **taliārium* 'Gerät auf dem gehackt oder geschnitten (*taliare*) wird, Hackbrett', woraus ital. *tagliere* 'Hackbrett, Anrichteteller', und b) **taliātor*, *-ōrem* 'der Schneider, Schlächter', woraus provenz. *talhadors*, afrz. *tailleour*, nfrz. *tailloir*, altit. *tagliadore*, genues. *taǧǧou*, altlomb. *taglaor* (Salvioni, Archivio II. 436) stammt, letzteres ursprünglich ein nomen actoris, dann in die Bedeutung des Werkzeugs verschoben (Meyer-Lübke, RG. II. 530 f.).

Die auf altit. *tagliadore* (vgl. inter li *tagiaori* e inter le scuele = sui taglieri e nelle scudele, Parodi, Archivio XV. 79) beruhenden Formen sind durchsichtiger, als die auf *tagliere* zurückgehenden. Zu den ersteren gehören: kroat. *taljur*, bulg. *talur*, alb. *taľur*, ngr. *ταλιαγούρι*. Das geschlossene roman. *o* geht in den Balkansprachen in *u* über; *d* ist in *tagliadore* schon auf ital. Boden geschwunden. Durch Dissimilation mit *r* ward *l'* zu *ń* und so erhielt man Formen wie serb. *tanjur*, *tanur* (vgl. bulg. *talur*).

Die auf *tagliere*-**taliarium* zurückgehenden Formen sind deswegen schwerer zu beurteilen, weil das Wort auch im Deutschen vorkommt, woher es leicht zu den Slaven verbreitet werden konnte. Kluge führt das

d. *Teller* in der 6. Aufl. S. 392 auf ndl. *teljoor* (fız. *tailloir*) zurück, während er früher die Ableitung von it. *tagliere* annahm, was mit Rücksicht auf das bair. *Tállə*^{c}, kärntd. *tállar*, tir. *taller* wohl richtiger ist, indem das *a* dieser Form auf *ä* beruht, das aus *a* vor folgendem *i*-Laut umgelautet ist; aus *teljoor* kann man sich dieses *ä-a* kaum erklären. Die bair.-öst. Formen zwingen uns demnach, auch für das Deutsche ein **talier* zu supponieren, das uns aber dann die Wanderung der slav. Formen zu erklären nur noch erschwert, indem wir zwei gleiche Ausgangsformen vor uns haben. Der Akzent, resp. die Quantität der slav. Formen spricht indes eher für die ital. Grundform, als für das d. **talier*, das höchstens für čech. *talíř*, *taléř*, poln. *talerz*, *talerzyk*, woraus weiter klr. *talír*, *taríl'*, wr· *talérka*, r. *talerka*, lit. *torėlius*, *tarėlius*, also für den Norden in Anspruch genommen werden kann. Das slov. *talér* (in Kärnten *talír* [Kres II. 629], bei Gutsmann *talier* [dessen *delier* ist nur eine »gelehrte Volksetymologie», infolge von Anknüpfung an *deliti* 'teilen'], *talierski* 319), serbokr. *tàlijer*, gen. *talijéra* (Ragusa), *taljèrić*, bulg. *talérka* 'plate', ngr. *ταλέρι* weist hingegen entschieden auf ital. Provenienz. Rum. *taler* ist nicht einheimisch, sondern irgend einer Nachbarsprache entlehnt, was schon das *l* beweist. Zu ital. *tagliere* gehören auch die *l*-dissimilierenden Formen serbokroat. *tanjir* und magy. *tányér*, das die Kleinrussen Ungarns als *tańír* übernahmen.

Vom slov. *talér* ist endlich zu scheiden slov. *táler*, das auf dem oben angeführten bair.-öst. *Tállə*^{c} beruht.

tîr.

Vuk, Rječnik 740 schreibt: »*tîr* m. 'mah, Stoß' (u Dubr.): od prvoga tira dobroga sina — tako čestitaju mladencima poslije vienčanja bez ikakoga ustručivanja — i sam svešťenik u crkvi«; čak. *pušken tír* 'sclopeti jactus, Schuß, Wurf': in ersterer Bedeutung ist das Wort obscön. — Miklosich, VG. II. 10 will das Wort auf die Wurzel **ter* (*tr*) zurückführen. Es ist aus ital. *tiro* 'colpo, Stoß'.

tovornik.

Das slov. *tovornik* 'der Weinhändler', *tovornica* 'die Weinhändlerin' ist wegen seiner Bedeutung etymologisch von *tovornik* 'Saumtiertreiber, Säumer, Warenführer' zu scheiden, da es nicht wie dieses auf *tovarъ*, *tovor* 'Ware u.s.w.' beruht, sondern daran nur volksetymologisch angelehnt ist. Es sollte **tovernik*, **tovernica* (aus **tovern* -*ьnikъ*, -*ьnica*)

lauten, zurückgehend auf ital. rtr. *taverna*, nicht, wie Miklosich meint (Et.Wtb. 360), auf d. *tafern*, woraus das Slovenische die Formen mit *b* entlehnt hat: *toberna*, *taberna* 'krčma', *tobernati* 'krčmariti': Moj fantič pa po rajži hodi, *Sladko vince domu vozi; *Jaz pa doma tobrnam, *Pa druge fante rada imam (Slov. nar. pesmi II. 2116).'

trabun.

Das serbokr. *trabun* f. bedeutet 'Faselei, Träumerei, alucinatio': u trabuni govoriti; *trabúniti* 'faseln, alucinor' (Vuk), bei Filipović 'verwirrt reden, phantasieren, fiebern, faseln, kauderwälsches Zeug reden'. Das Wort beruht auf lat. *turbare* 'verwirren, irre machen', dessen Umstellung in *trubare* weitverbreitet ist. Welche nahe Sprache die unmittelbar darleihende ist, ist schwer zu sagen, da keine eine ganz entsprechende Wortform zeigt, etwa ein Substantiv auf *-on*, wie es gal. *torbon*, span. *turbón*, ast. *torbon* 'Platzregen' ist (Schuchardt, Rom. Etym. II. 183). Ein solches muß aber auch für das Rumän., resp. das Albanes. angenommen werden, da man nur an diese als darleihende Sprachen denken kann: alb. *tęrboń* 'mache wütend', *tęrbonem* 'bin wütend', *tęrbím* m. 'Hundswut'; *turbul*, *trubuł* 'trübe, Trübsinn', rum. *turbá* 'wütend machen', mac.-rum. *trubu* 'bin wütend', *turbure* 'trüb' (aus *turbulus). Das serbokr. *trabun* ist zunächst das Phantasieren des Kranken, z. B. infolge von Sinnesverwirrung durch eine Vergiftung; vgl. die rum. Pflanzennamen: *turbure* 'chaerophyllum temulum, berauschender Kälberkropf' und *turbărie* 'Datura stramonium, Stechapfel' (Schuchardt o. c. 184).

traca.

Das slov. *traca* bedeutet 'irdene Bratpfanne'. Indem hier das Hauptmerkmal auf irdene ruht, hängt das Wort offenbar mit lat. **terraceus* 'zur Erde gehörig, irden' zusammen, wiewohl die in Betracht kommenden romanischen Sprachen und Dialekte kein *terrazza* in der Bedeutung 'irdene Schüssel oder dergl.' besitzen, sondern nur die Bedeutung 'Erderhöhung, Altane, Balkon, zunächst ein solcher mit einem Estrich mit eingelegten Scherben (*terrazzo*)' aufweisen. Einem solchen supponierten *terrazza* *'Schüssel' aus **terracea* kann man das frz. *terrine* 'Art irdenes Geschirr' aus **terrīna* an die Seite stellen. Der Schwund des *e* ist im slovenischen Worte wohl auf eine Analogiewirkung zurückzuführen (vgl. *tracelj* 'Tresse, Borte' aus *Tresse*, das wohl zunächst **traca* ergeben hatte), wenn nicht bereits in der darleihenden

Sprache das aus dem masc. *terazzo* hervorgegangene *trass* (d. *Traß* aus ndl. *tras*, *tiras*, *tieras*, engl. *tarracce*, *tarras* ...) 'aus zersetzten vulkanischen Gesteinen entstandene Masse, in frischem Zustande ziemlich weich und wie Torf mit dem Spaten gestochen u.s.w.' (Sanders III. 1384 c) den Schwund des *e* befördert hat.

traglje, *tralje*.

Slov. *traglje*, *trage* f. pl., serbokr. *tralje* f. pl., *tralja* f. neben *tranja*, poln. *tragi*, slovak. *tragľe*, alles in der Bedeutung 'Tragbahre, feretrum' ist in lautlicher Beziehung noch nicht befriedigend erklärt. Matzenauer, C. s. 350, vergl. *tralje* mit mlat. *trela*, *trillia*, *trila*, *trilla* 'clathri, cancelli', frz. *treille*, *treillis* 'Gitter', niederd. *tralje*, *tralle* 'id.', was indes wegen der Bedeutung und teilweise wegen der Form durchaus nicht paßt, außerdem für das die gleiche Form bietende Serbokroatische zu weit entlegen ist. Miklosich erkannte im Et.Wtb. 360 a richtig deutschen Ursprung. Doch gehen nicht sämtliche angeführten Wörter auf dieselbe Grundform zurück. Slov. *trage*, poln. *tragi* beruht allerdings auf dem d. *Trage* f., hingegen ist *traglje* das d. *Tragel* (in Obersteiermark) 'Holztrage mit vier Handhaben und Netzbeutel' (Unger-Khull 165). Daß für *traglje* von dieser d. Form auszugehen ist und nicht von einem **tragulje*, zeigt slovak. *tragľe*, indem im Slovak. ein **tragulja* das *u* nicht zu verlieren brauchte, wie dies im Slovenischen geschehen kann. Das d. Neutrum sg. ward im Slav. zu einem Pl. tant. wegen der doppelten Handhaben an beiden Enden, zu deren Bedienung überhaupt stets zwei Personen erforderlich sind; vgl. auch *škarje-Schere*. Aus der slav. Form *traglje* hat Miklosich richtig das magy. *taraglya* abgeleitet (Magy. 859); auch Melich, Die deutschen Lehnwörter im Magy. 252, ist geneigt, diese Entwicklung anzunehmen, hält aber doch die Sache für zweifelhaft, weil *traglje* angeblich nur in Ungarn vorkäme. Dies ist in Wirklichkeit nicht der Fall, da *traglje* sogar im slov. Westen, im Küstenlande, bekannt ist. Andrerseits müßten die Slovenen und Slovaken, wenn sie das Wort aus dem Magyarischen entlehnt hätten, statt *traglje* ein **taraglje* haben, wie sie ja auch *šaraglje šaroglje* für d. *Schragen* nach dem magy. *saraglya* sprechen.

Schwieriger ist das serbokr. *tralje* 'Art Heutrage' (*tralji* f. 'feretrum' bei Nemanić II. 23) zu deuten, weil der Schwund des *g* nicht klar ist. Man könnte sich allenfalls auf *trlja* 'mulus barbatus' (Miklosich, Et.Wtb. 360 sub *trelja*, wo jedoch sowohl dieser Ansatz wie auch der Heimat-

schein des Wortes *nsl.* [statt serbokr.] falsch ist) neben *trglja* (bei Vuk) berufen, wenn jenes samt *trija* (Zore im Arkiv *10*, 338) nicht auf ital. *triglia*, dieses aber samt *trigla* (Zore, l. c.) nicht auf griech. τρίγλη beruhte. Noch größere Schwierigkeiten als *tralje* bietet das in Crna gora gebräuchliche *tranja* (*traña*), indem darin die Lautabwechslung $l' > ń$ nicht gut erklärt werden kann. Vuk umschreibt es mit dem türk. *tezgere* (tézgéré), Jukić 621 mit *tralje*. Die sporadische Lautabwechslung dürfte — ein deutsches Wort ist auch in Montenegro nicht unerhört — auf einer Kreuzung mit Substantiven auf *-nja*, *-na* beruhen. Hat vielleicht nicht auch ital. *tráino*, *traíno* 'Ladung, Last, Fuhre, Schleife' mit eingewirkt?

Das serbokr. *tralje* in der Bedeutung 'Fetzen, Lumpen, Hadern, Lappen (am Schnabel der Hühner)' ist natürlich von obigem *tralje* zu trennen und eine einheimische, wenn auch etwas ungewöhnliche Bildung von der Wz. *tьr* : *trěti*. Entstanden ist es nach *tkalja*, *pralja*, ursl. **tьkadlja*, **pьradlja*. Wie *pralja* dem *pьrati*, *perą* entgegensteht, so ward wegen *drěti* neben *dьrati*, *derą*, *dьrą* auch zu *trěti*, *tьrą* ein **tьrati* vorausgesetzt und daraus *tralja* 'das abgeriebene, abgeschabte, das schäbige Kleid, d. h. Fetzen' gebildet. Ein solches **tьrati* setzt auch das slov. *trača* 'Handtuch' (neben *tiraču*) und poln. *tracz* 'Sägemüller' voraus. Das neben *tralja* vorkommende *trulja* 'lacinia' ist wie *vrulja* keine Bildung mit *-lja* — wie Miklosich VG. II. 106 meint —, sondern gehört unter die Bildungen mit dem Suffix *-ulja* wie *odrpulja* 'pannus', *grebulja* und ähnliche, worunter wir bei Miklosich VG. II. 112 dem *vrulja* neuerdings begegnen.

Zu *trs*.

Ich habe über *trs* 'vitis etc.' bereits im Archiv XII. 471 f. gehandelt und dem dort gesagten nur hinzuzufügen, daß, ähnlich wie die Slovenen, auch die Italiener den Kukuruzkolben mit *torsolo* (del grano turco) bezeichnen und daß man auch in der d. Oststeiermark *Durse* und *Turse* (Turs) f. 'Strunk, Stumpf' spricht und *Tursenpfanne* 'Bez. für eine besondere Art strunkartig geformter Pfannen' in einer steir. Urkunde aus dem Jahre 1680 vorkommt. (Unger-Khull 185). Bei Mikl. Et. Wtb. findet sich das Wort auf S. 364 b, aber unerklärt. Neuerdings hat sich mit dem Wort Ferd. Sommer, Griech. Lautstudien 57, beschäftigt und es als echt slavisch mit gr. θρινία· ἄμπελος ἐν Κρήτῃ (Hesych) verknüpft, welches er auf **trisniā* zurückführt. Ein **triso-*, das man dann dem slav. Wort zu grunde legen müßte, würde aber nur ein **trьchъ* ergeben. Die slavischen

Wörter *trs* 'Strunk, Rebe' sind daher nach wie vor als fremd anzusehen und zu *thyrsus*, *tursus*, θύρσος 'Strunk, Thyrsusstab' zu stellen, cf. Körting[2] pg. 859, 860, Nr. 9532.

trušec.

Im slov. *trušec* 'Speisenträger' (Miklosich, Et.Wtb. 363b sub trukčašij) ist der Ausgang *ec* nicht das eigentl. slavische *-ьcь*, sondern es ist nur durch Übertragung (Volksetymologie) aus der deutschen Endung *-(s)œze* in *truhsœze* entstanden, wie etwa *šnopɔc* aus d. *Schnaps*. Dieses *trušec* (*trušьcь) ward in der Folge als nomen actoris aufgefaßt und dazu ein Verbum *trušati* gebildet, das seinerseits den Stamm für die Neubildung *trušar* 'Truchseß, Speisenträger' abgab. Das slov. *trunšar* dürfte daraus mit Einwirung von *transírati*, *tranšerati* 'tranchiren' entstanden sein. In *trušec* ist das dem d. *chs* (*hs*) entsprechende *kš* zu *š* vereinfacht worden, wie auch sonst häufig (puša — pukša etc., vgl. oben *šafti*).

urbas.

Das slov. *urbas* m. bedeutet 'Oberleder der Schuhe'. Pleteršnik führt s. v. aus Cafs Nachlaß ein schlesisch-d. *Fürbuß* 'Vorschuh' zur Vergleichung an. Das Wort ist das d. *Fürfuß*, das im deutschen Teile Steiermarks gleichfalls, wie im Sloven., 'Oberleder für Schuhe' bedeutet (Unger-Khull 259). Aus *Fürfuß-Vorfuß* bildete der Slovene zunächst **borbus*, **burbus*, **vurbus*, **urbus*, daraus durch die Mittelstufe *urbos* endlich *urbas*, indem das *o* dem *a* der Endung des gen. und instr. sg. (*am*) assimiliert ward.

vadvačka f.

Das slov. *vadvačka*, welches Megiser mit 'Watsack, bolgia, tasca, bisaccia' erklärt, habe ich in der Schrift »Zur slav. Lehnwörterkunde« 71 betreffs des ersten Teiles falsch erklärt. Das Wort ist nichts anders als das steir.-d. *Weidwatschker* m. 'die Weidtasche' (Unger-Khull 625) von *Weid* 'Weg, Jagd' und *Watschger* 'Reisetasche, Felleisen' mnd. *weske*, *we(t)scher*, *wetsker*, auch *watscher*, worüber Tamm in den IF. IV. 397 handelt: *vačka* entstand aus *Watsckker* (*Watschger*), indem das auslautende *er* wie ein unbestimmter Vokal ə(ę)oder ъ klingt.

vetrih, *wytrych.*

Das slov. *vetrih* m. 'Nachschlüssel, Diebesschlüssel, Beischlüssel'. poln. *wytrych* 'id.', lit. *witrikas* ist nicht unmittelbar aus dem d. *Dietrich* (urspr. Personenname, vgl. Kluge[6] 78), das in čech. *dètrych* vorliegt, sondern aus Formen ohne das anlautende *d*. Eine solche kann ich

aus dem Steirischdeutschen nachweisen: «*Jetrich*: hette er von einem Tradt ein J. gemacht» (Unger-Khull 364). Im Poln. scheint allerdings auch das Präfix *wy* mit eingewirkt zu haben (Korbut, Prace fil. IV. 382, 385, 455); doch muß dies erst später der Fall gewesen sein, indem der Personenname *Dietrich* zu *wietrzych* (Wietrzychowice) ward (neben *Dzietrzech*). Daß *w* im Anlaut selbst vor einem palatalen *ę* antritt, zeigt poln. *Węgelsztejn* aus *Engelstein*, doch war hier sicher *węgle* 'Kohle' mit im Spiele. Was der Grund für den Schwund des anlautenden *d* im Deutschen ist, ist dunkel; vielleicht haben Wörter mit *it*, einer alten Vorsilbe, dem lat. *re-* entsprechend, eingewirkt, z. B.: it-rueken, itaruchan, itteriehen 'ruminare' etc. (Schmeller-Frommann I. 176).

všegarica.

Das slov. *všégarica* 'babica, die Hebamme, Geburtshelferin', *všégarstvo*, *šégarstvo* (šegârstvo) 'die Kunst einer Hebamme', *všegârim* 'zur Geburt helfen' schien mir ein von Pohlin gebildetes Wort zu sein. Ich tat dem Mann Unrecht; die lautliche regelrechte Entwicklung zeigt, daß das Volk es entlehnt hat und zwar aus dem Deutschen: steir.-d. *Beseher-ei* 'Wartung einer Wöchnerin': »was ich in Psechereyen gewonnen«; *Beseher-in* (*Bsechnerin*) 'Weib, das eine Wöchnerin bedient, Wärterin für eine Kindbetterin, Hebamme', *Besehschaft* 'Hebammendienst' (Unger-Khull 72); bair. *Beseh-Amm*, *Besech-Amm*, *Bseehnerin*, *Bsennerin* 'Frau, welche einer Wöchnerin beisteht und die ersten 4 oder 5 Wochen hindurch die Warte des Kindes besorgt; *pischan* = *besehen* ein Kint oder ein wibe; der *Bsehher*, *Bsehherin*, Schmeller-Frommann I. 246; nöst. *Bsenarin* 'Wochenbettwärterin' (Castelli 98); mhd. *besëhen* 'beschauen, besuchen, besorgen, für etw. sorgen'. Aus *besëhen*, *bsechen* entstand zunächst **pvžegati*, *pšegati*; dies ergab dann **všegati*, wovon *všegar*, *všegarica*, zuletzt *šegarstvo*, (wie aus *pvšeno*, *pšeno*, *všeno*, *šeno*, aus *pvšenica* — *všenica*, *šenica*) ward. Ähnlich ist das d. Präfix *be-* geschwunden in *štant*: v štant dati 'verpachten', das nicht das d. Stand, sondern das d. *Bestand* ist: *pštant* (cf. Časopis za zgod. in nar. I. 49 aus d. J. 1775), woraus **vštant* und daraus erst *štant* ward. Bei Beurteilung des Schwundes von Präfixen oder anlautenden Silben hat man überhaupt vorsichtig zu sein. Würde jemand sagen, slov. *škant* 'Geige, Violine' sei aus *Diskant* durch Abfall von *di-* entstanden, so würde er damit kaum eine richtige Vorstellung von dem ganzen Vorgang beweisen; vielmehr ist das unbetonte *i* der ersten Silbe zunächst zum Halbvokal herab-

gesunken und dann geschwunden, worauf **dškant* zu **tškant*, darin aber die Lautgruppe *tšk* (*čk*) zu *šk* vereinfacht ward.

Zu *željar*.

Das sloven. *željar*, slovak. *želiar*, č. *želíř* u.s.w. 'Inwohner, Häusler' habe ich bereits Archiv XIV. 554 f. erklärt und hingewiesen, daß es auf einer Form des d. *Seldner*, *Selder* 'Bewohner eines Seldhauses' beruht, worin *ld* zu *ll* ward. Man findet dies z. B. auch im Personennamen *Fellner*, *Feller* für *Feldner*, *Felder*. Nun kann ich diesen Lautwandel bei unserem Worte selbst nachweisen: steird. *Gesöller* 'Bezeichnung für gewisse Knechte bei der Meierei Seckau' (Unger-Khull 289); auch der Häusler oder Inwohner ist gegenüber dem Besitzer, auf dessen Boden er wohnt, zu gewissen Arbeiten und Leistungen verpflichtet. Die *i* enthaltenden Formen unseres Wortes in einigen Sprachen, so im magy. *sillyer*, *zsillér*, woraus das serb. *žiljer* stammt, lassen sich aus dialektischen d. Formen wie steird. *Sille* = Selde (Unger-Khull 596) erklären.

žlombrt.

Ich habe in meiner Abhandlung »Zur slav. Lehnwörterkunde« 76 (Denkschriften WAW. L.) das istročak. Wort *žlombrt* 'pars carnis porcinae dorsalis' aus dem d. *Lungenbraten* mit Vorschlag des *s* (slav. *ž*) wie in den benachbarten ital. Dialekten, wo es auf *ex*, *dis* beruht, erklären zu können geglaubt. Diese Ableitung ist im ganzen ersten Teil unrichtig. Das Wort ist identisch mit dem in einer Glosse vorkommenden d. »*schlawbrät* lumbus« (das *aw-ow* undeutlich), »*sloucprato* vel scubiline, inductilis«, »*Schlachpratte*«, »porci *schlagbradales*«, alles bei Schmeller-Frommann II, 518, der von **Schlaug* ausgehen will; näher scheint indes zu liegen mhd. *slûch*, *sluoch* 'die Haut, der Schlauch', und wenn man bei Schmeller die Stelle aus der Münchner Schlachtordnung v. 1529 betrachtet, wo es heißt »Hochrucken, Schlachpratte und das Abprät umb 3 dn.«, so ist damit wohl der sogenannte 'Netzbraten' gemeint, der in der Gedärmenetzhaut wie in einem Schlangenschlauch gebraten wird. Später erst ward daraus die aus Schweinefleisch gemachte Wurst (*slovbrate* farcilio). Verschieden davon ist »lumbus slierbraten« bei Schmeller-Frommann II. 533 sub Schlier; an ein **sliemprato* 'Braten in der Netzhaut (= *sliem*)' zu denken verbietet das *o* des slavischen Wortes. In *žlombrt* wird *m* demnach ein sekundär vor *b* entwickelter Konsonant sein, worüber meine zitierte Schrift pg. 10, 11, 79 zu vergleichen ist.

žventuljica.

Das čak. *žventuljica* 'Fächer, ventaculum' (Nemanić II 52) ist aus dem Italien. entlehnt: triest. *sventola* 'ventaglio', *sventola* del fogoler 'ventola', *sventolar* 'soffiare, ventolare' (Kossovitz[2] 457 b); istroit. (rov) *žguę̨ntula* 'ventaglio' (Ive 34); in der ital. Schriftsprache *sventolare* 'lüften' aus **exventilare.*

Graz. *K. Štrekelj.*

Polonica.

Nach längerer Pause nehmen wir die, Archiv XXV, S. 74—101, unterbrochene Berichterstattung wieder auf, wobei wir, um den in fast vier Jahren aufgehäuften Stoff bewältigen zu können, größte Knappheit der Berichte uns zur Regel machen müssen. Wir erledigen vorerst die Fortsetzungen der bereits a. a. O. besprochenen Publikationen. Von K. Estreichers Bibliographie ist Band XIX und XX erschienen, der Buchstabe K, 487 S., 1903; 436 und XXII (Nachträge) S., 1905; immer weniger vermag der Literarhistoriker dieses Werkes zu entbehren, immer dringender wird der Wunsch nach einer rascheren Förderung dieses Grundfundamentes der Literatur von 1500—1800. Das große Warschauer Wörterbuch, Słownik języka polskiego, ist bis Heft 20 gediehen, bis *Pifel*, d. i. Band IV, S. 25—184; nach dem vorzeitigen Tode des Mitarbeiters und Herausgebers (Karłowicz, vgl. Nekrolog in Bd. XXVI) wird das Werk von A. Kryński und Wład. Niedźwiedzki gezeichnet; der III. Band, mit O abschließend, zählte 935 S., doppelspaltiges Lexikonformat mit sehr engem Druck. Von dem Mundartenlexikon von J. Karłowicz, Słownik gwar polskich, ist nach dem Tode des Verfassers und als der folgende Herausgeber, Wł. Taczanowski, in der Mandschurei gefallen war, der IV. Band durch Prof. J. Łoś besorgt worden (Słownik gwar polskich, IV, Krakau, Akademieverlag 1906, Buchstabe P bis S); von desselben Verfassers Lehnwörterbuch, Słownik wyrazow obcego a mniej jasnego pochodzenia, kam das Schlußheft (3, Krakau 1905, S. 333 bis 408), die Buchstaben L, Ł, M und einzelne Ausdrücke von N bis Ż umfassend; so bleibt das sehr verdiente Werk leider ein Torso. Von der

Historischen Bibliographie von Prof. Lud. Finkel erschienen zwei neue Hefte, das treffliche Werk geht einem raschen Abschlusse entgegen; Teil III, S. 1143—1671, enthält die Bearbeitungen der politischen Geschichte, bis 1830; hierauf von S. 1417 ab die zahlreichen Berichtigungen und Nachträge (Literatur bis 1900); es steht noch ein Heft aus (Geschichte von Personen und Ortschaften, sowie das Autorenverzeichnis). Um mit Bibliographien aufzuräumen, sei erwähnt, daß im Auftrage der Akademie Prof. Korn. Heck die Bibliographie von 1880—1900 (die Estreichersche des XIX. Jhs. hatte ja nur bis 1880 gereicht) in erschöpfender und mustergültiger Weise herausgibt; bisher erschien der I. Band, A—F, 1906. Von bibliographischen Hilfsmitteln sei der bewährte Przewodnik bibliograficzny genannt, den nach dem vorzeitigen Tode von Kustos Wł. Wisłocki Prof. K. Heck weiter herausgibt; einen knappen Przegląd Bibliograficzny giebt die bekannte Warschauer Firma Gebethner und Wolff unter der Redaktion von H. Galle heraus; die Warschauer Książka (Redaktion von Ad. Mahrburg) hat sich trefflich eingebürgert, ist jetzt in ihrem VI. Jahrg., bringt wie die Deutsche Literaturzeitung namentlich gefertigte Rezensionen; besonders reichhaltig ist der literarhistorische und belletristische Teil vertreten. Von Zeitschriften sei erwähnt der Kwartalnik historyczny, jetzt unter der Redaktion von Direktor A. Semkowicz, von dem eben ein Doppelheft vom XX. Jahrg. erschienen ist, 395 S.; aus dem reichen Inhalt sei wenigstens hervorgehoben Prof. O. Balzers eingehende Kritik des neuen Handbuches von St. Kutrzeba, Historya ustroju Polski w zarysie, Lemberg 1905 (Polens Verfassungsgeschichte, ein sehr nützliches, trefflich orientierendes Werk), und die Arbeit von Kopysłiański über Michajtuszka Zygmuntowicz, den litauischen »Großfürsten« und sein tragisches Ende. Neben dem Lemberger Kwartalnik ist in Warschau ein Bruderorgan entstanden, der von J. K. Kochanowski in Zweimonatsheften herausgegebene Przegląd historyczny, der Rezensionen neuer Publikationen dem Kwartalnik überläßt und selbst in monographischen Skizzen allerlei Fragen polnischer Geschichte behandelt, zumal Verfassungs- und Lokalgeschichtliches; er hat sich bereits bestens eingeführt. Auch der Pamiętnik literacki entwickelt sich, unbeschadet eines völligen Redaktionswechsels, vortrefflich, unter Prof. T. Pini, jetzt im IV. Jahrg., ein besonders stattliches Heft war dem Rejjubiläum gewidmet; darin finden wir z. B. das Studium von Józef Ujejski, Pojęcia Reja dotyczące Polaka i Polski, 60 S., u. a.; das Heft erschien auch besonders, Pamięci Mik. Reja z Nagłowic 1505

bis 1569, Lemberg 1906, 193 S. 8°; die Charakteristik des Dichters durch Prof. St. Dobrzycki eröffnet das Heft. Von den alten bewährten Zeitschriften, der Biblioteka Warszawska, dem Lemberger, meist historisches Material bringenden Przewodnik naukowy i literacki von dem Krakauer Przegląd Polski unter der Redaktion von Graf Prof. Mycielski und Przegląd Powszechny, herausgegeben unter der Redaktion von P. Pawelski soc. Jes., sei nur der ungestörte Fortgang hervorgehoben. Weniger erfreulich steht es um unsere ethnographischen und archäologischen Publikationen; die Warschauer Wisła und der Swiatowit (VI. Band, Warschau 1905, 206 S. und 14 Tafeln, ausschließlich der Archäologie gewidmet, mit reichem bildnerischen Schmuck in allen Bänden), unter der Redaktion von Erazm Majewski, sowie der, bald Lemberger, bald Krakauer Lud (unter wechselnden Redaktionen), kämpfen noch immer um ihre Existenz; die Kränklichkeit von Majewski, der Tod von Prof. A. Kalina in Lemberg gefährden die Weiterführung, doch ist jetzt Hoffnung vorhanden, daß nach der endlichen Milderung des über Warschau lastenden vierzigjährigen Druckes der Bildung polnischer gelehrter Vereine keine unübersteigbaren Hindernisse mehr den Weg verlegen dürften und an solche könnte dann die Herausgabe der Wisła angelehnt werden. Ihrem Begründer, Karłowicz, dessen letzte gedruckte Arbeit, O człowieku pierwotnym, Lemberg 1903, S. 163, 8°, der von ihm so eifrig gepflegten Ethnographie wieder entnommen war, widmete pietätsvoll die Wisła eine besondere, von Fachmännern (Kryński, Łopaciński u. a.) gemeinschaftlich (nach den Disziplinen: Grammatik, Folklore u. a.) bearbeitete, ausführliche Gedenkschrift, Życie i prace Jana Karłowicza 1836—1903, Warschau 1904, 379 S., gr. 8°. Vorläufig, wir wollen hoffen, nicht auf allzulange ist die weitere Herausgabe der Wisła mit dem XIX. Bande (Warschau 1905, VIII und 567 S., 8°) eingestellt worden. Ähnlich schlimm, wie der Wisła, ergeht es den Prace Filologiczne in Warschau, deren VI. Band seit Jahren gedruckt, aber nicht herausgegeben ist; A. Kryński ist so überhäuft durch Arbeiten am Wörterbuch und an der Großen Warschauer Enzyklopädie, daß er für die Redaktion der Prace keine Muße mehr erübrigen kann. Auch der Poradnik językowy, ein periodisch erscheinender »Brus« (Prager seligen Andenkens!), unter der Redaktion von Dir. Rom. Zawiliński, gedeiht materiell nicht am besten, doch ist die Notwendigkeit eines solchen Organs, zumal unter unseren verfahrenen Schulverhältnissen, so evident, daß, falls dies Organ nicht existierte, ein anderes ähnliches neu geschaffen

werden müßte; es bietet eine Fülle von Belehrung, mögen auch einzelne Positionen oder gar Grundsätze noch so anfechtbar sein. In diesem Zusammenhange sei auch genannt Prof. Ar. Passendorfers lexikalisch geordnete Błędy językowe, 2. vermehrte Ausgabe, Lemberg 1904, VIII und 238 S. 8°, ein sehr nützlicher und praktischer Wegweiser im Irrgarten polnischer Orthographie und Orthoepie, falls ich diesen Terminus in übertragenem Sinne (von Wort und Phrase namentlich) anwenden darf. Der Kuriosität halber nenne ich eine nordamerikanische Publikation: ein patriotisch gesinnter, um das nationale Empfinden und — Sprechen besorgter Lehrer, B. E. Góral, gibt in St. Francis, Wiscountin, schon im zweiten Jahrgang einen Orędownik Językowy (Sprachwalt oder Sprachwart) dla wychodźtwa polskiego w Ameryce allmonatlich heraus; neben populärem Lesestoff (heimische Bräuche, Anekdoten u. dgl.) werden die gewöhnlichsten Fehler des Zeitungs- und Verkehrspolnisch in Amerika unnachsichtlich gerügt. Man gewinnt so einen Einblick in ganz ungeahnte Verhältnisse.

Unter neuen Zeitschriften sei der Posener Przegląd Kościelny, Monatsschrift, herausgegeben von St. Okoniewski, jetzt im fünften Jahrgang erwähnt. Diese in erster Reihe den Bedürfnissen der Geistlichkeit dienende Publikation bietet so hervorragende historisch-literarische Beiträge, daß sie nicht übergangen werden darf. Zu ihren Zierden gehört das quellenmäßige Studium von Warmiński über Samuel Andreä und Jan Seklucjan, die ersten Posener Protestanten, nachher in Preußen bei Herzog Albrecht tätig, Seklucjan auch als Drucker (Evangelien usw.); man muß diese Studie mit der fast gleichzeitigen des Pastor Theodor Wotschke in der Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen XVII, 1902, vergleichen, um den kolossalen Vorzug der polnischen zu würdigen; ich nenne gleich hier die übrigen Arbeiten von Wotschke in derselben Zeitschrift über polnische und litauische Protestanten aus der Mitte des XVI. Jhs., Eustach Trepka, Lismanini, Abraham Culvensis, weil sie, aus den ungehobenen Schätzen des Königsberger Archivs hauptsächlich geschöpft, manches neue und wichtige bieten; in derselben Zeitschrift ist zuletzt auch des verstorbenen Breslauer Professors J. Caro nachgelassene Schrift über Andreas Fricius Modrzewski, den berühmten Reformschriftsteller, erschienen, leider eine unvollendete Arbeit. Da wir schon bei Protestanten sind, nenne ich eines Petersburgers Herrn, H. M., treffliche, aus urkundlichem Material der Synodalakten zusammengestellte Übersicht aller polnischen protestantischen Kirchen und Großwürden-

träger, samt ausführlicher Mappe (Zbory i senatorowie protestanccy w dawnej Rzeczypospolitej, Warschau, 1905, 8°).

Doch kehren wir zum Przegląd Kościelny zurück. Von anderen uns interessierenden Arbeiten seien genannt Beiträge zur humanistischen Geschichte des lic. Kazim. Miaskowski (über Petrus Ridzinius u. a.); Kataloge der Handschriften der Posener Seminarialbibliothek; besonders jedoch des Bischofs Henr. Likowski, des bekannten Historikers der ruthenischen Kirchenunion, Studie, Kwestja unji Kościola wschodniego z zachodnim (in Konstanz, über Camblak, die Angaben von dessen neuesten russischen Biographen, Jacimirskij, Grigorij Camblak, očerk jego žizni etc., Petersburg 1904, ergänzend u. a.), eine treffliche, streng objektive, eine Menge von Quellen verarbeitende Studie (noch unvollendet). Neben einer theologischen Zeitschrift darf wohl die bei Gelegenheit der Marienfeier (Jubiläum des Dogma von der unbefleckten Empfängnis) herausgegebene Księga pamiątkowa Marjańska, in drei starken Bänden, genannt werden: Der erste, einleitend, schildert die Feier selbst, 317 S.; der zweite, A, 687 S., erläutert den polnischen Muttergotteskult in Literatur, Kunst, Musik, im allgemeinen wie nach den einzelnen Orden; der zweite, B, gibt auf 300 Seiten eine polnische »Mariologie«, d. i. die bibliographische Übersicht, 3546 Nummern, durch Prof. Wilh. Bruchnalski (mit Ausschluß von Handschriften und Aufsätzen in Zeitschriften; nur Einzeldrucke); auf 400 Seiten endlich die Geschichte der einzelnen polnischen Muttergottesbilder und deren Kulte, nach den einzelnen Provinzen geordnet (Lemberg 1905). Hierher gehört auch die schöne Schrift von Prof. Jozef Tretiak, Najświętsza Panna w poezji polskiej, Krakau 1904, 117 S., im Grunde ausgewählte Kapitel aus der literarischen, zumal poetischen Geschichte dieses Kultes, vom XIII. Jh. an bis Ujejski und Lenartowicz.

Von spezielleren periodischen Publikationen sei genannt der Rocznik Krakowski, wydawnictwo Towarzystwa miłośnikow historji i zabytkow Krakowskich (Redakteur Prof. St. Krzyżanowski, dem wir die treffliche Ausgabe der Krakauer Schöffenbücher 1365—1376 und 1390 bis 1397, Księgi ławnicze krakowskie, 1904, verdanken), VII. Bd., Krakau 1905, 272 S., gr. 8°. Der Band enthält u. a. die treffliche Monographie von Ptaśnik über die berühmte Familie der Bonary (verwandt mit dem deutschen Fabeldichter Boner?), die nach Krakau eingewandert, reich geworden, zu Kunstmäzenen und Großwürdenträgern der Republik geworden sind; in früheren Bänden gab es ähnliche Untersuchungen von

Prof. Krzyżanowski über die noch heute lebende, gräfliche Familie Morsztyn, einstige Krakauer Bürger Mornstein, von Kutrzeba über die Familie des berühmten Wierzynek (Wirsing). Sonst finden wir in dem Bande eine Studie von E. Długopolski über die Rebellion des Krakauer Vogtes Albert von 1312, von L. Rymar über Krakaus Beteiligung an den großen und kleinen Tagungen der Republik u. a. Der V., ein Jubiläumsband, gab eine Geschichte von Krakaus Kultur nach allen Richtungen (Architektur, Skulptur, Malerei usw. von Fachmännern, K. Gorski u. a.). Warum wir dies alles erwähnen, s. u.

Neben der Krakauer Publikation verdient Erwähnung die am weitesten nach Westen vorgeschobene der Thorner (polnischen) gelehrten Gesellschaft, obwohl sie, mit richtigem Verständnis, nur die lokale Geschichte und Altertumskunde, ungleich seltener auch Philologie und Ethnographie pflegt. Ihre Fontes, zuletzt Band IX, Thorn 1905, S. 595—786, bringen die für die Lokalgeschichte (Kirchen- und Kulturgeschichte) schätzbaren Visitationes Episcopatus Culmensis Andrea Olszowski culmensi et Pomesaniae episcopo a. 1667—1672 factae, die Dr. theol. Bruno Czapla herausgibt. Ihre Roczniki, Band X, Thorn 1903, 268 S.; XI, 1904, 265 S.; XII, 1905, S. 129—466, 8° enthalten vor allem die erschöpfende Monographie von St. Kujot, wer denn die Pfarreien in der heutigen Kulmer Diözese gegründet hätte (nicht der deutsche Orden, wie einseitig angenommen wird), mit einer Fülle topographischer und historischer Angaben aus Urkunden und allen erreichbaren Quellen. Daneben finden wir archäologische Exkurse, Abdruck alter Inventare (der Starosteien u. dgl.), lokalgeschichtliche Aufzeichnungen und vor allem eine erschöpfende Bibliographie aller auf die polnische Bevölkerung in Pommern und West- und Ostpreußen bezüglichen Arbeiten, mit kritischen Bemerkungen, z. B. mit richtiger Zurückweisung der Lorenzschen phantastischen Einfälle. Die Publikationen der polnischen Posener gelehrten Gesellschaft besprechen wir in den einschlägigen Rubriken und gehen, von periodischen Zeitschriften und Veröffentlichungen, zu selbständigen Werken über.

Zuerst sei eben ein im Auftrage der Posener gelehrten Gesellschaft erschienenes grundlegendes Werk genannt. Aus den oben erwähnten Studien von Prof. Dr. J. Warmiński ging ein stattlicher Band hervor, der schönste, gediegenste Beitrag Posens zur Rejfeier (s. u.): Andrzej Samuel i Jan Seklucjan, Posen 1906, XVI und 550 S. gr. 8° (von S. 482 ab Annexa, ungedruckte Briefe und Memoiren der Zeit). Eine geradezu ausgezeichnete Leistung, die erst jetzt den ganzen Umfang der Tätigkeit

Seklucjans, auch auf Grund vorher ganz unbekannter oder verschollener Drucke und Schriften, erkennen läßt. Der gelehrte, objektive Verfasser zerstört alle Märchen, die z. B. über Seklucjan noch Lubowicz in seiner sonst so genauen Reformationsgeschichte dem Łukaszewicz nachgesprochen hatte, und widmet erfreulicherweise gerade der literarischen Tätigkeit, zumal der Evangelienübersetzung (Anteil des Murzynowski, alte Vorlage u. dgl.), sowie der theologischen Polemik des Posener Exzöllners und Königsbergers Propagandisten die eingehendste, streng quellenmäßige Untersuchung. Die Lektüre dieses auf jeder Seite von dem milden und gerechten Urteil eines erfahrenen, vorsichtigen Gelehrten bestens zeugenden Buches gewährt hohen Genuß; es bleibt einer der schönsten Beiträge zur Religionsgeschichte und den konfessionellen Kämpfen des XVI. Jhs. in Polen, jedenfalls der gründlichste, den wir besitzen — in gleicher Ausführlichkeit und Genauigkeit ist keine andere Episode bisher behandelt worden. Das Werk ist Bischof Likowski zugeeignet.

Wir bleiben vorläufig im Bereiche des so fesselnden, vielförmigen, literarischen Treibens dieser Zeit.

Die von der Krakauer Akademie herausgegebene Biblioteka Pisarzow Polskich hat unter der Redaktion des schaffensfreudigen, keine Mühe scheuenden Schulrats Prof. emer. J. Czubek einen außerordentlichen Aufschwung genommen; es wird jetzt ungleich mehr und ungleich besser herausgegeben; die eigentliche Last des Druckes übernimmt, auch stillschweigend, der eben Genannte. Ich verzeichne die neu erschienenen Nummern: Nr. 42 gab der Warschauer Literarhistoriker Ign. Chrzanowski zum ersten Male vollständig die Gedichte (auch die handschriftlichen, erotischen) des jüngeren Zeitgenossen und Rivalen des Kochanowski Mikołaj Szarzyński heraus; ebenderselbe, Nr. 43, die Erotika und Fazetien eines anonymen Protestanten von 1570; besonders die Fazetien und Lebensbilder (Tatareninkursion; Zechgelage und dessen Störenfried u. dgl.) sind durch ihre Originalität und Frische bemerkenswert. Nr. 44, des Bart. Paprocki Koło rycerskie (Ritterkreis d. i. Versammlung, Bearbeitung in Versen des mittelalterlichen Dialogus creaturarum) gab Prof. W. Czermak heraus. Ich veröffentlichte die Nummern 45, 47, 48: Sejm piekielny (Teufelstag, nach der Ausgabe von 1622), interessant wegen der Fülle folkloristischen Materials, in Versen, satirisch und moralisierend zugleich; sowie zwei Anekdotensammlungen, Facecye polskie, nach einer Ausgabe von 1624 (die erste und ältere ist unbekannt;

in die russische Übersetzungsliteratur des XVII. Jhs. ist eine Auswahl dieser Fazetien übernommen), die meist fremdes Gut enthalten, aber in einer vortrefflichen, naiv frischen und täuschend volkstümlichen Bearbeitung; sowie Co Nowego, nach einer Ausgabe von 1650, die zum Unterschiede von den Facecye fast ausschließlich einheimisches Gut (mit Nennung von Namen u. dgl.) bietet, weniger humoristisch als charakteristisch für Land und Leute. Nr. 46 gibt den zweiten (Schluß) Teil des Tassoschen Goffred in der Übersetzung des Piotr Kochanowski, besorgt durch Dr. Luc. Rydel. Nr. 49 ist die »höfische Komödie« des P. Baryka, Z chłopa krol (der aus Shakespeare und Hauptmanns, Schluck und Jau, bekannte Stoff von dem Betrunkenen, der als König erwacht), vom Jahre 1637, herausgegeben von Dr. Lud. Bernacki. Nr. 50—52 enthält, aus Handschriften, ein Hauptwerk, desselben Piotr Kochanowski, der das befreite Jerusalem 1618 übersetzte und druckte, Übersetzung des Rasenden Roland; die polnische ist unter den europäischen die vierte und geht der deutschen voran; sie zeichnet sich durch eine energische Diktion aus, doch fehlt der letzte Schliff. Gedruckt waren bisher von ihr nur die ersten 25 Gesänge, nach einer einzigen Handschrift, 1799 (durch Przybylski in Krakau); jetzt hat alle 46 Gesänge, auf Grund von acht Handschriften Prof. J. Czubek veröffentlicht und seine recht schwierige Aufgabe meister- und musterhaft gelöst, in drei stattlichen Bänden, mit den Variae lectiones, Erläuterungen und reichlichen Indices von Namen und Worten (Band III, S. 398—474). Nr. 53 ist Abdruck eines verstümmelten Unicum, Spraua a lekarstua konskie Conrada krolewskiego kowala 1532, ein (übersetztes) Buch von Pferdekrankheiten, herausgegeben und erklärt von Dr. Andr. Berezowski, 1905, 48 S. Neben dieser Veterinärschrift sei genannt die neu aus einer Handschrift der Jagellona herausgegebene Übersetzung zweier Abschnitte aus dem Enchiridion Medicinae des Simeon de Lowicz, 1537 (Krakau 1904), Rezepte für allerlei Krankheiten: ich erwähne daraus die »kaschubischen« Genetive plur. *brodawk, psink* (für »polnisches« *brodawek* usw.), häufiges *uterty*, nicht *utarty*.

Von der Biblioteka zapomnianych poetow i prozaikow polskich XVI—XVIII w. des Warschauer Professors Teod. Wierzbowski erschienen: Nr. XVI, St. Orzechowski, opowiadanie upadku przyszłego polskiego von 1560 (Umarbeitung eines schon früher gekannten Briefes, mit einer sanglanten Antwort des Angegriffenen, Krowicki, eines Protestanten); nr. XVII, Kiermasz wieśniacki (Dorfkirmeß, Erotisches und Fazetien, im Volkston,

in Versen, um 1615); Nr. XVIII, Komedya rybałtowska (Ribaldenkomödie, satirischen Genres, auf das Treiben der adeligen, konföderierten Soldateska, außerordentlich frisch und witzig durchgeführt) i Sołtys z Klechą von 1616, Jesuitenkomödie, eigentlich komische Intermedien zu Schuldramen (der Latein lernende Bauer u. ä.). Nr. XIX, Pieśni, tańce i padwany XVII wieku, Abdruck von drei Brochüren aus der ersten Hälfte des XVII. Jhs., die Liebeslieder, manches im Volkston, manches in kleinrussischer Sprache, einiges obszön, enthalten; ein und das andere davon, wie auch aus der Dorfkirmeß von 1615, ist bis heute im Volksmund erhalten geblieben — ein nicht uninteressanter Beitrag und Beleg zur Geschichte des Volksliedes, das mehr aus gedruckten Texten, d. h. solchen individuellen Schaffens schöpft, als man gemeiniglich anzunehmen beliebt. Nr. XX ist Dyalog albo Rozmowa Flisa z Kursorem, vom Jahre 1611, eine Jesuitenschrift gegen das Vorgehen des Danziger Magistrates in Sachen einer Klosterrevision, frisch vorgetragen. Nr. XXI Wolność Polska etc., eine politische Schrift von zirka 1730, im Dialoge zwischen einem Polen und einem Franzosen das Wesen der goldenen Freiheit, richtiger Anarchie und Unfreiheit, freimütig erläuternd. Nr. XXII enthält Briefe des Kardinals Dönhoff, aus Italien, an seine Schwester, die Wojewodin Kątska, von 1686—1697 gerichtet, unbedeutenden Inhaltes. Der Herausgeber kann nicht mehr viel Muße dieser Sammlung widmen, da ihn einerseits die Herausgabe der Regesten zu dem Urkundenschatz des Warschauer Kronarchives beschäftigt, wovon der erste Band (lateinisch) erschienen ist, umfassend die Regierungszeit Kasimir IV.; andererseits gibt er eine Fülle von Quellen zur Geschichte des polnischen Schulwesens im ausgehenden XVIII. Jh. heraus, unter dem Gesamttitel: Komisya edukacyi narodowej, 1780—1793, das sind die Protokolle der Schulvisitationen und die Rapporte der Schulpräfekten, die alljährlich an die Edukationskommission (d. h. eine Art Unterrichtsministerium) aus den Bezirksschulen Warschau (1782—1789, V und 86 S.), Łęczyca usw. gerichtet wurden; der Inhalt ist etwas einförmig, wie bei Schulgeschichten überhaupt, aber für die Erfolge des neuen Unterrichtswesens sowie für die Schwierigkeiten, die es zu bekämpfen hatte, sehr charakteristisch. Bisher erschienen sieben Hefte, von denen das letzte das ausführlichste. Erwähnt sei, daß die große Sammlung von Schulgeschichten, die in Warschau zur Säkularfeier der Jagellonenuniversität Krakau eingeleitet war (Geschichte der Akademien Wilno, Zamość, der Warschauer Hauptschule u. a.) durch die Herausgabe einer wohl dokumentierten Ge-

schichte der Jesuitenakademie in Połock (1818—1832) zum Abschlusse gebracht ist; die Schrift ist etwas einseitig für den Orden eingenommen und etwas mechanisch abgefaßt (Materyały do dziejow akademji połockiej i szkoł od niej zależnych, von J. G., Krakau 1905, S. 288, 8°).

Unter größeren literarischen Unternehmungen stand im Vordergrunde des Interesses die Rejsche Säkularfeier, d. i. die Feier eines Pfadfinders der polnischen Literatur (geboren 1505). Sie hat ungleich reicheren Ertrag gebracht, als etwa die Kochanowskifeier von 1884; sie machte wett, daß 1869 (Todesjahr des »Dichters« 1569) ohne Sang und Klang für ihn verstrichen war. Die Krakauer Akademie hat ganz besonderes geleistet. Sie ließ das »Zwierciadło« von 1567, die größte prosaische Arbeit des Dichters, wenn wir von seiner Postille absehen, wie im Faksimiledruck herstellen; sie gab meine ausführliche Reymonographie, die bereits im Archiv eine sehr wohlwollende Besprechung gefunden hat, heraus. Eine außerordentliche Tat ist dann Prof. Jan Czubeks Riesenband, Pisma polityczne z czasow pierwszego bezkrolewia, Krakau 1906, XXXVII und 765 S. gr. 8°; es ist dies die erste derartige Publikation. Das Interregnum nach dem Aussterben der Jagellonen (1572), von dem man in Polen alles mögliche, den nahen Untergang, befürchtete und das man glänzend bestand, ohne die geringste Einbuße an Macht und Ansehen, rief eine Flut lateinischer und polnischer Memoiren, Repliken, Dupliken, Dialoge, Pamphlete, Verse, politischen und moralisierenden Inhalts, hervor; manches davon war ja gleichzeitig gedruckt, manches später aus Handschriften veröffentlicht, als Prof. Ulanowski in Krakau den Plan faßte, die ganze einschlägige, erreichbare zeitgenössische Literatur zu sammeln und abzudrucken; durch andere Arbeiten verhindert, trat er Plan und Stoff an Prof. Czubek ab, der die Aufgabe in glänzender Weise gelöst hat. Er hat nicht weniger als 64 prosaische Schriften und 17 poetische veröffentlicht, alles aus einem Zeitraum von nur dritthalb Jahren, das meiste, interessanteste ganz neu gedruckt. Die Schriften sind größtenteils anonym; in der Vorrede sucht er nun die Verfasser zu ermitteln. Mit seinen sorgfältigen und bedächtigen Kombinationen kann man sich meist einverstanden erklären. Die meisten, effektvollsten, populärsten Schriften gehören dem J. D. Solikowski an, dem nachmaligen Lemberger Erzbischof, der sich als Pamphletist ersten Ranges entpuppt; die Schriften, mit denen er für Heinrich von Valois eintritt, sind die glänzendsten der ganzen Sammlung. Dann kommt Dudithius mit lateinischen Dialogen für die Habsburger; Mycielski, vorher ganz unbekannt,

mit ungeschlachten Versen für die Kandidatur Johann IV. des Gestrengen, führt sich bereits nach russischer Weise mit dem Vaternamen auf wicz ein usw. Es ist dies die namhafteste Bereicherung altpolnischer politischer Literatur seit langer Zeit, besonders durch ihre systematische Ausführung, die treffenden Erläuterungen, die Fülle des Stoffes vorbildlich für zukünftige Leistungen der Art. Noch verdient ein kleiner Beitrag zur Literatur des XVI. Jhs. besondere Erwähnung, als glänzendes Muster der Leistungsfähigkeit Krakauer Druckereien: Prof. St. Ptaszycki hat aus einem handschriftlichen Gebetbuch für Frauen (polnisch, Prosa, erste Hälfte des Jahrhunderts) ein beträchtliches Stück abdrucken lassen (Modlitewnik dla kobiet z w. XVI, Krakau 1905), ganz in der Art der Zeit, mit ihrer Orthographie, mit den Randleisten und Initialen, nur die »gotischen« mit »lateinischen« Buchstaben ersetzend, wie dies auch beim Zwierciadło des Rej geschehen ist. Zum Jubiläum sind auch zwei weitere Bände des Archiv für Kultur- und Literaturgeschichte fertiggestellt worden. Endlich ist auf den Anfang Juli 1906 eine Zusammenkunft polnischer Sprach- und Literaturforscher nach Krakau anberaumt; sie konnte nicht, wie geplant war, 1905, wegen der dauernden politischen Wirren in Russischpolen, abgehalten werden; ihr wird zur Beschlußfassung auch ein von mir ausgearbeitetes Projekt der Vereinfachung und Vereinheitlichung der polnischen Orthographie unterbreitet; ich hielt die »Reform« in den bescheidensten Grenzen (*ja* für *ya*; *im*, *ym*, *imi*, *ymi* für alle Maskulina und Neutra; *strzec*, nicht *strzedz*; *upadszy*, nicht *upadłszy* und einiges andere).

Die Akademie regte auch den Gedanken einer Inventarisierung sämtlicher polnischer Handschriften an; Besitzer schicken ihr Kataloge ein, die in der Akademiebibliothek allgemein zugänglich sind; selbst ging sie mit dem besten Beispiel voran, indem sie den rastlos tätigen Prof. Czubek den Katalog ihrer eigenen Handschriftensammlung herausgeben ließ, Katalog Rękopisow Akademji Umiejętności w Krakowie, 1906, III und 313 S. 8⁰ (sorgfältige Register von S. 271 ab); die Sammlung umfaßt 1588 Nummern, die meisten gehören späteren Jahrhunderten an, Correspondenzen und Archivalien aller Art; für uns die interessanteste ist Nr. 1588, aus dem ersten Viertel des XVI. Jhs., Sammlung polnischer Rechtsdenkmäler in polnischer Sprache, die Gesetzgebung von Wiślica, die Magdeburger Urteile, mosaisches Recht (aus dem Deuteronomium) und ausgewählte Regule iuris, ebenfalls polnisch; am Schluß die Geschichten von der Judith (S. 359—414) und Susanna (415—423) — eine nicht un-

wesentliche Bereicherung altpolnischer Literatur darstellend. Und neben diesen außerordentlichen Publikationen erscheinen die regelmäßigen, über die wir unten noch mehrfach zu berichten haben. Wie man sieht, ist die Tätigkeit der Akademie eine sehr rege und fruchtbare, emsige und vielseitige — ein großer Teil dieses Verdienstes gebührt ihrem unermüdlichen Generalsekretär, Prof. Ulanowski, dessen bewunderungswürdige Energie und nie versagender Fleiß mit dem wachsenden Umfang der Arbeit sich nur zu verdoppeln scheinen. Und immer mehr hebt sich der Charakter Krakaus als einer Zentrale polnischer Kunst, Wissens und Literatur; die Tradition der Stadt, die architektonischen und anderen Kunstschätze dieses Nürnbergs des Ostens, ihre Traditionen haben sie dazu ausersehen. Es strömt immer neues hinzu; das im Werden begriffene Nationalmuseum, das einst die alte Königsburg der Piasten und Jagellonen füllen wird, besitzt schon heute durch Schenkungen privater Sammlungen (z. B. die große Lemberger der Frau Helene Dąbczańska), eine beneidenswert reiche Bibliothek, die neben der Universitätsbibliothek und den Sammlungen der Fürsten Czartoryski und des Grafen Czapski, die er der Stadt geschenkt hat, Platz sich erobert hat.

Wir bewegen uns noch immer im Zeichen des Rej. Die Unmasse von Gelegenheitsschriften, Vorträgen u. dgl. sei übergangen, auch die schöne Literatur hat sich des Stoffes bei dieser Gelegenheit bemächtigt, zumal der treffliche Satiriker A. Nowaczyński, der neben einer Komödie, Pan Rej w Babinie (die bekannte Witz- und Narrenakademie, bei Lublin, des Pszonka), ein Bild des Menschen und Autors geliefert hat, das an Drastik, Lebhaftigkeit und Sicherheit seinesgleichen sucht, Wizerunek M. Reja, Warschau 1905, 97 S. — es ahmt in Stil und Ausstattung polnische Bücher des XVI. Jhs. nach. Noch viel weiter ging der Warschauer, durch seine erstmalige Herausgabe polnischer Ex libris bekannte Sammler Wiktor Wittyg; seine Erneuerung der Figliki des Rej, d. i. des Schlußteiles, der Fazetien, aus dem Zwierzyniec des Dichters von 1562 und 1574, ist eine Meister- und Musterleistung. Der Zwierzyniec war schon in der Biblioteka pisarzow polskich durch Prof. Bruchnalski erneuert worden, aber ohne die, vielfach sehr zotigen, aber höchst interessanten Figliki; Wittyg hat sie nun faksimiliert herausgegeben; die Ausgabe ist wunderbar geraten, vom Original (1574) nicht zu unterscheiden, einige Exemplare sind sogar auf Papier des XVI. Jhs. (!) gedruckt. Zu dem Faksimile hat Prof. H. Łopaciński höchst dankenswerte Erklärungen, ethnographische Parallelen, grammatisches und

lexikalisches auf 66 Seiten beigesteuert. Das ganze ist wieder ein Triumph der Krakauer Universitätsdruckerei (unter der Oberaufsicht von Prof. Ulanowski). Dagegen seien Liebhaber alter Sachen gewarnt vor dem »Ucieszne teatrum albo sprawiedliwe niektorych niewiast karanie u Warszawy« des Herrn Mar. Wawrzeniecki (Warschau 1906); trotz des genauen Berichtes über die Auffindung der defekten Handschrift in Rawa, die aus einem Einband stamme, ist das ganze mit seiner altertümlichen Sprache, naivem Stil und den prächtigen gothischen Buchstaben nur ein loser Scherz des Finders, Entzifferers und Herausgebers dieses Berichtes aus der Warschauer chronique scandaleuse von 1527; ich erwähne dies, weil schon manche auf den Leim gegangen sind; typographisch ist die Sache eine Meisterleistung.

So sind wir auf dem Gebiete von Fälschungen angelangt; und unwillkürlich reihen wir hier die äußerst gewissenhafte und sorgfältige, aber in ihren Ergebnissen nicht haltbare Arbeit von Dr. Jan Leciejewski ein, Runy i runiczne pomniki słowianskie, Lemberg 1906, V und 207 S. Wer denkt nicht an die Sponholzschen Fälschungen, die Prillwitzer und Neustrelitzer Götzen! Wohl weist sie der Verf. nachdrüchlichst ab, aber ist er nicht selbst in einem schweren Irrtum begriffen, wenn er die böhmischen Runen des Krolmus und den slovakischen Grenzstein mit seinen unglaublichen Raumbestimmungen ernst nimmt? Und wenn ich die Echtheit der berühmten oder berüchtigten Mikorzyner Steine voll zugeben möchte, die Lesung ihrer Runen, die der Verfasser siegesbewußt vorträgt, erweckt in mir Zweifel. Es wird wohl im Archiv von kundigerer Hand — ich bin kein Runologe — Auskunft über das mit äußerstem Fleiß und Umsicht und Scharfsinn ausgearbeitete Werk erfolgen; mir scheint ein und das andere Denkmal gar nicht polnischen oder slavischen Ursprunges zu sein (z. B. der Brakteat von Wapno ist eher schwedisch als polnisch; die Krakauer Medaille haben skandinavische Runologen nur deshalb für slavisch erklärt, weil sie sie nicht zu entziffern vermochten, etwa nach dem Grundsatz: was man nicht deklinieren kann, sieht man als ein Neutrum an). Der Annahme des Verf. einer besonderen slavisch-polnischen Runenschule, deren Schreiber sogar für alle slavischen Laute, *ż*, rz usw. besondere Zeichenvariationen eingeführt hätten, widerstreitet der absolute Mangel an einschlägigen Denkmälern; was beweisen denn vier Nummern, von denen noch dazu drei problematisch sind! Wenn Polen, Russen, Böhmen Runendenkmäler haben, warum sind nie welche auf dem Boden der Oder- und Elbeslaven gefunden worden, in

Rügen oder Pommern, deren Beziehungen zum Norden doch noch inniger waren? Daß des Chrabr čerty und rězy auf Runen gingen, ist absolut unerweislich, denn Runen geben ein Alphabet, während er ausdrücklich das Vorhandensein slavischer pismena leugnet. Trotz aller Anerkennung des Scharfsinns des Verf. kann ich seinen Ausführungen nicht zustimmen; sie sind nur irreführend. Doch kehren wir von dieser Abschweifung wieder zu Rej und dem XVI. Jh. zurück.

Trotz aller Wirren blieb auch Warschau nicht hinter Krakau in der Rejfeier ganz zurück; wissenschaftliche Anstalten oder Vereinigungen muß hier freilich Initiative und Opferwille einzelner privater Personen ersetzen. Ihr entsprang der Plan einer Jubiläumspublikation; unter der Redaktion des tätigen, kenntnisreichen, methodisch bestgeschulten Ignacy Chrzanowski ward denn auch ein stattlicher Quartband herausgegeben: Z wieku Mikołaja Reja. Księga Jubileuszowa 1505—1905. Warschau 1905, VIII und 328 und 114 S.; die doppelte Paginiernng scheidet Abhandlungen und Materialien. Unter letzteren finden wir den Abdruck einer Rejschen Übersetzung (der Briefe des Lipoman und Radziwił, die der Protestant Verger zu Zwecken akatholischer Propaganda veröffentlicht hatte); der böhmischen Verse seines Dialoges Warwas (uns nur in dieser böhmischen Übersetzung bekannt; ich versuchte in groben Zügen das Rejsche Original darnach wiederherzustellen); eines protestantischen Pamphlets (nach 1556) über die Judenverbrennung in Sochaczew; außerdem Briefe und Archivalien, sowie die Analyse eines protestantischen polnischen Kantionals (des B. Grodzicki von 1558, Unikum); dem Bearbeiter desselben, Br. Chlebowski, verdanken wir auch eine treffliche Studie über protestantische Kantionale des XVI. Jhs. im Rejhefte des Pamiętnik literacki, s. o. Unter den Abhandlungen ist die ausführlichste von J. Chrzanowski über Marcie Bielski; um die hier noch fehlenden Kapitel erweitert ist sie als besonderes Buch erschienen: Marcin Bielski, studyum literackie, Warschau 1906, 280 S., 4°. Eine der erschöpfendsten Monographien, die einem älteren Schriftsteller gewidmet sind, der weder Dichter noch Politiker war; neben moralisierenden und satirischen Schriften, Dialogen, Komödien u. a., hat er als erster Verfasser einer polnischen Weltchronik (1551, drei Ausgaben, mehrfach im XVI. und XVII. Jh. ins Russische übersetzt) das Verdienst sich erworben, neben, ja noch vor Rej, Schöpfer einer nationalen Literatur geworden zu sein und den Bildungshunger der Zeit nach Kräften gestillt zu haben. Chrzanowski fertigt mit Recht das uninteressante Leben möglichst kurz ab; desto ausführ-

licher verweilt er bei der Analyse der einzelnen Werke, ihrer Quellen, des damaligen Zustandes der europäischen Literatur (z. B. im Punkte der Universalgeschichte), des Wertes und der Art der Arbeit, um mit einer Synthese des Verf. und Menschen, sowie mit Urteilen der Nachwelt abzuschließen. Von anderen Abhandlungen sei eine treffliche Synthese des Schriftstellers Rej, seines literarischen Temperamentes, Verdienstes, Erfolges, von Br. Chlebowski besonders hervorgehoben; andere betreffen Einzelheiten der Werke oder Daten des Lebens oder endlich Zeitgenossen (Grodzicki und seine Rechtsanschauungen; Jan Zamoyski u. a.), manchmal in etwas losem Zusammenhange mit dem eigentlichen Thema, aber den Boden des XVI. Jhs. nicht verlassend und daher streng einheitlichen Charakters. Es ist dies eine bleibende Bereicherung der Literaturgeschichte des XVI. Jhs.

Von J. Chrzanowski erhielten wir auch eine neue Ausgabe der acht Reichstagspredigten des Skarga soc. Jes., die von 1597 bis 1903 zwölfmal aufgelegt wurden; dies ist die 13. Ausgabe: Kazania Sejmowe, Warschau 1903, aus der Biblioteka dzieł chrześcjańskich, herausgegeben vom Prälaten Z. Chełmicki; die Einleitung von Chrzanowski umfaßt 136 S. 8° und ist eine vollendete Studie über Aufbau, Gedankengang, Tendenz des Verfassers, die aktuellen Beziehungen, den politischen Hintergrund, die prophetische Literatur, endlich über die vollendete Kunst des begeisterten Gewissensmahners — das erschöpfendste und beste, was über dieses Meisterwerk politischer Homiletik gesagt worden ist.

Wir verbleiben, durch Rej bewogen, noch immer beim XVI. Jh. und nennen einen Neudruck des verdienten Archäologen und Sammlers Zygm. Gloger, Nieznany spiewnik historyczny polski z końca XVI wieku, Warschau 1905, 55 S. im gotischen Faksimile und in der Transkription; ohne Anfang und Ende, je zwölf Verse auf polnische Fürsten und Könige, vom Lech bis Sigismund III., unter deren (meist phantastischen) Porträts. Der unermüdliche Bibliophil und Altertumsforscher hat seine große Encyklopedia Staropolska Illustrowana in vier starken Bänden beendet, 3000 Artikel (einzelne auch viele Seiten lang, förmliche Exkurse) und 800 Illustrationen, alle Einzelheiten altpolnischen öffentlichen und privaten, religiösen und kriegerischen Lebens besprechend. Unter seinen noch mehr populären Schriften erwähne ich die neueste, deren Thema allen Slavisten und Freunden der Volksweisen nahe liegt: Czy lud polski jeszcze spiewa? 24 S., Warschau 1905. Die Antwort lautet sehr pessimistisch, das polnische Volk singt nicht mehr, der Zug nach den Städten, Fabriken, Ame-

rika verdrängt die alten Lieder durch moderne Gassenhauer — eine allgemeine Klage; ein zweiter O. Kolberg würde heute nicht mehr die 10300 Volkslieder auftreiben können, die der erste, allerdings innerhalb eines halben Säkulum zusammengebracht hat (1840—1890). Dem drohenden Untergang des Volksliedes sucht Gloger nach Kräften zu steuern, durch Sammlungen und Einzelausgaben von guten, alten Texten und Melodien, wovon an 150000 Exemplaren im Umlaufe sind; die ausführlichste Sammlung waren die trefflichen Pieśni ludu, Krakau 1892 (1882 Lieder); daraus ist der dritte Abschnitt (dumy i dumki, 164 an der Zahl), 1905 neu abgedruckt. Erwähnt seien noch seine archäologischen Wanderungen, Dolinami Rzek (Weichsel, Niemen, Bug, Biebrza), Warschau 1903, 219 S., äußerst flott erzählt, mit interessanten Aufnahmen.

Kehren wir zur Literaturgeschichte zurück. Ein junger Gelehrter, St. Kossowski, trat mit Studya do dziejow renesansu i reformacyi w Polsce auf, deren erste Krzysztof Hegendorfin w akademji Lubrańskiego w Poznaniu, 1530—1535, betraf (Lemberg 1905, 111 und IV S. 8⁰ (aus dem Przewodnik Naukowy i Literacki). Hegendorfer, wandernder Humanist und Protestant, aus Leipzig nach Posen berufen, wo infolge religiös-literarischer Kämpfe sein Bleiben nicht von Dauer sein konnte, Verfasser einer Unzahl von Schriften, trotz seines frühen Todes, ist für die Posener Verhältnisse der Zeit recht charakteristisch; sein Kampf mit dem Grzegorz Szamotulczyk u. a., wird flott erzählt, aber der Verfasser hat seinen Gegenstand nicht völlig erschöpft und war nicht vorsichtig genug in seinen Aufstellungen. Büchern des XVI. Jhs., einer Phrasensammlung aus Terenz, dem »Mönch« des Kromer, dialektischen alten und neuen Texten entnahm ich meine Przyczynki do słownictwa polskiego, im XXXVIII. Bande der Krakauer Abhandlungen, S. 289—397; frühere Aufsätze von mir über Protestanten, Łaski, Czechowic, Krowicki u. a., sind gesammelt und berichtigt erschienen als Rożnowiercy polscy, szkice obyczajowe i literackie, Warschau 1905, III und 280 S.; von meiner Literatura religijna w Polsce średniowiecznej (in den Bänden der Biblioteka Dzieł Chrześcjańskich, vgl. o.) ist Bd. II, die h. Schrift und Apokryphe, Warschau 1903, 164 S., und Bd. III, Legenden und Gebetbücher, Warschau 1904, 187 S., erschienen.

So sind wir aufs Mittelalter zurückgekommen. Die wertvollste Bereicherung erfuhren wir durch das Werk von Dr. Adam Babiaczyk, Lexikon der altpolnischen Bibel 1455 (Sophienbibel, Ausgabe von Małecki) bearbeitet sowie mit einer textkritischen Einleitung versehen, Bres-

lau 1906, 353 S. 8°. Wir hatten bisher nur ein altpolnisches Lexikon, das Glossar von Prof. Nehring zu seiner Psalterausgabe 1884, jetzt erhalten wir von seinem Schüler ein zweites. Es ist sehr sorgfältig gearbeitet, der lateinische Vulgatatext jedem Zitat beigeschrieben, Vergleiche mit dem Leopolitatext (1561, respektive 1574) beigefügt, böhmische Texte nach Möglichkeit verglichen; in der mühevollen Arbeit steckt eine Menge Belehrung. In der Einleitung werden frühere Arbeiten über die Sophienbibel, Nehring, Ogonowski u. a., besprochen, das Verhältnis zu böhmischen Texten erörtert, eine Menge von Glossen erwiesen. Eine und die andere Erklärung bestreiten wir, in der Annahme lexikalischer Entlehnungen aus dem Böhmischen geht der Verf. viel zu weit, aber sonst ist die Arbeit grundlegend, gestattet erst jetzt einen wirklichen Gebrauch des Sprachschatzes der leider so unvollständigen Bibel. Ungleich geringeres Lob verdient die Schrift: De biblii polonicis quae usque ad initium saeculi XVII in lucem edita sunt commentatio biblica critica a Stephano Zwolski s. theol. Dre. conscripta, Posen 1904, 130 S. 8°. Die mittelalterlichen Texte (Psalter und Bibel) sind flüchtig gestreift; es handelt sich hauptsächlich um die Drucke des Seklucjan, Leopolita und Wujek, sowie einige andere, akatholische zumeist; die Ausführungen über Leopolita (1561) haben uns nicht überzeugt; der Verf. begnügt sich oft mit einer Zusammenstellung von Stichproben, erschöpft nicht das Material, aber seit Ringeltaube (1744!) ist es die erste zusammenfassende Bearbeitung des Gegenstandes.

Um die Bogurodzica, das Marienlied von circa 1280, ist ein heftiger Kampf entbrannt. Von musikgeschichtlichem Standpunkte behandelte das Lied und seine Melodie Aleks. Poliński, Pieśń Bogarodzica pod względem muzycznym, Warschau 1903, 139 S. mit Notenbeilagen; er wollte Albertus Magnus bei dessen Krakauer Besuch 1263 die Verfasserschaft der Melodie der ersten Strophe (die zweite ist nur Erweiterung derselben) zuschreiben. Gegen seine Darstellung trat ein anderer Musikkundiger auf, in der Warschauer Musikzeitschrift Lutnista, 1906, Märzheft und folgende, den Verfasser aufs heftigste bekämpfend: Adolf Chybiński, z badań nad »Bogurodzicą«. Prof. Bruchnalski hat eine völlig neue Auffassung des Liedes, vorläufig nur skizziert, nicht begründet, in der oben erwähnten Marienpublikation; das Lied, aus der zweiten Hälfte des XIV. Jh., soll Litanei aller Heiligen sein, folglich in den drei (nicht zwei) ältesten Strophen nur den Anfang enthalten. Ich hatte wegen der bei Katholiken ganz ungewöhnlichen, nur den Orthodoxen eigentümlichen Bezeichnung Bogurodzica = *Θεότοκος* = Bogorodica

und wegen der Zusammenstellung, Jesus zwischen Maria und dem Täufer, an die Deisus orthodoxer Kirchen gedacht; ein Kleinrusse in Lemberg, Swistun, behauptete dann den russischen Ursprung des Liedes, das sich Polen fälschlich angeeignet hätten: der Herr vergaß, daß es in der orthodoxen Kirche keinen populären Gemeindegesang gegeben hat; da ich aber seine Ausführungen nur aus einem kurzen Zeitungsbericht vorläufig kenne, vermag ich seine Argumentation nicht zu prüfen.

Demselben Liede, dem Ausgangspunkte der ganzen nationalen Literatur in noch viel höherem Maße, als es das Hospodine pomiłuj ny für die böhmische wurde, ist gewidmet die Schrift von Prof. Korneli Heck, uwagi krytyczne nad najstarszymi tekstami i kompozycją pieśni Bogurodzica, und Prof. Adam Chmiel, uwagi archiwalno-paleograficzne nad pieśnią Bogurodzica w rękopisie Bibl. Jagielońskiej nr. 1619, Abhandlungen Band XL, S. 155—196 und 197—208. Chmiel liefert nur den Nachweis, daß der älteste Text des Liedes erst nach 1408 (nach dem Einbinden einer Handschrift von 1408, auf einem leeren Blatte des Deckels), eingetragen ward, während man früher das XIV. Jh. annahm — dieses Resultat ist unanfechtbar. Desto anfechtbarer sind die Ausführungen von Heck, der auch die beiden ersten Strophen erst um die Mitte des XIV. Jhs., vielleicht in Gnesen, entstanden sein läßt, aber man braucht nur die Worte: Twego *dziela* Chrzciciela *Bożyce* mit dem Eingang der nächsten Strophe Nas *dla* wstał z martwych *syn Boży* (nicht: nas *dziela* wstał z martwych *Bożyc*) zu vergleichen, um das hohe Alter der beiden ersten Strophen zu erkennen; auf dieses Argument bleibt Heck jede Antwort schuldig; das folgende Osterlied läßt er erst zwischen 1410—1420 entstanden sein, die folgenden Strophen noch später; seine Ausführungen bedeuten keinerlei Fortschritt, vgl. meine ausführliche Entgegnung im Pamiętnik literacki III, 586—596, wo ich auch den verdorbenen Text (*zazmerne* u. a.) berichtet und erläutert habe.

Sonst sind wir bezüglich des Mittelalters auf polnische Texte in lateinischen Aufzeichnungen, Schwurformeln u. dgl. angewiesen. Es erschienen ihrer zwei größere Sammlungen. Der unermüdliche Heraldiker und Rechtshistoriker Prof. Franc. Piekosiński gab als sechsten Band seiner neuen Studja, rozprawy i materjały z dziedziny historji polskiej i prawa polskiego eine Auswahl großpolnischer Gerichtseintragungen heraus, Krakau 1902, XVI und 414 S.; die 1447 Nummern gehören den Jahren 1400—1411 an. Über den sprachlichen Ertrag derselben will ich an anderer Stelle besonders handeln; ebenso wie über den von J. K. Ko-

chanowski in den Teki Pawińskiego (d. i. der Nachlaß des verstorbenen Warschauer Historikers und Archivdirektors) herausgegebenen Band Gerichtsakten. Die von Prof. B. Ulanowski herausgegebenen Auszüge aus den Acta capitulorum der Polnischen Diözesen, die bis in das XVI. Jh. (1530) hineinreichen, enthalten eine Fülle von Angaben für Kultur- und Sittengeschichte, für die Sprache fällt nur gelegentlich etwas ab; ungleich mehr für die Literatur: der bloße Besitz polnischer Evangelien brachte um die Mitte des XV. Jhs. in den Geruch der Ketzerei — so sehr war der Geistlichkeit hussitischer Schrecken in die Glieder gefahren, vgl. Acta Capitulorum nec non iudiciorum ecclesiasticorum selecta, tom. II, Acta . . . dioecesum gneznensis et poznaniensis 1403—1530, Krakau 1903, XII und 953 S. 4°, wo unter dem Jahre 1455 (S. 521—524) wegen der Epistolae dominicales et evangelia in vulgari und dreier anderer polnischer Bücher gegen den Geistlichen in Pakość und Pfarrer in Klecko, Stanislaus de Budziszewo, eine hochnotpeinliche Untersuchung angestellt wird; es zeigt sich, daß er in Prag war und eine Predigt des Rokycana gehört hat.

Aus dem Inhalte der Krakauer akademischen Abhandlungen, soweit er unsere Ziele betrifft, mit Übergehung klassischer, romanischer u. a. Philologie, sei erwähnt Band XXXV, 1902, 204 S., der enthält: Emmanuel Swieykowski, studya do historyi sztuki i kultury wieku osiemnastego w Polsce, Monografja Dukli (Sitz der Mniszech, reich an Kunstschätzen; Pflege des Theaters; 16 Komödien, die hier aufgeführt wurden, 1774—1778, bietet eine Handschrift der Krakauer Akademie, nr. 396), mit prächtigen Illustrationen. Band XXXVI, 1903, 417 S., nannten wir bereits Archiv XXV wegen der fesselnden Studie von St. Windakiewicz über das alte polnische Volkstheater; Prof. A. Miodoński gab inedita des Philippus Callimachus und Gregor von Sanok heraus, Prof. Fijałek einen Beitrag zur Geschichte gräzistischer Studien in Italien, die Promotion des J. Argyropulos in Padua 1484, der auch mit Polen Beziehungen unterhielt. Band XXXVII, 1903, 395 S., brachte auf S. 1—376 den zweiten und dritten Teil der Monographie über Simon Simonides von Prof. K. Heck, über deren ersten Teil wir Archiv XXV berichtet hatten; dieselbe alles erschöpfende Gründlichkeit, Vielseitigkeit zeichnet neben Lebhaftigkeit und Fluß der Darstellung den Schluß der Arbeit aus; wir bekommen eine Totalanschauung des Philologen und Dichters, des Humanisten und Pädagogen, des Beraters des großen Kanzlers Zamoyski). Zamoyski steht im Vordergrunde einiger moderner Publikationen;

Dr. Wacł. Sobieski gibt im Auftrage der gräflichen Familie aus deren reichen Archiven wie aus denen des In- und Auslandes die vollständige Korrespondenz des großen Politikers, Feldherrn und Humanisten aus; der erste Band ist bereits erschienen, Archiwum Jana Zamoyskiego I, Warschau 1904; Sobieski behandelte auch das Eingreifen des Politikers — Anfängers in dem Wahlkampf nach 1572, Trybun ludu szlacheckiego, 1905 (auf Zamoyski geht zurück die Losung der Königswahl durch den Adel viritim, nicht durch Abgeordnete, wie es Rej vorgeschlagen hatte). Prof. Heck wirbelte viel Staub auf durch die Behauptung, daß es nur einen Dichter *Zimorowic* (Bartłomiej) gegeben habe, daß die unter dem Namen des früh verstorbenen Bruders des Dichters (Szymon) 1654 erschienenen Hochzeitscarmina, Roksolanki, das Produkt des älteren Bruders wären, der ja auch seine eigenen Sielanki 1663 unter dem Namen des Szymon gedruckt hatte, dem seine Jahre und Stellung zur Bekenntnis seiner Verfasserschaft jener Erotica hinderlich waren. Am ausführlichsten tat er dies in dem Studium, Kto jest autorem Roksolanek, pod imieniem Szymona Zimorowica wydanych, Abhandlungen XL, S. 324—386, 1905 (vorher im Krakauer Przegląd Powszechny 1904, Juliheft, gegen das Jubiläum protestierend, das 1904 zu Ehren des angeblichen Geburtsjahres, 1604, von Simon Zimorowic, gefeiert werden sollte); gegen ihn trat Dr. Kaz. Jarecki im Pamiętnik literacki III—IV auf. Die Argumente von Prof. Heck sind sehr bestechend, doch hat er das letzte Wort in diesem Streite sich noch vorbehalten; behält er, was immer wahrscheinlicher wird, Recht, so haben wir es mit einem außerordentlich gelungenen falsum in der Literatur zu tun, das seinesgleichen nicht finden könnte und 250 Jahre auf seine Aufklärung gewartet hat. Band XXXVIII enthält den Słowacki des Prof. J. Tretiak (s. u.) und meine Przyczynki (vgl. o.), 1904, 397 S. Band XXXIX, 1904, 368 S., enthält Abhandlungen aus klassischer und romanischer Philologie (ihr Verfasser, der Romanist M. Kawczyński, ist in diesem Frühjahr verstorben).

In die Kulturverhältnisse des polnisch-rotrussischen Bodens in der ersten Hälfte des XVII. Jhs. führt uns Władysław Łoziński in seinem Prawem i lewem, obyczaje na Czerwonej Rusi za panowania Zygmunta III., Lemberg 1903, 672 S. 8° ein; schon 1904 wurde eine neue Auflage in zwei Bänden, reich illustriert, nötig. Nicht leicht wäre ein fesselnderer historischer Roman, oder richtiger Kriminalroman, aufzufinden, denn Per fas et nefas können wir den Titel des Buches übersetzen, das aus

Gerichtsakten ausschließlich schöpfend das Leben d. h. Prozesse und Kriminalfälle des p. t. Adels nach Provinzen und Jahren erzählt; die dämonische Gestalt des »Teufels Stadnicki« nimmt die Hauptmasse von Raum und Interesse in Anspruch. Der Verfasser hatte sich als trefflicher Kulturhistoriker durch seine Studien über das Lemberger Patriziat und Bürgertum des XVI. und XVII. Jhs., über die Lemberger Kunst und Kleinkunst derselben Zeit, bereits bewährt; jetzt tritt die Kunst seiner Darstellung noch mehr in den Vordergrund. Als eine Ergänzung nach einer anderen, der konfessionellen Seite, kann die interessante, flott geschriebene Arbeit von Dr. W. Sobieski, nienawiść wyznaniowa tłumow za rządow Zygmunta III., Warschau 1902, 199 S., bezeichnet werden, die Geschichte der nicht offiziellen Protestanten-pogromy und deren offizielle Duldung oder Beschönigung, samt dem Kampf um die »Konföderation«, d. h. um Gewissensfreiheit. Zur Literaturgeschichte des Jahrhunderts gehört noch die sehr fleißige Monographie über einen Dichter minorum gentium von Leszek M. Dziama, Jan Gawiński, studyum literackie, Krakau 1905, 146 und VII S. gr. 8°; wesentliche Bereicherung erfahren zwar weder die biographische noch die literarische Seite, aber wir sind dankbar für alles Zusammenstellen, Berichtigen und Ergänzen und wünschten nur ähnliche Arbeiten für andere Schriftsteller der Zeit.

Für das XVIII. Jh. nennen wir die fleißige und umsichtige Studie von Dr. Bronisław Gubrynowicz, Romans w Polsce za czasow Stanisława Augusta, Lemberg 1904, 167 S. 8°, eine erschöpfende Charakteristik und Bibliographie der, wie im gleichzeitigen Rußland, meist in Übersetzungen gepflegten, von der offiziellen Ästhetik noch nicht anerkannten Kunstgattung; eine Ergänzung kann genannt werden, obwohl sie hauptsächlich dem XIX. Jh. angehört, die Studie von Dr. K. Wojciechowski, Werter w Polsce, Lemberg 1904, 175 S. 8°: über das Fortwuchern (bis etwa 1840) des Werthermotivs in der polnischen Literatur. Eine sehr verdienstliche Leistung ist die Sammlung der poetischen Schriften des Franciszek Zabłocki, den wir hauptsächlich als Komödienschriftsteller und Übersetzer kennen, von dem Posener Museumskustos Dr. Bol. Erzepki, Pisma Franciszka Zablockiego, Posen 1903, VIII und 400 S. kl. 8°, aus Handschriften des XVIII. Jhs. sorgfältig geschöpft und verglichen; die Schwierigkeit bestand hauptsächlich in der Eruierung und Begründung des Verfassers bei den meist ganz namenlos (oder unter verschiedenen Autornamen) cirkulierenden politischen Pamphleten

und Epigrammen; der Herausgeber hat vielleicht in einem speziellen Falle nicht das richtige getroffen, aber seine Arbeit bildet eine sehr schätzenswerte Bereicherung der so bewegten Literatur (um 1790) und ihres Eingreifens in die politischen Kämpfe und Machinationen des Tages. Wir fügen gleich eine Posener Jubiläumsausgabe hinzu, des genialen Andrzej Sniadecki Theorie der organischen Wesen (zweimal ins Deutsche übersetzt, 1810 und 1821), die im Auftrage der Posener Ärzte (Redaktion der »Medizinischen Nachrichten — Nowiny lekarskie«) Adam Wrzosek besorgte, J. Sniadeckiego Teorya jestestw organicznych, Posen 1905, LXVI, 120 und 219 S. 8°. Die Einleitung gibt die Biographie des Wilnoer Chemikers und eine Würdigung seines Werkes. Einer anderen hervorragenden Persönlichkeit des XVIII. (und XIX.) Jhs., dem glühenden Patrioten und gemäßigten Bürger, Gelehrten und Politiker, Forscher und Dichter, Abbé Staszic, widmete A. Kraushar eine größere Publikation; er fand in der Warschauer Universitätsbibliothek die Handschrift des Verfassers und veröffentlichte sie u. d. T.: Dziennik podróży ks. Stanisława Staszica (1777—1791), Austrya, Niemcy, Hollandya, Anglia, Francya, Szwajcarya, Włochy, Warschau 1903, zwei Bände, 292 und 281 S. 8°; es ist nur zu bedauern, daß bei der Armut der polnischen Literatur an Reisebeschreibungen diese Handschrift mit ihren äußerst genauen, statistischen u. a. Angaben, so lange Zeit ganz unbekannt, ja völlig verschollen war; als pendant dazu aus dem Anfange des Jahrhunderts sei eine andere Reisebeschreibung genannt, herausgegeben von demselben A. Kraushar im Lemberger Przewodnik naukowy i literacki, die Reise des »Grafen von der Lausitz«, d. h. des polnischen Königssohnes und nachherigen Königs, August III., in den Jahren 1711—1717, nach dem Tagebuch seines Mentors, des Marienburger Wojewoden und Hauptes der sächsischen Camarilla in Polen, Joh. Georg Przebendowski, Exkalviners (wie sein Herr und König Exlutheraner war und aus denselben Gründen); es ist eine ganz höfische Reise, mit Notierung aller Zeremonien und Aufwartungen, deren Fortsetzung, am Hofe des sterbenden Louis XIV. und in Italien, besonders interessant zu werden verspricht. Einer anderen, weniger als Staszic einheitlichen, aber nicht minder patriotischen und genial veranlagten Persönlichkeit des ausgehenden XVIII. Jhs., dem Exunterkanzler und Exdiktator Kołłątaj widmete Wacław Tokarz eine Art Rehabilitationsschrift, Ostatnie lata Hugona Kołłątaja, zwei Bände, 347 und 269 S., Krakau (Akademieausgabe) 1905, die das Olmützer Gefängnisleben und die Periode der folgenden

Vereinsamung des Denkers und Pädagogen, des Memoiristen und Projektenmachers, des Historikers und Sittenschilderers auf Grund fast ganz unbekannten, handschriftlichen Materials schildern.

Wir haben eben den Namen Alexander Kraushar's genannt. Wollten wir alle seine Studien und Skizzen nennen, würden mehrere Seiten nicht alle die Titel fassen; ein glücklicher Finder, ein unermüdlicher Sucher, hat er die Literatur- und namentlich Kulturgeschichte um eine Menge intereressanten Details bereichert. Sein umfangreichstes Werk, acht starke Bände hat er unlängst vollendet: Towarzystwo Krolewskie Przyjacioł Nauk 1800—1832, über die ersten Bände haben wir bereits berichtet gehabt, jetzt liegen vor Band IV, die Sitzungen und Tätigkeit der Gesellschaft 1816—1820, Krakau und Warschau 1902, 408 S. 8°; Band V, die Sitzungen von 1820—1824, Krakau und Warschau 1904, 476 S.; Bd. VI, 1824—1828, 1905, 501 S.; Band VII, die letzten Jahre, 1828—1830, 1905, 531; Band VIII, der Epilog, 1831—1836, 1906, 513 S., da die Gelehrte Gesellschaft das odium ihres Präsidenten, des Russophoben Niemcewicz, und des Aufstandes von 1831 auf sich nehmen mußte; die Berichte der Untersuchungskommissionen, die recht unwürdige Rolle des Exmitgliedes der Gesellschaft, Linde, die systematischen Verfolgungen bis zu der von vornherein vom Kaiser beschlossenen Aufhebung der Gesellschaft füllen die traurigen Blätter dieses Bandes. So ist nach Generationen eine erschöpfende Darstellung der Tätigkeit dieser unter den schwierigsten Umständen ins Leben gerufenen, mit den widrigsten Verhältnissen kämpfenden, ausschließlich auf die Opferwilligkeit der eigenen Mitglieder angewiesenen, zuletzt von der Regierung geplünderten Gesellschaft gegeben, eine alte Dankesschuld gelöst worden. Wir nennen noch von demselben Herausgeber seine Obrazy i Wizerunki historyczne, Warschau 1906, 422 S., eine Sammlung von zerstreut in den letzten Jahren erschienenen Skizzen, über Rylejev und Niemcewicz, Fedor Łyseńko, der Kosciuszko bei Maciejowice verwundete u.s.w., im buntesten Durcheinander, von einer Relation über den Tod von Sigismund August 1572 bis zum Nekrolog eines Brüsseler Buchhändlers und Dichters (Merzbach), alles reich illustriert; die Illustrationen bilden auch einen Hauptschmuck seines Werkes über das Towarzystwo.

Zum XVIII. Jh. sei noch genannt die neue Ausgabe des Głos wolny, der Reformschrift des Königs Stanislaw Leszczyński, die A. Rembowski auf Grund des Originals von der Hand des Königs besorgt hat, als

XIX. Band des Muzeum Konst. Swidzińskiego, Warschau 1903, LXXXIV und 114 S. 4°. Es waren nämlich Bedenken über die Autorschaft der denkwürdigen Schrift aufgetaucht, das Datum ihres polnischen Druckes 1733 (die französische Übersetzung ist von 1749) erregt begründete Zweifel — alles zerstreut die treffliche Publikation mit ihrer eingehenden Würdigung der Gedanken und Projekte des Königs.

Beim Eintritt in das XIX. Jh. nennen wir eine Materialiensammlung, die der gesammten Literaturgeschichte sich zuwendet, den zweiten Band von den Materjały do dziejow piśmiennictwa polskiego i biografji pisarzow polskich zebrał Teodor Wierzbowski, Warschau 1904, XXV und 249 S. 4°; der Band reicht vom Mittelalter bis 1831, bringt Briefe, Privilegien der Buchhändler, Quittungen, Testamente (des Stanisław Orzechowski u. a.), Nobilitationen, Vorlesungsprogramme u. dgl., wesentliches und unwesentliches in buntem Durcheinander; in der Vorrede polemisiert der Herausgeber mit (dem heutigen Senator) G. Sänger, mit Prof. Ptaszycki und mit mir wegen der Ausstellungen, die wir an dem Text des ersten Bandes gemacht haben.

Aus den Reihen der Literaturhistoriker hat der Tod den unermüdlichen Arbeiter, Piotr Chmielowski, vorzeitig herausgerissen, ließ sich ihn nicht lange des endlich erreichten Universitätskatheders freuen; jeder unserer früheren Berichte hatte ja eine lange Reihe seiner Publikationen zu nennen gehabt. Von der Historya Literatury Polskiej des Grafen Stanisław Tarnowski ist Band VI, erster Teil, erschienen, Krakau 1905, XI und 367 S. 8°, umfassend die Jahre 1850—1863, d. i. das romantische Epigonentum, die Literatur der W. Pol, Syrokomla (über den unlängst eine recht sorgfältige, pietätsvolle Monographie-Synthese erschienen ist, A. Drogoszewski, Władysław Syrokomla 1823—1862, Warschau 1905, 119 S. 8°), Lenartowicz, Korzeniowski, Klaczko — die zumeist vergessenen Rezensionen desselben, Meisterstücke der Invektive und Intuition zugleich, frischte unlängst Ferdynand Hoesick auf, Juliana Klaczki pisma polskie, Warschau 1902, 305 S. 8°, freilich mit der nötigen Rücksicht auf den Drachen Zensur; er schrieb auch ein Lebensbild des Verfassers, Juljan Klaczko, rys życia i prac 1825—1904, Krakau 1904, 246 S. klein 8°, ganz populär gehalten; die französischen Aufsätze dieser glänzenden Feder übersetzten Graf St. Tarnowski, J. Jabłonowski und Ant. Potocki, und gaben sie, Warschau 1904, heraus: szkice i rozprawy literackie, XXVII (Vorrede von Tarnowski) und 439 S. 8°; erst auf diese Weise ist flüssig geworden das in den ver-

gilbten Jahrgängen der Wiadomości polityczne oder der Revue de deux mondes verscharrte Edelmetall von Gedanken und Analysen. Die bekannten Vorzüge der Darstellungsweise des Tarnowski, seinen feinen ästhetischen Sinn, den umfassenden Blick, die vollendete stylistische Form weist dieser Band schon darum weniger auf, weil er meist von Kleinem handelt; wir sind gespannt auf den zweiten Teil, der auch die neueste Literatur umfassen soll.

Ich nenne meine Dzieje literatury polskiej w zarysie, zwei Bände, Warschau 1903, 476 und III sowie 497 und X S. 8°; der erste Band behandelt die Literatur bis 1800, der zweite die des XIX. Jhs.; mit meinem deutschen Buche gleichen Titels hat dieses polnische nichts gemein, bestimmt für andere Leser und Bedürfnisse; das Buch hat wohlwollende Aufnahme von Seiten der Kritik gefunden; es drängt das bio- und bibliographische Moment ganz in den Hintergrund, bevorzugt etwas gar einseitig das kulturhistorische und ist ohne alle Anmerkungen, d. h. ohne alle Belege für Behauptungen. Die glänzendste Leistung polnischer Kritik, selbst ein Kunstwerk hohen Ranges, ist des Herausgebers der Krakauer Monatsschrift Krytyka, Wilh. Feldman, Piśmiennictwo polskie 1880—1904, Lemberg 1905, vier Bände, in dritter Auflage erschienen, 292, 251, 243 und 454 S. 8° mit vielen Portraits und anderen Illustrationen; in der dritten Auflage ist der vierte Band, die Geschichte der zeitgenössischen Kritik enthaltend, neu hinzugekommen. Ein ähnliches Werk besitzt z. B. die russische Literatur gar nicht, unter deren Kritikern nur Volynskij und Merežkovskij, wenn sie das rein ästhetische und den sozialen Hintergrund mehr berücksichtigen würden, herankommen könnten. Allerdings werde ich Feldman's Synthese keine objektive nennen, sein Temperament verführt ihn bis zu krasser Einseitigkeit in der Beurteilung oder richtiger Verurteilung der Gegner, aber sein Nachempfinden der Intentionen eines jeden Werkes, die tief dringende psychologische, ästhetische, sozialpolitische Analyse, das Hervorkehren des Individuellen und Charakteristischen mit Übergehung alles minder bedeutsamen, der weite vergleichende Blick, die umfassende Belesenheit und die geradezu vollendete Darstellung gewähren bei der Lektüre einen hohen Genuß; man mag über manches und manche ganz anderer Ansicht sein, einen fesselnderen und bewährteren Führer im Irrgarten der Modernen wird man gewiß nicht auftreiben. Eine besondere Schrift, aus Vorlesungen in den Ferienkursen in Zakopane entstanden, ist seine, dieselben Vorzüge — ohne die Fehler aufweisende, ganz vortreffliche Cha-

rakteristik von Wyspiański und Żeromski, den beiden, einander so entgegengesetzten Koryphäen der modernen Literatur, O twórczości St. Wyspiańskiego i Stef. Żeromskiego, Krakau 1905, 168 S. 8°, sowie das maß- und verständnisvolle Studium über Ibsen, 1906, 216 S. 8°.

Das Studium von Dr. Tadeusz Grabowski, Poezja polska po roku 1863, Krakau 1903, bleibt hinter dem eben genannten Werke zurück, trotzdem der Verfasser, der sich vorher namentlich mit französischer Literatur und mit polnischen Kritikern beschäftigt hatte, ein sicheres ästhetisches Empfinden verräth. Noch viel weniger vermochte seiner Aufgabe gerecht zu werden Tadeusz Sierzputowski, Romantyzm polski, jego fazy, istota i skutki, proba syntezy, Lemberg 1905, 278 S. 8°, aus dessen Ausführungen die über die kritische Literatur der polnischen Romantik am gelungensten ausfielen, während die eigentliche Synthese der Romantik nur am äußerlichen haften bleibt. Eine der letzten Arbeiten von Piotr Chmielowski war gerade der Geschichte der Kritik in Polen gewidmet, Dzieje krytyki literackiej w Polsce, Warschau 1902, XVII und III und 553 und X S. 8°; hier bewegte sich der Verfasser im eigensten Fahrwasser, doch löste er auch hier die Darstellung in Einzelbilder auf und charakterisierte vielleicht allzu reichlich die Kritiker nur mit ihren eigenen Worten; in einem Anhang (von S. 473 ab) gab er ausführlicher die Ansichten der Kritiker über Roman und Drama wieder.

Vermischte Aufsätze und Studien werden in besonderen Sammlungen der Vergessenheit entrissen; so gaben die Schüler des früh verstorbenen, verdienten Pädagogen Ant. Gust. Bem, Studya i szkice literackie ihres Lehrers pietätsvoll heraus, Warschau 1904 (mit einer Einleitung, einer Würdigung der Lebensarbeit, durch J. Chrzanowski), 316 S. gr. 8° — sie umfassen einiges aus der älteren Literatur (Rej u. a.) und sind besonders Erscheinungen des XIX. Jhs. gewidmet (Zaleski; Messianismus; Asnyk u. a.). Ign. Chrzanowski gab Okruchy literackie heraus, Warschau 1903, aber nur das Format (206 S. kl. 8°) ist en miniature gehalten, nicht die Skizzen selbst (Konarski; Żmichowska, deren besonderer Verehrer der Kritiker ist; Ujejski u. a.). Dr. St. Zdziarski gab Szkice literackie heraus, Lemberg und Warschau 1903, VIII und 311; er pflegt mit Vorliebe Berührungen zwischen polnischen und russischen Dichtern (hier z. B. Witwicki und Żukovskij's Světlana; Mickiewicz und Lermontov, nachgehend den oft recht zweifelhaften Spuren des polnischen Dichters) sowie Einzelnheiten zu Zaleski u. a. Höher stehen die kritischen Skizzen, nur der Moderne gewidmet, eines Jan Sten (Pseudonym eines

Naturforschers), Dusze wspołczesne, Lemberg 1903; Pisarze polscy, ebds. 1903; Szkice krytyczne, ebds. 1906, 207 S. 8⁰ (besonders ausführlich über Wyspiański); sie verraten ein tiefes Verständnis, haben eine gediegene Form, doch sind es mitunter nur Wiedergaben eines Impressionisten, der bloß das Medium zwischen Autor und Leser sein will. Am höchsten erhebt sich der Warschauer Kritiker Ignacy Matuszewski, ein gründlicher Kenner aller Literaturen sowohl wie der modernen Evolution von Psychologie und Kritik; aus seinen gesammelten Aufsätzen nenne ich: Swoi i obcy, pokrewieństwa i rożnice, zarysy literacko-estetyczne, Warschau 1903, 432 S. (über Prus, Sienkiewicz, Słowacki, Byron in der polnischen Poesie u. a.); Tworczość i Tworcy, Warschau 1904 (treffende theoretische Ausführungen in »Ziele der Kunst« »Psychologie der Kritik«; sowie über einige moderne Schriftsteller); seine Vorliebe für weit ausgreifende Parallelen bewies namentlich sein Djabeł w poezji, zweite stark erweiterte Ausgabe, Warschau 1900, ein eigenartiges Studium über Verkörperung des »Bösen«, zu allen Zeiten, mit besonderem Hervorheben des Sinkens seines Niveau auf slavischem Boden. Andere Sammlungen, von A. Potocki, Prof. J. Kallenbach (mit einzelnen schönen Skizzen, z. B. über Lenartowicz), Marja Konopnicka u.s.w., müssen wir übergehen. Ebenso lassen wir unbesprochen eine Menge von Aufsätzen, die einzelnen Dichtern, großen und kleinen, in Zeitschriften, Biblioteka Warszawska (Studien von J. Tretiak u. a.) u.s.w., gewidmet sind, mögen sie auch noch so interessantes Detail enthalten. Wir nennen zum Schlusse nur noch des verdienten Publizisten, Zygm. Wasilewski, Sladami Mickiewicza, Lemberg 1905, III und 300 S. kl. 8⁰, die wirklich »szkice i przyczynki do dziejow romantyzmu« sind, wie der Untertitel lautet, obwohl der Messianismus (Towiański) überwiegt, sowie die »Befreiung« von demselben, wie sie sich Wyspiański, ein »neuer Konrad« denkt; Wasilewski verdanken wir auch das Unternehmen einer Gesamtausgabe der Werke des Goszczyński, die deren bisherigen Umfang um das Doppelte übertreffen sollen: Pisma Seweryna Goszczyńskiego, wydanie kompletne, uzupełnione Pismami pośmiertnemi, I, Lemberg-Warschau 1904, XI und 317 S. 8⁰.

Während die letzten Jahre die Mickiewiczliteratur nicht besonders bereichert haben (am meisten brachte neues und wertvolles der Nachweis des Einflusses vom alten, gefeierten Patrioten und Dichter Niemcewicz auf Mickiewicz, wie ihn Prof. Wilh. Bruchnalski im Pamiętnik literacki IV und V durchführte), erfuhr die Literatur über Słowacki und Krasiński außer-

ordentliche Förderung. So gab Prof. Tadeusz Pini, mit Unterstützung der gräflichen Familie, d. i. des Enkels des Dichters und Herausgebers der Biblioteka Warszawska, Graf Adam Krasiński, eine vollständigere Sammlung der Werke des Zygmunt Krasiński und in sorgfältigerer Form, als wir sie bisher gehabt haben, Jugendschriften sowohl wie die Lyrik der Mannesjahre, die bisher verschollen oder unbekannt waren, in sechs Bänden (Lemberg 1904); als 7. und 8. Band erschien hierzu von Prof. Jozef Kallenbach eine Biographie des Dichters: Zygmunt Krasiński, życie i tworczość lat młodych 1812—1838, auf Grund nur ihm zugänglicher Quellen, des Briefwechsels zwischen Sohn und Vater (dem napoleonischen General und russischen Statthalter), anderer eigenhändiger Aufzeichnungen des Dichters; der Herausgeber seines Briefwechsels mit dem Engländer Reeve, seiner meist französischen Jugendschriften, war wie niemand anderer zur Erfüllung dieser Aufgabe berufen.

Die Literatur wie der Kultus von Słowacki, der jetzt erst ein verständnisvolleres Publikum gefunden hat, als zu seinen Lebzeiten dies möglich war, da man seiner Poesie ratlos meist gegenüber stand, sind im steten Aufstieg begriffen. Die treffliche Arbeit von Matuszewski, die ausführlich den Zusammenhang der Modernen mit Słowacki, dessen vorahnendes Erfüllen ihres Programmes begründete, erschien in zweiter, vermehrter Auflage (1904); aus dem Nachlaß des Dichters wird immer neues publiziert, z. B. sein Drama, phantastisch und geheimnisvoll wie alles aus seinen späteren Jahren, Samuel Zborowski (an dem nur der Titel als historisch gelten kann) gab der Literarhistoriker Henr. Biegeleisen heraus (Warschau 1903, 215 S. 8°); seinen Zawisza Czarny, von dem dasselbe gelten muß, Artur Gorski (Warschau 1906, 199 S. 8°); die Erzählung der Mokryna Mieczysławska mit Varianten Biegeleisen u. a.; eine kritische Studie über den Zborowski verdanken wir Dr. Wiktor Hahn, Lemberg 1905, 71 S. gr. 8°. In diesen bewundernden Chorus fiel als ein etwas schriller Mißton herein das außerordentlich lebhaft und fesselnd geschriebene Werk von Prof. Jozef Tretiak, Juliusz Słowacki, Historja ducha poety i jej odbicie w poezji, Krakau 1904, Band I, VIII und 494, Band II, 504 S. 8°. Es rief die schärfste Polemik hervor; Piotr Chmielowski nannte den ersten Band »ein vom Scheine kritischer Würdigung beschönigtes Pamphlet«, ihm trat der Verfasser W obronie własnej książki entgegen (24 S.); die Polemik zog weitere Kreise, vgl. das Schriftchen von Z. Wasilewski, Spor o Słowackiego jako zagadnienie nauki i kultury, Lemberg 1905, 37 S.; sie führte auch zum jähen

Wechsel in der Redaktion des Pamiętnik literacki. Der Verfasser hatte allzusehr das persönliche Moment herausgehoben, sich zum Gewissensrichter des Dichters aufgeworfen und mußte daher Anstoß erregen; andererseits beachtete man nicht die Verdienste und Vorzüge des Werkes, das Lösen manchen Rätsels in den Schöpfungen des Słowacki, in denen bewußter und unbewußter Antagonismus zu Mickiewicz vor 1840 ein wichtiges Moment bildet, das eben Tretiak, vielleicht allzu stark, allzu einseitig zugunsten des großen Rivalen betonte. Der zweite Band, der viel unbefangener, würdevoller die letzte, entscheidende Evolution des Dichters behandelte, die ungeheuchelte, volle Anerkennung des Zaubers seiner Poesie, litt bereits unter dem Eindrucke, den der erste gemacht hatte; die Angriffe, deren starkes Echo wir auch bei Feldman finden, eines T. Pini u. a., gingen entschieden viel zu weit, gefielen sich in ungeheuerlichen Verdächtigungen sogar. Andere kleinere, doch wertvolle Beiträge zur Słowackiliteratur eines K. Jarecki (über W Szwajcarji des Dichters, aus der Biblioteka Warszawska), u. a. müssen wir übergehen.

Gegenüber dieser Fülle von literarhistorischen und kritischen Arbeiten, die wir ja nur zum Teil erschöpfen konnten, sticht der Mangel an linguistischen Studien ab. Grammatische, namentlich syntaktische, pflegt seit jeher Prof. Jan Łoś, so auch in seiner neuesten Schrift, Funkcye narzędnika w języku polskim, Abhandlungen Band XL, 1904, S. 94—154, doch ist seine Beispielsammlung für den Gebrauch des Instrumentalis nur aus mittelalterlichen Texten geschöpft; besonders verweilt er natürlich bei dem prädikativen Instr., widerlegt die Erklärungen eines Potebnja oder Małecki, erklärt sich gegen Herleitung aus dem modalen Brauch und denkt an den distributiven sowohl wie den der »Hilfsmotive« (eigentlicher Instrumental). Kleinere, in deutscher Sprache erschienene Arbeiten von Benni oder Ułaszyn, sind bereits im Archiv angezeigt worden; zu letzterer sei nachträglich bemerkt, daß das Material (für die sog. »Entpalatalisierung«, einfacher gesagt, für den Umlaut *ie-io* und *ie-ia*) wohl zusammengestellt ist, dagegen die Einzelausführungen verfehlt sind. Ich bekämpfe »falsche« Analogien — die Sprache kennt nur »richtige«, nur Linguisten operieren mit falschen — dann, wenn sie eben unrichtig sind, wenn sie das Wesen der Erscheinung nicht treffen. Wenn ich meinte, daß im Polnischen nicht *bez*, sondern *biez* zu erwarten wäre, so habe ich **bioz* (wie lautlich verlangt werden könnte) darum nicht angesetzt, weil es auch nur ein *przez*, kein **przoz* gibt, was seinen guten Grund hat; *przez* und **biez* (*bez*) berühren sich aber seit jeher

näher. Ich habe Respekt nur vor Fakten, nicht vor Lautgesetzen, die sich nach den Fakten zu richten haben, nicht umgekehrt; Lautgesetzreiterei ist ebenso unrichtig, wie (falsches) Analogieschmieden; ich kenne nur eines — historische Betrachtung. Und diese wird nie die Erklärungen, die Ułaszyn vorträgt, zugeben, z. B. *powiedać* sei aus dem Böhmischen entlehnt, was leicht zu behaupten, aber unmöglich wahrscheinlich zu machen ist; ebenso verhält es sich mit *wierę* im Akkusativ; wenn »die Geschichte keinen Fall von Veränderung unter dem Einflusse des Localis kennt« (S. 17), woher sind die *e* von *krzesło*, *na wiesnę* genommen? u.s.w. Neues brachten die Materyały i prace komisyi językowej Akademji Umiejętności w krakowie, bis jetzt drei Bände, 1904 und 1905. Das beste leistete Kazimierz Nitsch durch seine groß angelegten und systematisch ausgeführten Dialektstudien im Nordwesten des Sprachgebietes (westpreußische und kaschubische Dialekte); hierher gehören namentlich seine Beschreibung des Lusiner Dialektes, I, 221 ff. und seine »Polnische Dialekte in Westpreußen«, III, 101—284, mit Dialektmappe; hier behandelt er, von Pfarrei zu Pfarrei fortgehend, kaschubisch-polnische Grenzdialekte, sowie die polnischen Dialekte der Krajna (Krajniacy) oder wie er ihn nennt złotowski, der Tuchler Haide (tucholski, sonst Dialekt der Borowiaken), des Kociewie mit seinen Unterdialekten. Der zweite Teil, die polnischen Dialekte Westpreußens auf dem rechten Weichselufer, ist ebenfalls bereits erschienen (Materyały III, 1905, S. 305—395); es ist das Ergebnis einer Bereisung der Gegend im Sommer 1905, etwas knapper gehalten als der vorhergehende Teil. Zwei Mappen mit genauer Eintragung der Dialekte (verschiedene Farben aller Ortschaftsnamen) gewähren ein anschauliches Bild. Es ist unmöglich, hier aufmerksam zu machen auf alle interessanten Erscheinungen in der Lautlehre zumal, auch im Glossar, wo zähes Festhalten an alten, ganz vereinzelten Worten auffällt, z. B. *blewięzić* plappern (*blewązgać* auch für lästern kommt schon im XV. Jh. vor); *duży dużny* für groß in Westpreußen kann ohne weiteres gegen kleinrussische Entlehnung des Wortes aufgeführt werden; *chluba* für Gerte, *cigędź* für Schatten, *zamanąwszy* für zeitweilig u. dgl.; sehr interessante Beobachtungen lassen sich für Entlehnungen aufstellen, in lautlicher wie in semasiologischer Beziehung (z. B. *zala* Sohle, *skowron* heißt auch Lärche = Tannenbaum!). Auch hier kommt, wie anderwärts der *Dunaj*, *Wisła* für Fluß überhaupt vor — aber dadurch wird die Etymologie von *Wisła* = Fluß, die bekanntlich Rozwadowski aufgestellt hat, mit nichten gestützt. Auf

die eigentlich mazurischen Dialekte, die *scipią* (d. i. *c*, *s* für *cz*, *sz* sagen) und *mozią* (d. i. *ź* aus *wź* für *ŵ* sprechen, *zirzba* = *wierzba*, *do zizymio* = *do widzenia*, zilk, zino — trotz Schriftsprache!!), erstreckt sich der Bericht nicht mehr. Authentische Texte, Briefe z. B., erläutern das Gesagte.

Die Fülle und Genauigkeit der Beobachtungen gemahnt an die ihrerzeit grundlegenden, schlesischen Aufzeichnungen von Malinowski; auf Mitteilung von Texten ist allerdings geringeres Gewicht gelegt, desto mehr auf erschöpfende Charakteristik der phonetischen Seite; auch der lexikalische Teil geht nicht leer aus. Aus Anlaß des Artikels von Lorentz über die Verwandtschaftsverhältnisse der westslavischen Sprachen im Archiv schreibt er über dasselbe Thema, III, 1—57; aus diesen Auseinandersetzungen kommt nichts heraus, wohl aber muß man sich über manche Bemerkung baß verwundern, z. B. daß »in Pommern der Widerstand gegen die Metathese (tort zu trot) aus oft äußeren Umständen folgen konnte, wie die Nachbarschaft der Preußen, bei denen diese Gruppe (tort) gewöhnlich war« (S. 57; ich übersetze wörtlich, damit man mich nicht fauler Witze zeihe; die Abneigung der Polaben gegen *trot* ist dann wohl von der Nachbarschaft der Deutschen gekommen u. s. w.?). Gegen diese Fülle von neuem und interessanten dialektischem Material, wie es uns seit Malinowski's Zeiten nicht mehr geboten ward, kommen kurze Schilderungen einiger Lokaldialekte, von Witek, Dobrzycki u. a. nicht auf. Prof. Rozwadowski teilt altes Material mit; gibt eine genauere Abschrift des bekannten Polykarpdialoges vom Tode und der alphabetischen Todtenklage aus der Mitte des XV. Jhs. sowie den unbedeutenden sprachlichen Ertrag aus einer Nonnenregel von 1540, an der mir am meisten der Gebrauch des slovakisch-magyarischen *videk* für Distrikt aufgefallen ist; er wie Prof. Baudouin de Courtenay gaben auch allgemeine Anleitungen für dialektische Aufzeichnungen und Charakteristiken der polnischen Phonetik. J. Leniek teilt ein paar belanglose böhmische Texte (Haupt-Gebete) aus einem lateinischen Gebetbuch von 1424 (heute in Przemyśl) mit, samt dem Salve Regina. Holger Pedersen begründet (S. 165 ff.) die Zusammenstellung von *gąba* mit Schwamm (aus *zgǫombho-*) und gibt noch einige slavo-deutsche Parallelen: *inij* und *ís* (wobei dann litauisches *ynis* als entlehnt fallen muß), *szczeka* und skandinavisch *skegg* Bart, sowie *spor* verschlagsam, mit spar-en. Die ausführlichste Arbeit gehört Prof. K. E. Mucke an, szczątki języka połabskiego Wendow Lüneburskich, I, 313—569, gesammelt in

den Jahren 1901 und 1902; es sind dies Orts-, Feld- (Flur-) und Personennamen, festgestellt auf Wanderungen von Ort zu Ort und auf Grund der Katastermappen; die mühevolle Arbeit von Mucke traf zeitlich zusammen mit der Publikation von P. Kühnel, die slavischen Orts- und Flurnamen im Lüneburgischen, Hannover 1902 (aus der Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen). Mucke konnte feststellen, daß Hoffnungen auf etwaige polabische Eintragungen in Gerichtsbüchern oder sonstige Sprachdenkmäler ganz vergeblich sind; desto energischer nützte er die einzige, noch nicht versiegte Quelle, die Namen aus, alle zugleich deutend, um das polabische Wörterbuch vollständig zu machen; ob er sie alle auch richtig gedeutet hat, ob nicht manch deutscher Terminus als slavischer sich einschlich, lassen wir bei der Schwierigkeit der Materie dahingestellt; verdienstlich bleibt die mühevolle Arbeit jedenfalls, bringt bleibenden Gewinn schon durch die bloße Stoffsammlung.

Noch zwei Rubriken hätten wir zu behandeln, um halbwegs dem Stoffe gerecht zu werden, ethnographische Publikationen (z. B. in der Akademie) und historische. Gerade unter den letzteren ist eine Fülle bahnbrechender Arbeiten zu nennen, so die von genialem Spürsinn zeigenden Szkice historyczne jedynastego wieku von Prof. Tadeusz Wojciechowski, Krakau 1904, 346 S. 8°, die auf die Anfänge polnischer Kultur, die Arbeit des Eremitenordens, die politischen Verwicklungen in der zweiten Hälfte, zumal unter Bolesław II., auf das Gerichtsverfahren gegen Bischof Stanisław von Krakau, der offenbar des Hochverrates überführt ward, Licht werfen sollen; die Stanisławfrage wurde auch von anderer Seite (Krotoski in einer Reihe von Arbeiten) gleichzeitig behandelt und in anderem Sinne entschieden (erster Zusammenstoß weltlicher und geistlicher Macht). Prof. Abraham's Werk über die Anfänge katholischer Kirchenorganisation auf russischem und orthodoxem Boden überhaupt, Powstanie organizacji kościoła łacińskiego na Rusi, I, Lemberg 1904, XVI und 418 S. 8°, ist eine Meister- und Musterleistung, auf die ich gerade russische Kirchenhistoriker aufmerksam mache; wie wird durch die Darstellung des polnischen Historikers die von Gołubinskij übertroffen, wo sich beide überhaupt vergleichen lassen! Alle ihm erreichbaren russischen Quellen hat der Verfasser gewissenhaft benützt; die Arbeit reicht bis Jagello; der zweite Band wird sie abschließen; das ganze ist nur Fortsetzung der früheren »Organizacja Kościoło w Polsce do połowy XII wieku« (zwei Auflagen). Im Anschlusse daran nenne ich die sorgfältige Arbeit von Wład. Szcześniak mag. theol., Obrządek

słowiański w Polsce pierwotnej, rozważony w świetle dziejopisarstwa polskiego, Warschau 1904, 207 S. 8°, wo mit den Phantasien der älteren Protestanten (Węgierski und Friese), sowie der jüngeren polnischen Historiker, Maciejowski, Bielowski, Gumplowicz, scharf aber treffend, zu Gerichte gegangen und der mit dem slavischen Ritus in Polen getriebene Humbug enthüllt wird.

Aus dem Werke Prof. Abraham's sei noch hervorgehoben die behutsame Behandlung der interessanten Frage, wie das Bistum Lebus an der Oder zum Bistum für die Katholiken Rotrußlands erhoben werden konnte u. a. In anderer Art grundlegend ist das Werk von Dr. Fryderyk Papée, Polska i Litwa na przełomie wiekow średnich, Tom I, ostatnie dwunastolecie Kazimierza Jagiellończyka, Krakau 1903, 422 S. 8°; es handelt sich vor allem um den Nachweis, warum der Jagellone vor dem Ruriksohne überall zurückweichen, nicht nur auf Nowgorod und Pskow verzichten mußte; die Beschränktheit seiner Mittel und die Unzuverlässigkeit seiner russischen Fürsten zwangen ihm die wohlerwogene Reserve wider Willen auf; sehr breit ist der kulturhistorische Hintergrund dieser Kämpfe gezeichnet, die inneren Verhältnisse in Litauen und in der »Krone«. Einem Ausschnitte dieses Kulturlebens ist gewidmet der zweite Band des groß angelegten Werkes von Antoni Karbowiak, das nach über einem halben Jahrhundert die alte Schulgeschichte von Łukaszewicz endlich ersetzen soll: Dzieje wychowania i szkol w Polsce, II (Mittelalter, zweiter Teil; dritte Periode), von 1364—1432; Petersburg 1904, VIII und 490 S. 8°; das Enddatum ist nicht glücklich gewählt, da es keinen wesentlicheren Einschnitt bezeichnet; die Darstellung ist etwas weitschweifig und wiederholt sich; manches (z. B. Verzeichnis der Universitätsprofessoren und ihrer Lebensdaten) dürfte überflüssig sein, wichtigeres dagegen fehlen; im Mittelpunkte des Bandes steht natürlich die Gründung und Organisation der Universität. Soviel nur sei aus der historischen Literatur erwähnt. Aber wie vieles andere, Werke und Skizzen, beanspruchten Nennung[1]; es sei nur hervorge-

[1]) Eine russische Studie sei erwähnt, A. V. Storoženko, Stefan Batorij i dnieprovskije kozaki, Kiev 1904, 327 S. 8°, eine sehr sorgfältige Arbeit, weil sie einen unbekannten polnischen Druck von 1584, ein Epicedion (in etwa 1300 Versen) auf den Tod des Kiever Kastellans Michael Wisniewiecki, wörtlich abdruckt. Außerdem die Skizzensammlung von Dr. Wacław Sobieski, szkice historyczne, Warschau 1904 (316 S. kl. 8°), weil ihre zweite Skizze »dem ersten Protektor des Pseudodemetrius« gewidmet ist, d. i. dem Säufer und

hoben, daß dem früher ganz vernachlässigten XIX. Jh. endlich Rechnung getragen wird; so hat Prof. Smolka längst Jagello und die Unionsgeschichte aufgegeben, um sich der Tätigkeit des Ministers Lubecki zu widmen; Prof. Askenazy pflegt selbst und durch seine Schüler dieselbe Zeit. Wenigstens sei nicht verschwiegen, daß die polnische Rechtsgeschichte nach langer Pause äußerst energisch gefördert wird; ihr Hauptvertreter, Prof. Oswald Balzer in Lemberg, ist zwar durch Editorsorgen in Anspruch genommen; er bereitet eine neue, vollständige Ausgabe der Konstitutionen Sigismund I. vor und hat uns darin auch eine polnische Übersetzung des armenischen Statutes von 1528 abgedruckt, indem er (nach dem lateinischen Original von 1519) die drei handschriftlichen polnischen Übersetzungen, die von 1528 und 1595 sowie 1601, neben einander abdruckt (S. 401—538, 4°), mit der genauesten Sorgfalt. Er steht an der Spitze des neuen, rührigen Towarzystwo dla popierania nauki polskiej in Lemberg, dem wir eine Reihe trefflicher Werke (z. B. das oben genannte von Prof. Abraham) verdanken; in seinem »Archiwum naukowe« erschienen auch die rechtsvergleichenden Studien von Dr. Przemysław Dąbkowski, die Bürgschaft im polnischen mittelalterlichen Recht (Rękojemstwo etc., 255 S. gr. 8°, 1904), die Einlagerung nach demselben (Załoga etc., 1905, 49 S.), Bestätigung von Kontrakten unter Androhung des Scheltens (O utwierdzeniu umow pod grozą łajania etc., 1903, 75 S.), der Leihkauf (Litkup, studjum z prawa polskiego, 68 S., 1906): der Verfasser berücksichtigt namentlich das altböhmische Recht, aber ebenso gründlich das deutsche — so tritt die polnische Rechtsgeschichte aus ihrer einstigen Isolierung (trotz Hube und Maciejowski) auf gesündere Bahnen der Entwicklung; mit bestem Beispiel ging ja Prof. Balzer selbst vor, sowohl in seiner ausführlichen Verteidigung einer gemeinslavischen Zadruga gegen die Angriffe Peiskers, O zadrudze słowiańskiej im Kwartalnik historyczny 1899, wie in seiner Historya porownawcza praw słowiańskich.

Poseur Kniaź Jadam (Wiśniowiecki): aus dem Kanzlerarchiv (der Zamoyski) veröffentlicht auch Sobieski die erste Erwähnung des Pseudodemetrius in Polen, den Brief Adams Wiśniowiecki an den Kanzler Zamoyski vom 7. November 1603 aus Wiśniowiec; er frägt um Rat, gesteht, mit der Sache gezögert zu haben, weil er selbst sehr in dubio darüber gewesen; er hätte sich endlich dazu entschlossen, weil in letzter Zeit mehrfach Moskauer, über zwanzig, hierher gekommen wären und dem Demetrius seine Anrechte bestätigt hätten. Die Antwort des Kanzlers ist bekannt, sie stellte Wiśniowiecki nicht zufrieden.

Zum Abschluß unserer überlangen Ausführungen — wir übergehen wichtige Beiträge z. B. zur Geschichte Preußens und des Ordens, namentlich die Studie von Dr. Wojciech von Kętrzyński, Der deutsche Orden und Konrad von Masovien 1225—1235, Lemberg 1904, 188 S. 8° (vorher, kürzer, polnisch erschienen in den Krakauer Abhandlungen, histor.-philosoph. Klasse, Band XLV), mit dem Nachweis der Urkundenfälschungen en gros von Seiten des Ordens; Studien von A. Prochaska im Kwartalnik historyczny zu Mindowe (über den wir jetzt eine Freiburger Doktordissertation von Toturaitis besitzen) u. a. — erwähnen wir drei den Bereich polnischer Historiographie weit überschreitender Werke. Zuerst eine ausgezeichnete archäologische Studie (wie sie seit den Grafen Tyszkiewicz vernachlässigt war), von dem trefflichen polnischen Ethnologen Ludwik Krzywicki, Żmudź starożytna, dawni Żmudzini i ich warownie, Warschau 1906, 89 und IV S. 8°, eine Untersuchung der litauischen Burgen, d. i. Aufschüttungen, *pilis*, ihrer Lage und Bestimmung, mit allerlei interessanten Ausführungen über Volksüberlieferung und ihren Wandel, Zähigkeit der Namen u. dgl. — die Untersuchung ist noch nicht abgeschlossen, sie ist außerordentlich lesenswert durch ihre Lebhaftigkeit, gute bildliche Aufnahmen ergänzen sie. Aber während Samogitien noch immer in den Bereich polnischer historischer Forschung (seit Narbut!) gehört, wandten sich zwei andere Werke Gegenden zu, die ihr entlegener zu sein pflegen. Der junge Warschauer Historiker, Kazimierz Wachowski, hat in seinem Werke Słowiańszczyzna zachodnia, Studya historyczne, I. Band, Warschau 1903, 271 S. 8°, einen von dem verstorbenen General Wilhelm Bogusławski bereits behandelten Gegenstand wieder aufgenommen; seine eindringlichen Untersuchungen treffen vor allem die Anfänge der staatlichen Organisation, namentlich in Pommern, mit besonderer Hervorhebung aller lokalen Unterschiede — ein methodischer, wohl durchdachter Aufbau auf Grund genauester Quellenforschung. Im Wiener Verlag von Fr. Bondy, dem wir auch die reich illustrierte polnische Literaturgeschichte des Dr. Henryk Biegeleisen verdanken, erscheint Ilustrowane Dzieje Polski von Prof. Wiktor Czermak, I. Band, Od początkow do X wieku, Wien 1905, VIII und 337 S. gr. 8° engen Druckes. Eine polnische Geschichte somit, deren erster Band, ein Drittel des ganzen Werkes, noch nicht einmal von Popiel und Piast handelt, ist etwas wirklich neues. In drei Abschnitten behandelt der Verfasser die vorhistorischen Zeiten, d. h. das rein archäologische Material, das fossile

Archiv des Landes, hierauf das Slaventum vor dem VI. Jh., endlich die Slavenwelt bis zum X. Jh. Er will durch diese breite Behandlung slavischer Urverhältnisse einen sichereren Boden für die nachfolgende polnische Geschichte gewinnen und doch möchte ich bezweifeln, daß dieser vergleichende Weg uns dem Ziele näher bringen wird. Man vergißt bei dieser vergleichenden Betrachtung zweierlei: Analogie ist kein Beweis — daß es z. B. in Böhmen so war, beweist noch nichts für Polen; und zweitens (ein Hauptfehler, an dem alle Slavisten, d. h. Forscher slavischer ältester Geschichte, leiden), die Mannigfaltigkeit, Vielförmigkeit uralter Institutionen wird zu wenig eingeschätzt; Ethnologie lehrt, daß bei einem und demselben Volke, zu gleicher Zeit, unter fast gleichen Bedingungen, sogar auf engem Raume, die vielförmigsten, einander direkt widersprechenden und ausschließenden Kombinationen staatlicher Organisation entstehen. Slavisten dagegen setzen stillschweigend voraus, daß eine süd- oder westslavische Einrichtung, wenn sie nur recht alt ist, ohneweiteres auf alle Slaven übertragen werden kann; man erinnere sich nur an die heute recht diskreditierte Wirtschaft mit der zadruga oder mit den župen, die man z. B. auch Böhmen aufdisputiert, während Böhmen sie nie gekannt hat. Eine »Synthese« altslavischer Geschichte erregt daher von vorn herein prinzipielle Bedenken und ich glaube nicht, daß auch Czermak sie überwunden hat, aber bei dem geringen Interesse, das bisher polnische Leser allen slavicis entgegenbrachten, ist schon sein Versuch einer populären und doch streng wissenschaftlichen Darstellung alles dessen, was wir von den alten Slaven wissen, dankbar aufzunehmen. Der Verfasser berücksichtigt auch russische Literatur (zumal Hruszewskij, Sergiejevič u. a.), am wenigsten die südslavische (natürlich außer Jireček, Wlainac u. a.), ungleich genauer die böhmische und deutsche; er ist sehr vorsichtig in seinen Aufstellungen und bekämpft jede Einseitigkeit, z. B. in der Frage über die westlichen Ursitze der Slaven, über die zadruga u. a.; reiche, sorgfältig ausgewählte Illustrationen beleben die etwas trockene und weitschweifige Darstellung. Das Werk von Prof. Potkański über Cyrill und Method besprachen wir bereits oben, S. 222 ff.

Wir sind am Ziele, das wir nur erreichen konnten, preisgebend alle kleineren Arbeiten, die in Zeitschriften verstreut sind; alle speziellen Monographien z. B. über einzelne Orte und deren Geschichte, wie das archivalische Studium von Dr. Zofja Daszyńska-Golińska, Uście solne, przyczynki historyczno-statystyczne do dziejow nadwiślańskiego

miasteczka, Krakau, Akademieverlag 1906, 165 S. 8⁰ (ähnliche, auch umfassendere Monographien sind vielfach erschienen); alles, was Kunstgeschichte anbelangt und wovon manches uns speziell angehen könnte (z. B. über Miniaturen polnischer Codices in Petersburg, von Direktor St. Kopera, Arbeiten von Prof. M. von Sokołowski, z. B. über castella — Kirchen u. dgl., vereinigt vielfach in den Berichten, Sprawozdania, der Kunstkommission der Akademie); verschiedenes, z. B. des M. Bersohn Lexikon polnischer gelehrter Juden des XVI.—XVIII. Jahrhunderts u.s.w. Aber auch das, worauf wir uns beschränkten, gewährte ein Abbild von dem regen wissenschaftlichen Leben, das trotz aller Ungunst von Zeiten und Verhältnissen, in Krakau, Lemberg, Warschau sich entwickelt und reiche Früchte trägt, noch reichere in sicherer Aussicht bringt. Ethnographische Publikationen stellen wir für die nächste Jahresübersicht zurück, die weniger geschwellt sein dürfte.

A. Brückner.

Rumänische Beiträge zur russischen Götterlehre.

Von M. Gaster (London).

In meinem Kodex Rum. Nr. 73 findet sich eine anonyme Geschichte der Russen, die mit Noah anfängt und mit dem Fürsten (Kniaz) Teodor Alexievič von Kiev endet. Diese Schrift wird von V. A. Ureche dem Rum. Chronisten Nicolae Costin zugeschrieben, der zu Anfang des XVIII. Jh. in der Moldau geblüht hat. Ich weiß nicht, worauf Ureche sein Urteil stützt, indem er dieses Werk Costin zuschreibt. Es ist ohnehin unendlich schwer, seine Werke von denen seines berühmten Vaters Miron Costin zu scheiden. Noch viel schwieriger ist es, die Frage von der literarischen Tätigkeit des einen oder des andern zu begrenzen. Wenn nun die Geschichte der Russen einen Costin zum Verfasser hat, was auch mir nicht sehr zweifelhaft ist, so würde ich sie eher dem Vater als dem Sohne zuschreiben. Der ältere Costin hatte ein viel tieferes Wissen und war mit den slavischen Sprachen gut vertraut.

Ein Kapitel dieser Geschichte handelt nun von den Göttern der Slaven. Ich teile es hier in wörtlicher Übersetzung und zwar aus einem doppelten

Grunde mit. Soweit mir bekannt ist, ist das der einzige Hinweis auf die slavische Mythologie, den ich bisher in alten rumänischen Schriften gefunden habe, und der Nachweis seiner slavischen Quelle wird auch Licht auf die Quellen dieses rumänischen Werkes werfen. Andererseits ist es ein nicht uninteressanter Beitrag zu den slavisch-rumänischen kulturgeschichtlichen Beziehungen. Der Zusammenhang zwischen diesen beiden Völkern und der Übergang von einem Volke zum andern wird an der Hand dieses und eines zweiten ähnlichen Textes aufs Neue bezeugt. Ich habe nämlich außerdem in einem kleinen Kodex miscellaneus in der Bibliothek der rumänischen Akademie eine merkwürdige Parallele gefunden. Es ist eine in allgemeinen Grundzügen der Version des Costin oder Version A, wie ich es vorziehen würde sie zu nennen, ziemlich ähnliche Darstellung der heidnischen Götter. Diese Version B weicht aber in manchen Punkten von A ab und beweist dadurch ihre Unabhängigkeit von A. Nicht nur sind die Slaven zu »Elenen« geworden, sondern (und darin liegt die Bedeutung dieses Textes) für den Verfasser derselben haben diese Götter und diese heidnischen Sitten auch in Rumänien Eingang und Nachahmung gefunden. Er giebt Beispiele und Sitten an, die ihm als heidnisch erscheinen und die er auf jene alten zurückführt. Ich muß es unbestimmt lassen, ob wir es hier mit einer Homilie oder mit einem Pastoralschreiben zu tun haben. Der rumänische Ursprung der letztern Version im Text B kann nicht bestritten werden. Es sind lauter rumänische Sitten und Gebräuche und auch die Namen der Spiele und Personen sind rumänisch, wie ich das nachher ausführen werde. Der Kodex der Geschichte der Russen dürfte ca. 1740—1750 abgeschrieben worden sein, vielleicht aus einem Texte aus dem Ende des XVII. Jhs., und Text B, den ich im November 1884 kopiert habe, aus einer 12°.-Hs., die in der rum. Akademie vergraben liegt, ist in 1754 geschrieben. Das betreffende Kapitel aus A habe ich seinerzeit in meiner Chrestomatie Română Vol. II, 1891, p. 50—53 veröffentlicht. Ich lasse nun die wörtliche Übersetzung dieser beiden Texte folgen.

A. Von ihren Götzen.

Zuerst haben sie einen großen Götzen errichtet mit Namen Perun, den Gott des Donners und des Blitzes und der Regenwolken, auf einem hohen Hügel in der Nähe des Flusses Buriu, in Menschengestalt. Sein Körper war gegossen aus Silber, die Ohren waren von Gold, die Füße von Eisen, in den Händen hielt er einen Stein und zwar den Donnerstein,

geschmückt mit Rubinen und Anthrax (ein Stein dem Feuer ähnlich). Vor ihm brannte immer ewiges Feuer. Wenn aber durch die Nachlässigkeit des Ministranten das Feuer ausging, so bestraften sie ihn mit dem Tode als einen Feind Gottes. Der zweite Götze war Volos, der Gott der Tiere. Der dritte Pozvizdu, einige nannten ihn Pohvint, andere Vihor, denn sie bezeugten, daß er der Gott der Luft, des guten und schlechten Wetters sei. Der vierte Götze war Lado, den hielten sie als den Gott der Hochzeit und alles Glückes, und alle, die sich verheiraten wollten, brachten ihm Opfer, indem sie hofften, daß mit der Hilfe von Lado sie eine gute Hochzeit und ein Leben voller Liebe haben würden. Und dieser Greuel stammt von alters her, von den alten Götzendienern, welche einige der Götter Lelie und Polelie nannten. Dieser von Gott gehaßte Name hat sich noch bis heute in einigen Plätzen erhalten, wo sie in Versammlungen und in Spielen singen Lelio, Lelio und Polelio, wie sie bei uns auch noch singen »Lelio, Lelio«, und wo sie auch die Mutter von Lelia und Polelia, Lado besingen und zwar »Lado, Lado«. Und diese alte teuflische Täuschung dieses Götzen hat sich noch erhalten bei Hochzeitsfeierlichkeiten, wo sie in die Hände klatschen und auf den Tisch klopfen und singen. Davor muß jeder orthodoxe Christ sich in jeder Weise in acht nehmen, damit er Gottes Strafe nicht auf sich ziehe.

Der fünfte Götze war Cupálo, den sie betrachteten als den Gott der Erdfrüchte und in dem Dunkeln, durch die Täuschung des Teufels brachten sie Danksagungen und Opfer am Anfange der Ernte. Bis heute hat sich noch die Erinnerung an diesen Gott Cupálo, oder wie ich ihn besser nennen soll, Teufel, in einigen Teilen von Rußland erhalten, besonders am Abend der Geburt des heil. Johannes des Täufers. Die jungen Knaben und Mädchen versammeln sich und flechten sich Kränze von einer gewissen Pflanze und setzen sie sich aufs Haupt und machen sich auch Gürtel davon. Und bei jenem teuflischen Spiel zünden sie Feuer an und indem sie sich bei der Hand fassen, tanzen sie um das Feuer herum und laufen herum wie Unreine und singen Lieder dem unheiligen Cupálo, und indem sie ihn häufig anrufen und über das Feuer springen, bringen sie sich selbst als Opfer jenem Teufel Cupálo. Und sie tun auch andere gottlose Sachen in jenen unheiligen Versammlungen, die kaum zu beschreiben sind. Der Teufel stellt auch seine Falle durch die Schaukel, von dem Feste des Johannes des Täufers bis zu der Feier der heiligen Apostel Peter und Paul. Denn es trifft sich, daß manche von denen, die sich mehrmal schaukeln, hinunterfallen auf die Erde und so ihre Seele auf

elende Weise ohne Reue aufgeben. Darum muß jeder Gläubige sich hüten vor diesen Schaukeln als Schlingen des Teufels, daß er nicht hineinfalle und sich darin verwickele.

Einige von den Heiden brachten in alter Zeit Opfer den Quellen und Teichen zur Vermehrung der Früchte des Bodens und manchmal haben sie Menschen dafür im Wasser ertränkt. In einigen Teilen Rußlands hat sich bis heute noch die Erinnerung an diese gottlose Tat frisch erhalten; denn an dem Tage der Auferstehung Christi versammeln sich Jung und Alt, Männer und Frauen und einer wirft den andern ins Wasser als eine Art von Spielerei. Und es trifft sich manchmal durch das Werk des Teufels, daß manche von denjenigen, die hineinfallen, auf einen Stein oder ein Holz anstoßen und elendiglich ihre Seele aufgeben. Andere, wenn sie auch nicht ins Wasser geworfen werden, werden mit Wasser begossen. Auf diese Weise bringen sie wieder das Opfer denselben Teufeln nach alter Gewohnheit. Und wenn dieses auch nun geschieht in der Form eines Spieles und nicht als Götzendienst, so wäre es doch besser, wenn es nicht weiter geschähe.

Der sechste Götze Coleada, der Gott der Festlichkeit, dem sie eine große Feier brachten am 24. Dezember, und obzwar das russische Volk durch die heilige Taufe erleuchtet worden ist und seine Götzen zerstört hat, so haben doch einige bis heute nicht aufgehört den Teufel Coleda zu erwähnen. Anfangend von dem Tage der Geburt unseres Herrn, während aller heiligen Tage, versammeln sie sich zu Spielen, die Gott verhaßt sind, und singen Lieder. Und wenn sie darin die Geburt Christi wohl erwähnen, so fügen sie hinzu auch die Erinnerung an Coliada, die alte Täuschung des Teufels und wiederholen häufig seinen Namen. Auch bei diesen sündhaften Versammlungen erwähnen sie noch den Satan, einen gewissen Tura und andere schimpfliche und gottverhaßte Sachen. Andere wieder verdecken ihre Gesichter und den ganzen Schmuck des Menschen, der in dem Ebenbilde Gottes geschaffen wurde, mit greulichen Figuren in der Ähnlichkeit des Teufels, wodurch sie manche erschrecken und auch manche ergötzen, aber sie spotten ihres Schöpfers, als ob sie das Werk seiner Hand hassen und verachten würden. Jeder Christ ist verpflichtet solches zu unterlassen und nur zu wandeln in der Gestalt, in welcher Gott uns gemacht hat, denn wir dürfen Nichts erfinden, was häßlich ist und Gott widerspricht.

Außer jenen Götzen und teuflischen Figuren gab es noch andere viele Götzen u. z. Uslead, Kursha oder Hors usw. Soweit Text A. [1]).

Nun lasse ich Text B folgen und der Unterschied zwischen beiden, trotz inhaltlicher Ähnlichkeit, wird in die Augen springen.

B. Kurze Lehre gegen die vielen schlechten Beispiele, welche einige Christen befolgen, und der Beweise, woher sie stammen und was sie bedeuten.

Wir wissen sehr gut, daß jedem wahren Christen verhaßt ist, selbst nur mit dem Namen einen Götzen oder Teufel zu erwähnen oder an sie zu glauben oder den Beispielen der Götzendiener zu folgen. Da wir alles das wissen, wollen wir nichts sagen oder erwähnen von diesem Übel und von dem Zorn, den Gott gehabt und hat, gegen die Götzen und Teufel und gegen solche, die ihnen gedient haben und noch dienen und welche Strafe für sie vorbereitet ist. Noch sagen wir etwas gegen diejenigen, die sie vorher angebetet haben. Denn vor dem Anfang unseres orthodoxen Glaubens, bis Christus im Körper auf der Erde erschienen ist und nach seiner herrlichen Himmelfahrt und durch die Botschaft der Apostel, und nachher durch alle die heiligen Väter waren die meisten, die zum Glauben gekommen sind, Götzendiener und es sind jetzt ihre Seelen in Gottes Hand. Aber wir sprechen von denjenigen, die im Unglauben an die Wahrheit und im Irrtume gestorben sind, und von denjenigen, welche, obzwar sie glauben und sich orthodox nennen, doch manches tun, was die Götzendiener getan haben, und zwar folgendes:

Kap. I. Die »elenischen« Völker hatten viele Götter, unter diesen war einer, der hieß Perun, welcher genannt wurde der Gott des Feuers, und er hielt in seiner Hand einen Edelstein, welcher in der Art einer glühenden Kohle leuchtete, und Feuer brannte immerfort vor ihm. Seine Anbeter pflegten Feuer zu machen und über dasselbe hinweg zu gehen, und darstellten, daß sie sich selbst als Opfer gebracht haben jenem Götzen Perun.

Einige von den Christen folgen denselben Beispielen bis auf den heutigen Tag, indem sie die Feuer »Cubali« an dem Tage von Groß Donnerstag (Gründonnerstag) anzünden und darüber hinweg schreiten (oder hinweg gehen), ohne zu wissen, was es darstellt.

Kap. II. Es gab einen anderen Götzen, der Lado hieß. Diesen

[1]) Vergl. mit dieser Darstellung das Kapitel aus der »Gustinskaja Lětopis«, abgedruckt in Полное Собрание В. II, S. 256—257, wo am Rande die in latein. Sprache abgefaßten Parallelen zitiert werden (Cromer, Guagnini u. a.). *V. J.*

nannten sie den Gott der Freuden und des Glückes. Diesem brachten Opfer alle diejenigen, die Hochzeiten oder Feste geben wollten, indem sie sich einbildeten, daß sie mit der Hilfe von Lado schöne Freuden und ein Leben voller Liebe gewinnen würden. Dieselben besingen die Christen auch jetzt bei Hochzeiten. Darum muß jeder Christ sich hüten vor so etwas, damit er vom Zorne Gottes nicht gestraft werde.

Kap. III. Einige dieser Götzendiener pflegten auch Opfer zu bringen den Gewässern nämlich, den Teichen und Quellen und nannten auch diese Gottheiten. Wenn irgendwo ein Wasser in der Nähe war, pflegten sie sich einmal im Jahre dort zu versammeln und warfen einer den andern ins Wasser. Wo aber Wasser weit entfernt war, gossen sie Wasser einer auf den andern. Das sehen wir auch jetzt einige von den Christen tun am zweiten Tag nach Ostern und sie nennen das (»Trasul in Vale«) »Hinunterziehen« in die Ebene, von welchem Ziehen oder Schleppen durch den Einfluß des Teufels viele Streitigkeiten und Schlägereien entstehen.

Kap. IV. Sie hatten auch eine andere Gottheit, die sie »Coleda« nannten und wenn sie sich versammelten bei ihren heidnischen Feiertagen und Versammlungen, sangen sie Lieder zu Ehren des Götzen Coleda und erwähnten seinen Namen sehr häufig. Wir sehen nun, daß bis heute dieses sich erhalten hat bei einigen Christen und am Tag der Geburt Christi empfangen sie Zigeuner, die sie Colindatori nennen, daß sie ihnen Lieder singen. Außerdem empfangen sie in ihren Häusern Tsurca oder Prezae, welche auch mit sich führen Mummer und Possenreißer, welche ihre Gesichter verstellen, die im Ebenbilde Gottes geschaffen sind, sie reden mit ihrem Munde häßlich ekelhafte Worte und mit ihrem Körper machen sie schreckliche und verworfene Figuren, so daß sie unvernünftigen Leuten Vergnügen machen, aber die unschuldigen Kinder erschrecken.

Kap. V. In der Stadt Rodostol, in der Nähe des Wassers Istru, gab es zur Zeit der alten Götzendiener einen Götzen mit dem Namen Cron, nämlich den Gott der Toten. Dieser war ein toter Elen, in welchen sich der Teufel eingenistet hatte und er hielt ihn längere Zeit unversehrt und machte auch viele Täuschungen. Diesem opferten jene verirrten Menschen in folgender Weise; sie schlugen nämlich ihre Körper, bis Blut rann, und schrien und jauchzten und begingen auch andere Sünden, und durch das Blut, das sie vergossen, bildeten sie sich ein, Cron ähnlich zu sein. Denn er erschien immer mit rotem Gesichte, und die Sünden, die sie begangen, sagten sie, daß Cron sie nicht sehen kann, denn er hielt

die Augen geschlossen: auch konnte er ihr Schreien nicht hören, denn er war taub.

Dieselben Verirrungen sehen wir jetzt bei einigen Christen, die, wie jene sich versammelten bei einem Toten und sich schlugen und jauchzten und andere Sünden begingen, so tun es auch jetzt die Christen bei ihren Toten. Es versammelt sich ein Haufen von Verrückten und schlagen sich den Rücken mit Schaufeln und jauchzen und tanzen und treiben allerlei Possen, welche nicht einmal beschrieben oder erwähnt zu werden verdienen. Alle müßten doch einsehen, daß das keine anständige Tat ist, Lachen und Spaß zu treiben zur Zeit von Weinen, und wenn alle zusammen kommen um zu Gott zu beten und ihm zu weinen, daß sie da tanzen und jauchzen sollen. Und wenn es eine Pflicht ist, der Seele die Sünden zu erleichtern durch Almosen und Gebet, daß sie gerade damals sich besudeln sollen mit den obenerwähnten unwürdigen Taten. Umgekehrt müßten sie bei dem Toten sich versammeln und weinen, nicht so sehr darüber, daß jener gestorben ist, sondern um die Vergebung seiner Sünden, und damit seine Seele Ruhe finde unter den Gerechten. Und bei der Nachtwache bei jenem Toten sollen die Geistlichen lesen und auch Laien sollen Wache halten mit Ehrfurcht, und nur reden von Sachen, die der Seele von Nutzen sein könnten, aber nicht eitle weltliche Worte oder Tänze und Sprünge und andere Possen. Von jetzt ab weiter müßten diese aufhören.

Kap. VI. Andere beten einen Götzen an mit dem Namen Cupal, den nannten sie den Gott der Früchte der Erde, dem sie Opfer brachten an einem von ihnen bezeichneten Tage bei dem Beginne der Ernte. Und Männer und Weiber versammelten sich und flochten Kränze von Kräutern und setzten sie sich auf das Haupt und umgürteten sich mit wilden Kräutern. Und die Männer kleideten sich als Weiber, so daß sie wilder und frecher als Weiber tanzen könnten und so die Zuschauer und das Volk zur Leidenschaft reizen konnten wie es den Teufeln gefiel, die in dem Götzen wohnten, und während sie tanzten und sprangen, riefen sie häufig Cupal, Cupal. Dieses verhaßte Beispiel hat sich noch bis jetzt erhalten hier in unserem Lande in einigen Städten und Dörfern, wo die Männer sich Weiberkleider anziehen und sich mit einem Namen nennen, der dem Namen Cupal ähnlich klingt, und zwar Cuci oder Calucei. Diese machen sich auch Kränze von Kräutern und zwar von Wermuth, und viele von jenen, die nicht mehr tanzen, stecken sich doch Wermuth in den Gürtel und auf diese Weise stellen sie ganz genau jenes alte teuflische Fest und heidnischen Gebrauch dar.

Andere wieder folgen einem andern teuflischen Beispiele und teuflischer Erfindung, indem sie zur Zeit der Dürre einen Menschen nackt ausziehen, grüne Kräuter auf Fäden aufziehen und sie um ihn herum vom Kopf bis zu den Füßen wickeln und setzen ihm eine Kräuterkrone auf den Kopf, und diese Menschen tanzen vor den Häusern und alle gießen Wasser auf sie und stellen vor, als ob sie von ihnen Wasser verlangten, d. h. Regen. Auf ähnliche Weise täuschen sich die Narren, indem sie glauben, daß sie von den Cuci geheilt werden von allen Krankheiten, wenn jene auf sie treten. Und von dem Papaluga glauben sie, daß er die Macht hat, den Wolken zu gebieten, daß es regnen soll. Und es gibt keine größere Götzendienerei als in diesen beiden Fällen, dadurch, daß sie denken, ebenso wie die Gläubigen überzeugt zu sein, daß genau so wie die heiligen Apostel, als sie die Kranken berührten im Namen Christi und ihnen Heilung gebracht haben, so könnten auch sie geheilt werden durch das Getretenwerden von den unreinen Füßen der Cuci, und diese zumeist sind nur schmutzige Zigeuner. Und wiederum, wie der Prophet Elias und viele andere Heilige durch vieles Fasten und Gebet und durch Aussprechen des göttlichen Namens den Regen herabsteigen ließen, so könnte auch jener täuschende Possenreißer von einem Papaluga den Wolken befehlen, daß der Regen herunter komme, wann er wünsche . . . Deshalb müßt ihr, die ihr den christlichen Namen traget, auch im Leben und in Thaten als Christen euch zeigen, so daß nicht einige von diesen durch ihre Unwissenheit den Tieren ähnlich seien in dieser Welt und in der andern Welt Teil haben sollen an den Strafen der Elenen. Manche von ihnen, wenn sie eine Reise antreten, und ihnen entgegenkommt ein Zigeuner oder irgend ein bestimmtes wildes Tier, dann ziehen sie fröhlich weiter, überzeugt, daß sie eine glückliche Reise haben werden. Wenn nun aber ein Geistlicher ihnen entgegenkommt, dann kehren sie häufig um und schimpfen und fluchen auf die Gabe und Würde des Priesters.

In den andern Fällen, die ich vorher erwähnt habe, obzwar sie teuflische Erfindungen sind und Überbleibsel heidnischer Gebräuche, so sind sie doch verdeckt und gering an Bedeutung, denn die meisten, die sie machen, wissen nicht, was sie vorstellen, aber das Letztere, wer daran glaubt und das tut, weiß, daß es eine Sünde ist und daß Gott darüber zürnen wird. Trotzdem glauben viele und tun, wie ich gesagt habe, daß, wenn ihnen ein Geistlicher entgegenkommt, wenn sie ihn auch nicht öffentlich beleidigen und auch nicht umkehren, so setzen sie ihre Reise fort mit Zweifel im Herzen und glauben nicht, daß ihre Reise eine glück-

liche sein wird, während umgekehrt, wenn ihnen ein Zigeuner oder ein Jude oder ein bestimmtes wildes Tier entgegentritt, so glauben sie, daß es ihnen gut gehen wird und daß ihre Reise eine glückliche sein wird. O elende Christen . . . . . deshalb fordere ich euch auf und belehre euch darüber, daß ihr von jetzt ab weiter davon ablassen sollet.«

Diese hier erwähnten Sitten und Gebräuche haben sich trotz allen Widersprüchen bis heute unter den Rumänen erhalten. Papaluga oder wie das Wort in der Walachei genannt wird Paparuda, schon vom Fürsten Kantimir in seiner Beschreibung der Moldau erwähnt, kenne ich aus persönlicher Erfahrung, und die darauf bezügliche Literatur, sowie die Lieder, die bei der Gelegenheit des Begießens mit Wasser gesungen werden. Cf. G. D. Teodorescu, Poesii Populare Romane Bucureşti, 1885, p. 208—212.

Aus Lelio ist im Rumänischen häufig Lerio oder Leroi geworden, nebenbei hat sich auch die Form Leo Lerom erhalten und nicht selten wird das Wort Doamne (Herr) hinzugefügt, ohne daß diejenigen, die diese Namen aussprechen, eine Ahnung mehr davon haben, daß darin der alte verpönte slavische Gott Lelia steckt. Eine große Anzahl der von Teodorescu veröffentlichten Colinde, in welchem Worte der Namen des Gottes Coliada, oder mit nasaler Aussprache, Colęda, steckt, beginnt mit dem Anrufe Lero, Leroi, Lerom, Leroi Leo und Leroi dai Leroi (S. 18, 19, 20, 25, 26, 28, 30, 65, 82, 95 usw.)

Turca und Brezaia werden von S. Mangiuca in seinem Calindariu Braşiovu 1881, S. 39—40 ausführlich beschrieben. Sie tanzen am ersten Tag Weihnachten und Neujahr und es sind Leute, die sich vermummen und auf dem Kopf die Maske eines Tieres oder eines Vogels tragen. Diese Masken tanzen zu der Melodie eines Geigenspielers und recitieren auch Verse und Gesänge, die häufig zotenhaft sind und ahmen auch das Geschrei der Tiere und Vögel nach, deren Masken sie tragen. Ich lasse dahingestellt, ob Turca (variante Tsurca) in direktem Zusammenhang mit dem Gotte Tura steht. Eine weitere Untersuchung der Sitten und Gebräuche unter den Rumänen würde auch Parallelen liefern zu den in Text B erwähnten Bräuchen. So sind ferner die Schaukeln A noch heute im Gebrauch. Auf einen Vergleich mit älteren Sitten und Spielen, sowie auf den Zusammenhang zwischen Weihnachtslied, -spiel usw. mit den alten und mittelalterlichen Mimen und Mysterien einzugehen ist hier jetzt nicht die Gelegenheit. Es handelt sich momentan nur darum, den Spuren slavischer Götterlehre und Sitten in der rum. Literatur und im Völkerleben nachzugehen.

Wer ist der Übersetzer der »Neunzehn serbischen Lieder« in F. Försters Sängerfahrt?

Diese Frage habe ich bereits im Feuilleton der »Agramer Zeitung« vom 3. Juni 1906 aufgeworfen und kurz beantwortet. Was ich dort für das weitere Publikum mehr angedeutet als ausgeführt habe, will ich hier des näheren erörtern und begründen.

Jakob Grimms Kleinere Schriften bringen am Schlusse des vierten Bandes (Berlin 1869, S. 455—467) den Abdruck der zuerst in F. Försters Almanach »Die Sängerfahrt« (Berlin 1818, S. 206—218) erschienenen »Neunzehn serbischen lieder übersetzt von den brüdern Grimm«. Die Autorschaft der Brüder wurde zur Zeit des Erscheinens dieser Übersetzungen von niemand bezweifelt (vgl. z. B. Talvj, Volkslieder der Serben, 1. Lfg., Halle 1825, S. IX). Erst R. Steig in seiner Schrift »Goethe und die Brüder Grimm« (Berlin 1892) weist auf S. 165 nach, daß Wilhelm Grimm an dieser Arbeit ganz unbeteiligt war. Und so wird seither in der Regel nur Jakob Grimm allein für den Übersetzer dieser serbischen Volkslieder angesehen (vgl. z. B. M. Ćurčin, Das serbische Volkslied in der deutschen Literatur, Leipzig 1905, S. 103 ff. M. Murko dürfte Steigs Notiz entgangen sein, denn in seiner verdienstvollen Abhandlung »Eine Jacob Grimm fälschlich zugeschriebene Rezension serbischer Volkslieder«, Euphorion XI. Bd., Leipzig und Wien 1904, S. 108 hält er noch Jakob und Wilhelm Grimm für die Übersetzer dieser Lieder).

Mit einer umfangreichen Studie über die deutschen Übersetzungen der serbokroatischen Volkslieder beschäftigt, deren ersten Teil ich im Frühjahr 1905 der südslavischen Akademie in Agram vorgelegt habe, fand ich bald, daß auch Jakob Grimm an dieser Übersetzung nicht beteiligt sein kann; ich sprach dort die Vermutung aus, daß diese Übersetzungen von dem Wiener Slavisten Bartholomäus Kopitar herrühren (vgl. jetzt über ihn Murko a. a. O. S. 109 ff. und Ćurčin a. a. O. S. 96). Jetzt bin ich in der Lage für diese meine Ansicht den Beweis zu liefern.

Am 5. August 1815 meldet Kopitar an Dobrovsky: »Pjesnaricae exemplum cum male scripta mea versione verbali per Bertuchium misi Göthio« (Jagić, Istočniki, Tom I. St. Petersburg und Berlin 1885, S. 406; vgl. auch Murko a. a. O. S. 114). Gemeint ist die Übersetzung des ersten

Teiles der Pjesnarica, den Kopitar mit einem Begleitschreiben vom 10. Juni 1815 an Goethe gelangen ließ. Das Manuskript befindet sich im Weimarer Goethe-Schiller-Archiv und umfasst alle 108 Nummern des serbischen Originals. Durch liebenswürdige Vermittlung des Herrn Geheimrates Dr. Bernhard Suphan gelangte ich in den Besitz einer sorgfältigen, durch den Mitarbeiter am Archiv, Herrn Dr. Max Hecker, besorgten Abschrift der in Frage kommenden Gedichte. Beiden Herren sei für ihre Liebenswürdigkeit und Mühe auch an dieser Stelle mein innigster Dank ausgesprochen.

Schon ein oberflächlicher Vergleich der unter Grimms Namen gehenden »Neunzehn serbischen Lieder« mit den betreffenden Nummern der Kopitarschen Handschrift beweist, daß diese «Neunzehn serbischen Lieder» dem Kopitarschen Manuskript entnommen sind.

Nach Dr. Heckers freundlicher Mitteilung erscheint in diesem Manuskript außer der Hand, die hauptsächlich beteiligt ist, noch eine zweite, die nicht nur in den von der ersten geschriebenen Gedichten Änderungen vornimmt, sondern auch selbständig Gedichte aufzeichnet. »Im letzteren Falle kann es dann vorkommen, daß Korrekturen von der ersten Hand getroffen werden«. Interessant ist ferner Dr. Heckers Mitteilung, daß unter einem ganz von der zweiten Hand geschriebenen Gedicht und einer dazu gehörenden Anmerkung die erste Hand bemerkt: »Scripsit notam Serbus«. Weder die erste noch die zweite Hand ist nach Hecker die Vuk Stefanović Karadžićs.

Wer die beiden Schreiber sind, kann man natürlich nicht feststellen, wenn man das Manuskript nicht selbst in Händen gehabt hat. Ich will aber trotzdem meine auf mehrere Einzelbeobachtungen sich stützende Vermutung mitteilen, daß die erste Hand die Kopitars ist. Von ihm stammt also, glaube ich, die Niederschrift des größten Teiles dieser Übersetzungen. Aber selbst wenn diese Vermutung nicht stehen sollte, so kann es doch gar keinem Zweifel unterliegen, daß diese an Goethe geschickten Übersetzungen wirklich von Kopitar herrühren. Das beweist erstens die oben zitierte Stelle aus Kopitars Brief an Dobrovsky, wo er ja ausdrücklich sagt »eum *mea* versione verbali« (und wer Kopitar kennt, der weiß, daß es nicht seine Art war, mit fremdem Eigentum zu prahlen; er hat im Gegenteil überall Anregungen gegeben und tatkräftig mitgeholfen, ohne auf Dank oder Anerkennung Anspruch zu erheben); zweitens beweist das die Übersetzung selbst, die überall denselben Grundsätzen folgt wie die sicher von Kopitar herrührenden (in der Anzeige des zweiten Bandes der

Vukschen Pjesnarica in der Wiener allgemeinen Literaturzeitung 1816, Nr. 20, 21, S. 314—333[1]), ferner in der Anzeige der Leipziger Ausgabe der serbischen Volkslieder in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 1825, 30. Bd. S. 159—277; schließlich vgl. man die Übersetzungen im Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst, IX. Jahrg., Wien 1818, S. 42—48 u. 137—148, von denen ich in meiner erwähnten Studie nachgewiesen habe, daß sie unbedingt Kopitar zum Verfasser haben). Einen weiteren, sehr gewichtigen Beweis für Kopitars Autorschaft sehe ich in den (von der ersten Hand geschriebenen!) Anmerkungen zu einzelnen Übersetzungen der Weimarer Handschrift. So ist es z. B. eben für Kopitar bezeichnend, wenn in der Übersetzung auf die Reime des Originals aufmerksam gemacht wird; man vgl. eine diesbezügliche Anmerkung zu Gedicht 4: »*Mlinar* und *Dinar*«; oder man vgl. die Anm. zu Gedicht 99: «Also sind die slavischen *Vile* auch *νεφελεγερεταί*« (das Griechische hat Kopitar zur Erklärung serbokroatischer Ausdrücke und Verhältnisse auch sonst öfter herangezogen, so z. B. in der Anzeige der Pjesnarica, in J. Grimms Kl. Schriften IV, 445 u. 446; in formeller Hinsicht dürfte jenes »also«, mit dem die Erklärung beginnt, auch nicht zu unterschätzen sein; vgl. damit z. B. die Anm. auf S. 454 der erwähnten Anzeige: »Also Petka . . .«). Besonders wichtig aber ist die Anmerkung zur Übersetzung des Gedichtes Nr. 1: »junak von der altslavischen Wurzel *jun* (womit jung und juvenis zu vergleichen) ist ein junger, und überhaupt ein vollkräftiger Mann. Laudon nante(!) seine Soldaten immer junáci«. Diese Anmerkung stimmt zum Teil wörtlich überein mit der in Kopitars Rezension der Pjesnarica (bei Grimm S. 440): »junak (vom altslavischen jun, das mit dem lateinischen juvenis, junior, und dem deutschen jung eins ist) heißt jeder erwachsene jüngling; es ist aber zugleich eine idee von heroismus dabei; daher Laudon seine Kroaten immer durch die anrede: junáci! zu elektrisieren wuste«. Die erste handschriftliche Anm. stammt aus dem J. 1815, die zweite gedruckte aus dem J. 1816; die erste bezieht sich auf den ersten Bd. der Pjesnarica (1814), die zweite auf den zweiten Bd. (1815). Demnach ist die erste Anm. gewiß vor der zweiten entstanden. Da nun die zweite ganz bestimmt von Kopitar ist, kann auch die erste nur von ihm herrühren, denn niemals wäre er mit fremdem Eigentum so verfahren, wie er hier mit seinem verfahren durfte.

---

[1]) Jetzt in Kopitars Kleineren Schriften, Wien 1857, S. 347—369 und in J. Grimms Kleineren Schriften IV, S. 437—455.

Aus all dem Gesagten geht meiner Meinung nach klar hervor, daß die deutsche Übersetzung des ersten Buches der Pjesnarica und folgerichtig auch der »Neunzehn serbischen Lieder« nur von Kopitar herrühren kann.

Es bleibt noch die Frage offen, wie es dazu gekommen ist, daß die Brüder Grimm für die Übersetzer dieser Gedichte angesehen wurden. Einigen Aufschluß darüber gibt der Briefwechsel der Brüder (siehe die Zusammenstellung bei Ćurčin S. 103). So viel ich sehe, sagt J. Grimm nirgends ausdrücklich, daß diese Übertragungen von ihm selbst sind. Man vergleiche gleich die erste Briefstelle, wo diese Lieder Erwähnung finden: Am 10. Juni 1815 schreibt Jakob aus Wien an Wilhelm: »Stoff zu Aufsätzen bringe ich genug mit heim, Gott gebe mir nur Ruhe und Zufriedenheit; besonders kannst Du Dich im voraus auf sehr schöne serbische Poesien freuen, wovon ich Text und Übersetzung habe« (Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit hrg. von H. Grimm und G. Hinrichs, Weimar 1881, S. 460). Das heißt doch wohl: wir wollen auch über serbische Poesie schreiben, da ich den Stoff hierzu (Original und Übersetzung serbischer Volkslieder) bekommen habe?

Das Manuskript lasen Savigny, A. v. Haxthausen, Brentano, der am 4. September 1816 an Jakob schreibt: »Die Serbischen Lieder habe ich mir aus eigner Lust abgeschrieben, sie haben mir große Freude gemacht. Der Herausgeber eines hiesigen Taschenbuchs (Sängerfahrt), Dr. Förster, bittet um Nachricht durch mich, ob Sie ihm ein paar draus zur Bekanntmachung erlauben« (Steig S. 165). Daß diese Übersetzungen nicht von J. Grimm sind, scheint auch aus diesen seinen Worten an A. v. Haxthausen (31. August 1816) hervorzugehen: »Das Deutsche in der Übersetzung der serb. Lieder wäre eigentlicher gefüger und besser zu drehen und wenden; den Dienst thust Du wohl den Liedern« (Freundesbriefe von Wilhelm und Jacob Grimm hrg. von A. Reifferscheid, Heilbronn 1878, S. 44). Wäre diese Prosaübersetzung von Grimm, so hätte er sich doch wohl keine sprachlichen Unebenheiten und Fehler zu Schulden kommen lassen. Grimms Aufforderung an Haxthausen, die er wohl auch an Brentano gerichtet hat, wurde befolgt, und so erschienen die ausgewählten neunzehn Gedichte nicht genau nach Kopitars Manuskript, sondern sprachlich verbessert, aber sachlich sehr häufig verschlechtert, wie man aus den unten mitgeteilten Proben ersehen wird. Jakob in seiner streng philologischen Art hat die Gedichte gewiß wortgetreu aus Kopitars Handschrift abgeschrieben (falls die Abschrift nicht Kopitar selbst

besorgt hat), aber Brentano, der sie für den Druck herrichtete, verfuhr mit ihnen wohl gerade so wie mit den Volksliedern im Wunderhorn. Diese Annahme erklärt — glaube ich — am einfachsten die Abweichungen der gedruckten Übersetzungen von den handschriftlichen.

Schließlich will ich hier einige dieser handschriftlichen Übersetzungen mitteilen und ihnen die entsprechenden Nummern der unter Grimms Namen gehenden Übertragungen gegenüberstellen, wobei die Identität beider Übersetzungen klar zu Tage treten dürfte. Die Abweichungen des Manuskripts vom gedruckten Text mache ich durch gesperrten Druck kenntlich.

Das serbokroatische Original in Vuks Pjesnarica I. Bd., Nr. 2.

Weimarer Handschrift Blatt 2.	J. Grimms Kleinere Schriften IV, S. 460.
Mädchen den Burschen vinum ministrat.[1]	[Ohne Überschrift].
Schön ist's dir sub noctem[1] hinzu- [schauen	Schön ist in die nacht hinzuschauen
dort unten, längs der stillen Donau	dort unten längs der stillen Donau
wo Heldenjünglinge das Zelt ausge- [spannt haben	wo heldenjünglinge das zelt ge- [spannt,
und unter ihm röthlichen Wein trin- [ken.	um unter ihm röthlichen wein zu trin- [ken,
Ihnen ministrat[1] schönes Mäd- [chen.	ihnen schenket ein rothes[2] mäd- [chen,
Wie sie wem den Becher reichte,	wie sie wem den becher reichet
jeder ihr in den Busen fahren [wollte.	jeder will das mädchen küssen;
Da spricht das schöne Mädchen:	da spricht das schöne mädchen:
O Helden, und junge Herrchen!	o helden, junge herren!
Wenn ich (auch) allen Dienerinn seyn [kann,	wenn ich auch allen dienerin sein [kann,
kann ich (doch) nicht allen Liebchen [seyn,	kann ich doch nicht allen liebchen [sein,
sondern Einem, den das Herz mir [liebet.	sondern einem nur, den das herz [liebt!

[1] Schon der Umstand, daß der Übersetzer für das »vino služiti« und »pod noć« des serbokroat. Originals keine passenden deutschen Ausdrücke finden kann, sondern zum Lateinischen greift, beweist, daß diese Übersetzung nicht von J. Grimm sein kann.

[2] Ein Versehen, veranlaßt durch den vorhergehenden Vers.

Vuks Pjesnarica I, Nr. 4.

Weimarer Handschrift Bl. 4.	J. Grimms Schriften S. 460 f.
Was lieb ist, muß schön seyn. = ist auch schön.	[Ohne Überschrift].
Wann wird jene schöne Zeit kommen,	Wenn wird jene schöne zeit kommen,
und man anfangen, Buben zu verkaufen?	und man anfangen buben zu verkaufen,
Um zwey Blaue (blonde) gäb ich keinen Piaster,	um zwei blonde gab ich keinen piaster
Um den Müller keinen Heller:	um den müller keinen heller.
Aber um ein junges Schwarzaug,	aber um ein junges schwarzaug,
Um ihn gäb' ich tausend Dukaten. —	um ihn geb ich tausend ducaten.
Ach ich Unselige! wie sündig ich geredet	ach ich unselige! wie sündig geredet,
Bei meinem Geliebten sind die Augen blau —	bei meinem geliebten sind die augen blau,
Sie sind blau, aber mir sind sie theuer.	sie sind blau aber mir sind sie theuer.
Freundinnen mein, bittet für mich vor,	freundin mein, bittet für mich
Nur ein wenig, wenn es euch gefällig[1];	nur ein wenig, wenn ich [!] euch beliebt[1],
ich bin jung, will ihn selber bitten.	ich bin jung, will ihn selber bitten.

Vuks Pjesnarica I, Nr. 23.

Weimarer Handschrift (nach Steigs Abdruck auf S. 262 seiner zitierten Schrift).	J. Grimms Schriften S. 462.
Mädchen, niedlich kleines Veilchen!	»Mädchen, niedlich kleines veilchen,
lieben möcht' ich dich, aber du bist klein.	lieben möcht ich dich, aber bist klein!«
Lieb mich, Lieber, ich werd wohl groß werden.	lieb mich, lieber, will schon groß werden,
Klein ist die Beere der Perle	klein ist das auge der perle,
und man trägt sie an dem Herren Halse	und man trägt sie gern am halse,
Klein ist der Vogel, die Wachtel[2] (= ein kleiner Vogel ist d. W.)	klein ist der vogel, die nachtigall[2],
Aber sie tödtet (ermüdet) Roß und Reiter. (auf der Jagd)	aber sie ermüdet reiter und roß.

---

[1] »ako vam je drago«.

[2] Im Original »prepelica«.

Vuks Pjesnarica I, Nr. 38.

Weimarer Handschrift Bl. 38.	J. Grimms Schriften S. 463.
Ganze Nacht durchsingt mir der Falke	Ganze nacht durch singt mir der falke
An des Milan Fenster,	an des Milan fenster;
Steh auf Milan, dein Mädchen heu- [rathet,	steh auf Milan, dein mädchen heirathet,
Und dich ladet sie zur Hochzeit,	und dich rufts zur hochzeit.
Wenn du nicht auf ihre Hochzeit [willst,	wenn du nicht auch [!] ihre hochzeit [willst,
So schick ihr doch den Segen.	so schick ihr doch den segen.
Auf ihre Hochzeit gehen kann ich nicht	auf ihre hochzeit gehen kann ich nicht,
Sondern den Segen schick ich ihr:	sondern den segen schick ich ihr:
Männliches Kind möge sie keins haben	männlich kind möge sie keines haben,
Soviel Brod sie aufisst, so viel Gift [möge sie haben	so viel brod sie isset, so viel gift [möge sie haben,
Soviel Wasser sie auftrinkt, so viel [Thränen möge sie vergießen.	so viel wasser sie trinkt, so viel [thränen möge sie weinen.

Vuks Pjesnarica I, Nr. 44.

Weimarer Handschrift Bl. 44.	J. Grimm's Schriften S. 460.
Wo wir gestern im Quartiere waren	Wo wir gestern im quartiere lagen,
nachtmahlten wir ein herrlich Nacht- [mahl,	nachtmahlten wir herrliches nacht- [mahl
ein schönes Mädchen sahen wir dir.	ein schönes mädchen sahen wir dir
Um das Haupt ihr Perlentulpen.	um das haupt ihr perlentulpen
und ich gab ihr das Pferd zu über- [führen.	und ich gab ihr das pferd zum ab- [führen.
Sie sprach leise zum Pferde:	sie sprach leise zum pferde:
Oj Brauner[1], vergoldter Mähne,	oi brauner mit goldner mähne,
hat der Herr sich dir geheuratet[2]?	hat dein herr sich dir vermählt?
Pferdchen ihr wiehernd antwortet:	pferdchen ihr wiehrend antwortet:
Oj! bei Gott nein, schönes Mädchen	oi bei gott mein schönes mädchen,
Nicht hat sich mir der Herr geheu- [ratet[2]	nicht hat sich mir der herr vermählt,
sondern denkt's mit dir auf den Herbst.	sondern denkt mit dir auf den herbst!
Da sprach Mädchen zu Bräunchen[3]!	da sprach mädchen zum pferdchen:
wenn ich weiß, daß das Wahrheit ist,	wenn ich weiß, daß das wahrheit ist,

[1] Ursprünglich »Dorat« (wie im Original) von der ersten Hand, dann von der zweiten zuerst »Fuchs«, dann »Brauner«.

[2] Zuerst von der ersten Hand »sich verheuratet«, dann von der zweiten »ge heuratet«, wobei das sich übersehen wurde.

[3] Von der ersten Hand »zum Dorat«, dann »Dorchen«, zuletzt von der zweiten »Bräunchen«.

möchte ich meine Spangen [1] losschla-
[gen
und deinen Halfter beschlagen,
in reines Silber möchte ich ihn be-
[schlagen
und mit meinem Halsschmuck [2] ver-
[golden [3].

möcht ich meine spangen losschlagen
und deine halfter vergolden,
mit reinem silber möcht ich dich
[beschlagen,
und mit meinem halsschmuck dich
[zieren.

In der 1815 erschienenen Anzeige des ersten Bandes der Pjesnarica hat Grimm dieses Gedicht im Versmaß des Originals (dem heroischen Zehnsilbler) veröffentlicht. Wie es scheint, hat Grimm die soeben mitgeteilte Kopitar'sche Prosa-Übersetzung seiner metrischen Übertragung zugrunde gelegt. Man vergleiche (J. Grimms Schriften IV, S. 432):

wo wir nächten zu der herberg waren
nachtmahl herrliches wir dir nachtmahlten,
sahen dir ein wunderschönes mägdlein,
perlentulpen (steckten) ihr zu haupten;
gab ich ihr das pferd zu überführen,
sprach sie leise zu dem pferde also:
o du brauner, mit der goldnen mähne,
hat sich dir denn schon dein herr vermählet?
pferd entgegensprach ihr wiehernd also:
o bei gott mein wunderschönes mägdlein,
noch nicht hat sich mir mein herr vermählet,
sondern denkts mit dir (zu thun) auf herbest.
sprach das mägdlein zu dem braunen also:
wenn ich wüste, daß das wahrheit wäre
wollt ich meine spangen mir zerschmieden,
wollte dann sie deinem zaum anschmieden,
wollte (dich) in lauter silber schmieden
und mit meinem halsband dich vergolden.

Vuks Pjesnarica I, Nr. 45.

Weimarer Handschrift Bl. 45.	J. Grimms Schriften S. 459 f.
Oj Donau, stilles Wasser!	Oi Donau stilles wasser,
Was läufst du mir so trübe?	wie läufst du mir so trüb.
trübt dich der Hirsch mit dem Geweih,	trübt dich der hirsch mit dem geweih?
oder Mirtscheta der Wojwode?	oder Mirtscheta der woiwode?

[1] Die erste Hand hatte »pavte« geschrieben (wie im Original).

[2] Das »Dierdan« (wie im Original) von der ersten Hand wurde von der zweiten durch »Halsschmuck« ersetzt.

[3] Kopitars Übersetzung der letzten drei Zeilen folgt dem Original viel genauer als die in der Sängerfahrt.

Nicht trübt mich —	nicht trübt mich der hirsch,
noch —	noch Mirtscheta, der woiwode,
sondern Mädchen, Teufelchen	sondern mädchen, teufelchen,
alle Morgen herbeikommend,	alle morgen kommend
Perunika[1]) pflückend	blumen pflückend
und weißend ihre Wangen[2]).	und badend ihr gesicht[2]).

Zuletzt will ich auch aus einem der 2 (bezw. 3) epischen Gedichte einige Zeilen mitteilen.

Vuks Pjesnarica I, Nr. 2 der epischen Gedichte.

Weimarer Handschrift Bl. 102.	J. Grimms Schriften S. 455 f.
[Ohne Überschrift].	Die jagd Muley's.
Jagd jagte Murat Vesir	Jagd jagte Muley vesir,
Jagd jagte nach dem grünem [!] Ge- [birge	jagd große, nach grünem gebirg
mit seinen 12 Delien	mit seinen zwölf delien
und mit selbdreizehntem dem Königs- [sohn Marko.	und mit selbdreizehnten dem königs- [sohne Marco.
Jagd jagten sie drey weiße Tage	jagd jagten sie drei weiße tage
und konnten nichts erfangen.	und konnten nichts erfangen.
Der Zufall hatte sie gebracht gehabt	zufall hatte sie gebracht
an einen grünen See im Berge	an einen grünen see am berg,
auf dem schwimmen goldenflüglige [Enten.	auf dem schwimmen goldgeflügelte [enten,
Läßt los der Vesir seinen Falken,	läßt der vesir seinen falken los,
daß er fange die Ente golden flüglig.	daß er fange ente goldflüglich.
sie läßt sich ihm nicht einmal er- [schauen	sie läßt sich ihm nicht einmal er- [schauen,
sondern hebt sich himmelan unter die [Wolken u.s.w.	sondern hebt sich himmelan unter [wolken u.s.w.

Von den übrigen Versen seien nur noch folgende zwei mitgeteilt: »Ali Markov soko joguniea || Kao što je i njegov gospodar«. Kopitar übersetzt ganz korrekt: »Aber Marko's Falke, ein Hartkopf || wie es auch ist sein Herr«. In der Sängerfahrt dagegen heißt es statt »ein Hartkopf« — »ein Held«, wodureh der ganze Gedanke entstellt wird.

Nachtrag. Das erst kürzlich erschienene Buch N. Petrovskij's, Pervye gody dêjateljnosti V. Kopitarja. Kazan 1906, ebenso M. Murkos aufschlußreiche Rezension, Die serbokroatische Volkspoesie in der deutschen Literatur (im

[1]) In der Anmerkung von der zweiten Hand »iris florentina«.

[2]) Im Original »I bijeleć' svoje lice«.

letzten Doppelheft des Archivs, XXVIII. Bd., S. 351 ff.) kann ich nur noch bei der Korrektur dieses meines Aufsatzes flüchtig erwähnen. Beide Forscher scheinen noch die Brüder Grimm für die Übersetzer der »Neunzehn serbischen Lieder« zu halten (vgl. Petrovskij S. 724, Anm. 3; Murko S. 370). Aber Petrovskij (a. a. O.) zitiert eine Bibelstelle, in der ich eine Bestätigung meiner oben vorgetragenen Ansicht erblicke. Am 1. Jänner 1818 schreibt nämlich Vuk an Mušicki: »U Berlinu je jedan zabavnik Njemački izišao pod imenom Sängerfahrt, i u njemu ima 19 srbski pjesana prevedeni na Njemački iz prve časti pjesnarice (ondje stoji napečatano, da ih je *Grim* preveo)« (Glasnik srp. uč. društva, Bd. 75, S. 275). Wenn also Vuk sagt: »dort [d. h. in der Sängerfahrt] heißt es, *Grimm* hätte sie [diese 19 Lieder] übersetzt«, so muß man daraus wohl schließen, daß Vuk daran nicht geglaubt hat. Den wahren Tatbestand aber, der ihm ja zweifelsohne bekannt war, verschweigt er, weil der Name der Brüder Grimm diesen Liedern eine freundlichere Aufnahme zusicherte als der Kopitars.

Schließlich sei erwähnt, daß der erste Teil meiner oben zitierten Studie über die deutschen Übersetzungen der serbokroatischen Volkslieder inzwischen im Druck erschienen ist (im 166. Bande des «Rad« der südslavischen Akademie).

Zagreb (Agram), August 1906. *Stjepan Tropsch.*

Paul Ritter Vitezović, Beiträge zu seiner Biographie.

Von Fr. Snopek.

Unter den im f. e. Archive in Kremsier aufbewahrten Akten des Olmützer Fürstbischofs Karl Grafen von Liechtenstein-Castelcorn (1664 bis 1695) fand ich zwei nicht uninteressante Beiträge zur Biographie des kroatischen Dichters und Schriftstellers Paul Ritter genannt Vitezović, welche ich mir hier zum Abdruck zu bringen erlaube.

Es ist vor allem sein Brief an den Kirchenfürsten vom 28. April 1687, dessen Beilage, ein Gedicht zu Ehren des Fürstbischofs, leider verloren gegangen ist. Durch die darauf erfolgte Nachfrage, wer der Dichter wäre, wurde diesem die Gelegenheit geboten, seine Autobiographie bis zum Jahre 1687 in 72 elegischen Distichen zu ver-

fassen (7—10)[1]. Sie ist wie der Brief auf Papier mit Goldschnitt rein und schön geschrieben, umfaßt zwei Bogen, 25 cm hoch und 15 cm breit. Die wertvollen Blätter, welche ein Autograph des Dichters zu sein scheinen, ergänzen und korrigieren teilweise die bisherigen Angaben der Autoren über ihn. Wir haben hier nicht zu verachtende Berichte über die Familie des Vaters unseres Paul, über seine Studien, seine politische, militärische und literarische Wirksamkeit. Auf Grundlage der Verse 95—114 wird ferner der Kenner seiner Werke unschwer die chronologische Aufeinanderfolge wenigstens seiner ersten lateinischen Arbeiten bestimmen können.

Paul Ritter wurde um das Jahr 1650 in Zengg am adriatischen Meere (11) als der älteste Sohn eines deutschen Edelmannes geboren (15), welcher für seine im Felde erworbenen Verdienste in den ungarischen und kroatischen Ritterstand erhoben wurde (19) und außerdem die Patrizierwürde der Stadt Zengg erwarb (20).

Seine Mutter war eine adelige Kroatin (16), wahrscheinlich eine geborene de Luka (18).

Er hatte zwei Brüder und zwei Schwestern (21). Sein jüngster Bruder starb im Kindesalter (23); der andere erwählte die militärische Laufbahn (25—27). Im Jahre 1687 lebten noch beide Eltern Pauls (19 vivit ipse genitor; 31 unicus ut modo sim matri). Sie sorgten gewissenhaft für die wissenschaftliche Ausbildung ihres ältesten Sohnes, ohne Kosten zu scheuen. Paul studierte in Agram (33. 34) und zwar bis zur Rhetorik (34 meis studiis Suada coronis erat). Nachdem er dann Reisen in der kroatischen Kraljevina gemacht, begab er sich nach Rom, wo er seine Studien beendigte (36). Dann bereiste er die Nachbarländer, um die Bekanntschaft berühmter Männer zu machen und seinen Wissensdrang zu stillen (37—40).

Mit vielen nützlichen Kenntnissen bereichert, kehrte er in seine Heimat zurück. Als der Kaiser im Jahre 1681 den Reichstag nach Oedenburg (Sempronium) berief, erschien er da als Abgeordneter seiner Vaterstadt (41—44). Bald darnach wurde er Vertreter seiner Mitbürger am kaiserlichen Hofe, wo er fast anderthalb Jahre verweilte (47—48). Er verstand es, sich beim Kaiser, seinen Hofbeamten und anderen hervorragen-

[1] Die in den Klammern eingeschlossenen Zahlen bedeuten die Verse der Autobiographie, auf die ich mich berufe.

den Persönlichkeiten durch seine lateinischen Gedichte beliebt zu machen und einen großen Einfluß zu gewinnen.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat entstanden kriegerische Unruhen (49). Damals mag er in das kaiserliche Heer eingetreten sein, wo er die Charge eines Rittmeisters in einem kroatischen Regiment erlangte (31. 32 magistri supra equites Slavnos munia nactus eram). Zur Zeit der Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683 lebte er an der Seite des Banus im Feldlager an der Drau und Mur (50—52). Unterdessen nahm sein jüngerer Bruder tätigen Anteil an dem Entsatze der Stadt Wien und zeichnete sich hier dadurch aus, daß er eine Fahne mit Lebensgefahr erbeutete (25. 26 et caput et signum victor ab hoste tulit). Nachdem er sich schon früher (27) und auch später kriegerische Lorbeeren erworben, starb er als Major (strategi gerendo vices) infolge einer Verwundung (27—30) zum großen Leidwesen seines Kommandanten (praesidis) und besonders seines Bruders Paul (57—58).

Später nach Vernichtung der Burgen Brezenca und Babocsa vertrat Ritter den Banus beim Kaiser in Linz durch vier Monate (53. 54). Dann ließ er sich mit der Charge eines Rittmeisters in einem kroatischen Regiment reaktivieren (56 supra equites Slavnos fio magister eques).

Noch hatte er sich vom Schmerze über den Verlust seines geliebten Bruders nicht erholt, als auch seine Person von einem Unfalle heimgesucht wurde. Auf der Rückreise in die Posavina begriffen (62 non bene Saviacis ipse recurro plagis) fiel er bei einem Ritte durch die steirischen Alpen vom Pferde und schlug sich an einem Steine dermaßen an, daß es ihm über ein Vierteljahr [1]) nicht möglich war, die Reise fortzusetzen (63—68).

Noch nicht völlig hergestellt begab er sich mit dem Banus in das kroatische Lager (69. 70), denn das Regiment, welchem er zugeteilt war, befand sich damals in Leutschau hart an der russischen Grenze (sic, 71—72 Russiacis proxima facta plagis).

Im nächsten Winter kam er nach Wien, wo er von seinem Obersten (tribunus) den Befehl erhielt, daselbst seine Rückkehr abzuwarten. Als jedoch der Oberst erst nach sieben Monaten in Wien ankam, mußte er erfahren, daß sein Regiment bereits aufgelöst sei (73—80).

[1]) 68 Retrogrado potui nec rediisse Iove. Die Erklärung dieser Worte verdanke ich der Liebenswürdigkeit des k. k. Schulrates und Gymnasialprofessors Dr. Fr. Nábělek.

Dadurch verlor auch unser Ritter seine Stellung im Heere, wurde aber rehabilitiert (81 reformatus). Jedoch trat er den Dienst nicht an, auch kehrte er nicht in seine Heimat zurück, denn er war ausersehen, die Kraljevina wieder beim Kaiser zu vertreten. Deshalb weilte er schon seit längerer Zeit in der Kaiserstadt an der Donau und hatte Ende Juni 1687 keine Hoffnung, selbe vor zwei Monaten zu verlassen (82—86).

In den folgenden Distichen breitet sich unser Autor über seine literarischen Arbeiten aus, denen er seine Mußestunden widmete. Ihr Inhalt umfaßte Geschichte, Philologie und Volksschriften. Nach V. 103. 104 war sein erstes in lateinischer Sprache verfaßtes Werk: Fata et vota sive opera anagrammaton partes duae s. l. et a. 8°; den Fachleuten muß überlassen werden, zu bestimmen, welche Werke mit Nr. 2—5 (105—108) gemeint sind. Von seinen Arbeiten in kroatischer Sprache werden bloß die vier Bücher von der Erstürmung Sigets (Odilenje Sigetsko) erwähnt, ein Gedicht über den berühmten ritterlichen Verteidiger der genannten Burg, Nikolaus Zrinjski.

Beachtungswert sind, wie schon gesagt, seine lateinischen Gedichte, in denen man freilich keine poetische Begeisterung suchen darf. Das zu Ehren des Olmützer Fürstbischofs, den der Dichter irrig einen Fürsten von Liechtenstein nennt, verfaßte, war nicht die geringste seiner Arbeiten (92 non . . ultima serta); er empfiehlt es also nochmals seiner liebevollen Rücksicht (91—94).

Nach V. 117—118 hatte er auch andere lateinische und kroatische Werke druckfertig in seinem Schreibtische, aber es mangelte an opferwilligen Maecenaten. Ritter für seine Person war wenig wohlhabend. Seine Großeltern und sein Vater haben ihm kein bedeutendes Vermögen hinterlassen (121. 122). In den Kriegen (123 Marti studentes) waren sie um ihren guten Namen besorgt, für welchen sie nicht wenig gelitten haben (123—126). Ausdrücklich erwähnt noch Ritter, daß sein Vater einmal, dessen beide Brüder sogar zweimal in die türkische Gefangenschaft geraten waren (127. 128 ferrea Threicio carcere vincla tulit).

So viel schreibt unser Autor über seine Schicksale wie auch über die seiner nächsten Anverwandten und hegt die nicht gerade bescheidene Hoffnung, daß Andere mehr über ihn berichten werden (130). Leider ist diese nicht ganz in Erfüllung gegangen.

Endlich kommt der Dichter nochmals auf sein dem Bischof geschicktes Lobgedicht zurück. Er unternahm die Arbeit, weil er von ihm viel Ruhmwürdiges gehört hatte (133). Wenn es ihm erlaubt sein wird,

sollen noch andere nachfolgen (139. 140). Er erwartet diesbezügliche Befehle des Kirchenfürsten (143). — Jedoch fand ich unter dessen sehr zahlreichen Concepten keine Beantwortung dieser Epistel.

Beilage I.

Celsissime reverendissime princeps, domine domine patrone gratiosissime.

Transmitto, qua decet submissione et reverentia c. v. reverendissimae levidensem opellam hanc honori et aeviternae memoriae c. v. dicatam, inscriptam directamque, de genu orans, dignetur pro innata sua clementia et benignitate tam opus ipsum, quam auctorem operis suis gratiis favoreque prosequi, qui se virtutibus nomineque eius aeternum vovet, paratus vita ipsa ad iussa et nutus celsitudinis vestrae reverendissimae

humillimus obsequentissimus servus

Viennae Austriae 28. Aprilis 1687. Paulus Ritter.

Beilage II.

Celsissimo ac reverendissimo principi ac domino domino
Carolo episcopo Olomucensi, regiae capellae Bohemiae comiti, duci, S.R.I. et Liechtensteinii principi etc.

Paulus Ritter s[empiternam] f[elicitatem].

Ut nuper reliquos inter regesque ducesque,
Quorum Nympha piam Pannona sensit opem:
Et tibi sacratam, princeps celsissime, laurum
Misissem paucas associando notas.
Neseio, num placuit pro spe votoque dicantis,
Numve satis tanto principe digna fuit?
Hoc correspondens fecit tantummodo notum,
Quod tua, quisnam sim, gratia scire volet.
Id paucis isthic describens versibus, oro:
Ne graviter (quia sunt vera) legeudo feras.
Regia Crovatis vetus urbs et libera Segnae
Ad maris Adriacas condita perstat[1] aquas.
Illic sum genitus, sacro baptismatis illic
Romani ritus fonte lavatus ego.
Patre a Germana procedo nobilitate:
Per matrem Illyridum nobile duco genus.
Ne numerem proavos hic Marte domique potentes,
Clarum de Luka Rittereumque genus,
Vivit adhue genitor, regni qui gaudet equestri
Patriciique urbis gaudet honore status.

[1]) Original: pestat.

Ante duos fratres ego natus totque sorores,
Post ambos fratres unicus ipse modo.
Natu etenim minimus moritur puerilibus annis:
Vixisset! magnae nam fuit ille spei.
Alter, qui primus sub cincta a Thrace Vienna
Et caput et signum victor ab hoste tulit,
Ante et post etiam praeclare multa patrando
Ante et post etiam vulnera dura tulit.
Vulneribus tandem renovatis isque strategi [1])
Ultima persolvit fata gerendo vices,
Unicus ut modo sim matri; sed et ipse magistri
Supra equites Slavnos munia nactus eram.
A quo nam Zagraba (slavne sic dicitur) urbe
Facta meis studiis Suada coronis erat,
Inviso patriae contermina regna Croatae,
Oseulor et divi limina sancta Petri.
Indeque vicinis iterum versatus ab oris
Egregiis cupii cognitus esse viris.
Discebam varias, sed honestas sedulus artes
Otia namque animo non placuere meo.
Interea Caesar generali regna diaetae,
Sempronii fuerat quae celebrata, voeat.
Ad quam Segniadum legati munere functus,
Ordinis atque status nomine missus eram,
Cuius felici demum pro fine diaetae
Regnorum grates regis honore cano.
Factus Caesaream post haec orator ad aulam
Ad quam sesqui anno pene moratus eram.
Hinc postquam redii, belli coepere tumultus,
Et cincta a duro Thrace Vienna fuit.
In positis Dravi Muraeque ad flumina castris
Illyrici semper cum vicerege fui.
Sed post (Brezencza Babocsaque aree crematis)
Lincii ad Augustum nuntius eius eram.
Dumque moratus ibi bis binos transigo menses,
Supra equites Slavnos fio magister eques.
Fama mihi interea fraternae nuntia mortis,
Praesidis atque mei plena dolore volat.
Et dum alii contra Turcos contraque rebelles
Justa movent fortes Caesaris arma viri:
Acta relaturus bano (ceu iure decebat)
Non bene Saviacis ipse recurro plagis.
Nam non fraterno mala sors contenta dolore
Plura ultro voluit me subiisse mala.

[2]) Original: strataegi.

Quippe salebrosas Styriae currendo per Alpes,
Cum titubo, in petram sum male lapsus equo.
Occurrere dein plura infortunia semper:
Retrogrado potui nec rediisse Iove.
Ne tamen omnino castris (licet aeger) abessem,
Me cum prorege ad castra Croata tuli.
Legio quippe mei procul est mandata tribuni,
Lencsae et Russiacis proxima facta plagis.
Iamque Viennensem brumae sub tempus in urbem
Veni, et tunc absens inde tribunus erat.
Sed me per proprias hortatus saepe tabellas
Iussit, ut hic, donec venerit ille, morer.
Qui septem primo post menses appulit, at si
Nec tunc venisset, res bene facta foret.
Longius hic etenim, quam par fuit ille moratus.
Cassatum regimen tempus ad hocce dolet.
Ipse reformatus quoque, nec post castra secutus
Nec redii in patrias post ea facta plagas,
Namque requisitus fueram, qui regis ad aulam
Regnorum patriae publica vota geram.
Talibus ad praesens moror hic rationibus actus
Unde tamen menses ante movebo duos.
Hinc ut apostolici pergant bene commoda regni,
Cuius ut Illyrica nobilitate fruor,
Composui sacram certantibus atque patronis
Laurum, quaeque illis non moritura viret.
Quos inter sacro fautores, Carole, bello
Non sunt missa tuis ultima serta comis.
Quae quod grato animo perceperis atque benigna,
Ipse mihi certum suadeo, fronte legas.
Sed ne confusus turbet, precor, ordo legentem,
Sparsaque diversis nomina magna locis,
Non fuit apta satis tanto brevis hora labori,
Nec fuit haec nostro res agitanda foro.
Quas sed in hoc vires ars vel natura negavit,
Has pietas supplet candida, supplet amor.
Omnia non omnis: vix omnia possumus omnes:
Communi proprium digero sorte malum.
Primus ab instructis anagrammatis arte libellis,
Fert hic principibus laurea serta viris;
Imperiis, regnis, rebus communibus alter;
Tertius ad belli fert sua serta duces;
Caesareae primis aulae regnique ministris
Quartus; ad heroum funera quintus erit.
Hi tamen expectant meritae primordia lucis.
Quos reliquum sequitur nominis huius opus,

Res et materies lectu sat grata profecto
Haec erit, ad quorum venerit illa manus.
Nec primus nostrae foetus liber iste Camoenae [1]
Hactenus ad lucem, quem dedit illa, fuit.
Quatuor iam Slavis Odilenja Sigetskoga libris
Et Latiis Musam nam dedit usque novam.
Plura suis matura iacent sua pignora cunis
Instructa Ausoniis Illyricisque notis.
Sed Maecenates [2] quibus inde leventur ad auras,
Esse sub hoc paucos tempore moesta dolet.
Nam nec avi mihi nec genitor nummosa pararunt
In duris illic commoda opesque plagis,
Qui semper Marti praeclara ad gesta studentes,
Sat sibi credebant nomen habere bonum,
Pro quo saepe tamen passi non pauca fuere,
Fortuna ut secum bellica ferre solet,
Ipse parens semel at bis frater uterque parentis
Ferrea Threicio carcere vincla tulit.
Haec breviter de me mihi perscripsisse licebat:
De me plura alii plura meisque dabunt.
Quem cum nil mage, quam clarorum fama virorum
Delectat: tales semper honore colo.
Cumque tua audissem plures de laude loquentes,
Indolis illustris norma quod ipse viges:
Mox in me dixi, dux Lichtensteine, colentes
Inter postremus non erit iste tuos.
Devoti affectus hinc argumenta per illam
Laurum conabar prima dedisse mei.
Postquam (si liceat princeps generose) sequetur
Nominis in laudem Musa canora tui.
Quem virtus ornat, celebrant quem carmina vatum,
Felici aeternos vivit honore dies.
Expectans reliquo tanti mandata patroni,
Cui me commendo. Finio scripta. Vale.

Viennae 29. Junii 1687.

---

[1]) Original: Camaenae.
[2]) Original: Mecaenatos.

Badńak und Kolenda in den ungarischen Quellen.

»Kalendis ianuariis, in circumcisione Christi, consueverunt Hungari strenam dare, hoc est donum pro bono omnine incipientis anni.«

Galeoti Martii Narniensis: De dictis et factis Matthiae regis cap. 24 (Schwandtner, Scriptores 1, 553).

Auf eine eigentümliche Wendung, welche die heidnisch-slavische Sitte des *badńak*, des Holzblockes, welcher heute in der Christnacht verbrannt wird, in Ungarn in vorgerückt historischer Zeit genommen hatte, will ich hier aufmerksam machen. Außer dem, daß sie einen Beitrag für die Metamorphose der Gebräuche im allgemeinen bietet, ist die neue Phase dieser Sitte noch hauptsächlich in doppelter Hinsicht interessant. Indem sie uns nämlich den alten Namen und dazu in den Formen des XIV. Jahrh. überliefert, wirft sie ein direktes Licht auf den ursprünglichen Sinn des jetzt nur noch bei den Südslaven erhaltenen Wortes badńak, badnjek, bądnikъ, bъdnikъ, bestätigt aber, beziehungsweise modifiziert kategorisch die schon durch sprachliche, aber meistenteils hypothetische Schlußfolgerungen erreichten Ergebnisse; indem sie als eine nur den milden Namen »Neujahrsgeschenke« (munera strennalia) führende, für die ungarischen Städte aber typische Huldigungssteuer erscheint, kann sie als Beweis dienen für den großen Einfluß der slavischen Sitten auf die Bildung ungarischer Institutionen. Hauptsächlich von letzterem, dem rechtshistorischen Standpunkte aus habe ich die Frage im Anschluß an eine, in dem unlängst herausgegebenen Statut von Ragusa (lib. I, cap. 7, p. 10) erhaltene Nachricht über den *badńak* schon kurz erörtert[1]); der zweite, philologisch-historische Gesichtspunkt blieb aber unentwickelt. Hier gedenke ich das nachzuholen, verfahre aber hauptsächlich analytisch, indem ich aus der ziemlich großen Menge der Belege diejenigen auswähle, die das rechtshistorische Interesse mit dem sprachlichen verbinden; ich zitiere wörtlich, damit man die von mir gezogenen Schlüsse an der Stelle, ohne in den einem ausländischen Gelehrten gewiß schwer zugänglichen Quellen nachschlagen zu müssen, kontrollieren, eventuell damit sie eine kundigere Hand anders gestalten könnte. Die Reihenfolge der Daten wird

[1]) Századok (ung. historische Zeitschrift) 40 (1906), 817—821.

aber trotzdem keine streng chronologische sein, da ich einige ältere, nur in Verbindung mit späteren Quellen etwas aussagende Nachrichten vorläufig übergehend dort aus dem Material zu schöpfen beginne, wo es am reichlichsten und klarsten fließt. Zum Ausgangspunkt nehme ich somit die Nachrichten über die Neujahrgeschenke der ungarischen Städte, die wiederum typisch in den Denkmälern der Stadt Preßburg (Pozsony) erhalten sind.

I.

Im Jahre 1364 beschloß die Stadt Preßburg, wie es scheint zum ersten Mal, über ihre Einkünfte und Ausgaben regelmäßige Rechnungen zu führen. Als Einleitung zu diesen für die Geschichte des Gesellschaftslebens in Ungarn unschätzbaren Aufzeichnungen, erscheint, offenbar um fortwährend in Evidenz zu bleiben, folgende Notiz: »Item zvm ersten mal ist zu merken, waz wir, dy stat, ierleichen schuldig ist an dem newen iare, daz man heyst *dy wud*. Item man ist vnserm genedigen herrn dem kwnig schuldig zu geben am newen iarr czwey tuech von Lövel; item einen schonen vergolten koppff, der da wegen schol nuer dritthalb mark silber Offner gewigt. Item man ist vnser gnediger frawen der kwnigyn schuldig zu geben auch an dem newem iare ein tuech von Lövel und auch einen schonen vergolten koppff, der da wieget czwo mark silber auch Offner gewigt.« Weiter berichtet die Notiz noch sehr genau, welche Gaben die Stadt zu gleicher Zeit dem königlichen Oberhofmeister (»vnsers genedigen herrn des kwnigs hoffmeyster«), dem Tavernicus (tarnekmeyster), dem Preßburger Schloßgespan (»dem Span auff dem havse zu Prespurgk«), den königlichen Türhütern und Köchen zu geben schuldig sei[2]). Einige dieser Geschenke wurden in natura übergeben, andere wieder mit Geld

[2]) Der Text dieser Notiz zuerst abgedruckt bei Michnay-Lichner, Ofner Stadtrecht von 1244—1421 (Preßburg 1845), 32 Anm. 10. Die ältesten Aufzeichnungen der städt. Rechnungsbücher, so weit sie erhalten, vollständig bei Fejérpataky, Magyarországi városok régi számadás-könyvei (Alte Rechnungsbücher ung. Städte), Budapest 1885, 39 ff. Außerdem nebst vielen noch unedierten Belegen auch bei Király, Pozsony város joga a középkorban (Das mittelalterliche Recht der Stadt Preßburg), Budapest 1894, 46, und in dem monumentalen Werke von Ortvay, Pozsony város története II 3, 347 f. = Geschichte der Stadt Preßburg II 3, 355 f. Hier auch in Band III. Tafel XII ein Facsimile. — Dabei mache ich aufmerksam, daß das bei Ortvay zitierte Diplomatorium Posoniense kein gedrucktes Werk ist, wie es zu sein den Anschein hat, sondern ein von Stefan Rakovszky in 3 Bänden angelegtes Manuskript (jetzt Eigentum des Preßburger Stadtarchivs, cf. Ortvay a. a. O. III, p. VI).

abgelöst; zusammengenommen bildeten sie aber eine nicht unbedeutende Belastung der Stadtkasse und betrugen in demselben Jahre (1364) 99 Pfund Denare: »nota quod cives dederunt pro domino rege, regina et pro baronibus in *die strennarum* quatuor breves pannos de Löfel (Löwen), tres picarios argenteos, tres pulcras sellas militares, duo pecias de syndone et 12 libras pro expensis illi, qui illa infra deduxerit; et portulanis et cocis domini regis 6 florenos; summa facit 100 libras minus 1 libra«[3]). Im Jahre 1371, um noch ein sprachlich interessantes Beispiel aus dem XIV. Jahrh. anzuführen, beliefen sich die Gesamtkosten der Neujahrsgeschenke auf 330 Goldgulden: »Nota anno domini MCCC^mo^ septuagesimo quarto. Item *buda* constetit trecentos florenos aureos et trigenta flor. aureos«[4]). Im Laufe des XV. Jahrh. scheint der Wert dieser Geschenke sich etwas gemäßigt zu haben. Wie die Kammerrechnungen »czu der *wued*« berichten, betrug derselbe im Jahre 1439 66 Goldgulden: »item vmb III tuecher von Löfen zu Wyenn die man hat gebn zu der *wued* hab wir gebn dem Hans Eylausnrokch LVIII fl. auri; item wir habn gebn dem Hans Goldschmid umb von den zwayn kopphn zu vergolden VIII fl. auri«[5]). Nach der Aufzeichnung von 1464 bestanden in diesem Jahre die Neujahrsgeschenke in vier schwer vergoldeten Bechern: »Ausgegeben auf die *bud* dem König von Hungern . . . Item am Sambstag am Sand Jorgen Tag hob ich geben dem maister Hans golt und VIII fl. auri zu vergolden den koppf auf die *büd* dem König Mathiasch von Ungern; item eodem die hab ich geben maister Hans Goltsmid auf die *büd* von wegen II Koph vnd I newem die er gepessert vnd vergolt hat II gulden vnd der burgermeister II vnd dem burgermeister hab ich ain genung vmb sein gulden tan[6]).

Zu diesen Stadtrechnungen gesellen sich im XV. Jahrh. noch Urkunden, welche uns bis unter die Regierung Königs Mathias Corvinus Aufschluß über die Neujahrsgeschenke geben und besonders anschaulich die energische Weise charakterisieren, mit welcher der sich immer in Geldnot befindende König Siegmund und seine Gemahlin, die Königin Barbara die Einhebung derselben betrieben. Aus der Menge derselben führe ich nur zwei an. Im Jahre 1433 fordert die Königin den Preßburger Stadtrat auf, ihr die Neujahrsgeschenke »*die büd oder erung des newen iars*«

[3]) Fejérpataky a. a. O. 40.
[4]) Ib.
[5]) Ortvay a. a. O. (deutsch) II 3, 362 Anm. 1.
[6]) Ortvay ib. 363. Anm. 6; Király a. a. O. 46 Anm. 3.

zu übersenden, trotz der Entschuldigung des Rates damit, daß es ihm vom Palatin untersagt worden sei[7]). Interessant ist auch die zweite Urkunde derselben Königin von 1427, da aus derselben hervorgeht, daß alle ungarischen Städte verpflichtet waren diese Steuer zu entrichten: »darüber lassen wir euch wissen, daz wir dez von seine genaden guete brief haben, domit uns seine genad *die beud*, die seine genad angehörn in *allen seinen steten*, verschaffet und gegeben hat; darümbb schaffen wir mit ernst, daz ir uns paide *beud* unverziechen schiken oder pringen solt«[8]). Diese Tatsache wird für die Städte Soprony (Odenburg)[9]) Szeben (Hermannstadt)[10]) und Kassa (Kaschau) durch Urkunden in Überfluß noch direkt bezeugt. Besonders der von dem Reichsverweser Johann von Hunyad im Jahre 1454 (29. Jänner) ausgestellte Brief, worin er die letztgenannte Stadt benachrichtigt, daß der König (Ladislaus) seinen Türhüter Michael Ország die Neujahrsgeschenke für dieses Jahr überlassen hatte, ist wichtig, da er den vulgären Namen dieser Geschenke: »prouentus strenuales *in vulgo bed*« enthält[11]).

Um die Reihe der Belege zu schließen, führe ich noch einen Brief vom Jahre 1417 an, in welchem die Gesandtschaft der Stadt Preßburg dem Stadtrat aus Ofen berichtet »das wir am gestrigen Montag unsern herrn dem gubernator (Johann v. Hunyad) haben geantwurt *dy wüd* und dabey eur willig diennst erpoten, das nam er güttlich auff und danket euch mit fleiß«[12])

Das hier Angeführte erschöpft bei weitem nicht das sämtliche Material über die Neujahrsgeschenke der Städte im XIV. und XV. Jahrh., bietet aber eine vollständige Zusammenstellung aller jener Stellen, welche einen Beitrag zur Form jener zwei Worte liefern können, mit welchen der Volksmund diese Geschenke (lat. munera strennalia) benannt hatte: *buda*, *bud*, *büd*, *beud*, *bed*; *wud*, *wüd*, *wued*.

---

[7]) Dieses Regest zitiere ich wörtlich nach Ortvay 360 Anm. 2, da die Urkunde nicht publiziert worden ist.

[8]) Ortvay 359 Anm. 3.

[9]) Horvát Mihály, Magyar regesták (Ung. Regesten) im Magyar Történelmi tár 9 (1861), 135.

[10]) Fejér, Codex diplom. regni Hungariae X 4, 431 f.

[11]) Vollständig abgedruckt bei Teleki József, Hunyadiak kora Magyarországon (Das Zeitalter der Hunyader), Pest 1853, 10, 147; Regest bei Horvát a. a. O. 158.

[12]) Ortvay II 3, 362 Anm. 3.

II.

Laut einer Urkunde Königs Siegmund von 1434 gebührten diese Geschenke dem König und seiner Schatzkammer vermöge der ihm von Natur aus zustehenden Herrschergewalt[13]). Doch ist damit der Ursprung, die rechtliche Basis dieser Sitte noch nicht erklärt und tatsächlich bis jetzt noch nicht ermittelt worden, da uns, wie ein ungarischer Rechtshistoriker[14]) sich ausdrückt, in bezug darauf kein Zeugnis vorliegt.

Denn in der Tat ersieht man aus den hierher einschlagenden ältesten Quellen, den Urkunden des XIII. Jahrh., nur so viel, daß der Brauch, zur Neujahrszeit Geschenke zu geben, schon damals wohl bekannt und allgemein war, da man sonst diese Urkunden nicht nach »dem Tag der Geschenke« (dies strennarum), worunter man immer den 1. Jänner verstand, datiert hätte[15]). Der Umstand aber, daß die ungarischen Urkunden eben erst von dieser Zeit weiter das Datum auch nach dem Tag anzügeben beginnen, läßt ahnen, daß der Brauch schon weit früher in Ungarn blühte und daß die Beschreibung, welche uns ein ungarischer Humanist über diesen Brauch am Hofe des Königs Mathias v. Hunyad gibt, in ihrem Kern auch für das XII., ja XI. Jahrh. giltig sei. »Moris est«, sagt Galeotus Martius Narnensis, »ut a rege petatur strena, praetentis cuiusque artificii instrumentis; tibicines tibrem, tubicines tubam, cytharoedi cytharam, coci ollas et creagras et alii alia sui artificii commoda instrumenta deportant. Rex in ollam aliquot aureos congessit et in tibiam tubamque et reliqua praemium coniecit proprium«[16]).

---

[13]) . . licet alias, dum adhuc in regno nostro Hungarie essemus constituti, *munera nostra strennalia* vestri ex parte nobis et fisco nostro *in signum dominii nostri naturalis* singulis annis *pro novo anno* provenire debentia serenissime domine regine conthorali nostre . . ad certa tempora . . per vos aministrari mandaverimus, tamen quia iam completis predictis temporibus ipsa munera nostra strennalia maiestati nostre debent iterum more alias consweto provenire, schreibt Siegmund aus Basel an den Preßburger Stadtrat. Fejér, Cod. dipl. X 8, 636 f.

[14]) Király a. a. O. 46.

[15]) Erster, mir bekannter Fall solcher Datierung kommt in der Urkunde des Richters Laurentius vom Jahre 1256 »in vigilia strennarum« vor. Wenzel, Codex dipl. Arpadianus 7, 439. Weiter, besonders vom XIV. Jahrhundert angefangen sehr üblich, da in dieser Zeit schon jede Urkunde die Tagesangabe besitzt. Vgl. darüber das ausgezeichnete chronologische Werk von Knauz, Kortan (Die Chronologie), Budapest 1876, 273.

[16]) De dictis et factis Mathiae regis. Schwandtner, Scriptores rerum Hungaricarum 1 (Vindobonae 1746), 553.

Diese Beschreibung erinnert lebhaft an das Ceremoniale am Hofe des Comes von Ragusa im XIII. Jahrh.[17]), nur daß anstatt des Holzblockes, des *badńak*, welchen die Seeleute von Ragusa ins Feuer stellen, in der ungarischen Quelle des XV. Jahrh. die Instrumente und Werkzeuge der Meister erscheinen. Sonst sind hier wie dorten die Geschenke an den Neujahrstag gebunden; in Ragusa empfing das Geschenk vom Neujahrstag den Namen[18]), in Ungarn gab die *Strena*, — ein lateinischer Ausdruck, mit welchem allem Anschein nach die französischen Mönche gleich von Anfang her[19]) die volkstümlichen Bezeichnungen für die in Ungarn gebräuchlichen Neujahrsgeschenke tief verschleierten, — dem ersten Jänner den Namen und erhob ihn zu einem eigentümlichen Feste[20]). Man kann zwar als wahrscheinlich annehmen, daß diese Geschenke im allgemeinen bei der slavischen Bewohnerschaft Ungarns wie in Ragusa oder Polen kolęda (kalanъdi) hießen[21]) und daß dieses Wort in dieser Bedeutung auch unter der Herrschaft der Ungarn noch eine Zeit weiterlebte; direkte Beweise dafür aber liegen nicht vor, wohl aber dafür, daß man

---

[17]) Bogišić-Jireček, Liber statutorum Racusii 1272 (Monum. slav. mer. historico-iur. vol. IX), lib. I cap. 9 p. 8: »in uigilia Natalis domini post uesperum nauclerii et mariuarii de Ragusio ueniunt ad dominum comitem in castellum et secum deferunt çeponem unum de ligno et ponunt eum in igne gaudendo et dominus comes pro honore sui comitatus dat eis pro kallendis yperperos duo de suo proprio et eciam bibere. Vgl. Jireček, Badńak im XIII. Jahrh., Slav. Archiv 15 (1893), 456 f.

[18]) Kolende, gen. Kolenada: strena quae datur Kalendis ianuariis, Stulli. Lexicon. Jireček, a. a. O.

[19]) Schon unter Ladislaus dem Heiligen, am Ende des XI. Jahrh., kann man den starken Einfluß des französischen Klerus und französischer Institutionen in Ungarn verspüren. S. Pauler, A magyar nemzet története az Árpádházi királyok alatt (Die Geschichte des ung. Volkes unter den Arpaden), 1, 223. Für den Ausdruck strena in Frankreich s. Körting, Etym. Wbuch der lat. Spr. Als Kuriosität zitiere ich hier die sprachlichen Rezensionen des genannten Humanisten: »Strena vero a strenua, id est a dextra, donum significare, non est dissimile graecitati, quae δῶρον nominat donum, quod per palmam datur, unde et τετράδωρον, laterem, Vitruvius architectus quatuor palmorum esse testatur« (Schwandtner 1, 553).

[20]) Eine Urkunde von 1324 (Fejér, Cod. dipl. VIII 6, 70) enthält folgende Datierung: »secunda feria proxima *festo strenarum domini*«.

[21]) Vgl. Miklosich, Die Fremdwörter in den slav. Sprachen, Wiener Denkschriften 15 (1867), 27; Die christl. Terminologie ib. 24 (1875), 22 f.; Etymol. Wörterb. 123; Braudl, Glossarium illustrans bohemico-moravicae historiae fontes (Brünn 1876), 99.

den Namen eines charakteristischen und ursprünglich gewiß den ganzen Bestandteil der Huldigungsgeschenke ausmachenden Gegenstandes schon früh auf die sämtlichen, dem Grund- oder Landesherrn zur Neujahrszeit zu entrichtenden Geschenke übertrug. Dieser Name blieb auch als der ihn tragende Gegenstand schon längst in Vergessenheit verfiel, welcher ihn jetzt nur die vergleichende Sprachwissenschaft zu entreißen vermag. Es ist dies die *bud* der ungarischen Städte, die sprachlich und somit ursprünglich auch dinglich mit dem südslavischen *badńak*, dem Holzblock identisch ist.

III.

Die Wortreihe: bud, büd, beud, bed weist auf eine gemeinsame slavische Wurzel büd, altslav. bъd, welche gesteigert bud, gedehnt byd lautet[22]). Diese Wurzel lebte durch die Anfügung des primären Suffixes ъ als Wort und zwar in einer älteren und jüngeren Form gleichzeitig, was dadurch zu deuten wäre, daß die ältere Form budъ, bydъ (*bъdъ) nur in dem anderssprachigen, also deutschem und ungarischem Mund sich erhielt und also keine Gelegenheit fand, wie die zwei letzten Formen, sich den späteren slavischen Lautgesetzen zu fügen. Hiermit wären aber die von Miklosich nur sprachlich ergründeten, obigen Formen hier auch historisch belegt und der letzte Zweifel, welcher gegen die Herleitung des Wortes badńak von derselben Wurzel bъd obwalten konnte[23]), vollständig zerstreut. Indem aber dieses Wort badńak noch heute bei den Südslaven junge Eichen bedeutet, die man abgeästet in der Christnacht aufs Feuer legt, so liegt der Gedanke nahe, dieselbe oder sehr ähnliche Bedeutung auch der obigen Wortreihe beizulegen. Es wäre somit zwischen der *bud, bed* der ungarischen Quellen und dem *badńak* der Südslaven ein doppeltes, gegenseitig sich ergänzendes Verhältnis zu konstatieren; das erste Wort erschließt direkt die Wurzel des zweiten, während das zweite auf die Bedeutung des ersteren Licht wirft. Aber um vollständig sicher zu sein, daß die obige Wortreihe noch in historischer Zeit Holz(klötze) bedeutet hatte, somit daß nicht nur dem Namen, sondern auch dem ursprünglichen Objekt der Geschenke der ung. Quellen tatsächlich der Holzblock

---

[22]) Vgl. Miklosich, Die Wurzeln des Altslovenischen, W. Denkschriften 8 (1857), 168; Lexikon[2] 49 s. v. bъdêtii; Etymol. Wörterbuch 25. 417 s. v. bud.

[23]) Potebnja, O mifičeskom značenii nêkotoryeh obrjadov, Moskva 1865, p. 1 stellt dieses Wort mit der Wurzel bhadh. sanskr. badh und Wörtern wie altslov. bosti, lit. baditi zusammen.

(heutiger badňak) zugrunde liegt, müssen wir uns nach Beweisen umsehen, welche außer dem konstatierten Circulus vitiosus liegen. Die Beweise für die Gleichung bud = Holz(block) sind folgende:

1. In einem sehr alten ungarischen Drucke[24]) sind in einem und demselben Satz folgende Vögel aufgezählt: »bagoly, kania és ama *budboka*, puteneuer«. Der uns hier interessierende Name budboka bedeutet heute noch im Baranyer und Somogyer Komitat der Wiedehopf (Upopa epops) und lautet: budboka, bugyboka, bugybóka, butyboka[25]). Der Name ist noch nicht gedeutet worden und ist aus dem Ungarischen auch nicht zu erklären. Dagegen ergibt der erste Teil der aufgezählten Formen das slavische Wort *budъ* (*bъdь) und der zweite Teil bóka, — was nichts anderes ist als das dialektisch ausgesprochene bolka (so auch bóha statt bolha, balha von blъha) — die slavische Grundform *blъkъ*. Die somit erschlossene slavische Bezeichnung budь blъkъ ist somit semasiologisch identisch mit dem deutschen Wiedehopf: der im *Holz* (witu) hupfende[26]).

2. Die in den Preßburger Quellen parallel auftauchende Benennung der Neujahrsgeschenke: *wud*, *wüd*, *wued* ist germanischen Ursprungs. Noch heute bedeutet in Bayern *witt*, *wit*, (*wid*) Holz, besonders Brennholz und ist mit dem isl. wid-r, schw. wed, ags. wuden, engl. wood zusammenzustellen[27]). Die deutsche Bevölkerung von Preßburg hat somit in diesem Ausdruck für die slavische Benennung der Geschenke einen

---

[24]) Melius Péter, Sz. János jeleneesének magyarázatja, Várad 1568, p. 432. Vgl. Szarvas-Simonyi, Magyar nyelv-történeti szótár (Ung. sprachhistorisches Wörterbuch), Bpest 1890 f., 1, 319 s. v. budboka.

[25]) Nyelvör (ung. philol. Zeitschrift), 11 (1882), 238; 16 (1887), 45; 17 (1887), 223 f.; Szinnyei, Tájszótár (Wb. der Dialekte), 1, 188.

[26]) Vgl. Grimm, Grammatik 2, 363.

[27]) Schmeller, Bayerisches Wörterbuch [1] (1837), 4, 200 f.; vgl. Müller-Zarncke, Mittelhochdeut. Wb. 3, 620: Schmeller, Glossarium Saxonicum e poemate Heliand (München 1840), 1, 56 s. v. lignum = vvidu (im saxonischen Glossar fehlt durch Zufall). — Lateinisch-deutsches *Vocabularium*, Papierhandschrift in Mittelfolio um das Jahr 1420, der Kapitelbibliothek zu Preßburg gehörig, hat restis = wyt (vgl. Michnay-Lichner a. a. O. 297 s. v. wid). Veröffentlicht wurde das Wörterbuch von Schröer: Lateinisch-deutsches Vocabular, Jahresprogramm der öffentlichen Oberrealschule in Preßburg 9 (1859), 2—62 (SA. in Kommission bei Wiegand, Preßburg 1859). Der Herausgeber verfährt so, daß er von dem Wörterbuch zuerst einen getreuen Abdruck und dazu ein alphabetisches Verzeichnis der deutschen Wörter gibt. Die mundartlichen Erscheinungen weisen nach ihm auf Nordböhmen, Lausitz oder Schlesien.

gelungenen Ersatz gefunden, welcher neben dem ähnlichen Klang auch die ursprüngliche Bedeutung dieser Benennung wiedergibt.

3. In einer Urkunde des Königs Siegmund von 1388 beklagt sich der »prepositus ecclesie s. Martini de Scepus« über die Bewohner der »villa Almas«, »quod . . dicti populi . . nullam sibi obedientiam et reverentiam exhiberent . . potissime ex eo, quia se ad cives seu Saxones XXIV civitatum terre Scepus coligassent adherendi; nam anno presenti nec premissas duodecim marcas partim in moneta partim in argento sibi dare et solvere, neque alias collectas vel datia aut munera, porcos etiam aut boves seu cerevitiam aut etiam ligna festi sancti Martini, neque *troncos strennales ad curiam suam ministrare et importare prout moris fuisset et esset ab antiquo* voluissent«[28]). Indem hier kein Zweifel obwalten kann, daß diese »tronci strennales« einen noch frischen Überrest der heidnischen Bräuche bilden, ist der Beweis direkt erbracht, daß man noch am Ende des XIV. Jahrh. in einigen Gegenden Ungarns den Holzblock als eine Huldigungsgabe zur Neujahrszeit betrachtete[29]). Den Vorgang dabei kann man sich ähnlich denken, wie er uns im Statut von Ragusa beschrieben ist. Die Bauern bringen unter Freudenbezeugungen die Klötze, stellen sie ins Feuer und werden von dem Hausherrn beschenkt.

Aber der Brauch, den uns diese einzig dastehende Urkunde überliefert, muß in Zusammenhang mit obigen Untersuchungen für die ältere Zeit als allgemein blühend betrachtet werden. In gleicher Weise wie das arme Volk seinem Grundherrn hatten die reichen Städte ihrem obersten Herrn, dem König ursprünglich nur eine auf heidnisch-slavischen (teilweise vielleicht auf germanischen) Traditionen basierende Gabe aus Brennholz (bud, wud) dargebracht und zwar um die Sprache der Urkunden beizubehalten »in signum dominii naturalis« als »erung des newen iars«. Daß sich dazu schon früh andere Geschenke gesellten, welche bald die ursprüngliche Gabe gänzlich ersetzten, ist bei dem Reichtum der

---

[28]) Fejér, Cod. diplom. X 1, 450 f.

[29]) Dieser Brauch hat sich in den slavischen Gegenden Ungarns auch weiter erhalten, wie dies der Satz beweist, den ich in einem Inventar des Gutes Rajecz (damals der Familie Zerdahelyi gehörend, im Trenčiner Komitat gefunden habe: *trunci ad seram truncinam* 18. Das Original dieses Inventars vom Jahre 1787 befindet sich in der Bibliothek des Ung. National-Museums zu Budapest unter den Schriften der Familie Zerdahelyi (jetzt eingereiht in die Grundsammlung).

Städte natürlich. Die Könige aber hatten wohl keinen Grund durch buchstäbliches Festhalten an den Traditionen die einträgliche Ausartung der Neujahrsgeschenke zu hemmen[30].

[30] Auf die Qualität der Geschenksgegenstände übte vielleicht Einfluß auch das Beispiel der deutschen Städte, welche obwegen der Erlangung der Zollfreiheit verpflichtet waren, jährlich verschiedenartige Geschenke, wie Becher, Tuch u.s.w. zu liefern. S. Maurer, Städteverfassung in Deutschland 1, 312; Király a. a. O. 46. In bezug auf die Geschenksgegenstände der Stadt Beszterczebánya (Neusohl) s. besonders Ipolyi, Beszterczebánya müveltségtörténete, Századok 8 (1874), 625—630.

Budapest, den 28. März 1905. Dr. *Milan v. Šufflay.*

Einige Bemerkungen zu diesem Aufsatz.

Man muß schon sagen, daß Herr Š. in dem vorstehenden Aufsatz in ziemlich ungenierter Weise sich über die allergrößten Schwierigkeiten hinwegsetzt, um uns Slavisten mit neuen Wurzeln und Wörtern zu bereichern. Vor allem weiß er auch den allernächst liegenden Fragen mit staunenswerter Geschicklichkeit aus dem Wege zu gehen. Wenn jemand in Urkunden, welche den *ü*-Laut sehr oft bloß mit einem *u* bezeichnen — Schreibungen wie *künig* und *kunig*, *künigin* und *kunigin* wechseln fortwährend mit einander, s. S. 358—360*)—, *büd* u. *bud*, *wüd* u. *wud* nebeneinander findet, so ist das doch wohl die erste Frage, die er aufzuwerfen hat, ob *bud* u. *wud* nicht bloß unvollkommene, aber zu jener Zeit ganz gewöhnliche Schreibungen für *büd* u. *wüd* sind. Und *büd* und *wüd* selbst, die doch genau in derselben Bedeutung gebraucht werden und zwar, einen einzigen Fall, ein Reskript an die Stadt Kassa ausgenommen, immer wieder nur in den Rechnungen der Stadt Preßburg, ähneln sie sich nicht so stark, daß es uns schwer fällt, darin 2 verschiedene, ja sogar verschieden sprachliche Wörter zu erblicken? Ich nehme bereitwillig an, daß der Verfasser als Historiker nie in seinem Leben etwas über bilabial gesprochenes *w* gehört hat, das die Quellen bald mit *w*, bald mit *b* wiedergeben, eben weil es weder unserem gewöhnlichen dentolabialen *w* noch dem Verschlußlaut *b* genau entspricht, mit diesem die labiale Bildung, mit jenem die spirantische Natur gemeinsam hat, doch rein empirisch hätte Herr Š. auf den Schluß kommen können, um nicht zu sagen, kommen müssen, daß *büd* und *wüd* nichts anderes als die schwankende Wiedergabe eines einzigen Wortes ist, in dessen Anlaut ein eigenartiger Lippenlaut ertönt, den man mit den gewöhnlichen Mitteln

*) Die von mir angeführten Beispiele sind alle denselben Rechnungen der Stadt Pozsony (Preßburg) entnommen, aus welchen auch der Verfasser seine Daten schöpft, und die Seitenzahl ist immer in dem großen Quellenwerk über die Geschichte der Stadt von Ortvay (*Pozsony város története*) Bd. II, Teil 3 nachzusuchen.

nicht im Stande war genau wiederzugeben, oder um die Forderung nicht allzu hoch zu stellen, daß *büd* und *wüd* jedenfalls ein und dasselbe Wort ist. Es ist wirklich schwer zu begreifen, wie ihn bei vollkommen gleicher Bedeutung der Wechsel von *b-* und *w-* verleiten konnte, 2 selbständige Wörter dahinter zu suchen, wo er doch in ganz unzweideutigen Fällen reichlich Gelegenheit hatte zu beobachten, daß dieser Wechsel eben einen charakteristischen Zug des Dialektes bildet, der aus dieser Rechnung zu uns spricht. Ich lege kein Gewicht darauf, daß in einer Eintragung von 1440 der heutige *Batzengrund* uns als *wotzengrunt* (resp. *woczengrunt*) entgegentritt, S. 38, halte es auch für möglich, daß dem Verfasser entgangen ist, daß die *Wirtin* auf S. 126 zweimal *birtin* geschrieben ist, während wir auf der folgenden Seite *Wirt (frawenwirt)* lesen, aber für ganz unmöglich halte ich es, daß ihm das oft wiederkehrende und mit *gewesen* wechselnde, so ganz eigentümliche *gebesen* kein einziges mal aufgefallen wäre. Ich habe diese Form bei einer ganz flüchtigen Durchsicht des Bandes an den verschiedensten Stellen wiedergefunden und erlaube mir, da es so recht ein argumentum ad hominem ist, einige Stellen vorzuführen: 1440. dy klainer sind *gebesen*, wenn dy ersten holczer sind *gebesen* . . — Item 1 furman mit II Rossen der halbpawm und Aichen Sewlen vnd laden gefuert hat zu den Zwingern was das not hin ist *gebesen*, S. 36. Aus demselben Jahre »zu der pruk und was not ist *gebesen*« S. 39. Auf derselben Seite 126, wo uns zweimal die *birtin* begegnet war, wechselt *gebesen* zweimal mit *gewesen*: 1439. Item haben wir geben den Henger, als keyn frawen Maisterin *gebesen* ist . . .; 1454. Item am Sambstag nach Anthony Abbatis ist kain frawn Maisterin nicht *gewesen*; 1451. das sy dy vergangen wochen frum sind *gebesen*; 1454. als dy Tachterl frum sind *gewesen*. Und so lesen wir auch gegen Ende des Bandes auf S. 342 in den Eintragungen von 1439—40 zweimal »ist *gebesen*«. Mit diesen »ist gebesen« (fuit!) könnten wir nun ohne weiteres Abschied nehmen von unserem *bud-büd*, das kaum etwas anderes sein kann, als *wud-wüd*, resp. als *wüd* allein, n das sich die ganze lange Reihe aufzulösen scheint, welche der Verfasser auf S. 601 so stattlich aufmarschieren läßt: *buda, bud, büd, bend, bed, wud, wüd, wued!* Doch wir wollen dem Verfasser geduldig weiter folgen.

Das Wort, um das sich die ganze Frage dreht — denn daß es sich nur um Ein Wort handelt, dürfte aus dem bisher Gesagten zum mindesten sehr wahrscheinlich erscheinen —, kommt immer nur in der Bedeutung von Neujahrsgeschenk, Neujahrsgabe vor, und auch der Verfasser weiß uns absolut keinen andern Sprachgebrauch anzugeben, und wir dürfen aus seiner Zusammenstellung wohl folgende Stelle als besonders charakteristisch herausgreifen: Im Jahre 1433 fordert die Königin den Preßburger Stadtrat auf, ihr die Neujahrsgeschenke *»die büd oder ermn der newen iars«* zu übersenden, s. S. 603. Was das Wort ursprünglich bedeutet hatte, wissen wir nicht, die Etymologie des Wortes ist uns vollkommen fremd. Für unsern Historiker ist dies aber kein Hindernis, das Wort mit dem serb. *badnjak* in allerinnigsten Zusammenhang zu bringen, wobei er sich auch daran wenig kehrt, daß *badnjak* selbst als abgeleitetes Wort ja eine sekundäre, abgeleitete Bedeutung haben kann, die von der Grundbedeutung wenigstens soweit abliegen kann — als Preßburg von all den Orten, wo der *badnjak* in der Weihnachtsnacht angezündet

wird. Mit Berufung auf eine im Jahre 1385 erwähnte Klage des »prepositus ecclesie S. Martini de Scepus«, daß ihm die Pfarrkinder das übliche Winterholz nicht lieferten neque *troncos strenuales* ad curiam suam ministrare et importare prout moris fuisset et esset ab antiquo voluissent, glaubt er als zweifellos nachgewiesen zu haben, »daß man noch am Ende des XIV. Jahrh. in einigen Gegenden Ungarns den Holzblock als eine Huldigungsgabe zur Neujahrszeit betrachtete« und »der Brauch, den uns diese einzig dastehende Urkunde überliefert, muß in Zusammenhang mit obigen Untersuchungen für die ältere Zeit als allgemein blühend betrachtet werden«, s. S. 609.

Auf dieser, ich muß schon sagen, recht schwanken Grundlage baut der Verfasser »eine auf heidnisch-slavischen teilweise vielleicht auf germanischen Traditionen basierende Gabe aus Brennholz (bud, wud)« auf, die »dem König ursprünglich dargebracht« wurde, und was er so aufgebaut hat, sucht er mit möglichst morschen Spreizen zu stützen, die er aus der Rüstkammer der ihm total fremden Sprachforschung auf gut Glück herauszieht. *Bud-büd* sollen slavisch **budъ-bylъ* sein, die aus derselben Wurzel *bud* gebildet wären, wie serb. *budńak*. Der Verfasser bildet sich noch etwas besonderes darauf ein, die Wurzeln *bud*, gesteigert *bud*, gedehnt *byd*, leibhaftig entdeckt zu haben: »Hiermit wären aber die von Miklosich nur sprachlich ergründeten, obigen Formen hier auch historisch belegt«, bemerkt aber in seiner Freude darüber, die wir ihm nicht schmälern wollen, nicht, daß es sich bei Miklosich um eine Wurzel handelt, die »wachen, wach sein« bedeutet, so daß *budńak* nur dann in dieser Reihe einen Sinn hat, wenn wir es als Ableitung von *budńi* betrachten: es ist der Klotz, den man in der Weihnachtsnacht, *budńi dan*, brennt, welche man durchwacht! Um gar nichts besser ist es um den tatsächlichen Nachweis von der wirklichen Existenz eines slav. **budъ-bydъ* bestellt. *Büd* kennt der Verfasser nur aus den Rechnungen der Stadt Preßburg, in denen, selbst wenn wir hier gutmütiger Weise davon absehen wollen, daß sich darin sehr wohl ein ursprüngliches *wüd* spiegeln kann, von einem slavischen Einfluß sonst nichts zu merken ist. *Bud* soll überdies in einem dialektischen ungarischen Namen des Wiedehopfes, in *budbóka* stecken. Die ganze Erklärung baut sich auf Etymologie des deutschen Wiedehopfes als dem im Holz (*witu*) hüpfenden auf, eine Etymologie, die bekanntlich selbst nicht einwandfrei ist, s. Kluges Wörterbuch. Gibt uns dies aber ein Recht, in dem ungarischen *bud-* ein slavisches Wort mit der Bedeutung »Holz« zu erblicken, wenn wir in den slavischen Sprachen absolut kein ähnliches Wort mit solcher Bedeutung, auch keine slavische Wurzel mit entsprechender Bedeutung kennen; denn die Berufung auf das abgeleitete *budńak* wird doch niemand, der von der Sache etwas versteht, als eine Stütze für diese Annahme halten? Und dann, woher weiß denn der Verfasser überhaupt, daß *budbóka* slavisch ist, wenn er den ersten Teil des Wortes nur auf die allergewalttätigste Weise als slavisch zu deuten vermag und mit dem zweiten Teil reineweg nichts anzufangen weiß. Denn selbst angenommen, daß *-bóka* auf *-bolka* zurückgeht, was ja nichts weniger als sicher ist, ja angesichts dessen, daß die Form mit kurzem *ŏ* (*-boka*) häufiger ist, sogar recht zweifelhaft erscheint, wo in Gottes ganzer weiter Welt findet er ein slavisches Wort, aus dem dies *-bolka* gedeutet werden kann?

Der Verfasser sagt allerdings »der zweite Teil *bóka* [ergibt] — die slavische Grundform *blьkъ*«, s. S. 608, aber wo er diese »slavische Grundform« hergenommen, hat er uns wohlweislich verschwiegen. Ich will sehr hoffen, daß er sie nicht etwa aus dem in gefährlicher Nähe angeführten *blьha* abstrahiert hat; der Bedeutung nach würde das ja von wegen des »Hüpfens« wohl stimmen, aber sonst wäre die Annahme so horrend, daß ich sie im Interesse des Verfassers ablehnen muß. Dann aber muß ich schon sagen, daß wenn man uns mit einer bisher ganz fremden Wurzel beglücken will, mit deren Annahme die Aufstellung einer anderen, uns wenigstens in der geforderten Bedeutung fremden Wurzel und bisher unbekannten Wortbildungen auf das innigste zusammenhängt, man doch die Liebenswürdigkeit haben sollte, uns die Sache ein wenig plausibler zu machen, damit wir uns dabei auch etwas denken können. Denn sonst könnten wir uns leicht veranlaßt fühlen, uns nach einer einfacheren Erklärung umzusehen, und eine solche läge für ungarisch *budbóka*, resp. *budboka*, *bugyboka*, *butyboka* gar nicht so fern. Der Wiedekopf führt im Ungarischen noch eine ganze Reihe von Namen, was allein schon darauf hindeutet, daß hier Lautmalerei, Volksetymologie und allerlei tändelndes Element mit im Spiele ist, was uns zu äußerster Vorsicht mahnt. Unter andern heißt dieser Vogel auch *babuka*, *babuta*, *babutka*, *babutyka*. Wie wenn *budboka*, *bugyboka*, *butyboka* nichts anderes als Umstellungen aus *babutka*, *babutyka* sind?! heißt doch der Wiedehopf in ein und derselben Gegend, im Komitat Somogy, *babutka* und *budboka*, in ein und derselben Ortschaft, in Pomáz, gebraucht man *babutyka* und *bugyboka*, letzteres allerdings vom Kiebitz, was aber weiter nichts auf sich hat, denn auch *budboka* bezeichnet in Czegléd den Kiebitz, andererseits ist auch *bugyboka* sonst der Name des Wiedehopfes.

Ich schließe meine, ich fürchte, etwas zu lang gewordene Erörterung mit einer rein methodologischen Frage.

Ist dem Herrn Verfasser gar nie der Gedanke gekommen, welch ein seltsames Spiel der Zufall doch getrieben hätte, wenn alles das wahr wäre, was er herausgebracht hat? *Wüd* soll deutsch sein, die Preßburger haben es aus ihrer Urheimat mitgebracht. *Büd* soll slavisch sein, ist aber in keiner slavischen Sprache erhalten, nur die Preßburger Deutschen haben es uns erhalten und zwar seltsamer Weise genau in derselben Bedeutung mit dem ursprünglich damit gar nicht verwandten und doch so seltsam anklingenden *wüd*. *Bud* soll aus derselben Wurzel eine andere Bildung sein als *büd*, also ebenfalls slavisch; rein erhalten ist es aber wieder nur von den Preßburger Deutschen, die noch nicht genug an einem deutschen *wüd* und einem entlehnten slavischen *büd* hatten, dann aber von den Ungarn in dem Namen des Wiedehopfes: *budbóka* Was *wud* vorstellt, etwa eine Kreuzung des deutschen *wüd* und des slavischen *bud*, bleibt auch so noch ein Rätsel. Ich frage, und damit schließe ich, gelten nicht auch in der Geschichtsforschung allgemeine Wahrscheinlichkeitsgesetze, wonach gewisse Dinge schon an und für sich, weil sie denselben widersprechen, unglaublich sind?

Budapest, den 14. Dez. 1906. *Oskar Asbóth.*

Kritischer Anzeiger.

Die slavische Liturgie in Polen:

a) Sz. = Ks. Władysław Szcześniak, Mag. Teol., Obrządek słowiański w Polsce pierwotnej rozważony w świetle dziejopisarstwa polskiego. Warszawa 1904. S. 207 (Biblioteka dzieł chrześcijanskich, czerwiec 1904, zeszyt 42).

b) P. = И. П. Пташицкій, Славянскій обрядъ въ Моравіи и Панноніи и мнимое его существованіе въ древней Польшѣ (ЖМНП., 1906, Сентябрь, S. 140—181).

c) S. = А. И. Соболевскій, Родина Кіевскихъ отрывковъ (Изв. отд. русс. яз. и слов. имп. ак. н. т. XI (1906), кн. 2, стр. 15—19).

Mathias de Miechow hatte in seiner 1519 erschienenen Chronica den kühnen Schluß gezogen, die slav. Lit. habe sich seit den Zeiten der Slavenapostel bis auf seine Tage in der Kirche des heil. Kreuzes auf Kleparz erhalten (Kap. XIII, S. XVI der 2. Ausg. v. 1521); nach 126 Jahren behauptete Paulus Piasecki, die Polen hätten aus Haß gegen alles Deutsche von den orient. Griechen Cyrill und Method das Christentum empfangen (Chronica gestarum in Europa, S. 48). Seitdem fand die Ansicht von der Existenz der slav. Lit. in Polen in einem Christian Gottlieb von Friese, Andreas Węgierski, W. Al. Maciejowski, Wal. Krasiński, Aug. Bielowski, Lelewel, Malecki, Anatol Lewicki, Szujski, Leger, Petruszewicz, Buczys, M. Gumplowicz u. a. so eifrige Anwälte, daß es Sz. für geraten hielt, nach den kritischen Auseinandersetzungen Dr. Abrahams (Organizacya Kościola w Polsce ... Lwów 1893), der nur noch den Brief Mathildens zugunsten der slav. Lit. im alten Polen sprechen ließ, und nach den nachdrücklichen Protesten des Alfons Parczewski (Początki chrystyanismu w Polsce i misya irlandska, Poznań 1902), der sie ganz in Abrede stellte, ein ganzes Buch gegen die aufgetürmten Beweise von der slav. Lit. in Polen zu richten. P. läßt in seinem Referate über das Buch Sz.s seinen Glauben an ein Vegetieren der slav. Lit. in den Benediktinerklöstern Polens im X.—XI. Jahrh. durchblicken, hat aber die diesbezüglichen Ausführungen Sz.s nicht entkräftet. Ohne Rücksichtnahme auf das Buch Sz.s möchte S. die Annahme der slav. Lit. im alten Polen wieder zur Geltung bringen.

Sz. verfiel auf die unglückliche Idee, sich im zweiten Kap. an die abermalige Lösung der schon gelösten Frage betreffs des von den Slavenaposteln eingeführten Ritus zu wagen, wobei er eine, auch für einen magister theol., wenn er sich über die Anfänge der slav. Lit. ein Urteil anmaßt, in Cyrillo-Methodianis merkwürdige inscientia an den Tag legt. Folgende Sätze beweisen dies zur Genüge: »... daß der heil. Cyrill griechische Bücher übersetzt hätte, hierfür haben wir keine Beweise, weder innere — in den übersetzten Büchern selbst, noch äußere — in den Dokumenten. Statt dessen ist aus der Menge von Latinismen, die sich in den aksl., von Cyrill übersetzten liturg. Büchern finden, ersichtlich, daß sie aus dem Lateinischen übersetzt wurden, d. h. aus jenen liturg. Büchern, welche Cyrill und Method an Ort und Stelle im kirchlichen Gebrauche vorfanden, welche das neu bekehrte slav. Volk nicht verstand, und zu deren Erklärung Rostislav die Brüder ... berufen habe ...« (45). Für solche veraltete Ansichten sucht er aber Unschuldige mit verantwortlich zu machen. So will er in Jagić's »Neuesten Forschungen über Cyrill und Method (Arch. f. sl. Phil. IV, 97 ff.; 297 ff.) gelesen haben, daß Jagić die Möglichkeit des griechischen Ritus in den ersten Jahren des Weilens der Slavenap. in Mähren zugegeben, sich aber entschieden dahin ausgesprochen habe, daß Method nach der ersten Rückkehr aus Rom nur nach dem römischen Ritus celebriert hätte (52). Sonderbarerweise spricht ihm P. dies nach (154); obwohl in der Abhandlung Jagić's nichts davon zu finden ist, und sie Sz. nie gelesen zu haben scheint. P. macht auf das von Sz. nicht bemerkte Zeugnis in der V. M. c. XV: прѣложи въ бръзѣ вьса кьнигы исплънь, развѣ Макавеи отъ Грьчьска азыка въ Словѣньскъ aufmerksam (145), erweist aber dem zweiten Kap. des Buches viel zu viel Ehre, daß er es auf vollen 16 S. bekämpft (112—157). Solche Äußerungen muß man um so mehr bedauern, als dadurch der Genuß des Buches, das trotz noch einiger sonstiger unnötigen Dilettantismen doch das Streben nach Wahrheit zeigt und ein richtiges Endresulat erzielt, verleidet wird. Mit dem Rate, der Verfasser möge sich auch hier besser darüber orientieren, was außer von Kopitar u. Ginzel auch sonst noch über die Heimat u. Entstehungsgeschichte der aksl. Sprache gesagt wurde, gehen wir über dieses schwache Kapitel des Werkes hinweg.

Die erste Hälfte des dritten Kap. ist gegen jene gerichtet, welche den Einzug der slav. Lit. nach Kleinpolen mit ihrem Glück u. Ende in Mähren verbinden. Die Behauptung, daß sie durch Cyrill u. Method 862 u. 863 oder durch ihre Schüler Wiźni u. Oslaw eingeführt worden wäre, wird leicht widerlegt (56 ff.; contra Friese, Lelewel). Beachtung verdient dagegen die vor allem auf den поганьскъ кънязь, сильнъ вельми сѣда въ Висль der V. M. Kap. IX sich stützende Annahme der Zugehörigkeit Kleinpolens zur Erzdiöcese Methods. Sz. meint, dem Hagiographen habe es sich um die Fixierung nicht einer Tatsache, sondern lediglich der prophetischen Gabe Methods gehandelt, macht aber sogleich kehrt u. setzt fort, das Dokument sei immerhin Achtung gebietend und man müsse mit ihm rechnen (59). Er meint zwar, daß die von Prof. Brückner (O Piascie, Rozprawy ak. um., Wydział hist.-fil. S. II. T. X. Kraków 1898, S. 313) geäußerte Ansicht, unter den Christen, die der Fürst der Vislanen verhöhnte, seien Christen Svatopluks zu verstehen, viel Wahrscheinlich-

keit zeige (60), aber der Schluß seiner unter dem Deckmantel des dato non concesso gemachten Rechnung ist, daß man in diesen »»Christen«« eben nur Christen und nichts mehr erblicken könne, und daß nach seiner Beleuchtung des erwähnten Zeugnisses der Vita diese Christen sich nicht zum slavischen Ritus bekennen konnten« (61). Aber das Unglück wollte es, daß diese Beleuchtung zu viel Schattenseiten aufweist. Nach der ganz wahrscheinlichen Berechnung Potkańskis (Kraków przed Piastami. Rozprawy ak. um. wydział. hist.-fil. S. II. T. X, Kraków 1898, S. 163) fiel die Gesandtschaft Methods und die darauf erfolgte Gefangennahme des Fürsten der Vislanen in die Zeit zw. den J. 874—879. Sz. sucht uns nun klar zu machen, daß Method zu dieser Zeit in Pannonien bei Kocel verweilte, und daß infolgedessen die Anhänger seines Ritus in Mähren weniger zahlreich und ihr Einfluß auf das Gebiet der Vislanen mehr als zweifelhaft gewesen sei. Er stützt diese Behauptung auf die Aufforderung des P. Johannes VIII. an Montemerus dux Sclauiniae, ut ad pannoniensium studeat reverti dioecesim, und auf einen in Boček Cod. dipl. et epist. Moraviae I, p. 36—37 unter dem J. 877 gedruckten Brief desselben Papstes an Kocel, wo nach der Meinung Sz.s der Papst Kocel aufgefordert haben soll, »mit seinem Arme die Tätigkeit Methods zu schützen« (61). Aber fürs erste erwähnt dieses Dokument Boček mit keiner Silbe Method, sondern spricht nur de his, qui uxores suas dimiserunt uel ad alias, illis uiuentibus migraverunt, fürs zweite hätten ihn der Ruf Boček als Urkundenfälscher und eine Stelle auf S. 161 der von ihm öfters zitierten Arbeit Potkańskis, Kraków przed Piastami, doch stutzig machen sollen; denn dort heißt es, daß Kocel ca. 874 ohne Nachkommenschaft starb, und sein Fürstentum in die Hände Karlmanns überging. Und wenn er die von Potkański l. c. angeführte Literatur nachgeschlagen hätte, so würde er bei Dümmler, Über die südöstl. Marken, S. 42 gefunden haben, daß der Brief in die Zeit 872—73 versetzt wird (bei Erben, Regesta I, S. 15, Nr. 36 nur nach den Regierungsjahren Joh. VIII. 873—882 angef.) und daß 874 Dietmarus archiepiscopus ecclesiam ad Bettowe Gozwini comitis consecravit, ein Zeichen, daß nach dem Tode Kocels ein Teil seines Gebietes in eine Gaugrafschaft umgewandelt worden war und daß Methods Jurisdiktion nach seiner Rückkehr aus dem Schwabenlande in Pannonien aufgehört hatte. Method zog allem Anscheine nach aus der Gefangenschaft direkt nach Mähren (... Ne suscipias occasionem excusationis prohibentem te vel fratrem nostrum Methodium transire ad Suentepulcum . . . heißt es im Common. Joh. VIII. an Paulus Bischof von Ancona). Auf einer seiner Reisen kam er auch in die Nachbarschaft der Vislanen und hörte von den Verhöhnungen der Christen seitens des Fürsten der Vislanen (vgl. Jagić, Zur Entstehungsgesch. I, S. 44) Unter diesen Christen verstehe ich Untertanen Svatopluks, da mir auf diese Weise dessen Einfall ins Land des christenfeindlichen Fürsten motiviert erscheint. Von diesen Christen der Erzdiözese Methods kann man aber trotz der »Belenchtung« Sz.s nicht ohne weiteres behaupten, »daß sie sich nicht zum slavischen Ritus bekannten«. Und wenn sich Sz. zur Bekräftigung seiner Annahme, es sei gar nicht sicher, daß die Vislanen jemals zum Reiche Svatopluks gehört hätten, auf Brückner, O Piaście S. 347 beruft (63), so beweist das nur, daß man sich auf seine Angaben nicht

ganz verlassen darf; denn Brückner hat zwar auf S. 314 seiner zitierten Abh. die Meinung vertreten, den Fürsten der Vislanen hätten die Polanen des Semowit oder Lestek vertrieben, und später mit dem Gedanken kokettiert, daß Bořivoj von Böhmen dieser Fürst der Vislanen gewesen sein könnte (Legendy o Cyrylu i Metodym, SA. aus dem Rocznik Towarzystwa Przyjaciół Nauk Poznańskiego XXX; Posen 1903, S. 48—49), aber gerade auf der von Sz. zitierten S. hebt er ausdrücklich hervor, daß er auf seiner früheren Meinung nicht bestehe und daß Potkański das Faktum treffender mit Svatopluk verbinde. Nach meiner Ansicht kann man hier nur mit Svatopluk operieren, da unter den gegebenen Verhältnissen nur in seinem Lande der Fürst der Vislanen (= Kleinpolen) gezwungen worden sein kann, die Taufe anzunehmen. Jedenfalls wird der Hagiograph die Episode nicht nur dazu ersonnen haben, um die prophetische Gabe Methods zeigen zu können, sondern hat dazu eine bekannte Tatsache benutzt. So scheint mir denn doch nicht die Möglichkeit ausgeschlossen zu sein, daß im Dezennium der Rückkehr Methods aus der deutschen Gefangenschaft hie und da von seinen Missionären die Messe im Gebiete der Vislanen slavisch celebriert wurde, wobei ich aber für die Zeit nach 880 die Einwendung Sz.s gelten lasse, daß Kleinpolen dem Einflusse Wichings, des Bischofs von Nitra, ausgesetzt war (68), der sicher alles getan hat, um die eventuellen Keime der slavischen Liturgie in Kleinpolen zu ersticken.

Nach der Beleuchtung des Zeugnisses der V. M. bekämpft Sz. meist Behauptungen, die in das Reich der frommen Wünsche gehören: daß die tres episcopi, welche unter Mojmir II. die kirchlichen Verhältnisse in Mähren geordnet hatten, daselbst und bei den Vislanen die slav. Liturgie restauriert hätten (70; contra Maciejowski); daß unter den χρωβάτοι des Konstantin porphyr., zu welchen die den Einfall der Magyaren überlebenden Mährer geflohen waren, Kleinpolen und nicht die Kroaten im Süden zu verstehen seien (73 ff.; c. Friese, Lelewel u. a.); daß das Bistum von Krakau wegen der Namen der ersten Bischöfe, Prohorius und Proculf (76 ff.; c. Lelewel, Maciejowski, M. Gumplowicz, Sobieski) oder wegen der Angabe des Chronisten Gallus, Polen habe zur Zeit des Bolesław Chrobry zwei Metropoliten gehabt, und im Gegensatze zur lat. Metropolie Gnesen die »slavische« gewesen sei (79 ff.; c. Bielowski u. a.); daß die Namen der Kirchen SS. Salvatoris auf Wawel und Zwierzyniec, des heil. Kreuzes in Krakau und des heil. Klemens, welche letzteren in das XII.—XIV. Jahrh. gehören, auf die Gründung durch Anhänger der slav. Lit. hinweisen (85 ff.; c. Malecki, Petruszewicz, Friese, Ossoliński, Šafařík, W. Krasiński; Gumplowicz, Sobieski u. a.).

Bei der Beantwortung der Frage, ob denn nicht die slav. Lit. von Böhmen aus im IX.—X. Jahrh. nach Schlesien und Kleinpolen gelangen konnte (94 ff.), ist Sz. der seltene Fall passiert, daß er von falschen Voraussetzungen zum richtigen Schluße gelangte. Er gibt zu, daß Bořivoj von Method die Taufe empfing und dem slav. Ritus nach Prag die Tür öffnete (95), bestreitet aber jegliches Leben desselben im X. Jahrh. in Mähren (75) und Böhmen (95 ff.). Den Passus der cyrill. Wenzelleg. von den slav. Buchstaben, worin Ludmila ihren Enkel unterrichten ließ, betrachtet er als ein »entschieden späteres Einschieb-

sel« (96), kann keine Gründe für die Annahme finden, daß das Lied Hospodin pomiluj ny in der Epoche der mährischen Einflüsse in Böhmen bestanden hätte (99), verpönt zwar die Gründungsurkunde des Prager Bistums (973) nicht als unecht, doch will er in dem Zusatze: verum tamen non secundum ritus aut sectam Bulgariae gentis vel Ruziae aut Sclavonicae linguae keine Anspielung auf die slav. Liturgie erblicken, sondern erklärt die Ausdrücke ritus und secta mit zwyczaj (Sitte) und sposób bytu (Lebensart) (100) und sucht schließlich eine fromme Seele, die ihm glauben könnte, daß Prokop durch morgenländische slavische Mönche, die zum berühmten Einsiedler pilgerten, die Bekanntschaft mit der slav. Lit. gemacht habe (103), zu welcher Ansicht auch P. neigt (166). Aber Sz. und P. haben vergessen zu erklären, wieso die vertriebenen Anhänger Prokops nicht nach Kroatien, sondern nach Ungarn (= Slovakei) ihre Schritte lenkten; Sz. spürt nicht, daß unter ritus ... Sclavonicae linguae in Bezug auf den unmittelbar folgenden Gegensatz: sed magis sequens instituta et decreta apostolica ... unum eligas clericum Latinis adprimum litteris eruditum doch nur die slav. Lit. verstanden werden kann. Sz., dem nur etwas davon, was Dobrovský, Kopitar und Wattenbach über die slav. Lit. in Böhmen gesagt haben, bekannt ist, weiß nicht, daß auch in glag.-kroat. Legenden vom Wenzel gesagt wird: Навиче же и книги словѣнскые и латинъскые (Jagić, Легенда о Св. Вячеславѣ, РФВ., T. LXVIII [1902], S. 104), daß also dies kein späteres Einschiebsel sein kann, sondern in der ersten Redaktion vorkommen mußte; und diese ist nach meinem Dafürhalten in Böhmen entstanden, da diese Annahme doch viel wahrscheinlicher ist als die Prof. Vondráks (O původu Kijevskij listů ... V Pr. 1904, S. 92), daß die Legende auf kroat. Gebiete von einem böhm. Glagoliten, der dem Kreise der aus Mähren vertriebenen Jünger angehörte, geschrieben worden sei. Wann sind denn die Glagoliten nach 935 (Todesjahr Wenzels) aus Mähren vertrieben worden? Für die im Liede Hospodin pom. ny jeden ksl. Einfluß leugnende Haltung hat zwar Sz. viele ihm unbekannt gebliebene Verbündete, aber auch Gegner (vgl. die Literatur bei Nejedlý, Dějiny předhus. zpěvu v Čechách. V Pr. 1904, S. 239 ff.); doch scheinen weder der Skeptizismus Prof. Vondráks (Zur Würdigung der asl. Wenzelleg. S. 50—51) noch die Ausführungen Nejedlýs, nach welchen im Jahre 973 das Volk nur noch das primitive »krleš«, im Jahre 1055 aber, durch den deutschen Tropus des Fürsten und Adels vom J. 973 (Christe ginâdô! Kyrie eleison und die Heiligen alle helfen uns, Kyrie eleison) zur Bildung eines eigenen Tropus Hospodine pomylnj ny bewogen, diesen Tropus angestimmt hätte, worauf dann 1125—1249 das Lied gefolgt wäre (o. c. 239—246), nicht dazu geeignet, den so klaren Zusammenhang der unböhm. Phrase Hospodin pomiluj ny (FRB. II, 308, 339, 366 zu den J. 1249. 1279, 1283) mit dem aksl. gospodi pomiluj ny zu beseitigen! Die schöne Übersetzung der griech. Phrase im Anfange ist auf einem anderen Wege nach Böhmen gekommen, als das verkümmerte »krleš«, und im XI.—XIII. Jahrh. hätte kein Böhme, außer ein Kenner des Ksl. der griech. Phrase die überlieferte Übersetzung gegeben! Dabei muß auch beachtet werden, daß in den ältesten Stellen, wo das Lied in der slav. Phrase zitiert wird (s. o.) die Form hospodin vorkommt, welche nach Jagić's Vermutung (ausgesprochen in seinem Sem.) nicht eine Kürzung

des V. hospodine ist, sondern ein hospodi, das nicht mehr geläufig war, voraussetzt.

Bei etwas Umschau hätte Sz. die Möglichkeit der Verpflanzung der slav. Lit. aus Böhmen nach Polen im X. Jahrh. wohl nicht deshalb in Abrede gestellt, weil sie in Böhmen nicht vorhanden gewesen wäre, sondern gesagt: sie führte in Böhmen ein immer mehr an Boden verlierendes Leben, bis sie Ende des XI. Jahrh. erlosch, und es fehlten die Bedingungen eines Hinübergreifens nach Polen. Denn Sz. weist mit Recht im IV. Kap. den im X. Jahrh. nie gekämpften Kampf zwischen der lat. und slav. Lit. in Kleinpolen samt den ihn unterstützenden Klügeleien zurück: daß die von Otto I. gegr. Bistümer auf slav. Boden den Kampf gegen die slav. Lit. zum Zwecke gehabt hätten, und daß in den päpstlichen oder kaiserlichen Dokumenten mit fides catholica der lat., mit paganus, barbarus, lingua barbara immer nur der schismatische slav. Ritus zu verstehen sei (106—107; 120 ff.; c. Bielowski, Maciejowski u. a., daß Adalbert, der spätere Erzbischof von Magdeburg, im Auftrage Otto I. nicht nach Rußland, sondern gegen die slav. Lit. in Mähren und Polen geschickt worden sei (107 ff.; c. Bielowski, u. a.) . . . Zu diesen Klügeleien gehören in die Raritätenkammer der von Begeisterung diktierten Folgerungen auch die meisten der zugunsten der slav. Lit. in Großpolen aufgetischten und von Sz. im V. Kap. (125 ff.) bekämpften Behauptungen: das Weilen Methods u. Cyrills oder ihrer Gesandten im Hause Piasts und Rzepkas und die Taufe ihres Sohnes Ziemowit durch sie (125 ff.; c. Naruszewicz, Ossoliński, Teodor Morawski, Petruszewicz u. a.); das Erscheinen und die Taufe Ziemowits bei Svatopluk (132; c. Ossoliński, Maciejowski); die Identität Svatopluks und Ziemowits (132 ff.; c. Bielowski); Mieszkos II. Taufe in Prag und seine doppelte Taufe, zuerst nach dem slav., dann dem lat. Ritus (134 ff.; c. Friese, Maciejowski, Bielowski u. a.); die Fragmente byz. Kunst in Polen, die dem XIII. u. XIV. Jahrh. angehören (145 ff.; c. Andrzej Węgierski, Friese, Petruszewicz, M. Gumplowicz u. a.); die Ehe der Priester in Polen, die nur den Verfall der Sitten beweist (166 ff.; c. Maciejowski); der Streit zwischen Bolesław Śm. und dem hl. Stanislaw, der sich nie um die slav. Lit. drehte (168 ff.; c. Lelewel, Bielowski, Pastor Angerstein, M. Gumplowicz, W. Sobieski u. a.); die Anerkennung der Ehe Władysław Hermanns mit der Mutter Zbigniews seitens der slav. liturgisierenden Geistlichkeit (175 ff.; c. Gumplowicz); die von Długosz hervorgehobene lange Dauer der großen Fasten in Polen, die aber um zwei Wochen früher als in Konstantinopel begannen und aus Deutschland nach Polen kamen (182 ff.; c. Friese, Ossoliński, Lelewel, W. Krasiński, Petruszewicz u. a.); ebenso nichts beweisend ist eine Stelle im Briefe Matthäi, des Erzb. von Krakau, an den hl. Bernard aus der Mitte des XII. Jahrh.: Dilectus filius vester magister A. nos ex parte vestra consuluit, si quis posset et impios Ruthenorum ritus atque observantias extirpare (Bielowski, MPH. II, S. 15), aber nicht deshalb, weil Sz. ritus wieder mit »Sitte« übersetzt (173 ff.; c. Lelewel, Bielowski), sondern weil Matthäus mit Ruthenia ein Land außerhalb der Grenzen Polens meinte . . . nec modo in Ruthenia, quae quasi est alter orbis, verum etiam in Polonia et Boemia . . . talem fructum faceretis . . . o. c. S. 16).

Über dieses Niveau erheben sich fünf Dokumente, auf deren einige sich

außer den von Sz. bekämpften Historikern auch Sobolevskij stützt (P. 174, Anm. 1; S. 18—19) und die teilweise auch Prof. Brückner trotz der Ausführungen Parczewskis noch rätselhaft bleiben (b, d, e; Legendy, 12). Es sind dies:

a) die Worte einer Polin an ihren Gemahl Izjaslav Jaroslavič von Kijev (1054—1078), die ihr die Leg. des Theodosius in den Mund legt, als Izjaslav den Mönch Antonius vertreiben wollte: Послоушай господи, и не гнѣвайсѧ, ꙗко такоже бысть въ странѣ нашей; ѿбѣжавшимъ нѣкоса ради бѣды черницемъ, много зла створиса ихъ ради в земли т(ои), но блюдиса, господи, да не тако въ области твоей боудеть (Яковлевъ, Пам. русской литературы XII и XIII в. СПбургъ 1872. S. XVI);

b) die in demselben Paterik pečerskij enthaltene Legende vom Moycej Oугринъ, den Boleslaw Chrobry als Gefangenen aus Kijev nach Polen gebracht haben soll, wo ihn die Liebe einer angesehenen polnischen Witwe verfolgte, bis ein мнихъ (попинъ идꙑи) ѿ святые горы кам und ihm das Gelübde abnahm, worauf Bolesław durch die Klage der feurigen Witwe gerührt: въздвиже гоненїе велїе на черноризци и изгна вса ѿ области своей, aber zur Strafe въ єдину ... нощь starb; и бысть матежь великъ въ всей Лядской землѣ и въставше людїе избиша епископы своꙗ и болары своꙗ, (ꙗкже и влѣтописцы повѣдаетъ тогда) ... (Яковлевъ, o. c. CXLIV—CLI);

c) eine Stelle der V.C. in einer Handschrift der Moskauer geistl. Akad. aus dem XV. Jahrh., in verschlechterter Form im Chronographe des Samuel diak z Dubkova vom Jahre 1494 und in späteren Handschriften: .. и пришедъ Вѣитѣкъ въ Мораву, и въ Чехы и въ Лахы, раздроуши вѣру правую, и Русскую грамоту ѿвръже, а латиньскую вѣру и грамоту поставн, и правыа вѣры епископы и попы исъсѣче, а другыа разгна и иде въ Прусскую землю ... и тамо убьенъ бысть Вѣитѣхъ, Латыньскыи пискоупъ ... (Бодянскій, О времени происхожденія сл. п. S. 108; Bielowski, MPH. I, 90);

d) eine Strophe im Lobgesange des Chronisten Gallus an Boleslaw Chrobry:

Tanti viri funus mecum omnis homo recole,
dives, pauper, miles, clerus, insuper agricolae,
Latinorum et Slavorum quotquot estis incolae (Bielowski, MPH. I, 413);

e) folgende Worte in dem Briefe, mit dem Mathilde, die Tochter Hermanns von Schwaben, das »regi Misegoni« (Mieszko II, 1025—1034) geschenkte lit. Buch Ordo Romanorum begleitete:

Quis (praedecessorum tuorum) in laudem dei totidem coadunavit linguas? cum in propria et in latina deum digne venerari posses, in hoc tibi non satis, grecam superaddere malnisti (Bielowski, MPH. I, 323).

Sz. meint, die Frau Izjaslavs habe die heidnische Reaktion nach dem Tode Miesko II. vor Augen gehabt, was aber der Verfasser der Vita Moysejs nicht mehr wußte und einen Analogieschluß machte, daß Bolesław Chrobry wegen einer geheimen Haarabschneidung die Mönche ebenso vertrieb, wie es Izjaslav machen wollte (153 ff.; c. Bielowski, Sobieski, Gumplowicz). Die Vertreibung der slav. Lit. aus Polen durch Adalbert von Prag ist nach seiner Ansicht eine Erfindung Samuels von Dubkov, der eine Erklärung für das Schwinden der slav. Schrift in Böhmen und Polen suchte, natürlicherweise einen

»Lateiner« dahinter witterte und auf Adalbert, den Bischof und Apostel, verfiel (116 ff.; c. Bielowski, Petruszewicz, Gumplowicz, Sobieski, Buczys u. a.). Unter den Latini und Slavi des Gallus versteht er einerseits die slavischen, anderseits alle fremden Gebiete, die sich im wechselseitigen Verkehr der lat. Sprache bedienten (171—173 mit Dr. Abraham, c. Friese, Maciejowski, Lelewel, Bielowski, A. Malecki, Anatol Lewicki, Szujski, Petruszewicz, Sobieski u. a.) und erklärt mit Dethier und Raczyński den Brief Mathildens dahin, daß Mieszko zu seiner Kenntnis des Polnischen und (Lateinischen noch die des Griechischen gesellt habe (157 ff.; c. Bielowski, Malecki, Lewicki, Sobieski), findet also auch hier keine Beweise für die slav. Lit. in Polen.

Anders haben sich P. und S. das Bild ausgemalt. Im Mittelpunkte steht das Benediktinerkloster Tyniec. P. hält es für ein Faktum (angeblich nach Brückner), daß kroat. Benediktiner sich in Polen niedergelassen hätten, gibt aber bescheiden zu, daß man nicht folgern dürfe, der Aufenthalt der kroat. Benediktiner (= Glagoliten) habe gleich eine feste Organisation des slav. Ritus daselbst nach sich gezogen (166—167). Für die Annahme dieser Expansivkraft der kroat. Benediktiner fehlt natürlich jeder Beweis. Des Beweises harren aber auch die Ausführungen S.s, der von dem Bestande der slav. Lit. in Polen so überzeugt ist, daß er, um ja Etwas Neues zu sagen, sogar die Möglichkeit zugibt, in den Kijewer Fragmenten ein Denkmal des poln. Schrifttums zu sehen (19). S. meint, daß, »wie es scheint, im Zusammenhange mit der ersten Vetreibung der Schüler Prokops auch eine Verfolgung der Mönche in Polen erfolgte« (18, Anm. 2, unter Berufung auf die oben unter a) und b) angef. St.), daß »fast gleichzeitig mit der endgiltigen Vertreibung der Schüler Prokops aus dem Sazavakloster sich die Zerstörung (разорили) des Tynieckl. durch den päpst. Legaten Gualo vollzog« und daß »es schwer sei, an dem Zusammenhange dieser gleichzeitigen und gleichartigen Ereignisse zweier Benediktinerklöster, des böhm. und poln., zu zweifeln« (18). Ich bezweifle aber diesen Zusammenhang ebenso leicht, wie die Zerstörung der slav. Lit. in Polen durch Vojtěch, für welche nach der Ansicht S.s der oben sub c) angef. Text »so klar« zu sprechen scheint (18; 19, Anm. 2). Die Absetzung des häret.« Abtes von Tyniec, auf die S. hinweist (18), ist jedenfalls mit dem Erscheinen des röm. Gesandten Gualo 1105, mit der von ihm eingeleiteten vollständigen Trennung zwischen dem Krakauer Domkapitel und dem Benediktinerkonvent in Tyniec und der Einführung der consuetudines cluniacenses zusammen (Gumplowicz, Zur Gesch. Polens im Mittelalter, Innsbruck 1898, S. 135—137), hat aber mit der slav. Lit. nichts zu tun, da man sie beim Fehlen anderer sicherer Anhaltspunkte aus den bloßen Namen der Äbte Aaron und Anchoras nicht erschließen kann (Sz. 81 ff.; c. Gumplowicz). Ich glaube, mit einigen Modifikationen können die von Sz. gegebenen Erklärungen dieser 5 Stellen akzeptiert werden. Besonders in der ihm nicht bekannten Fassung der Vita Theodosii a) passen die Worte der Frau Izjaslavs vortrefflich auf die Wirren nach dem Tode Mieszkos II., als seine Gemahlin auf dem deutschen, und sein Sohn Kazimir auf dem ung. und kais. Hof die Zuflucht suchen mußten. Die Leg. Vojtěchs wissen nichts von dessen Kämpfen gegen die slav. Lit. in Polen. Aber woher der Passus in die Chronographen kam, kann erst ein genaues Studium der

Chronographen zeigen. Jedenfalls darf für die Interpolation nicht, wie es Sz. tut, Samuel diak verantwortlich gemacht werden, da er Вонтѣхъ schon nicht mehr verstand und daraus вой machte (Bodjanskij, o. c. S. 108). — Die Fürsprecher der slav. Lit. bewegen sich bei der Erklärung dieser Dokumente fortwährend zwischen Gegensätzen: einmal soll Boleslaw Chrobry das glagol. Tyniecckloster gegründet haben, das andere Mal soll er Vojtèch zugelassen haben, die slav. Lit. aus Polen zu verbannen; das eine Mal werden die aus dem Westen kommenden Benediktiner als Feinde der slav. Lit. in Polen verschrieen, das andere Mal soll einer von ihnen, Gallus, die Anhänger dieses Ritus aufgefordert haben, Boleslaws Andenken zu feiern, und dies einige Dezennien später, als der Papst dem böhm. Herzoge Vratislav die Bitte um die slav. Lit. rundweg abgeschlagen hatte! Ein wenigstens halbwegs zufriedenstellendes Dokument für die Organisation der slav. Lit. oder ihr Leben in einzelnen Klöstern des alten Polens muß erst gefunden werden, denn auch ihren letzten Stützpfeiler: das Gebet zu Cyrill und Method mit der Anrufung »patroni nostri«, gedr. im Missal der Diöz. Przemysl (Venedig 1629) und in Officia Propria Regni Poloniae (Antwerpen 1637); das Gebet einer Pergamenthandschrift, wo Cyrill und Method »nostri apostoli et patroni« genannt werden (Bielowski, MPH. I, 89); das Gebet im Krakauer pergamenthandschriftlichen Brevier v. J. 1443 und im ersten gedr. poln. Missal des Kard. Friedr. Jagiłłończyk; ferner die Cyrill-Methodius-Legenden des Krakauer Passionals und Breviers v. J. 1443 hat Sz. umgestoßen (188 ff.; c. Bielowski, Martin Chwaliczewski, Sobieski, Buczys u. a.). Er weist nach, daß die Gebete des Breviers von 1443, des ersten gedruckten poln. Missals, und der von Bielowski benutzten Handschrift identisch nicht nur mit einander, sondern auch mit einem Gebete des Missals der Premostratenser zu Strahov in Prag aus dem Anf. des XV. Jahrh. und des Missals eccl. Pragensis Venceslai de Radeč und des Missals von Hohenstadt sind, die Legende des Breviers v. 1443 aber wörtl. mit der Legende des Breviers der Olmützer Diözese, gedr. 1495, die aus dem Prager Passional genommen ist, übereinstimmt, während er die Leg. des poln. Passionals als aus der Leg. ital. u. morav. zusammengesetzt hält. Die Verehrung der Slavenapostel fand also aus Mähren u. Böhmen den Weg nach Polen...

Mathias von Miechow aber wußte nicht mehr, daß man die Benediktiner für das Kloster des hl. Kreuzes in der Krakauer Vorstadt Kleparz im J. 1390 aus dem Emmauskloster in Prag berufen und verpflichtet hatte, die Messe in ksl. Sprache zu verrichten (Syrku, Arch. f. sl. Phil. XXI, S. 191); dies bildet die Brücke zu den Irrungen. Hier am Schlusse des Werkes hätte Sz. jene Momente hervorheben sollen, die nach seiner Meinung neben dem Kloster auf Kleparz und den unkritischen böhm. und poln. Historikern zum Ausbau der Idee der slav. Lit. in Polen beigetragen haben (Hussitismus, Unionspropaganda), nicht aber im ersten Kap. bei der Besprechung der einschlägigen Literatur, bevor der Leser von der Nichtexistenz der slav. Lit. im alten Polen überzeugt ist. Vordem aber hätte er zwar nicht, wie es P. (166) verlangt, die Gesch. des kroat. Glagolismus behandeln, wohl aber auf die Geschicke des 1380 entstandenen slav. Klosters zu Öls und des schon erwähnten zu Kleparz eingehen sollen, um so durch einen positiven Punkt den undankbar auf lauter

Verneinungen auslaufenden Charakter seines Buches zu mildern. Noch im XVI. Jahrh. traute sich ein poln. Kirchenfürst die Möglichkeit der Einführung der slav. Liturgiesprache nach Polen anzudeuten, wie es die interessanten Worte beweisen, welche der Kardinal Hosius geraume Zeit nach dem Verstummen des slav. Gottesdienstes zu Kleparz auf dem Tridentiner Konzil sprach: ». . . si precationes et sacras lectiones in vernaculam transferri linguam oporteret, in eam (Dalmatarum) potissimum transferendae sint, a qua nostra (Polona) duxit originem, quae praestat etiam ceteris elegantia: cum praesertim Dalmatica lingua sacros libros Hieronymum vertisse constet« (Jelić, Fontes historici liturgiae glagolito-romanae . . . Veglae 1906, I, S. 24, Nr. 110). Dr. *Fr. Kibrik*.

Čeština na bývalé universitě a stavovské akademii v Olomouci. Účinek obou ústavů na obrození naše v Olomouci a na Moravě. Napsal Josef Bartocha. V Olomouci u R. Prombergera 1906.

Der Titel dieses Buches ist vielversprechend. Man weiß heute schon genau, welche Rolle die Prager Universität in der nationalen Entwicklung des böhmischen Volkes und seiner Kultur spielt, von den Zeiten Seibts und Meißners an bis zu Masaryk. Dieselben sind ohne Mitwirkung dieser Hochschule fast undenkbar. Man weiß ebenso, daß diese Entwicklung seit dem Anfang in Mähren verspätet war. Es entstand da zwar früher als in Prag eine gelehrte Gesellschaft, die Olmützer Societas incognitorum, die man als Vorgängerin der Královská společnost nauk bezeichnen darf, aber die Verhältnisse tragen Schuld daran, daß sie bald zu existieren aufhörte und daß Mähren noch vor 50 Jahren vom selbständigen Leben soviel als nichts wußte. Man fragt deshalb unwillkürlich: in welchem Verhältnisse stand die Olmützer Universität zu diesem traurigen Zustande — und weiß man aus dem Erfolge, daß sie sehr geringe Wirkung auf das mährische Volk ausübte, so ändert man diese Frage in die folgende: welche Ursachen waren es, die diese kleine Bedeutung verschuldet haben, und wie weit war doch die Universität an dem čechischen Leben in Mähren mitwirkend? Und man erwartet von dem zu besprechenden Buche die Lösung dieses Problems.

Das erste Kapitel macht uns mit der Geschichte der Olmützer Universität bekannt; das Datum des Dekrets »22. Dezember 1576« ist falsch; in diesem Jahre fand die erste Immatrikulation statt, das Dekret ist vom 22. Dezember 1572, vier Jahre später war ja der Kaiser Maximilian nicht mehr am Leben. Der wissenschaftlich geschulte Leser nimmt schon an dem Anfange dieses Kapitels Anstoß, er findet da nämlich Sachen, die vielleicht in eine Vorrede gehören (z. B. warum der Verfasser diesen Stoff bearbeitet hat: er hielt volkstümliche Vorträge und wählte dies Thema, weil die Frage der zweiten böhmischen Universität eben aktuell ist), nicht aber in eine wissenschaftliche Abhandlung. Und in der Tat gibt das ganze Buch nichts anderes als diese Vorträge, in denen kein einziges Wort geändert ist — was vielleicht Leute interessieren könnte,

die die Wissenschaften zu popularisieren trachten, was aber die zahlreichen wissenschaftlichen Mängel verschuldet hat.

Der Autor wollte seinen Hörern alles klar vor die Augen stellen und auf ihre vaterländische Gesinnung eine Wirkung ausüben, er benützt deswegen oft die »vergleichende« Methode, z. B. S. 8: »im J. 1846 gab es in Olmütz soviel Professoren und Hörer, wie es jetzt in Černowitz der Fall ist«. Und ähnliche Ausschweifungen kommen in dem Buche öfters vor.

Der zweite Hauptteil, nach den Fakultäten zergliedert in vier Kapitel, behandelt die čechische Sprache an der Universität.

Zuerst: medizinisch-chirurgisches Studium. Aus der Anmerkung erfahren wir den Grund dieser Benennung, nämlich daß damals keine vollständige Fakultät existierte. Und das sagt der Verfasser, nachdem er schon im ersten Kapitel die Geschichte der Universität behandelt hatte. Das Čechische war nur für die Geburtshilfe von Bedeutung; man benützte das Buch von Prof. Jungmann, das später durch das von Prof. Mošner, der Jungmanns Schüler und seit 1829 Olmützer Professor war, verfaßte Buch ersetzt wurde. Der Verfasser meint, das Beispiel dieses patriotisch gesinnten Mannes wäre auf seine Hörer nicht ohne Wirkung geblieben, zieht also auch sein Leben in Betracht. An dieser Stelle wäre es nötig, die Übersetzungen verschiedener Bücher für die Hebammen in den 70er Jahren des XVIII. Jahrh. zu erwähnen, die auf Befehl der Kaiserin veranstaltet worden waren; dieser Zusammenhang dürfte so manches erklären.

Von einer weit größeren Bedeutung ist für das Čechische die theologische Fakultät. Es werden da Dr. Slavíček, Dobrovský, Stach, Poláček genannt; von Slavíček weiß der Autor nicht viel zu sagen, von Dobrovský meint er — gewiß nicht mit Recht —, daß er auch patriotisch auf die Theologen gewirkt habe, während manche schon aus Brandl bekannte Einzelnheiten ganz außer Acht gelassen worden sind. Für Stach hat er nicht genug scharfe Worte. Bis auf seine Zeit benützte man für das Pastorale das Buch von Jiljí Chládek, dessen Inhalt, von vaterländischen Zitaten durchflochten, hier angegeben wird; er übersetzte aber ein neues Lehrbuch, wo das Deutsche gepriesen wird. Das zu tun war ihm befohlen; Stach, ein Josefinist, verstand nebstdem die wahre Poesie und wußte die großen deutschen Dichter zu schätzen, deswegen liebte er auch das Deutsche, das er oft voll Begeisterung rühmt. Ein anderesmal besingt er aber auch seine Muttersprache so warm, wie keiner von seinen Zeitgenossen — es wäre also schon einmal an der Zeit, die sich in der Literaturgeschichte eingebürgerten Phrasen von seiner deutschen Gesinnung wegzuräumen. Das Leben der Olmützer Theologen sollte in Zusammenhang mit dem Brünner Alumnate gebracht werden. Keine Berührungen mögen zwischen ihnen stattgefunden haben, es war aber dasselbe Streben und dieselbe Umgebung, die beide verband. Für die Brünner Theologen sind z. B. Besuche großer Männer von Wichtigkeit — war es bei den Olmützern auch der Fall? Das Schreiben von Gallaš erlaubt manches zu vermuten; Licht in die Sache zu bringen, hätte sich Bartocha zur Aufgabe stellen sollen. Und in welcher Beziehung stehen die von damaligen Priestern verfaßten Lobgedichte an Chotek zu dessen Gunst und Vorliebe für dieses Streben, die ihm Bartocha zu-

mutet? Sind das Ergüsse der Freude dieser Männer über diese Gewogenheit des Erzbischofs, oder sind es nur obligate Reimereien, wie man ihnen in dieser Zeit so oft begegnet? Die Sache wäre sehr interessant. Und warum wird nicht schon bei der Zeitschrift »Cyrill a Method« Tomáš Bečák erwähnt — der Verfasser konnte zwar dieselbe nicht bekommen; das gelang ihm erst später und er sucht, die Sache durch einen Anhang wieder gutzumachen — wenn er aber damalige Angaben verschiedener Zeitschrifen benützt hätte, würde schon dieser Artikel vollständiger sein können.

Was die juristische Fakultät betrifft, wurde das Čechische in die Vorlesungen sehr spät eingeführt, faßte aber bald festen Fuß. Da wird das Leben des bekannten Monse besprochen; aus seiner wissenschaftlichen Bedeutung aber den Schluß zu ziehen, daß er auch direkt auf seine Hörer eine Wirkung im vaterländischen Sinne ausgeübt habe, halte ich nicht für erlaubt. Manche Einzelheiten, die in seiner Biographie angeführt werden, stellen das Thema des Buches in kein klareres Licht. Es sollte zuerst die Entwicklung verschiedener Einflüsse geschildert werden, die von Belegen begleitet werden müßte; das, was B. sagt, gleicht den Ausführungen, die man in allen Jahresberichten lesen kann, wie sie verschiedene Vereine erscheinen lassen. Der Zusammenhang des inneren Lebens in Mähren mit den politischen Verhältnissen wird ganz vermieden, für B. existiert nur Olmütz, und zwar wie es in den Urkunden, in den Matrikeln, nicht aber im damaligen wirklichen Leben war. Bei der Erwähnung des Dekretes von 1818, das die Kenntnis der čechischen Sprache auch von den Juristen verlangt, wird festgestellt, daß der Graf Mitrovský, der als der Urheber dieses Dekretes gilt, in dieser Richtung von Boček beeinflußt war, obzwar Boček damals erst in seinem 16ten Lebensjahre stand. Bartocha liebt zahlreiche Anmerkungen und Zitate zu seinen Ausführungen beizufügen; man findet in denselben manchmal Sachen, die weit wichtiger sind als die Behauptung, die sie unterstützen sollen. Auch die Begeisterung der Studenten, die sich als politisch tätig durch ihre Legionen ausweisen, dürfte nicht so groß gewesen sein, wenn der Verfasser Prof. Sytko zitiert (es trugen nur wenige von ihnen čechische Abzeichen). Und S. 41, wo von der Wahl Tovačovskýs zum Hauptmann der Studentenlegion erzählt wird, sagt der Verfasser selbst, daß die Studenten keinen Anstoß an seinen vaterländischen Kompositionen genommen haben. Wir wissen nebstdem aus einer anderen Quelle, daß die Prerauer Studentenlegion großdeutsche Farben trug — ein Zeichen, daß die čechisch gesinnte Jugend in der Minorität war.

Warum in die Partie von der juristischen Fakultät die Geschichte der »Slovanská Lípa« eingereiht ist, darüber bleiben wir im Unklaren. Der Verfasser sagt ja selbst (S. 28), daß dabei auch andere Fakultäten vertreten waren. Es ist auch nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, daß der Gedanke der Gründung dieses Vereines z. B. von irgend einem Philosophen herrührt. Ihren Wert werden vielleicht Abdrücke verschiedener Aufrufe behalten, wir wünschten nur bei jedem von ihnen die Angabe der Quelle zu sehen. S. 35 wird sich der Autor bewußt, daß solche Schilderung, wie er sie dargeboten, gar nicht seinem Thema entspricht, und sagt deshalb: »die čechischen Juristen weckten

das nationale Bewußtsein nicht nur in Olmütz, sondern auch in ganz Mähren«. Er liefert keine Belege dazu, der Satz bleibt deshalb nur bloße Phrase.

Auf dieselbe Weise wird die philosophische Fakultät behandelt. Die ganze Geschichte der Gründung des Katheders für die čechische Sprache ist sehr interessant (es sollte damals Kollár nach Olmütz kommen). Als der erste Grund dieser Einrichtung wird die Übersiedelung der ständischen Akademie nach Brünn bezeichnet. Jetzt wird das ganze Schicksal dieses Lehrstuhles bis zum Abgange Helcelets und Gesuche Matzenauers geschildert, und erst dann kehrt der Verfasser zu dem zweiten Grunde dieser Einrichtung zurück, daß nämlich das Čechische in die Mittelschulen eingeführt werden sollte. Das wird wieder mit viel Undeutlichkeit besprochen, denn in den 50er Jahren gab es in Mähren keine čechischen Gymnasien (oder sind vielleicht die deutschen mit čechischen Schülern gemeint?). Jetzt erst erfahren wir weiteres über die Geschichte dieses Katheders, um gleich wieder von den Philosophen in »Slovanská Lípa« zu hören und zuletzt von den Zeitschriften und Zeitungen, welche die Professoren der phil. Fakultät herausgegeben haben. Und ohne jeden Zusammenhang, vielleicht nur, weil man auf dem Lande mit einer Bibliothek immer die Vorstellung eines Philosophen verbindet, wird hier die Gründung einer Leihbibliothek bei einem Buchhändler besprochen, wobei der Verfasser ganz überflüssige Reflexionen macht. Am Ende des Teiles über die phil. Fakultät kommt wieder eine Überraschung: erst jetzt erfahren wir, wo die Olmützer Universität stand, wie sie aussah u.s.w. Die Erwähnung von der Universitätsbibliothek, wo die deutsche Sprache zwar immer die herrschende war, wo aber vaterländische Männer beschäftigt waren und vaterländische Jugend studierte, ist an richtiger Stelle angebracht; man wünschte nur, daß die Biographien Monses, Trnkas u.s.w. als längst bekannte nicht wiederholt wären oder daß sie neue Züge gebracht hätten, was z. B. bei Trnka endlich einmal sehr wünschenswert wäre.

In dieser ganzen Darstellung, in welche ganz unnötige Einzelnheiten eingeflochten sind, vermissen wir die Erklärung dessen, was das wichtigste wäre: in welcher Beziehung stand die Universität zu der oben erwähnten Societas incognitorum?

Weit besser bearbeitet ist der zweite Hauptteil, die Geschiche der čechischen Sprache an der ständischen Akademie. Der Lehrstuhl der čechischen Sprache wurde im J. 1815 bewilligt, errichtet aber erst im J. 1831. Der erste Professor war Ant. Boček, dessen Leben und Wirken der nächste Absatz behandelt. Der ganze Prozeß bei dem Konkurs ist sehr interessant, wird aber gar nicht erwähnt, obzwar damit Namen wie Vinařický, Trnka, Šembera, Franta verknüpft sind. Boček war damals der čechischen Sprache nicht vollständig mächtig — diese Tatsache, die gewiß von großer Wichtigkeit ist, wird nur in der Anmerkung als Nebensache angeführt. Eingehend wird auch Šembera besprochen — es wird nämlich das wiederholt, was aus den Almanachen »Dunaj« und »Almanach na oslavu 70 narozenin A. V. Š-y« längst bekannt ist — und doch wäre es eben bei diesem Manne wünschenswert, alles zusammenzubringen, was sein Leben betrifft und was das Leben in Mähren zu seiner Zeit in klares Licht stellen würde. Z. B. die Geschichte betreffs seiner

beabsichtigten Ausgabe des »Labyrint svèta« von Komenský, eines Buches, welches der damaligen Zensur zu sehr religiös indifferent erschien, und ähnliches — man schlief damals in Mähren nicht, aber man wurde dazu gezwungen. Es muß auch die Tätigkeit der Priesterschaft in Mähren kritisch untersucht werden, was bis heute nicht geschehen ist — bei Šembera hätte man genug Gelegenheit dazu. Von dem mährischen Separatismus ist weder bei Trnka noch bei Šembera die Rede, obgleich diese Richtung bei beiden von größter Wichtigkeit ist. Und wie groß sollen wir uns Šemberas Verdienst um die čechischen Spiele in Brünn vorstellen, wenn da nicht angegeben ist, ob man in Brünn schon früher čechisch gespielt hat oder nicht, ob er der einzige Urheber dieser Spiele ist oder nicht (er war es auch nicht). In den Jahren 1818—1820 wirkte hier der bekannte Botaniker Presl; er wird gar nicht erwähnt, obzwar es sich bei seiner Energie und Begeisterung nicht denken läßt, daß sein Wirken bei seinen Schülern keine Spuren hinterlassen habe.

Im ganzen sollte der Verfasser mehr Rücksicht nehmen auf Leute, die allein sein Buch lesen werden. Das Publikum, für das er seine Vorträge gearbeitet hatte, greift gewiß nicht darnach. Es hätte auch wenig Nutzen davon: die Übersichtlichkeit und Klarheit der Darstellung — das sind Eigenschaften, die diesem Buche fehlen. Der Verfasser, der so manche neue Sache ans Licht bringt (das beste sind die Inhaltsangaben von verschiedenen, heute schon verschollenen Zeitschriften u.s.w.), häuft verschiedene, ganz unwichtige Einzelheiten, der Geist der Zeit und des Milieus entgeht ihm aber ganz. Er gab sich nicht einmal Mühe, solche Sachen, die direkt auf das Publikum einwirken, ordentlich vorzubringen. Nicht wiederholen, was schon gesagt wurde, wo es nicht nötig ist, sondern neue Gesichtspunkte, neue Betrachtungen aufstellen — hätte Bartocha diese Regel berücksichtigt, dann wäre z. B. die ganze Šemberabiographie beseitigt worden, oder er hätte sie ganz anders, mit Benutzung des ganzen gedruckten Materials bearbeitet.

Prof. Bartocha hat sich vor Jahren mit seinen Dialektstudien unbestreitbare Verdienste erworben; nicht so glücklich ist er in der Literaturgeschichte. Das beste leistet er noch, wenn er bibliographisch arbeitet — in der Darstellung verschiedener Zeiten oder Personen, wo man in dieselben mit gestaltender Kraft eindringen und alle Bestandteile ihres Wesens mit Rücksicht auf die Umgebung herausbringen soll, verlassen ihn seine Kräfte, die auf dem früher bebauten Felde mehr Erfolg haben dürften. *Miloslav Hýsek.*

Kleine Mitteilungen.

Ein Brief Palacky's.

Mitgeteilt von Aleksa Ivić.

Diesen Brief bekam ich durch die Güte des Herrn Dr. Nikola Gjurgjević, Advokaten in Brod an der Save. Vor einigen Jahren kaufte Herr Gjurgjević Palacky's Geschichte von Böhmen (Vierter Band, Das Zeitalter Georgs von Podiebrad) antiquarisch in einer Budapester Buchhandlung und darin fand er ein schwarzgestrichenes Kouvert mit schwarzem Siegel. Der Brief war gerichtet: Sr. Hochwohlgeboren Herrn Dr. Ant. von Virozsil, k. k. Rath, jubil. Universitäts-Rector etc. in Pesth-Ofen, und hat folgenden Wortlaut:

Prag den 24. Oct. 1860. Mein lieber alter Freund!

Ich habe das Vergnügen, Ihnen den soeben erst fertig gewordenen Band meiner Geschichte von Böhmen, der die Regierungszeit Georgs von Podiebrad umfasst, sammt den dazu gehörigen »Urkundlichen Beiträgen« etc. zuzusenden. Ich habe bei dessen Abfassung nicht selten an Sie gedacht und mich gefragt, was Sie zu meiner Darstellung insbesondere der ungarischen Partieen in diesem Bande sagen werden? Das Urtheil eines Mannes wie Sie ist diesfalls für mich von besonderer Bedeutung. Darum wünsche ich, dass Sie das Werk lesen und mir ebenso unbefangen als wahr über den Eindruck berichten, den es auf Sie machen wird. Ich glaube insbesondere z. B. Matthias Corvinus stets sine ira et studio geschildert zu haben. Ging darüber das bisher in Ungarn herkömmliche aber etwas verschwommene Ideal verloren, so erscheint doch die Figur mit um so schärfer markirten individuellen und wahren Zügen, die doch der historischen Grösse wahrlich nicht ermangeln. Doch ich darf ja Ihrem eigenen Urtheil nicht vorgreifen, sondern will Sie nur bitten, mir dasselbe nicht lange vorzuenthalten. Dieser Band meiner Geschichte hätte schon im Sept. 1859 in Ihre Hände gelangen können, wenn gewisse sehr einflussreiche Personen sich nicht die Mühe gegeben hätten, dessen Publication wo nicht ganz zu hintertreiben, doch wenigstens möglichst zu verzögern. Ich habe den letzten Winter mit meiner Frau in Nizza zugebracht und bin von dort erst gegen Ende August, als Witwer, nach Prag zurückgekehrt. Die Reise über Marseille, Genf, Basel und Heidelberg etc. ging durch ein Meer von Leiden, aus welchem meine arme Frau erst an der Gränze des Vaterlandes angelangt, in Bodenbach bei Teschen am 18. August erlöst wurde. Doch hatte Sie den Trost, wenigstens in den Armen ihrer Kinder zu sterben und auf ihrem Gute begraben zu werden. Seitdem führte ich meine Tochter, deren Gesundheit auch schon untergraben schien, aufs Land zu den Verwandten ihres Mannes und besuchte dann noch einige Archive in Mähren und Böhmen, um historisches Material zu ferneren Studien für den Winter einzusammeln. Ich ging, nach so langer Pause, mit einer Art Heisshunger wieder an die ge-

wohnte Arbeit. Leider gestatteten meine Augen eine solche Anstrengung nicht, und ich bin in Folge dessen zum ersten mal förmlich dem Augenarzt verfallen, der vor allem auf Schonung der Sehkraft dringt. Deshalb, und weil ich noch viele Correspondenzschulden abzutragen habe, hoffe ich, dass Sie es mir nicht übel deuten und es mich auch nicht entgelten lassen werden, wenn Sie diesmal einen viel kürzeren Brief erhalten, als billig wäre. Ich habe nur dunkle Vorstellung von Veränderungen, welche seit anderthalb Jahren in Ihrer Stellung eingetreten sind, da ich wenig Zeitungen zu lesen bekam und meine Freunde mich davon nicht recht zu unterrichten wissen. Ich höre, Sie seien als Rector jubilirt, aber auch geadelt worden u.s.w. Ihr hoffentlich baldiges Schreiben wird mich darüber des näheren belehren. Von hier kann ich Ihnen nur so viel melden, dass die Decrete vom 20. Oct. bei den Böhmen keine freudige Bewegung hervorgerufen haben; selbst der gemeine Mann ist der Ansicht, die Räthe Seiner Majestät hätten den Werth und die Bedeutung der Krone Böhmen denn doch gar zu sehr unterschätzt, wenn Sie bei einer so weittragenden Aenderung keinen Anlass fanden, derselben auch nur zu erwähnen.

Gott erhalte Sie und die Ihrigen, mein lieber Freund! und gebe mir bald die Freude, von Ihnen etwas näheres zu erfahren, der ich stets mit alter Anhänglichkeit verbleibe Ihr aufrichtiger Freund

Franz Palacky.

Serbische Volkslieder über den Abgang des heil. Sava zu den Mönchen.

Während der heilige Sava in der serbischen prosaischen Volksliteratur sehr oft vorkommt, entweder um die Leute zu belehren, oder um den Teufel zu bekämpfen (Босанска Вила hat im Jahre 1898 viele solche Sachen der Volkstradition mitgeteilt unter dem Titel: Свети Сава у народном предању), so begegnet man ihm in den serbischen Volksliedern selten. Außer den Liedern, welche seinen Abgang zu den Mönchen besingen, von denen wir gleich sprechen werden, gibt es nur noch zwei Varianten eines Liedes, in welchem er einer Versammlung der christlichen Herren (господа хришћанска) bei Graèanica die Auskunft gibt, zu welchen Zwecken sein Vater Nemanja das große Geld verwendet habe. Das ist das bekannte Lied mit der Frage: Куд се беше цар Немање благо? (Српске народне пјесме. II. Staatsausgabe der Vuk'schen Sammlung, Београд 1895, Nr. 22, S. 95—96; Nr. 23, S. 96—98).

Herr Stojan Novaković in seinem Aufsatz: »Ein serb. Volkslied über den Abgang des heil. Sabbas zu den Mönchen« (Archiv für slav. Philologie, IV. serbisch erweitert in Отаџбина 1880 unter dem Titel: Стара народна пјесма о одласку св. Саве у калуђере) hat aus einer Stelle in der Biographie Sava's von Domentijan nachgewiesen, daß schon zu jener Zeit die Lieder über seinen Abgang zu den Mönchen verfaßt wurden. Dann zitiert er eine Bemerkung Vuk's aus der Vorrede zu der zweiten Auflage seiner Sammlung aus dem Jahre 1824, wo es heißt, daß Vuk ein Lied von der Heirat Sava's gehört habe (wie ihn der Vater mit Gewalt verheiraten wollte und ihm schon das Mädchen gebracht, und wie der heil. Sava davon nichts hören wollte und sich

zu den Mönchen in ein Kloster flüchtete, aber es nicht drucken wollte, bis er nicht einen geschickten Mann fände, der es ihm schön vorsagen könnte. Und zum Schluß bringt er ein Lied aus der Sammlung Simo Milutinović's Ćubro Ćojković (Пѣванія черногорска и херцеговачка; ich zitiere nach der Leipziger Ausgabe aus dem Jahre 1837) unter dem Titel: Златна свирала, und das ist nach Novaković's Meinung jenes Volkslied, das schon zu Sava's Zeit entstand, nur durch viele Umstände umgearbeitet und verstümmelt.

In dem Liede wird erzählt: Ein Pascha Džin Alija jagte in der Nähe des Hofes des Königs Vladislav und ganz müde kam er zu ihm, um sich zu erholen. Der König empfing ihn schön mit seinen zwei Schwiegertöchtern. Džin Alija fragte den König, ob er noch einen Sohn habe und dieser antwortete: Ja, den Hirten Michael im Walde. Wie Pascha dabei hörte, daß der jüngste noch unverheiratet ist, bot er dem Könige seine Tochter für Michailo an. Der König entschuldigte sich, daß das die Religion nicht zulasse; er soll die Türkin einem Türken geben. Zornig ging der Pascha nach Hause und schickte sofort die Diener, um den Michailo gefangen zu nehmen und ihn lebendig zu ihm zu bringen. Die Diener gingen sofort in den Wald und konnten ihn nur durch Betrug gefangen nehmen. Zuerst haben sie Steine geworfen, aber er wollte nicht die Waffen ablegen, — erst beim Rennen tat er das und in dem Moment ergriffen ihn die Diener und brachten ihn zum Pascha mit gebundenen Händen. In der Nähe des Hofes bat er die Diener, sie sollen ihm die Fesseln etwas nachlassen, damit er ein wenig, zum letzten Male, auf seiner Flöte spielen könnte. Diese taten es so und er begann zuerst seine Schwägerinnen, dann seine Mutter anzurufen und seinen Vater zu verfluchen, weil er mit den Türken getrunken. Er wollte noch weiter spielen, aber die Diener ließen es nicht mehr zu. (Also eine, wenn auch etwas unklare, Reminiszenz aus Salomons Sage). Als sie zum Pascha kamen, schlug ihm dieser vor, die türkische Religion anzunehmen, dann werde er ihm ein hübsches Mädchen zur Frau geben. Michailo schlug das Anerbieten ab, der Pascha aber befahl im Felde ein Grab zu machen, Michailo dort bis zur Brust hineinzustecken und ihn als Zielscheibe zu fassen. Die Diener machten so und bewarfen ihn mit Pfeilen. Da riß er sich heraus, lief auf den Pascha los, schlug ihn tot und begab sich, nicht wieder zu seinen Schafen, sondern nach Chilandar, wo er Mönch wurde. Das war der heilige Sava.

Daß Novaković eben dieses, recht komplizierte und weit ausholende, von der eigentlichen Sache weit entfernte Lied als eine Tradition eines älteren, den Abgang selbst enthaltenden Liedes betrachtete, was ich nicht für notwendig halte, möchte man vielleicht dadurch erklären, daß ihm eine schönere Version, die wir gleich mitteilen werden, unbekannt blieb. Aber desto unerklärlicher und unbegreiflicher kommt es uns vor, daß er eine andere Version, aus der Sammlung, zu welcher eben er die Vorrede geschrieben Bogoljub Petranović's: Српске народне пјесме из Босне и Херцеговине, Belgrad 1867) vergessen und ganz unerwähnt gelassen hat. Und diese Version, wie man sofort sehen wird, enthält viel deutlichere und direktere Angaben, und das scheint eben jenes Lied zu sein, nach welchem sich Vuk umsonst umgesehen.

Das Lied steht bei Petranović unter dem Titel: »Wie der heilige Sava

Mönch wurde« (Nr. 10, S. 87—93). Kaiser Simeon hatte, gegen den Willen seines Sohnes Sava, für ihn ein Mädchen auserkoren, verlobt, ins Haus gebracht und sogar die Hochzeitsfeier begonnen. Den dritten Tag bei dem Feste sagte man, es sei schon die Zeit zur Trauung. Der Kaiser schickte die Diener, um Sava zu holen, aber er wies sie ab und antwortete, er wolle nicht heiraten und werde nach Chilendar (Филиндар) gehen. Nach den Dienern kamen Priester, Mönche, Bischöfe, ja sogar drei Patriarchen, um ihn zu überreden, er soll heiraten, aber alles umsonst. Als das der Kaiser hörte, da nahm er den Psalter und das Evangelienbuch und verfluchte seinen Sohn. Unzufrieden damit, zornig über jedes Maß, wollte er ihn töten, aber da kam ihm die junge Braut entgegen, beruhigte den Schwiegervater und begab sich selbst, um Sava zu holen. Als sie in das Zimmer kam, da sah sie, wie das Zimmer leuchtete, als ob über demselben die Sonne strahlte, und wie Sava das Evangelienbuch las. Sie rief ihn dreimal, er solle zur Trauung kommen, aber er schlug es ab. Endlich sagte sie ihm, er möge nur zur Trauung kommen, in der ersten Nacht werden sie zu Gott beten und sich verbrüdern; er könne dann ins Kloster gehen, und sie werde da bleiben, um den Kaiser zu pflegen ihr Leben lang. Er willigte ein und die Zeremonie war vorüber. In der Nacht haben sie sich umarmt und geküßt wie Geschwister: er bat seine Braut, sie soll den Vater neun Jahre pflegen und das zehnte Jahr soll sie, wenn sie zu ihrem Stamme ziehen wird, beim Chilendar vorübergehen und zu ihm einkehren. Darauf ging er fort. Sie machte alles so, wie sie ihm versprochen. Im zehnten Jahre ging der Kaiser mit ihr nach Chilendar. Als die jungen Leute in der Nacht wieder zusammenkamen, umarmten sie sich und starben beide.

In diesem Petranović'schen Liede, welches einen so ausgeprägten legendarischen und echt frommen Charakter hat, könnte man eher und mit viel mehr Recht das Ursprüngliche suchen, wenn das überhaupt einen Sinn hätte. Denn, das müssen wir betonen, man müßte sich dabei in allen möglichen Voraussetzungen und Kombinationen verlieren, da wir nichts näheres wissen, wovon eigentlich die ersten angeblichen Lieder — welche bei Domentijan erwähnt werden — gehandelt haben, was ihr Hauptmotiv, ihre grundlegende Idee war. Es ist ja möglich, da in der Biographie gar nichts von einer beabsichtigten oder aufgezwungenen Heirat des Heiligen gesagt wird, daß auch in den Liedern wirklich nichts darüber enthalten war. Ist es nicht besser gerechtfertigt zu glauben, daß erst später, als sich um den Heiligen Erzählungen von Wundern und seinen frommen Taten rankten, so eine Liebes- oder Heiratsaffäre sich gebildet hat, bei welcher sich sein frommer, gottergebener, weltvergessener Geist geltend machte? Ist nicht diese ganze Geschichte von der Heirat eher ein neuerer Zug, als eine ältere Überlieferung? Oder gab es wirklich in der Volkstradition einen wahren Grund für seinen Abgang, einen natürlicheren bei einem jungen Manne, als der, den uns die Mönche, seine Lobpreiser, angegeben haben? Oder war es die Tendenz der späteren Zeiten, die Handlung des Heiligen etwas menschlicher, natürlicher darzustellen? Wie es sich damit auch verhalten mag, jedenfalls ist die letztere Version viel geeigneter, als ältere aufgefaßt zu werden, einerseits infolge ihres legendarischen Charakters und etwas genauerer Namensangabe (der Vater heißt wirklich

Simeon), und andererseits wegen der Einfachheit der Motive, deren Anhäufung schon von einer ausgesprochenen späteren Tendenz zeigt.

Interessant ist aber ein drittes Lied aus der Sammlung »Српско-народне песме и народне приповетке«, herausgegeben von Milan Gj. Stanić in Belgrad 1869, unter dem Titel: »Wie der heil. Sava aus dem Elternhause nach Athos kam« (Nr. VI, S. 71—82). Da heißt es: Im Hause des Großžupans (welcher später von ihm immer König genannt wird) Nemanja zu Priština herrscht eine große Unruhe, weil sein jüngster Sohn, Namens Rastko, der auf die Jagd gegangen war, nicht mehr nach Hause zurückkam. Er ließ die Diener und Bürger nach allen Seiten ihn suchen, aber vergebens. Da träumte die Königin von einem großen Priester, der sie beruhigte und ihr mitteilte, daß Rastko Mönch geworden sei. Sie sollen das Kind in Ruhe lassen, um nicht Gott zu beleidigen. Nachdem sie ihrem Manne den Traum erzählt, kamen die Diener aus Athos, aus dem Kloster Vatoped und brachten einen Brief von den Klosterbrüdern, in welchem sie den König Nemanja benachrichtigen und zu beruhigen trachten. Der König konnte nicht umhin einzuwilligen, er schickte Geschenke an Vatoped. Bald darauf wurde Sava Archimandrit, kam nach Studenica und wurde dort Igumen. Von da ging er nach Nicea, wo ihn der griechische Kaiser und Patriarch German schön empfingen. Er schlug ihnen vor, um den Einfluß des Papstes zu beseitigen, ein serbisches Erzbistum zu gründen. Da sie gar nichts dagegen hatten, erwählten sie ihn zum Erzbischof Serbiens und seinem Bruder schickten sie Königsszepter und prachtvolle Krone. Zu Žiča krönte ihn Sava zum serbischen Könige und bald gründete er zwölf Bistümer. Nachdem er der Religion feste Stütze gegeben und das Volk aufgeklärt hatte, ernannte er zu seinem Nachfolger Arsenius und begab sich nach Palästina. Auf dem Rückwege reiste er durch Konstantinopel, kam nach Trnovo und starb dort nach dem Wassereinweihungsfeste. Später hat sein Bruder (so heißt es dort) Vladislav seine Reliquien nach Mileševo gebracht, woher sie endlich die Türken nach Vračar überführten und dort verbrannten.

Zwei Sachen sind es, welche bei diesem Liede auf den ersten Blick auffallen und welche sofort den unvolkstümlichen Ursprung dieses Liedes und die übersichtliche Darstellung eines Gebildeten aufweisen. Vor allem die lange Dauer der Handlung, welche nicht ein Moment aus seinem Leben, sondern die ganze Lebenslaufbahn und sogar die Schicksale nach dem Tode umfaßt so wie bei den Liedern des Andrija Kačić; zweitens die historischen Angaben, mit allen Details, welche richtig sind, sind ganz und gar fremd den Volksliedern. Wie wäre das möglich, daß man Priština, Athos (diesen ungewöhnlichen griechischen Namen für Света Гора), Vatoped, den Erzbischof Arsenius, sogar Nicea und den griechischen Patriarchen German, die Verbrennung am Vračar und die Transferierung nach Mileševo erwähnt, die Angaben der neu gegründeten Bistümer gibt, ohne dabei Fehler oder Verwechslungen oder Anachronismen zu begehen, wie es den Volksliedern eigen ist? Dieses Lied kann unmöglich in der Gestalt, wie es jetzt vor uns steht, im Volke gelebt und die ganzen Schicksale der anderen Lieder mitgemacht haben, denn sonst hätte es dasselbe Los gehabt.

Das andere ist der hinkende Versbau, mit manchen interessanten Fehlern

in der Sprache und Metrik, was uns überzeugt, daß das Lied unmöglich aus dem Volke stammt. Denn wäre das Lied im Volke gewesen, so wären schon längst auch die vielen Unregelmäßigkeiten beseitigt und ausgeglichen. Das ist also ein Lied, das möglicherweise von einem Mönche oder Priester stammt, der in Annalen und Genealogien einen Auszug aus dem Leben Sava's von Domentijan oder Theodosius gelesen, und um es populär zu machen, den gelesenen Inhalt ganz einfach in die Form des Volksliedes gekleidet hat. Es bringt uns endlich nichts anderes als was wir aus den erwähnten Biographien schon kennen; es hat kein einziges Element in seiner Darstellung, welches etwas selbständigeres, volkstümlicheres aufzuweisen hätte. Da haben wir nicht jenen echten Ton der Volksepik, die Bilder und die bunte Ausdrucksweise, welche uns sogar in der Petranović'schen frommen Version begegnen. Die Rede fließt so matt, ist manchmal so gezwungen, daß man ohne weiteres schon daraus auf unvolkstümlichen Ursprung schließen kann.

Zum Beispiel: Браћо моја и господа драга!
Отишо је у лов у планину,
По његовом старом обичају.
Слуге дошле а детета нема;
Лако може да се догодило,
Да су њега зверови растргли,
Ил зли људи куд у лов га вргли.
Ко ће знати куд је и како је,
Где ћемо га сад тужни тражити.

Oder: Светли краљу молимо те лепо!
Немој на нас да се ти разгњевиш;
Пити на нас ни на твога сина.
Јер је тако дато са висина.
Од њега ће бити што и више,
У томе га сам Бог руководи,
Отлични је од нас свију овди.

Wir haben es hier also mit einer Art solcher Lieder zu tun, wie die von Kačić sind: volkstümlich der äußersten Äußerlichkeit nach. Ähnliche Eigentümlichkeiten hat auch Kačić's Lied über den heil. Sava. Daß das Lied von einem Gebildeten herrührt, berechtigt uns auch der Umstand zu glauben, daß wir auch auf die Reime stoßen, die etwas häufiger vorkommen und in solcher Weise, wie wir es bei den echten Volksliedern nicht zu finden gewöhnt sind:

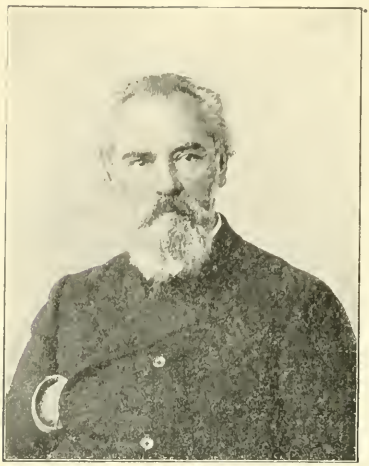
Милог сина Немање Стефана,
Оданијега великог жупана.

Oder: Родитељи горке сузе лију,
И за милост вишњему вапију.

Oder: Мајка божја њега је позвала;
И Србију просветит' му дала ете.

Vladimir Corović.

† Alexander N. Wesselofsky.



A. Wesselofsky

Unsere Zeitschrift hat im Oktober vorigen Jahres einen ihrer ältesten Mitarbeiter verloren, den Petersburger Universitätsprofessor und Akademiker, zuletzt Vorsitzenden der russischen Abteilung in der kais. Akademie der Wissenschaften, Alexander Wesselofsky. Der Schreiber dieser Zeilen fühlt den Schmerz über diesen großen Verlust, der die wissenschaftliche Welt Rußlands getroffen, um so lebhafter, als er seit der ersten Begegnung im Jahre 1872 in Petersburg fast ununterbrochen in nahen Beziehungen inniger Freundschaft und Solidarität wissenschaftlicher Interessen zu dem Verstorbenen stand, die sich namentlich durch ihre gemeinsame Wirksamkeit an zwei Anstalten, Universität und Akademie, in den Jahren 1880—1886 unvergeßlich machten. Wesselofsky war ein glänzendes Talent von ungewöhnlichem Wissensumfange, die ausgebreitetsten Kenntnisse der Sprachen und Literaturen stützten sich bei ihm auf ein wunderbares Gedächtnis, einen großen Scharfsinn und feinen Geschmack. Auf dem weiten Gebiete der vergleichenden Literaturgeschichte und Folkloristik galt er seit Jahren als einer der ersten und hervorragendsten Repräsentanten in ganz Europa.

Im Jahre 1838 in Moskau geboren — sein Vater war Offizier, seine Mutter von deutscher Abstammung — absolvierte er das Gymnasium und die Universität in seiner Vaterstadt. Unter seinen Lehrern übte den größten Einfluß auf ihn aus jener hervorragende Gelehrte Rußlands, den man nicht mit Unrecht den russischen Jakob Grimm genannt hat, Professor Th. Buslajev. Von diesem hatte er die Liebe zur kritischen Erforschung der alten Literaturdenkmäler überkommen, nur die mythologisierende Richtung seines Lehrers gab er bald auf und schloß sich den Anhängern der neueren, hauptsächlich durch Benfey vertretenen Schule an. Dieser Wandlungsprozeß vollzog sich bei ihm während seines mehrjährigen Aufenthaltes im Ausland, namentlich in Deutschland und Italien. Zuerst reiste er nach Spanien, dann von der Universität mit der Anwartschaft auf eine Professur ins Ausland »kommandiert«, hielt er sich hauptsächlich in Deutschland (Berlin) auf, aber von dem glänzenden Mittelalter Italiens mächtig angezogen, kehrte er nach Ablauf der ihm offiziell gewährten Studienzeit nicht gleich nach Moskau zurück, sondern ließ sich auf eigene Kosten in Italien (Florenz) nieder, wo er mit Eifer das Studium der

mittelalterlichen Literatur betrieb. Seine erfolgreichen Nachforschungen auf diesem Gebiet, die er in den Jahren 1866—1868 in vier Bändchen unter dem Titel »Il Paradiso degli Alberti« in Bologna herausgab, machten ihn mit den gelehrten Kreisen Italiens bekannt. Die Italiener zählten ihn von da an gern zu den ihrigen. Die Resultate seiner italienischen Forschungen bildeten zwei Jahre nachher, als er nach Moskau zurückkehrte, in russischer Umarbeitung das Thema seiner Magisterdissertation (1870: Вилла Альберти. Новые матеріалы для характеристики литературнаго и общественнаго перелома въ Итальянской жизни XIV—XV столѣтія). Um gleich anzuknüpfen, sei es bemerkt, daß nach vielen Jahren Wesselofsky abermals das Gebiet dieser Jugendforschungen aufnahm, indem er 1893—1894 zwei starke Bände über »Boccaccio, sein Milieu und seine Zeitgenossen« russisch herausgab, ein bedeutendes Werk, das namentlich in Italien vollauf gewürdigt worden ist. Doch inzwischen hatten in Rußland selbst die reichhaltigen Publikationen eines Kostomarov, Pypin und Tichonravov, die auch bei den Südslaven Daničić, Jagić, Novaković) Widerhall fanden, deren Hauptinhalt die romantischen Sagen, Legenden und Apokryphen des Mittelalters bildeten, Wesselofsky's Interesse mächtig angezogen, er fand auf diesem Gebiet viel Material für seine wissenschaftliche Lieblingsbeschäftigung, für das vergleichende Studium der in den mittelalterlichen Denkmälern steckenden Einflüsse und Berührungen, die sich von einer Literatur in die andere verpflanzen und selbst bis in die geistigen Produkte des Volkes eindringen. Sein erstes in dieser Richtung geschriebenes Werk galt der wissenschaftlichen Analyse des Sagenkreises über »Salomon und Kentauros« (Сказанія о Соломонѣ и Китоврасѣ), das ihm 1872 den Doktorgrad und die Professur für die vergleichende Literaturgeschichte an der Petersburger Universität einbrachte. An dieser Anstalt wirkte er von da an bis an sein Lebensende. Jetzt begann auch seine lange wissenschaftliche Arbeit, reich an überraschenden Kombinationen und Nachweisen innerer und äußerer Beziehungen zwischen dem Inhalt russischer Sagenstoffe, Legenden und Bylinen und ihren Anklängen in anderen Literaturen. Diese Forschungen erschienen in zwangloser Aufeinanderfolge bald in den Записки und dem Сборникъ der russischen Abteilung der kais. Akademie der Wissenschaften, bald im Журналъ нар. просв. oder Вѣстникъ Европы, bald im Archiv für slav. Philologie, oder in der Russischen Revue u.s.w. Daneben lieferte er hauptsächlich im Journal des Ministeriums zahllose Besprechungen der neuesten Erscheinungen aus fremden Literaturen, namentlich folkloristischen Inhaltes, worin er aus dem reichen Vorrat seiner großen Belesenheit treffende Zusätze und Erweiterungen oder auch Berichtigungen gab. Die Fülle des im Laufe von mehr als zwei Dezennien von ihm Gebotenen ist so groß, daß seine Schüler und Verehrer einen wahren Dienst jedem auf diesem Gebiete arbeitenden Fachgenossen dadurch erwiesen haben, daß sie zuerst im Jahre 1888 und nachher in erweiterter Auflage im J. 1895 einen Указатель zu Wesselofsky's Werken herausgaben. Vor kurzem ist auch von dem gewissenhaften P. Simoni ein bis zum J. 1905 reichender gedrängter bibliographischer Überblick erschienen unter dem Titel: Къ XL-лѣтію учено-литературной дѣятельности профессора и академика А. Н. Веселовскаго (СПбгъ 1906. 8°. 11).

Um nur auf die wichtigsten Werke des Verstorbenen kurz hinzuweisen, sei es erwähnt, daß er in den Jahren 1879 bis 1891 vierundzwanzig Beiträge unter dem Gesammttitel »Разыскания въ области русскихъ духовныхъ стиховъ«, zusammen in sechs Teilen lieferte; daß in den Jahren 1886 und 1888 zwei Bände seiner umfangreichen Forschungen »Изъ исторіи романа и повѣсти« erschienen; daß er in den Jahren 1881 und 1884 elf Abhandlungen zur Frage über den Ursprung der russischen epischen Lieder (Южнорусскія былины) herausgab und außerdem in dem Journal des Ministeriums für Volksaufklärung zwischen 1885 und 1896 achtzehn kleinere Beiträge unter dem zusammenfassenden Titel »Мелкія замѣтки къ былинамъ« publizierte. Selbstverständlich habe ich damit das von Wesselofsky auf diesem Gebiete Geleistete nicht erschöpft. Uferlos breiteten sich seine Forschungen aus, die endlichen Resultate waren selbst in den Hauptzügen nicht abzusehen. Diese zum Teil in der Natur der Sache, zum Teil in seiner Forschungsmethode begründete Überschwänglichkeit, sowie der Umstand, daß gerade auf dem so interessanten Gebiete der Bylinenforschung seine Gesichtspunkte von einem der hauptsächlichsten Mitforscher (Vsevolod Miller) nicht geteilt wurden — scheint in den letzten Jahren seine Begeisterung für dieses Gebiet etwas abgekühlt zu haben. So erkläre ich mir, warum er später zu dem romanisch-germanischen Mittelalter und zur italienischen Renaissance zurückkehrte, zugleich aber ein ganz neues Gebiet, die russische Romantik des XIX. Jahrh., zu pflegen anfing. Es ist geradezu erstaunlich, mit welch' glänzendem Erfolg Wesselofsky den sentimentalen Žukovskij zum Gegenstand seiner tiefsinnigen, nicht ganz zu Ende geführten Forschungen machte. Das Hauptwerk erschien 1904. Das Bild des Dichters gewinnt seit dieser Behandlung neue Züge, manche bisherige Ansicht muß jetzt aufgegeben werden. Unter den Leistungen Wesselofsky's aus der letzten Periode möchte ich noch auf seine tiefsinnigen Beiträge zur Poetik in ihrer geschichtlichen Evolution hinweisen, das sind seine Abhandlungen: »Изъ введенія въ историческую поэтику« (ЖМНПр. 1894, Maiheft), »Изъ исторіи эпитета« (ib. 1895, Dezemberheft), »Эпическія повторенія какъ хронологическій моментъ« (ib. 1897, Aprilheft), »Психологическій параллелизмъ и его формы въ отраженіяхъ поэтическаго стиля« (ib. 1898, Märzheft) und zuletzt »Три главы изъ исторической поэтики« (ib. 1898, April- und Maiheft).

Ich höre, daß man mit dem Gedanken umgeht, Wesselofsky's Gesammelte Werke herauszugeben. Wenigstens die durch viele Jahrgänge des Journals des Ministeriums der Volksaufklärung zerstreuten Beiträge würden vor allem verdienen gesammelt zu werden. Es ist nicht immer leicht, dem Gedankengang Wesselofsky's genau zu folgen. Seine Heranziehung von Parallelen aus entlegensten Literaturen, die er zumeist im Original ohne Übersetzung zitiert, stellt an den Leser die größten Anforderungen, namentlich rücksichtlich der Sprachkenntnisse. Sehr oft wird seine Beweisführung abgebrochen, ohne zum Abschluß zu kommen, man sieht das Endziel, auf das er losgeht, gar nicht oder nur in sehr nebelhaften Umrissen. Einzelne Abhandlungen sind reich an episodenhaften Einschaltungen, die man nach dem Hauptinhalt gar nicht erwarten würde darin zu finden. Darum müßte eine Neuaus-

gabe seiner Werke mit vielen Hinweisen, mit genauen Wort- und Sachverzeichnissen versehen sein. Wesselofsky hat soviel geschrieben und geleistet, daß es vielleicht einige Generationen des Nachwuchses dazu bedürfen wird, um an dem reichen Inhalt des Gebotenen kritische Sichtung durchzuführen. Wesselofsky war nicht nur ein außerordentlich belesener, gelehrter Mann, er war auch ein feingebildeter, humaner, europäisch gesitteter Mensch von liebenswürdigem, aber festem Charakter, fest namentlich in der Überzeugung, daß alles Gute und Edle der europäischen Kulturentwicklung auf den russischen Boden verpflanzt und hier sorgfältig gepflegt werden soll. Möge sein Andenken, die Frucht seines reichen Wissens lange im Gedächtnis der Nachwelt leben, der verwaiste Freund wird bis ans Lebensende in unwandelbarer Treue seiner gedenken. *V. J.*

† Marin St. Drinov.

М. Дринов

Am 28/II. 13/III. 1906 starb in Charkow Professor der Slavistik an der dortigen Universität Marin St. Drinov, ein Bulgare von Geburt (im 68. Lebensjahre). Er war in Panagjuriste in Rumelien geboren, wo er auch den ersten Unterricht genoß und nachher Lehrer wurde. Der Drang nach höherer Bildung brachte ihn nach Rußland, an die Moskauer Universität, die er im Jahre 1865 absolvierte. Als Erzieher in einer sehr vermögenden russischen Familie kam er in den nächstfolgenden Jahren in die Lage, in mehreren Städten des Auslandes (Prag, Rom, Genf) sich aufzuhalten, wo er in den Bibliotheken fleißig slavischen Studien oblag; in Rom studierte er u. a. die mittelbulgarische Übersetzung der Manasses-Chronik. Erfüllt von dem Interesse für die geschichtliche Vergangenheit sowie die gegenwärtige Lage seines Vaterlandes, betrieb er vor allem das Studium der Geschichte Bulgariens, wovon als die ersten Früchte erschienen in Wien im J. 1869: 1) Поглядъ върху произхождението на българский народъ (8°. VIII. 100), 2) Исторически преглядъ на българската църква отъ самото й начало и до днесь (8°. VIII. 188). Einige Jahre nachher schrieb er in russischer Sprache als Magisterdissertation: »Заселеніе балканскаго полуострова славянами« (Moskau 1873. 8°. 174, SA. aus Чтенія 1872, кн. IV). Für die bulgarische Sprache gab er 1869—1871 in Danov's Kalender Периперуй ein Programm zur Sammlung der dialektischen Eigentümlichkeiten heraus und in II разд. спи-

canie 1870, II schrieb er über die bulgarische Orthographie. Auch die Kirchenfrage interessierte ihn (Бесѣда 1871). Im Jahre 1873 erlangte er die Professur der Slavistik in Charkow, wo er auch bis an sein Lebensende wirkte, mit kurzer Unterbrechung in den Jahren 1877—78, die er als Mitglied der provisorischen russischen Verwaltung in Bulgarien zubrachte. Seine Doktordissertation bildete die im J. 1876 ebenfalls in den Moskauer Чтенія erschienene wichtige Forschung »Южные славяне и Византія въ X вѣкѣ« (8°. 152). In der Monographie über die Besiedelung der Balkanhalbinsel durch die Slaven hatte er den Zeitpunkt der ersten Bewegung der Slaven nach dem Süden bis in das Ende des II. Jahrh. unserer Zeitrechnung hinaufgerückt. Diese Behauptung wurde später angefochten, doch bleibt in jener Schrift immerhin manche treffende Bemerkung. Das zweite Werk hellt vieles aus der ältesten Geschichte der südslavischen Stämme (Bulgaren, Serben, Kroaten) und ihrer allmählichen Staatenbildung auf, namentlich sucht es auch die Nordgrenze der bulgarischen Herrschaft im IX. Jahrh. genauer zu bestimmen, was für die Frage über die Verbreitung der kirchenslavischen Sprache von Wichtigkeit ist. Bei der Lückenhaftigkeit der damaligen Dialektforschung wird man sich auch nicht darüber wundern, daß Drinov nach dem Vorgange Rački's in dem čakavischen Dialekte der Kroaten Dalmatiens und der Inseln das Residuum einer vor der Ankunft der Kroaten daselbst ansässig gewesenen slavischen Bevölkerung erblickte. Dasselbe galt ihm auch von dem Resavadialekt Ostserbiens und von den dialektischen Eigentümlichkeiten Montenegros (vergl. Засед. 129—130, Южн. сл. 140—141). Ob der Verstorbene auch später noch nach den dieser Frage gewidmeten Abhandlungen von Jagić, Rešetar und Oblak an seiner früheren Ansicht festhielt, konnten wir nicht in Erfahrung bringen. Wir neigen uns heute jedenfalls mehr dem Standpunkt der Annahme allmählicher Übergänge zu und suchen einen gewissen Dualismus nicht mehr wie die früheren Slavisten im Bereich des Serbokroatischen, sondern eher zwischen dem östlichen bulgarischen und dem westlichen serbokroatisch-slovenischen Zweig. Diese Beobachtung stützt sich namentlich auf die prinzipiell verschiedene Behandlung der Vokale ъ und ь innerhalb der östlichen und westlichen Hälfte der Südslaven. Nimmt man (mit Prof. Kočubinskij) an, daß die Bildung des Neubulgarischen auf der Annahme des Slavischen seitens der romanisierten Thraker und einigen damit zusammenhängenden Sprachverderbnissen beruht, so ist jedenfalls auch die Voraussetzung richtig, daß die Gruppe der slavischen Mundarten, aus welchen das Bulgarische hervorging, merklich verschieden war von der serbokroatisch-slovenischen Gruppe.

Aus anderen Arbeiten Drinov's, die auf die Geschichte der Südslaven Bezug nehmen und in verschiedenen Zeitschriften (bulgarisch in Периодическо списание) erschienen sind, seien hervorgehoben: 1) die Anzeige der Geschichte Bulgariens von K. Jireček (erschienen in Пер. сп. 1876, in Čas. čes. muz. 1876 und in Archiv II. 168—177), 2) die Anzeige der Monographie Th. Uspenskij's Образованіе второго болгарскаго царства (Beilage Nr. 8 zum 39. Band der Akad. Записки) und 3) die Abhandlung »О нѣкоторыхъ трудахъ Димитрія Хоматіана« (in Визант. Врем. I. 319—340, II. 1—23). Außerdem verdient Beachtung die im Journal des Minist. der Volksaufklärung 1885, Märzheft gedruckte Abhand-

lung »Новый церковнославянскій памятникъ съ упоминаніемъ о славянскихъ первоучителяхъ« (vergl. Archiv X. 303 ff.). Hier kommt die Doxologie auf die Slavenapostel vor und Klemens v. Bulgarien wird Bischof »Великые Моравы« genannt, woraus Drinov folgerte, daß die bekannten Bezeichnungen *Βελίζας* (bei Ducange *Βελίζας*) und in slav. Texten »епископъ величьскыи« eigentlich nicht auf Makedonien zu beziehen seien, sondern auf Mähren Bezug haben. Darnach wäre also nicht nur die frühere Annahme Šafařík's, sondern auch die gewiß nicht stichhaltige Änderung Golubinskij's von величьскъ in Бѣличскій (Извѣстія IX. B. 345—546, 1904) zu berichtigen. — In ethnographischer Beziehung ist lesenswert die Abhandlung Drinov's »О языкѣ, народныхъ пѣсняхъ и обычаяхъ дебрскихъ славянъ«, geschrieben 1888 aus Anlaß der Ausgabe des bekannten Buches Jastrebovs. Drinov nimmt in dieser Broschüre gegenüber dem serbischen Standpunkt Jastrebovs den bulgar. Charakter der makedonischen Debra-Slaven in Schutz. Manche Bemerkungen Drinovs betreffen auch die Slavafeier.

Drinovs Forschungen berührten ferner eine Reihe von Fragen aus der politischen, kirchlichen und der Literaturgeschichte der Bulgaren (z. B. über Paisius und Sofronius), oder aus dem Volksleben (»Мѣдно гумно« im Jubiläumssbornik 1900). Immer richtete er sein Augenmerk auf die Sitten und Bräuche des Volkes und auf die Eigentümlichkeiten der Sprache. Erwähnenswert sind seine Besprechungen der Wörterbücher von Duvernois und Gerov, des Werkes von A. Kalina und seine im Archiv IV, V und VII erschienenen Beiträge. Unter letzteren ist namentlich die im V. Bande erschienene Abhandlung über die Laute ѫ und ъ im Neubulgarischen sehr wichtig. Drinov unterscheidet nach der Vertretung jener Laute im Neubulgarischen vier Gruppen von Dialekten. Die neuesten Forschungen Conev's und Miletič's basieren die Gruppierung der bulg. Dialekte auf Ѣ. Bekanntlich hat jede solche Heraushebung eines einzigen Merkmals zum Einteilungsprinzip ihre Schwierigkeiten und Bedenken. Immerhin wirkte die Abhandlung Drinov's befruchtend auf die nachfolgenden Forschungen Oblak's, Lavrov's und Ščepkin's.

Drinov gebührt ein Ehrenplatz in den Annalen der Slavistik und ihrer Fortschritte. Nähere bibliographische Angaben über seine Schriften findet man in dem im Jahre 1900 in Sofia erschienenen »Сборникъ« von Zlatarskij und in meiner Studie, die in dem ihm zu Ehren gedruckten Charkower »Сборникъ« erscheint. Fachgenossen und gelehrte Gesellschaften haben den Verstorbenen verehrt und ausgezeichnet, ich füge aus meinen persönlichen Beziehungen zum unvergeßlichen Lehrer hinzu: seine bei aller Gelehrsamkeit seltene Bescheidenheit und Bereitwilligkeit, den Jüngern der Wissenschaft in verschiedensten Abzweigungen der slavischen Philologie immer mit väterlichem Rat beizustehen. Mögen diese ausgezeichneten Eigenschaften des wahrhaft gebildeten und humanen Mannes der jungen Generation als leuchtendes Vorbild dienen. *Boris Ljapunov.*

† Martin Hajnal.

Ein junges vielversprechendes Leben ist erloschen. Prof. Ásbóth aus Budapest teilt mir mit, daß daselbst vor kurzem M. Hajnal, der Verfasser jener Abhandlung, die in diesem Bande des Archivs (XXVIII. 315—321) erschienen ist, an der Lungenschwindsucht starb. Der jugendliche Verfasser der besagten Abhandlung hatte sich bei mir mit folgendem Schreiben eingeführt:

Als ich als Stipendist der ungarischen Regierung auf der Universität zu Agram kroatische Literatur studierte, beschäftigte ich mich besonders mit der kajkroatischen Literatur, um den eventuell konstatierbaren Einfluß der ungarischen Literatur feststellen zu können. Als Resultat dieser Studien schrieb ich eine Abhandlung »Madarski utjecaj na kajkavsku književnost«, wo ich mich im I. Teil mit Pergošić, im II. mit Krajačević-Petretić, im III. mit der Zrinijada (darüber ist in ung. Sprache in der Zeitschrift für Philologie von mir eine Abhandlung erschienen unter dem Titel »Karnarutić und die Zrinijade, XXIX: 111—125, 200—213, 279—297), im IV. mit Vramec, dessen Kronik auch ein ungarisches Werk zur Quelle hat, und im V. mit sonstigen Quisquilien beschäftige. Prof. Šurmin urteilte außerordentlich günstig über diese Abhandlung. Den zweiten Teil wäre ich so frei, in deutscher Übersetzung Euer Hochwohlgeboren zuzusenden mit der demütigen Bitte, mögen Sie die Güte haben, es gelegentlich durchzulesen und wenn es wert ist im »Archiv f. sl. Philologie« zu veröffentlichen.

Martin Hajnal, Studiosus philologiae.

Ich hatte die Abhandlung in unsere Zeitschrift aufgenommen und freue mich, daß der sympathische junge Mann, den ich auf einen Augenblick in Wien sah, sie noch im Druck erschienen sehen konnte. Mögen seinem Beispiele bald andere folgen. *V. J.*

Sachregister.

Badnjak in der ungar. Überlieferung 601 ff.
Böhmisch, Deutung der Ursage 150 f.; älteste Sprichwörtersammlung 284 ff.; Paraphrase des Pinician (XVII. Jh.) 79 ff.; Prosodie u. Metrik bei Erben 94 ff.; 292 ff.; Literaturgeschichte, Schulbücher 401 f.; moderne, 403 ff.; das Böhm. an der Olmützer Universität 623 ff.
Bruère, Leben u. Werke 52 ff.

Conjugation s. Imperfect, Infinitiv, Futurum, Verbum.
Cyrill und Method, Allgemeines 161; Lamanskij's Ausführungen über Einzelnheiten der Vita Cyrilli im Auszuge von Jagić, 162—186; Brückner's zwölf Thesen u. zwei Nachträge über das Wirken und die Legenden, 186—229; Franko's Beiträge zur Quellenkritik, speziell über die Auffindung der Clemensreliquien, 229—255; Grab, Grabinschriften u. Wandmalereien in der Clemensbasilica in Rom, neue Aufnahme 421 ff.; angebl. Fortleben des Cyr. Method. Werkes bei den Polen 614—623.

Debre, seine Lage 465.
Deklination der Nomina im Altkirchenslav., Rezension der Ansichten von Ljapunov (Fortunatov), 117 ff.
Dialektologie, poln., 568 f.

Entnasalierungen im Slav. 1—17.
Etymologien slav. Wörter 481—507; Lehnwörter 467 f.; 505—539; andere Etymologien 1 ff., 160 u. 451 ff.

Freisinger Denkmal u. e. Klemenshomilie, neue Parallele 256 ff.
Futurum, kirchenslav. Reste 35 f.

Gorskij Vijenac, italienische Übersetzung, 418 ff.
Graphik, Bestimmung der Glagolica 218 ff.; was Chrabr bezweckte 220; vgl. Runen.

Hühneropfer u. Kult 85 ff.

Igorlied, poln. Übersetzung 145 ff.
Imperfektum, slav., seine Entstehung 27 ff.
Infinitivstamm, Ursprünglichkeit des litau. 24 f.; die Entstehung von -nąti 25 f.

Kiever Blätter und Prager Fragmente, zur Polemik darüber 472 ff.; Erklärung einer Stelle 478 f.
Kroatien, zeitgenössische Literatur in poln. Beleuchtung 142 ff.; kroatische Volkslieder in der Fälschung von Mérimée, Geschichte der Mystifikation 321 ff.; Analyse seiner einzelnen Lieder 333 ff.; Beiträge zur kajkroatischen Literatur, des Jesuiten Krajačević-Sartorius (nicht Petretić) 315—321.
Kyrikos, Hühnerheiliger 84 ff.

Lechisch, Eigentümlichkeiten dess. 266 ff. (Palatalisation, Nasale, tart u. a.).
Literaturgeschichte, s. Böhmisch, Polnisch, Russisch; Biographien, s. Bruère, Ritter-Vitezović; Nekrologe, Kalina 480; A. N. Wesselofsky 634 f., Drinov 637 f., Hajnal 640; Briefe, Palacký an Virozsil 628; s. kroatisch.

Method. s. Cyrill.
Mikorzyner Steine, ihre Unechtheit, s. Runen.

Neuslovenisch, Chrestomathie, krit. Anzeige 152 ff.; vgl. die Ordninga, Druck vom J. 1564, 468; Freisinger Denkm.; Präsens.

Ortsnamenerklärung, polabische 264 f.

Poljica, Land u. Leute 430 f.
Polabisch, Erklärungen von Lauten, Formen u. Worten 433 ff.; das gefälschte Vaterunser Müllers 444 ff.; deutscher Einfluß 435 ff.

Polnisch, Literaturbericht für 1903—1905, Zeitschriften 539 ff.; Mittelalter (Sophienbibel, Bogurodzica u. a.) 554 ff.; XVI. Jahrh., zumal Rej, 550 ff.; XVII., 557 ff.; XVIII, 559 f.; XIX., 562 ff.; grammatisches 567 ff.; historisches 570 ff.; s. Runen; Cyrill-Method.
Präsens perfektiver Verba im Sloven. 40 ff.; vgl. Verbum.

Ragusa, M. Bruyère Desrivaux als ragus. Dichter 52 ff.
Runen, slav., Werk von Leciejewski, Zurückweisung der Angaben, speziell über die Mikorzyner Steine 385 ff.
Rumänen, Volksglaube aus slav. Motiven 575 ff.
Russisch, Literaturgeschichte, Anzeige 129—138; romantische Richtung, deren Geschichte 409 ff.; Volksmärchen, übersetzt 392 ff.; s. Nekrologe (Wesselofskij).

Sava, h., Datum der Verbrennung der Reliquien 90—93; Lieder von seinem Weggang zu den Mönchen 621 ff.
Serben, ikavischer Dialekt im Königreich 125—128; kroatische protestantische Literatur 468 ff. (Kirchenordnung; Hagelpredigt); italienische Studien zur Literaturgeschichte 416 f.; Biographisches, zu Ritter-Vitezović, 593—600; die serb. Volkslieder in der deutschen Literatur 351 ff. (Asanaginica bei Goethe u. a.); wer übersetzte die Lieder bei Förster? (Kopitar, nicht Grimm), 584 ff.; über Volkskunde (Poljica), Volksspiele 430 f.
Sprichwörter, Sammlung kleinruss., angez. 395 ff.; s. böhmisch.
Skythische Namen u. Worte, bei Herodot 449 f.

Verbum, Klassifikation desselben durch Dobrowsky 17, Miklosich 19, Schleicher 21, Leskien 21, Jagić 23; s. Konjugation etc.
Wörterbücher, moderne, praktische 431 f.

Namenregister.

Abraham 570.
Adalberg 284.
Adamović 55.
Afanasjew 392 ff.
Agić 74.
Albinoni 327.
Aleti 63.
Allatius 229.
Altesti 62.
Andrić 355.
Andrović 56.
Appendini 53, 68.
Asbóth 610 ff.
Askenazy 514.

Babiaczyk 554 f.
Bajamonti 354.
Balzer 540.
Bartocha 623 ff.
Baryka 546.
Baudouin de Courtenay 261 ff., 511.
Belić 125—128.
Bem 564.
Berezowski 546.
Bernacki 546.
Bersohn 575.
Biegeleisen 566.
Bielski 552.
Bild 78 f.
Blattner 432.
Boček 624 f.
Bowring 330.
Brandt 460.
Bratić 431.
Brentano 587.
Bruchnalski 543 ff.
Brückner 129 ff., 139 ff., 186—229, 262 ff., 284 ff., 539—575, 616.
Bruère 52 ff.
Brugmann 118, 160.

Callier 432.
Callimach 499.
Camblak 543.
Cankar 157.
Caro 542.
Cassius 359.
Čelakovský 284 ff., 374.
Chalanskij 373.
Chaumette-Des-Fossés 349.
Chlebowski 552.
Chmiel 556.
Chmielowski 504, 506.
Chrabr 168, 222.
Chrzanowski 545 ff.
Chiudina 418.
Chybiński 497.
Ciszewski 373.
Ćorović 629—633.
Costin 575.
Ćulić 70.
Čupr 97.
Ćurčin 323, 351.
Czapla 544.
Czermak 566.
Czubek 545 ff.

Dąbczańska 550.
Dąbkowski 564.
Daszyńska 566.
David 63.
Dedić 431.
Demetrius (Pseudo-) 513.

Denis 353.
Desrivaux 52 ff.
Dietrich 392.
Dobrovský 17, 95, 374. 624.
Donath 76—83, 400—408.
Drinov † 637—639.
Drogoszewski 562.
Dziama 559.

Endselin 453.
Erben 94 ff., 292 ff.
Erjavec 154.
Erzepki 559.
Estreicher 539.

Fabris 53.
Feifalik 285.
Feldman 563.
Ferić 74, 355.
Filon 333.
Finkel 540.
Flajšhans 97, 284—292, 401.
Flaška 284.
Förster 584 ff.
Fortis 69, 323 ff., 358 ff.
Fortunatov 117 ff., 458.
Frankl 372.
Franko 229—255, 396 ff.
Friedrich 181, 244 ff.

Gagić 56.
Galič 410.
Gaster 576—583.
Gawiński 546.
Gebauer 21.
Gelzer 184.
Gerber 396.
Gerhard 330 f.
German 432.
Gjalski 142.
Gjorgjić 52.
Gloger 553 f.
Goethe 331 f., 357 ff.
Goetze 372.
Goral 542.
Gorskij 182 f.
Goszczyński 565.
Götz 244 ff.
Grabowski T. 545.
Grabowski T. St. 142 ff.
Grimm Jak. 358 ff., 584.
Grün Anast. 372.
Grunskij 472 ff.
Gubrynowicz 559.
Gumplowicz 621 f.

Hahn 566.
Hajnal 315—321; † 639.
Hattala 20.
Hanyi 363.
Hanuš J. 406.
Havlíček 407 f.
Haxthausen 587.
Heck 540 ff.
Hecker 585.
Hegendorfinus 554.
Hempel 449.
Herder 354 ff.
Hilferding 182, 434 ff.
Hintz 444.
Hirt 37 f., 125 ff.
Hoesick 562.
Horák 29.
Hus 401.
Hýsek 623—627.

Jacimirskij 543.
Jagić 17—36, 117—125, 161, 162—186, 256, 260 f., 319, 385—392, 431 f., 468 ff., 479, 480, 634—637, 639 f.
Jakubec 408.
Jarecki 567.
Jelić 422.
Jensen 377.
Iljinskij 87, 160.
Jokl Ferd. 95.
Jokl Norb. 1—17.
Jugler 444 f.
Ivanišević 430.
Ivić 90—93, 628.

Kabelík 405.
Kačić 353 ff.
Kalina 275, 435, 439 f., 480.
Kallenbach 566.
Kałużniacki 84—89.
Kamper 404.
Kapper 371 f.
Karbowiak 571.
Karinskij 473 f.
Karłowicz 539.
Kasumović 53, 353.
Kaznačić 72.
Kętrzyński 573.
Kette 156.
Kidrič 152—157, 614—623.
Kirste 418.
Klácel 405.
Klaczko 562.
Klemens von Bulgarien 256 ff.
Koblischke 261—283, 433—449.
Kochanowski 540.
Kochanowski P. 546.
Kolendić 75.
Kollár 386.
Kołłątaj 560.
Konrad von Halberstadt 285.
Kopitar 355 ff., 584 ff.
Korun 152.
Kossowski 554.
Koubek 406.
Kozmin 409.
Krajačević 315 ff.
Král 97 f., 116.
Kranjčević 143.
Krasiński 566.
Kraushar 560 f.
Kreglianović 327.
Kretschmer 159.
Kryński 539 f.
Krzywicki 573.
Krzyżanowski 543 f.
Kühnel 570.
Kujot 544.
Kunik 182 f.
Küzmics 45.

Lamanskij 162—186, 218.
Leciejewski 385 ff., 551.
Łepki 145 ff.
Leskien 22 f., 33.
Levickyj 145—150.
Levstik 41.
Lidén 36—39, 451.
Ljapunov 117 ff., 478 ff., 637 f.
Likowski 543, 545.
Lippert 150.
Łopaciński 550.
Łoś 539, 567.
Lovrić 326.
Łoziński 558.
Lucerna 351 ff.
Lukaszewicz 545.
Lukaszewski 432.

Mácha 403 f.
Majewski 541.
Małecki 386.
Malinowski 569 f.
Malyševskij 163.
Mauginea 583.
Maretić 373.

Marinović 55.
Marković 362.
Matić 321—350.
Matuszewski 565 f.
Meillet 454 f.
Mejsnar 400 ff.
Mencej 40—51.
Mérimée 321 ff.
Metelko 42.
Meyer Anna 392 ff.
Meyer G. 38.
Miaskowski 543.
Miklosich 19 ff., 35, 42, 69, 98, 360 ff., 451 ff.
Milovac 317.
Milutinović 371.
Miodoński 499.
Mitrović 416 f.
Mosbach 432.
Mourek 432.
Mucke 268, 435 ff., 510 f.
Müller Max 393.
Müller 445.
Mullooly 426.
Murko 351—385.
Murn-Aleksandrov 156.
Mycielski 548.

Nadeždin 411.
Nagy 52—76, 416—421.
Navratil 42.
Nebeský 406.
Nehring 139—142, 555.
Nejedlý 97.
Niederle 450.
Niedźwiedzki 539.
Nikolić 418 ff.
Nitsch 568 f.
Nodier 324 ff.
Nowaczyński 550.
Novák J. V. 402.
Novák A. 400 ff.
Novaković 158 f., 463—467, 629 f.
Nyrop 84.

Oblak 152, 478, 480.
Okoniewski 542.
Osthoff 452, 454.
Ostojić 306.

Palacký 404, 628 f.
Papée 513.
Paprocki 545.
Passendorfer 542.
Pavić, A. 362, 374.
Pavić Emer. 353.
Pázmány 320 f.
Pedersen 25, 37 f., 118 ff., 459, 510.
Pekař 217.
Pelikán 401.
Petrarca 76.
Pergošić 321.
Petranović 630 f.
Petretić 317 ff.
Petrovskij 359, 592.
Piekosiński 386, 556.
Pini 540.
Pinitianus 76 ff.
Pintar 42 f.
Pogorělov 220.
Polanski 267.
Poliński 555.
Polívka 382, 392—399.
Potkański 222 ff.
Potocki J. 449.
Prellwitz 38.
Prochaska 514.
Prohaska 52, 142—145, 409—416.
Przebendowski 542.
Przyborowski 388.
Ptaśnik 543.
Ptaszycki 549, 614 ff.
Pucić 52 f., 71.
Puškin 331 ff.

Ramult 268.
Raymann 96.
Rej 139 ff., 548 ff.
Relković 305 ff.
Rembowski 561.
Rešetar 54 f., 418, 421—431, 468—472.
Resti 61, 67.
Ritter s. Vitezović.
Rossi 422.
Rotčev 412.
Rozwadowski 569.
Ruvarac 90 f., 379.

Šafařík 56, 182, 471, 478.
Sartorius 315 ff.
Schleicher 21, 269, 276, 433 ff.
Schmidt Joh. 33.
Šeklucjan 544 f.
Šembera 626 f.
Sisgoreus 378.
Šišmanov 376.
Sitović 359.
Skarga 553.
Skerlić 324 ff.
Sket 152 ff.
Skok 467 f.
Škrabec 41 ff.
Słowacki 566.
Smetánka 400 ff.
Snopek 593—600.
Sobieski 559, 571.
Sobolevskij 331 f.
Sobolevskij A. 449 ff., 457, 614 ff.
Soerensen 356, 377.
Sokołowski 546.
Šolar 42.
Solikowski 548.
Sorgo 63, 73.
Sović 358 f.
Stach 96, 624.
Staněk 402.
Stanić 632.
Staszic 560.
Steig 584.
Sterzinger 432.
Sten 564.
Stojković 362.
Storoženko 571.
Štrekelj 481—539.
Strítar 41.
Štúr 407.
Šufflay 601—610.
Suphan 585.
Sutnar 94—116, 293—305.
Swieykowski 557.
Syrokomla 504.
Szarzyński 545.
Szcześniak 512, 614 ff.
Szczurat (falsch Swistun) 556.
Szulc 386.
Szymonowic 557.

Talvj 370 f.
Tarnowski 154, 544.
Thal 150—152.
Tobolka 407.
Tokarz 560.
Toturaitis 573.
Tretiak 543, 566.
Tropsch 584—593.
Trubar 41, 48.
Truhlář 285 f.
Turgeniev 145.

Uhlenbeck 459.
Ulanowski 550.

Wachowski 573.
Valjavec 317.

Wallner 150 ff.
Warmiński 542, 544.
Wasilewski 565.
Vasiljevskij 164.
Wawrzeniecki 551.
Werbewczi 321.
Weres 321.
Verković 367.
Wesselofskij A. 128—138.
Wesselofskij A. N. 634 ff.
Vesnić 349.
Wesely 371.
Vidic 470.
Wierzbowski 562.
Wilpert 421 ff.
Virozsil 628.
Vitezović 293 ff.
Wittyg 550.
Vlček 154, 400 ff.
Vocel 404.
Vodnik 42.
Vogl 372.
Vojnović 142.
Wojciechowski K. 559.
Wojciechowski T. 570.
Wolf 43 f.
Vondrák 24, 27 ff., 160, 256—260, 459, 472—478, 479, 618.
Voronov 164.
Wotschke 542.
Vuk 355 ff.
Vukadinović 76.
Vulović 418.
Wynne 323.

Zabłocki 501.
Zamotin 409 ff.
Zamoyski 499.
Zawiliński 541.
Zdziarski 506.
Zimorowic 558.
Živaljević 355.
Zmajević 376.
Zupitza 2 ff., 37.
Zwolski 555.

Wortregister.

ašteržilj 513.

badńak 601 ff.
barnast 508.
bazlo 8.
będak 481.
bě̀hъ, bèahъ 34.
bèlka 515.
beno 482.
blaznъ 1.
bôrs, bôrsch 269.
brędzdati 14.
brzmieć 15.
büd, wüd 601 ff.
budbóka 612 f.
bùdė 39.
burka 482.
burlati 508.
burtati 508.
byšęšte 35.

cądra 510.
cafolet 510.
cákati 510.
camoļika 499.
candra 510.
canka 509.
cár(a) 569.
carda 509.
ceniti 511.
čęstъ 9.
čęstь 15.
chič 460.
chręstьkъ 14.
chrustъ 14.
chъtěti 457 f.
cmoljc 499.
cundra 510.
cvolъ 496 ff.

dbol 496.
deno 482.
dilja 511.
dno 483.
dosti 460.
drąčiti 11.
drągъ 11.
drăsati 3.
dražiti 12.
draznit' 12.
dręslъ 11.
drezgnąti 14.
drjachlyj 11.
drjagva 11.
drjazgъ 10.
droga 13.
drom 454.
druk 11.
drzazga 14.
dupa 483.
dъna 483.
dъnka 482.
dyle 511.

frajati 511.

gałąź 2.
gasat' 3.
glazъ 1.
golja 2.
govèti 484.
grančav 467.
gręznąti 14.
gruzъ 2.

halstra 513.
hasák 3.
hastroš 3.
holštra 512.
honač honak 513.
hora 513.

jaščur 514 f.
jazva 8.
jazъ 8.
jecy, jęcy 8.
jęz,dro 451 ff.
jeza 9.
jezgra 453.
jicen 8.

karâra 516.
katr,y) 517.
kaũkti 37.
kaverza 506.
kavka 37.
kavtre 516.
klojec 517.
klonec 518.
kobka 519.
kocel 466.
kolajna 519.
kon 519.
konk 518.
kopati 500.
koprvadlo 486.
korpelja 520.
korъ 485 f.

kosa 490.
kostel 159.
krasьnъ 4.
krę̨nąti 5.
krinica 5.
krišpet 535.
krnata 520.
kruta 4.

lavor 521.
lavrъ 521.
łazy 2.
lędina 2.
lerio 583.
lit 522.
lorbega 521.

machnuť 5.
majžar 522.
máseka 522.
mita 38.
Morlacken 360.
mošuna 523.
mušon 523.

najaznь 7.
naprasno 2.
natrag 504.
nejęsytъ 9.
nevę̀sta 456.

odra 485.
oklor, roklor 524.
okruta 4.

pâjštva 498.
Papaluga 583.
paraspor 463.
pasmo 6.
pasъ 3.
perplė 39.
pinja 524.
pirogъ 512.
plęsati 9.
porg 269 f.
poša 158 f.
povonь 3.
pražga 6.

pręslo 15.
prnat 525.
prony 3.

rąbъ 110.
rabelj 525.
rachať 7.
rahel 7.
raztoropnyj 503.
reber 486.
remjö 10.
rę̨sa 9.
ret 526.
rjasa 10.
rjasina 10.
rysь 488.

šafti 527.
šajha 526.
ščarъ 499 f.
ščepa 501.
škaram 528.
skopiť 500.
sludy 2.
sluzy 2.
socha 489 ff.
sor 514.
sova 3.
ščavyj 501.
ščepetъ 501.
ščata 529.
špatný 529.
staja 523.
štap 500.
štbol 496.
štekar 502.
stěnь 160.
stevelj 497.
strach 7.
strastь 7.
štrop(a) 530.
stropotъ 495.
struna 494 f.
štur 514 f.
svolъ 496 ff.
šublja 530.
supa 526.
šupa 530.

suraznyj 6.
susolъ 516.
svьstь 455 f.
szczur 514.
szpecić 529.
sztrofa 530.

talér 531.
tasiti 2.
tazať 2.
tělo 160.
tęnь 160.
tir 532.
torop 503.
tovornik 532.
trabun 533.
traca 533.
trag 504.
tragi 534.
tra(g)lje 534.
tranja 535.
trispet 520.
trs 535.
trušec 536.

ulaznyj 8.
ulij 8.
umor 505.
urbas 536.
ures 10.

vadljati 468.
vadvačka 536.
verzti 505.
vetrih 536.
vrnile 517.
vrviti 507.
wrzawa 507.
všegarica 537.

žaladija 467.
zapaska 6.
željar 538.
žiljer 538.
žlombrt 538.
zmija 38.
Zoche 493 f.
zventuljice 539.
zynčel 518.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

BINDING SECT.

APR 14 1975

PG
1
A8
Bd.28

Archiv für slavische Philologie

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY